Blätter für das bayerische Gymnasialsc...

Verein Bayerischer Philologen

Blätter

für das

Bayerische Gymnasialschulwesen,

redigiert von

W. Bauer & Dr. G. Friedlein.

Neunter Band.

München, 1873.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

1874, Nov. 12.
Salisbury Fund.

Inhalts-Verzeichniss.

a) Abhandlungen.

b) Literarische Anzeigen und Recensionen.

Die nicht mit * bezeichneten Werke sind unter den „Literarischen Notizen“ aufgeführt.

c) Verzeichniss der unter der Rubrik „Statistisches“ vorkommenden Personennamen.

Zweites Bruchstück aus „dem Weinbau der alten Römer".

Die *Cella vinaria.*

Becker sagt im Gallus I, S. 95: „Weinkeller ganz oder halb unter der Erde sind den Alten etwas Unerhörtes." Und allerdings beweisen mehrere Stellen der *scriptores de re rustica*, dass die *cella vinaria* der Römer häufig auf ebener Erde sich befand. Dies zeigt Columella (I, 6) ganz unzweifelhaft. Nachdem er nämlich kurz vorher von den Kornspeichern gesprochen hat, *quae scalis adeantur*, fährt er fort: *eadem ratio est in plano sitae vinariae cellae.* Dasselbe geht aus *Varro de re r. 1, 13* hervor. Aber die Ausgrabungen in Pompeji haben zu Tage gefördert, dass unterirdische Keller, so wie wir sie bauen, auch den Bewohnern Altitaliens nicht unbekannt waren und dass Becker Unrecht hat, wenn er wenige Zeilen weiter nochmals betont, eine solche Aufbewahrung des Weines in unterirdischen Räumen sei dem Alterthum überhaupt fremd. Overbeck führt (Pompeji I, S. 250) besonders vier solche Keller an, die in verschiedenen Theilen Pompejis aufgefunden worden sind und im eigentlichen Sinne *hypogaea* oder *apogaea*, so wie wir sie bauen, genannt werden können. Der eine von diesen, in den man auf 12 Stufen hinabsteigt, besteht aus zwei Abtheilungen, in deren einer sich ein tiefer Brunnen befindet. Er ist mit einem spitzbogigen Tonnengewölbe bedeckt, durch das Lichtöffnungen nach dem Peristyl hin gebrochen sind. Die Gewölbe eines andern, zu dem aus dem Peristyl ein schmaler gewölbter Gang allmählig geneigt sich abzweigt, sind eingestürzt. In einen dritten, der sehr geräumig ist, führt eine gepflasterte Einfahrt. Ein vierter endlich, in den ebenfalls eine Treppe hinabführt, befindet sich in einer *villa suburbana* bei Pompeji. Er ist gewölbt und durch kleine Oberlichtfenster aus dem Hofe erhellt und sehr gross, indem er sich unter der ganzen Ausdehnung des Kryptoporticus erstreckt. Zahlreiche Amphoren, die man an die Wände gelehnt fand, beweisen, dass er als *cella vinaria* diente. In ihm fand man 18 Gerippe der während der Katastrophe hieher geflüchteten Familie des Eigenthümers (cf. Krause im Deinokrates S. 561).

Auch Stieglitz spricht in seiner Archäologie der Baukunst S. 259 von einem in den Ruinen von Herkulanum entdeckten Keller, in dem rund umher irdene Fässer eingemauert waren. Winkelmann endlich erzählt (sämmtliche Werke Bd. II, S. 171) von einem Keller in Pom-

peji, der durch ein plattes Gewölbe oder durch eine Horizontalmauer acht römische Palmen breit in zwei Räume, einen obern und einen untern getheilt sei; das Gewölbe von dem obern sei convex wie gewöhnlich, und ein jedes hat nicht mehr als Manneshöhe. In den Löchern des platten Gewölbes standen die spitzigen Amphoren, in deren einer der Wein wie versteinert war und braunschwarz von Farbe.

Schon diese zu Pompeji aufgefundenen unterirdischen Keller berechtigen uns anzunehmen, dass es auch in andern Städten und Villen Altitaliens unterirdische Räume zur Aufbewahrung des Weines gab.

Aber auch aus mehreren Stellen der alten Classiker glaube ich schliessen zu dürfen, dass die *cella vinaria* häufig wenigstens halb unter der Erde lag.

Die Hauptstelle über die *cella vinaria* findet sich bei Palladius I, 18 und ich schreibe sie ihrer Wichtigkeit wegen ganz aus. *Cellam vinariam*, sagt er, *Septemtrioni debemus habere oppositam frigidam, vel obscurae proximam, longe a balneis, stabulis, furno, sterquiliniis, cisternis, aquis et ceteris odoris horrendi: ita instructam necessariis, ut non vincatur a fructu; sic autem dispositam, ut basilicae ipsius forma calcatorium loco habeat altiore constructum, ad quod inter duos lacus, qui ad excipienda vina hinc inde depressi sint, gradibus tribus fere aut quatuor ascendatur. Ex his lacubus canales structi vel tubi fictiles circa extremos parietes currant et subjectis lateri suo doliis per vicinos meatus manantia vina defundant.* Palladius verlangt also ausdrücklich, dass die Kelterstube 3—4 Stufen höher liegen solle als der Keller, damit der Wein aus den Behältern, in die er aus der Kelter floss, durch gemauerte Canäle oder thönerne Röhren in die längs den Wänden des Kellers aufgestellten Fässer geleitet werden könne. Da nun diese Weinbehälter *(lacus vinarii)* meist ausgemauerte Gruben waren, die, wie Ausonius Pompa *(de instrumento fundi c. 18)* des Palladius Worte ergänzend hinzufügt, *in terra depressi erant*, der Grund dieser Weinbehälter also schon mehrere Fuss unter dem ebenen Boden lag, da ferner die Röhren, damit der Wein aus diesen Behältern vollständig bis auf den Grund derselben ablaufen konnte, jedenfalls in den Boden dieser Gruben eingefügt waren, so war es nöthig, zumal da das Ende dieser Röhren bis an den obersten Rand der Fässer, in die der Wein geleitet werden sollte, reichen musste, diese Fässer selbst endlich mehrere Fuss hoch waren, wenn auch manche zum Theil in den Boden des Kellers eingelassen waren, es war nöthig, sage ich, dass der Boden des Kellers viel tiefer gelegt werden musste als der der Kelterstube oder auch der des *lacus vinarius*. Nehmen wir z. B. an, dass der *lacus vinarius* eine Tiefe von zwei Fuss hatte, sodann dass das Gefäll in den Röhren vom Einfluss bis zum Ausfluss einen Fuss betrug und dass endlich alle *dolia* zur Hälfte in den Boden eingegraben waren und also

der Rand derselben, auf den die Mündung der Röhrenleitung gelegt wurde, ungefähr zwei Fuss über den Boden des Kellers herausragte, so musste der Keller wenigstens fünf Fuss tiefer liegen als die Kelterstube. Ja je grösser der Keller war und je weiter die Röhrenleitung längs der Mauern desselben bis an's äusserste Ende geführt wurde, um so tiefer musste, damit ein Fall in den Röhren hervorgebracht werden konnte, der Keller ausgegraben werden. Wahrscheinlich ist es auch, dass es Keller gab, in die, wie wir oben sahen, nicht blos von aussen ein allmählich sich neigender Gang hinabführte, sondern die selbst nach hinten zu etwas geneigt gebaut waren. Dies scheint aus den Worten Varros hervorzugehen, der (I, 13) eine Villa lobt, *si habebat . . cellam vinariam . . ad modum agri aptam et pavimento proclivi in lacum.* Da nämlich der gährende Most nicht selten ein Fass zersprengte, so pflasterte man, wie Palladius (1, 18) genauer angibt, den Keller mit Ziegelsteinen *(testaceo pavimento)*, damit die Flüssigkeit sich in der durch den Keller gezogenen Rinne sammeln und in den im Hintergrunde desselben angebrachten Behälter *(lacus)* abfliessen und wieder benutzt werden konnte, eine Vorsichtsmassregel, die wir auch heutzutage in grossen Weinkellern der Pfalz und im Würzburger Hofkeller angewendet finden.

Eine weitere Stelle, die uns bestimmt anzunehmen, dass die *cella vinaria* nicht selten unter der Erde sich befand, lesen wir bei Vitruv (VI, 11). Aus ihr ersehen wir, dass es häufig vorkam, dass man unterirdische Räume und Gewölbe *(hypogea concamerationesque)* unter den Häusern anbrachte. In diesem Falle verlangt Vitruv, dass die Grundmauern stärker gemacht werden. Diese *hypogea* dienten nicht etwa blos als Gefängnisse für Sclaven, von denen Columella spricht *(I, 6: vinctis quam saluberrimum ergastulum subterraneum)*, oder überhaupt für Verbrecher, wie das Staatsgefängniss in Rom, das *Tullianum*, welches 12 Fuss tief unter der Erde lag *(Sall. Catil. 55, 2)*, sondern schon Gesner bemerkt im *Thesaurus ling. lat.* zur angeführten Stelle des Vitruv: *hypogeorum appellatio complectitur cellas vinarias, carnarias, olearias, penuarias, promptuarias.*

Dass diese Auffassung richtig ist, sehen wir aus einer andern Stelle desselben Schriftstellers. Wenige Capitel vorher sagt er nämlich (VI, 8): *qui autem fructibus rusticis serviunt, in eorum . . . aedibus cryptae horrea apothecae ceteraque quae ad fructus servandos . . possunt esse, ita sunt facienda.* Von diesen drei ausdrücklich genannten Räumen dienten offenbar die *horrea* zur Aufbewahrung des Getreides, und es wird das Wort auch meist nur in diesem Sinne gefunden, wenn es auch als allgemeine Bezeichnung für Vorrathskammer hie und da auch von dem Aufbewahrungsort anderer Dinge, wie z. B. des Weines gebraucht wird. So *Horat. Od. III, 28, 8* und *Senec. ep. 114: plena multorum*

seculorum vindemiis horrea. Die *apothecae* ferner, die erst seit dem berühmten Weinjahr unter dem Consulat des Opimius (121 v. Chr.) allgemein angelegt wurden (*Plin. h. n. XIX, 14*), dienten nur zum Ablagern des Weines, wenn er ausgegohren hatte und bereits auf Flaschen abgezogen war (*Phaedr. IV, 4, 25: plenam antiquis apothecam cadis*). Beide Räumlichkeiten aber, sowohl die *horrea* als auch die *apothecae*, waren meist im zweiten Stock (*in tabulato*: *Colum. I, 6*) angebracht. Was endlich den dritten der oben genannten Räume, die *cryptae*, betrifft, die *ad fructus servandos* dienten, so können wir uns unter diesen *cryptae* nur die obengenannten *hypogea* und unter diesen Früchten nur die Frucht des Weinstockes denken, das heisst den eben gekelterten Most, der in jenen dunklen und kühlen Räumen die Gährung durchmachen musste und wenn er noch im ersten Jahre getrunken wurde, was vor dem Jahre 121 v. Chr. meist und später wenigstens mit dem geringeren Weine geschah, auch nach der Klärung dort blieb, während die besseren Sorten auf Amphoren abgezogen und in die Apotheka gebracht wurden.

Wir glauben also diesen zwei Stellen Vitruvs zweierlei entnehmen zu dürfen, erstlich nämlich, dass die Römer unterirdische Gewölbe unter ihren Häusern anbrachten und dass zweitens diese *hypogaea* oder *cryptae* zur Aufbewahrung des jungen Weines dienten, dass sie mit einem Worte unsern Kellern entsprechen, wie auch Gesner im *thesaur. l. l.* das Wort *crypta* erklärt: *cryptae igitur fossae testudinatae*, *subterraneae*, *quas Cellas hodie vocant.* Auf diese Erklärung führt das Wort *crypta* schon deshalb, weil es nur das entsprechende griechische Wort für das lateinische *cella* ist und *crypta* mit *κρύπτω* zusammenhängt wie *cella* mit *celo.*

Nachdem wir bisher solche Stellen angeführt haben, die nur auf unterirdische Räumlichkeiten bezogen werden können, wollen wir noch zwei weitere Stellen beibringen, die dafür sprechen, dass die *cella vinaria* wenigstens zum Theil in die Erde hineingebaut zu werden pflegte. Hierauf deutet nämlich erstlich die Forderung, die wir bei Plinius (*hist. nat. XIV, 133*) und bei den Geoponikern (VI, 2) lesen, dass alle Bäume in der Nähe der *cella vinaria* umgehauen werden sollen, weil sie ihre Wurzeln in die *cella* hineintreiben, diese die Fässer umschlingen und hiedurch der Wein einen Beigeschmack erhält. Dies war nicht zu befürchten, wenn die *cella* auf ebenem Boden angelegt wurde. Die andere Stelle bei Palladius (*XI, 17: melius si picata vascula in terrena et frigida cella recondas*) lässt die Sache zweifelhaft, da unter *terrena cella* sowohl ein Gemach auf ebener Erde als auch ein solches, das in und unter die Erde gebaut ist, verstanden werden kann. Denn *numina terrena* bei Ovid. Metam. VII, 248 sind die unterirdischen Götter und *vermes terreni* oder blos *terreni* (*Plin. h. n. IX, 57, 83*) sind Regen-

würmer, die in der Erde leben, die Columella *(I, 6) subterranea animalia* nennt.

Da Becker in der oben angeführten Stelle nicht blos bei den Römern das Vorhandensein unterirdischer Keller in Abrede stellt, sondern dies vom ganzen Alterthum behauptet, so möge es mir verstattet sein, noch ein paar Stellen beizubringen, in denen von Kellern oder kellerartigen Räumen in ausseritalischen Ländern die Rede ist. So berichtet *Diodorus Sic.* (*XIII, 83*) von einem gewaltigen Keller in dem Hause eines reichen Agrigentiners, in dem sich 300 Fässer, jedes 100 Amphoren fassend, befanden. Da diese Fässer, in welche der Wein aus einem daneben angebrachten Behälter nach dem Keltern floss, so wie dieser selbst ganz in den Felsen hineingehauen waren, so kann man sich den Keller nicht wohl anders als unter dem Hause sich hinziehend denken, zumal da Diodor ausdrücklich sagt, er habe sich *κατὰ τὴν οἰκίαν* befunden.

Gehen wir noch einen Schritt weiter nach Griechenland hinüber, so scheint es dort eine Art Keller in primitivem Zustande und zwar in den meisten Häusern gegeben zu haben, da Demosthenes bei der Erwähnung eines solchen den bestimmten Artikel gebraucht (29, 3: *ἐκ δὲ τῆς οἰκίας αὐτὸς τὰ σκεύη λαβὼν καὶ τ' ἀνδράποδα ἐξαγαγὼν καὶ τὸν λάκκον συντρίψας*). Es waren diese *λάκκοι* aber cisternenartige in die Erde gegrabene Räume, von denen der Scholiast zu *Aristoph. Eccles. 154* bemerkt: *Ἀθηναῖοι καὶ οἱ ἄλλοι τῶν Ἑλλήνων ὀρύγματα ὑπὸ τὴν γῆν ποιοῦντες εὐρύχωρα καὶ στρογγύλα καὶ τετράγωνα καὶ ταῦτα κονιῶντες οἶνον ὑπεδέχοντο καὶ ἔλαιον εἰς αὐτὰ καὶ ταῦτα λάκκους ἐκάλουν.*

Aehnliche Räume scheint Xenophon *(anab. 4, 2, 22)* zu meinen, zu welcher Stelle Vollbrecht die Anmerkung beifügt: „Damals wie heute pflegt man dort (im Oriente) den Wein in unterirdischen Gefässen (Kuptschinen) aufzubewahren, indem man entweder urnenartige Löcher in steinigem Boden aushaut oder grosse Gefässe aus Thon meist in drei Stücken in die Erde gräbt. In Griechenland machte man ausgetünchte Cisternen in die Erde.“ Diese Cisternen haben sich heutzutage in Persien zu geräumigen Kellern erweitert, in denen gewaltige Fässer aus Thon in langer Reihe stehen. Klemm, allgemeine Culturgeschichte S. 322.

Sehen wir uns endlich noch in unseren beiden ältesten schriftlichen Urkunden, in den Gedichten Homers und in der Bibel um, so finden wir dort, dass schon Homer sich das Gemach, aus dem Telemach vor seiner Abreise aus Ithaka sich Wein holte, wenigstens etwas tiefer gelegen dachte als die übrigen Theile des Hauses (*Od. II, 337*). Dies zeigt die Präposition *κατὰ* in *κατεβήσετο*, die wir mit Nitzsch und andern durch hinab übersetzen und die in allen den Stellen gebraucht wird, in denen vom Hinabgehen in diesen *θάλαμος* gesprochen wird.

Vergleichen wir mit dieser Stelle Homers die Beschreibung eines der ältesten Denkmäler Griechenlands, der unterirdischen Schatzkammer, die Pausanias (II, 16, 5) für das Schatzhaus des Atreus und seiner Söhne erklärte, und die heute noch in den Ruinen von Mykenä vorhanden ist und vielfach abgebildet und beschrieben wurde, so wird uns eine auffallende Aehnlichkeit dieser beiden Räume nicht entgehen. Es ist dieses Schatzhaus nämlich ein unterirdisches kreisförmiges Gemach, gegen 48 Fuss im Durchmesser und ebenso hoch, durch überkragende kreisförmige Steinschichten derartig umschlossen, dass der Durchschnitt die Form eines spitzbogigen Gewölbes ergibt (Lübke, Grundriss der Kunstgeschichte S. 79). Lesen wir nun bei Homer:

ὁ δ' ὑψόροφον θάλαμον κατεβήσετο πατρὸς | εὐρύν, ὅθι νητὸς χρυσὸς καὶ χαλκὸς ἔκειτο, | ἐσθής τ' ἐν χηλοῖσιν, ἅλις τ' εὐῶδες ἔλαιον, | ἐν δὲ πίθοι οἴνοιο παλαιοῦ ἡδυπότοιο | ἕστασαν, ἄκρητον θεῖον ποτὸν ἐντὸς ἔχοντες, | ἑξείης ποτὶ τοῖχον ἀρηρότες,

so weist *κατεβήσετο* auf das unterirdische Gemach, *εὐρύν* auf den grossen Durchmesser, der bei dem Schatzhaus in Orchomenos, das mit der Anlage des beschriebenen in Mykenä vollkommen übereinstimmte, sogar 70 Fuss betrug (*Pausan. IX, 38, 1*) und *ὑψόροφον* endlich auf das hohe spitzbogige Gewölbe. Dass aber solche *θησαυροί* nicht blos zur Aufbewahrung der Schätze, sondern auch anderer kostbarer Dinge, wie wir bei Homer sehen, so besonders des für den Herrn reservirten besseren Weins dienten, das zeigt wohl schon die bedeutende Grösse derselben.

Auch in der Bibel, in der sehr häufig des Weins Erwähnung geschieht, finden sich mehrere Stellen, in denen von Kellern, wie Luther übersetzt, die Rede ist, aber alle diese Ausdrücke, die Luther mit Keller übersetzt, bedeuten entweder allgemein Vorrathshaus, Speicher, wie Joel 1, 17, Lucas 12, 24, und werden also wie auch das lateinische *horreum* für Weinlager gebraucht, oder sie bedeuten Weinhaus, wie im hohen Lied 2, 4. Dass solche Vorrathskammern unterirdisch waren, finden wir zwar nirgends ausdrücklich angegeben, aber aus einigen Stellen dürften wir uns vielleicht doch den Schluss erlauben, dass eine unterirdische Aufbewahrung von Vorräthen auch in Palästina vorkam. So lesen wir Chronic. I, 28, 27: über die Schätze des Weines, die in den Weinbergen waren, war Sabdi. Es befand sich nämlich nicht blos die Kelter in dem Weinberge, wie wir aus Matth. 21, 33 sehen, die in einem in die Erde gegrabenen oder in Felsen gehauenen Trog bestand, sondern auch ein Thurm, wie Luther übersetzt, oder eine Wohnung für den Aufseher. Und unter diesem Gebäude befand sich jedenfalls in die Erde hineingegraben der Keller, über welchen Sabdi gesetzt war. Und so fügt denn auch bei der Erklärung von Deuteron. 28, 8 Gesenius bei „vielleicht unterirdisch“ mit Hinweis auf Matth. 6, 19: ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie Motten und

der Rost fressen und da die Diebe nach g r a b e n und stehlen und Meyer sagt noch bestimmter „meist unterirdisch". Von den Getreidebehältern wenigstens ist ganz sicher anzunehmen, dass sie unterirdische Gewölbe waren (Meyer zu Matth. 3, 12), eine Aufbewahrungsart, die auch in andern Ländern des Alterthums vorkam. *Quidam granaria habent sub terris, speluncas, quas vocant σειρούς, ut in Cappadocia ac Thracia; alii, ut in Hispania citeriore, puteos, ut in agro Carthaginiensi et Oscensi (Varro de r. r. 1, 57).* Ziehen wir endlich noch die Erklärung de Wettes zu Psalm 144, 13 bei, der das dort vorkommende *ἅπαξ λεγόμενον* mit Winkel übersetzt, in dem man etwas verbirgt, so haben wir für das Bergen der Früchte in diesem hebräischen Wort ein ähnliches wie in dem lateinischen *cella* und dem griechischen *κρύπτη*.

Wir trafen also auch in ausseritalischen Ländern des Alterthums überall auf Spuren unterirdischer Aufbewahrungsorte.

Da endlich alle Schriftsteller, die von der *cella vinaria* sprechen, sowohl römische als auch griechische, einstimmig verlangen, dass die Lage derselben eine möglichst kühle sein und dass desshalb die Fenster oder Luftlöcher sich nach Norden öffnen sollen, da sie also den Einfluss einer kühlen, und besonders einer gleichmässigen Temperatur auf die Haltbarkeit des Weines sehr gut kannten (Vitruv I, 4), so dürfen wir mit Recht schliessen, dass sie auch unterirdische Räume, die die genannten Eigenschaften in viel höherem Grade besitzen als solche über der Erde, zur Aufbewahrung der Weine benützten. In den Städten vollends, wo man den Raum sparte und die Häuser nicht blos enge zusammendrängte, sondern sie auch bis über 70 Fuss emporführte, so dass Augustus der Gefährlichkeit halber sich genöthigt sah, das Maximum der Höhe auf 70 Fuss zu fixiren (Strabo V, p. 162), wird man um so eher die Massen von Wein, die wir häufig angeführt finden, der Raumersparniss halber unter die Häuser hinunterverlegt haben, zumal da die Höhe der Häuser den Baumeister zwang, den Grund derselben tiefer zu legen und sich hiedurch gleichsam von selbst unterirdische Räume darboten. In den ländlichen Villen dagegen, wo der Raum eher gestattete, die *cella vinaria* auf ebener Erde anzulegen, so dass sie ein Gebäude für sich bildete, wie die, von der wir lesen *Hygin. fab 136*: *vidit noctuam super cellam vinariam sedentem*, mag es öfters vorgekommen sein, dass man dieselbe, die stets auf der Nordseite der Villa angebracht, während die Villa selbst am liebsten am Südabhang eines Hügels angelegt wurde (Colum. I, 4, 5. Varro I, 7. Xen. Memor. 3, 8, 9), wenigstens auf der nördlichen Seite in die Erde hineinbaute, wie dies auch unzweifelhaft in dem von Overbeck (Pompeji I, S. 325, 328) beschriebenen dreistöckigen Hause der Fall war. Die hintersten Räume nämlich im untersten Stock dieses Hauses ohne Licht und Luft in die Erde hineingebaut waren höchst wahrscheinlich Keller- und Vorrathsräume.

Somit glauben wir gezeigt zu haben, dass Becker's angeführte Behauptung nicht in ihrem vollen Umfang aufrecht gehalten werden kann, wir wollen aber, wie wir schon oben bemerkten, auch nicht in Abrede stellen, dass die *cella vinaria* häufig genug auch auf ebener Erde sich befand, besonders in solchen Gegenden, die tief gelegen und reich an Wasser waren, wodurch allein schon unterirdische Keller unmöglich gemacht wurden, ein Grund, der nach Columella I, 6 die Bewohner Altitaliens abhielt, Getreidebehälter unter der Erde anzulegen. Diese Stelle scheint J. W. Stuckius im zweiten Buch seiner *antiquitatum convivalium* vor Augen gehabt zu haben, wo er schreibt c. *10: cellam autem vinariam conclusam et subterraneam, si loci natura patitur — nam in pluribus regionibus hypogea id est subterranea loca fieri in aedibus uliginis mador non sinit — ... habere conducit.* Eine nähere Begründung dieses Urtheils, das mit meiner Ansicht so ziemlich übereinstimmt, ist nicht beigefügt.

Schweinfurt. Keppel.

Einiges über das Turnen an den bayerischen Gymnasien.

Die Körperübungen haben sich ihre Stelle in der Reihe der nationalen Volkserziehungsmittel endgiltig errungen, die Ideen, die Adolf Spiess, der Meister deutscher Turnkunst über die Einordnung der Körperübungen in das Ganze der Volkserziehung im Jahre 1842 in so richtiger und warmer Weise ausgesprochen, haben sich seitdem im Grossen und Ganzen Bahn gebrochen; [1]) in Bayern speciell wurde 1868 durch höchste Ministerialverordnung vom 2. Nov. der Turnunterricht an den humanistischen Gymnasien und Lateinschulen als obligatorischer (d. i. ordentlicher) Lehrgegenstand angeordnet [2]) Treten wir aber in die Praxis ein und betrachten wir uns die über das Turnwesen bestehenden Verordnungen und deren Durchführung genauer, dann werden wir finden, dass Vieles noch geschehen muss, bis die Körperübungen in der Wirklichkeit nach der ihnen auch für unsere Gymnasien zukommenden erzieherischen Bedeutung betrieben werden. Ich will nicht zurückgehen auf das, was seiner Zeit (1867) Prof. Seitz in Ansbach „über den Betrieb des Turnens an den bayerischen Gymnasien“ [3]) und Prof. Miller

[1]) Adolf Spiess, Gedanken über die Einordnung des Turnwesens in das Ganze der Volkserziehung. 2. Ausgabe. Basel bei Hugo Richter. 1871. (30 kr.)

[2]) S. S. 17 der Verordnungen und amtlichen Bekanntmachungen, das Turnwesen in Bayern betreffend, gesammelt von Rudolf Lion. Hof bei Grau & Cie. 1872 (12 kr.)

[3]) S. deutsche Turn-Zeitung 1867, S. 189.

in Aschaffenburg 1868 in einem Programme „zur Schulturnfrage in Bayern“ geäussert haben; denn seitdem ist doch Manches besser geworden, und namentlich hat die Regierung für Heranbildung tüchtiger Turnlehrer Anerkennungswerthes geleistet; es liegt seitdem ein weiteres Werk über diesen Gegenstand uns vor, „die Statistik des Schulturnens in Deutschland“,[4]) deren Erhebungen zum Theil amtlichen Character tragen. In diesem Werke haben wir ein treues Spiegelbild von dem Betriebe der Körperübungen auch an unsern Gymnasien, und können wir zugleich den Vergleich ziehen mit ausserbayerischen Lehranstalten. Nach diesem Bericht turnt ein bayerisches Gymnasium (Metten) noch ohne Geräthe, bloss mit Hanteln. Was die Lehrer betrifft, so gehören dieselben kaum zur Hälfte den betreffenden Anstalten an, was doch aus pädagogischen Gründen auch für die übrigen Nebenfächer zu wünschen ist, für das Turnen aber als ordentlichen Gegenstand unbedingt gefordert werden muss. Die Vorbildung der Turnlehrer ist ebenso ungenügend, und kann der Besuch eines vierwöchentlichen Turnlehrerbildungscurses des Herrn Weber in München nur für das äusserste Bedürfniss hinreichen; für Heranbildung tüchtiger Turnlehrer in theoretischer und practischer Beziehung müsste wenigstens ein einjähriger Besuch einer solchen Anstalt von Studirenden der Philologie, die einstens diesen wichtigen Gegenstand übernehmen wollen, gefordert werden, damit sie über den verschiedenartigen Betrieb im Sommer und Winter unterrichtet sind. Das Gymnasium zu St. Anna in Augsburg berichtet, dass die Stelle eines Turnlehrers ein aus der Mitte der Schüler gewählter Turnwart unter Aufsicht eines Lehrers der Anstalt versieht (datirt jedenfalls noch aus der Zeit, wo das Turnen ausserordentlicher Gegenstand war). Ich will bei dem jetzigen Stande des Turnens an unsern Gymnasien den Nutzen einer solchen Massregel in practischer Beziehung gerade nicht zu tief anschlagen, wiewohl ein Turnlehrer von Fach ganz Anderes leisten wird als selbst der tüchtigste Turner unter den Schülern (von Schulturnen kann hiebei selbstverständlich gar keine Rede sein), aber für die geistige Seite des Turnwesens ist das durchaus ungenügend, und was in dieser Beziehung von einem Fachturnlehrer gefordert werden muss, das lese man in der Verordnung über die Prüfungen der Candidaten für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Oesterreich.[5])

Was das System anlangt, so wird den Ministerialverordnungen gemäss nach dem System von Spiess geturnt; jedoch glaubt der Statistiker

---

[4]) Im Auftrage des Ausschusses der deutschen Turnerschaft herausgegeben von Dr J. C. Lion, Director des städtischen Schulturnens in Leipzig. Leipzig bei Ernst Keil. 1870. (3 Thlr.)

[5]) S. das XLVIII. Stück des Reichsgesetzblattes für Oesterreich vom 27. Sept. 1870, abgedruckt in der deutschen Turn-Zeitung 1870, S. 251.

aus den näheren Angaben darüber schliessen zu dürfen, dass von einer genauen Kenntniss dieses Systems oft noch wenig zu finden ist. Hiebei lässt sich bemerken, dass von einem Fachturnlehrer wenigstens im Allgemeinen die Kenntniss der Schriften von Spiess, der der Vater des deutschen Schulturnens ist und nach dessen genialen Ideen der grossartige Bau deutscher Turnkunst in seinen Grundzügen aufgeführt ist, schon vom turngeschichtlichen Standpunkte aus gefordert werden muss. Allein in die Schriften Spiessens sich hineinzuarbeiten macht grosse Mühe und nimmt viel Zeit in Anspruch, da sie oft schwer verständlich sind; und anderseits hat sich die Turnkunst seitdem durch ausgezeichnete Männer in vieler Beziehung weiter gebildet, so insbesondere die Sprache der Turnkunst. Die Nomenclaturen sind hauptsächlich durch den kritischen Geist des Dr. Wassmannsdorf in Heidelberg erörtert und mit Zustimmung der deutschen Turngelehrten (Ausdruck der deutschen Turnzeitung) festgestellt worden; weiter besitzen wir speciell für Frei- und Ordnungs-Uebungen gegenwärtig ein vortreffliches Buch von Dr J. C. Lion, das bereits in der 4 Auflage erschienen und besonders auch für Schulen sehr brauchbar ist;[6]) mit diesem Buche thut man sich viel leichter als mit den Spiess'schen Freiübungen für beide Geschlechter[7]) (und das System ist dasselbe). Auf ein Buch aber, das das ganze Gebiet des Turnens umfasst, möchte ich hier ganz besonders aufmerksam machen, nämlich das deutsche Turnen, Theorie und Praxis für Turnlehrer, Vorturner und alle Freunde geregelter Leibesübungen vom Turnlehrer Wilh. Angerstein in Wien (Bruder des um die Sache des Turnwesens hochverdienten Dr. Eduard Angerstein in Berlin), welches Werk der Verfasser erst in der neuesten Zeit (1870) auf wiederholtes Drängen von Turnlehrern erscheinen liess.[8]) Seit Ravenstein's Volksturnbuch[9]) ist ein besseres Werk über das gesammte Turnwesen nicht mehr erschienen, es entspricht seinem Titel durchaus, wir finden im I. Theile treffliche Aufsätze über die Hauptfragen des Turnwesens, über Turnen und Schule, Turnhallen, Turnsäle, Turnplätze, Turnkleidung, Riegeneintheilung, Vorturner, Gerätheturnen, Turnfeste, Turnprüfungen und Preisturnen, über das Turnen zur Erhöhung der Wehrkraft, Turnspiele, Turnfahrten, vorausgeben noch sehr interessante Bemerkungen über die körperliche Leistungsfähigkeit des Menschen u s. w.; im II. practischen Theile folgen dann kurz und doch verständlich angegeben die Uebungsreihen, zuerst Frei- und Ordnungs-Uebungen und dann die

---

[6]) 4. Auflage, erschienen 1870. Leipzig bei Rob. Friese. (1 fl. 12 kr.)

[7]) Das Turnen in den Freiübungen für beide Geschlechter von Adolf Spiess. Basel bei Schweighauser. 1840.

[8]) Köln bei Du-Mont-Schauberg. (3 fl 36 kr)

[9]) Frankfurt a. M. bei Sauerländer. 1863. (3 fl 30 kr. — 2. Aufl. 4 fl. 12 kr.)

Uebungen an 23 verschiedenen Geräthen nach 4 Turnstufen abgetheilt, ich vermisse nur die Hantelübungen und wünschte die Uebungen mit kurzen Stäben etwas ausführlicher, wenn sie auch nicht so vollständig sind, wie sie sich in einem eigenen Werkchen hierüber finden von A. W. Böttcher, Turnlehrer in Görlitz, das auch erst kürzlich (1870) erschienen ist.[10]) Diese Schriften sind alle durchaus zu empfehlen, und wäre wünschenswerth, wenn diess auch von höherer Stelle geschehe und die Anschaffung ans Regiemitteln gestattet würde, weil mancher Turnlehrer wohl nicht in der Lage ist, ein oder das andere Buch auf eigene Kosten sich anzuschaffen, für den Fortschritt des Turnens aber die Kenntnissnahme solcher trefflicher Werke unbedingt nothwendig ist. Auch ein empfehlenswerthes Büchchen über Turnspiele ist von E. Bircher 1870 erschienen;[11]) wie sehr die Freude an den Körperübungen bei der Jugend durch solche Spiele gehoben wird, weiss Jeder, der je solchen angewohnt hat.

Die Zahl der Turnstunden ist im Verhältnisse zu dem Werthe der Körperübungen für Ausgleichung der grossen Anstrengung der geistigen Kraft in unserer Zeit nur eine geringe zu nennen, wenigstens sind die Fachmänner mit 1 oder 2 Wochenstunden für Körperübungen bei 25—30 Stunden für geistige Arbeit und Sitzen auf den Schulbänken nicht zufrieden; übrigens kann man vorderhand im Allgemeinen mit 2 Stunden sich begnügen, wenn nur strenge Controle geübt und regelmässig der Turnplatz besucht wird. Dispensationen sollen nach einer neuerlichen Ministerialverordnung nur auf Grund von bezirksärztlichen Zeugnissen statthaft sein, allein in der Praxis macht das grosse Schwierigkeit, und dürfte man wohl im Allgemeinen mit einem einfachen ärztlichen Zeugnisse zufrieden sein, wenn nicht dringender Verdacht vorliegt, dass ein Hausarzt etwas zu bereitwillig in der Ertheilung eines solchen Zeugnisses ist.

Turnprüfungen werden auch an einigen Gymnasien abgehalten und sind dieselben im gegenwärtigen Stadium der Entwicklung vielleicht zur Erzielung besserer Resultate ziemlich empfehlenswerth, im Allgemeinen aber gilt von ihnen, was sonst schon öfters überhaupt gegen Prüfungen und Schaustellungen gesagt worden ist.

Gegen Turnpreise aber, wie sie auch an einigen Gymnasien ausgetheilt werden, spricht noch mehr als gegen allgemeine Fortgangspreise. Denn Turnpreise können doch nur solche erwerben, die von vornherein von der Natur körperlich bevorzugt sind; denn nur diese bringen es

---

[10]) Die Uebungen mit dem Eisenstabe in Wort und Bild von Böttcher. Görlitz bei E. Remer. (42 kr.)

[11]) Jugend, Turn- und Gesellschaftsspiele. Rostock bei G. B. Leopold. 1870. (36 kr.)

zu jener oft erstaunlichen Gewandtheit, andere sehr selten, was übrigens zur Erreichung des Turnzwecks auch gar nicht nothwendig ist; denn es kommt nicht auf die Fertigkeit an, halsbrecherische Uebungen zu machen, sondern einzig und allein auf die Bewegung und Kräftigung des Körpers, was auch durch höchst einfache Uebungen erreicht werden kann Und wenn in andern Gegenständen meistens diejenigen die ersten sind, die die Fähigsten sind, ohne dass sie gerade die Fleissigsten zu sein brauchen, so gilt das hauptsächlich von den Körperübungen; wer einmal von der Natur nicht mit der nöthigen Kraft und Gewandtheit von vornherein ausgestattet ist, der kann wohl zu seinem grossen Nutzen Körperübungen vornehmen, aber jene ausserordentlichen Leistungen, die gewöhnlich den Preis davon tragen, wird er nicht erreichen können, und will er es versuchen, so setzt er sich Gefahren aus. Darum ist der Wettstreit um so ungleicher, darum sind die Turnpreise um so verwerflicher.

Es möge mir gestattet sein, hier auch noch einige kurze Bemerkungen über die Jahresberichte der bayerischen Gymnasien bezüglich des Turnens zu machen. Seit 2. Nov 1868 ist das Turnen für alle Gymnasien ordentlicher oder obligatorischer Gegenstand geworden, und doch führen alle Gymnasien bis auf eines (Straubing) selbst noch 1871 die Körperübungen unter den ausserordentlichen oder facultativen Lehrfächern an, ein Gymnasium erwähnt das Turnen eigenthümlicher Weise auch noch als obligates Fach unter den facultativen Fächern, und unter diesen facultativen Fächern nehmen die Körperübungen wo möglich auch noch fast immer die letzte Stelle ein. Einige (3) Gymnasien haben gar nichts über Körperübungen weder unter den ordentlichen noch ausserordentlichen Fächern berichtet. Wenn nun ein Jahresbericht eine treue Darstellung des Standes eines Gymnasiums sein soll, so muss man aus dem Ausgeführten leider schliessen, dass man den Körperübungen geringe oder keine Bedeutung für die Erziehung der Jugend zuerkennt, und dass es immer noch eine Zeitlang währen wird, bis das Turnen als durchaus ebenbürtiger Gegenstand in dem Ganzen der Gymnasialbildung behandelt wird. Dann begnügen sich die Gymnasien einfach die tüchtigsten Turner oder Vorturner namentlich aufzuführen; wenn man aber die Leistungen aller Schüler in ausserordentlichen Fächern, wie Zeichnen, Gesang, Hebräisch u. s. w in die Jahresberichte aufnimmt, umsomehr müssen dann die Leistungen im Turnen wenigstens als letztem der ordentlichen Fächer aufgenommen werden, wenigstens so lange als man überhaupt beliebt die Noten aus den einzelnen Gegenständen aufzuführen. Und diess um so mehr, als sich aus einer solchen Zusammenstellung der Leistungen der Schüler in geistiger und körperlicher Beziehung interessante Vergleiche ziehen lassen. Zugleich würde man hieraus sehen, wie viele junge Leute vom Turnen dispensirt

sind und demnach in körperlicher Beziehung nichts zu leisten vermögen.

Ueber den Uebungsstoff wird ebenso fast nichts berichtet, obwohl über den Umfang desselben wie bei andern Gegenständen ganz bestimmte Verordnungen[12]) bestehen; nur 1 Gymnasium (Münnerstadt) theilt den Uebungsstoff in 3 Stufen ein, aber ohne weitere Bemerkungen, und St. Stephan in Augsburg gibt noch die Geräthe an, an denen geturnt wird. Es müssten doch wenigstens immer für je zwei Classen die Uebungen angegeben werden, wie es z. B. das Realgymnasium Speier thut. So aber kann man glauben, dass ohne bestimmtes System und ohne bestimmtes Ziel die Körperübungen betrieben werden, ein Gegenstand, der doch auch für die Erhaltung der Wehrkraft unseres Volkes von grosser practischer Bedeutung ist, wie uns der letzte Krieg von Neuem bewiesen hat. Aus diesem Grunde wurden auch durch die öfters genannte Verordnung vom 2. Nov. 1868 für die Schüler der Oberclassen als Vorbereitung für den allgemeinen Wehrdienst Exercirübungen in den Lehrstoff aufgenommen, wenn auch nur beschränkt auf die einfachen tactischen Bewegungsformen.[13])

Ich will hier noch anfügen, dass ich den Vorturnern zu bequemem Gebrauch Turntafeln in die Hand gebe, die bloss den Namen der Uebungen enthalten und die allernothwendigsten Erklärungen. Denn wenn man 3—4 Riegen zu leiten hat, so kann man nicht jeder vorturnen oder Uebungen angeben, und den Vorturnern geht gar bald der Stoff aus für Uebungen, die so ziemlich alle Schüler machen können; und verstehen dieselben etwas nicht, dann ist man selbst zur Stelle, um es zu erklären; dadurch ist es auch eher möglich, den ganzen vorgeschriebenen Uebungsstoff zu bewältigen. Die Vorturner und von den Anderen die tüchtigeren bleiben gewöhnlich noch eine Viertelstunde länger und wird dann mit ihnen strenges Schulturnen betrieben.

Und jetzt nur noch einen letzten Punkt! Es ist den deutschen Schulmännern bekannt, dass Prof. v. Langsdorff u. Dr. Wassmannsdorf auf der 24 Versammlung deutsch. Philologen und Schulmänner zu Heidelberg am 27. Sept. 1865 die Uebungen aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik vorgeführt haben.[14]) In Folge dessen beschloss die

[12]) S. S. 16 der Verordnungen, das Turnwesen betr., gesammelt von R. Lion. — Vergl. dazu den Leitfaden für den Turnunterricht an den Schulanstalten Bayerns. I. Abth. für Volksschulen und Lateinschulen; II. Abth. für Schullehrerseminare und Gymnasien. München 1864, im Central-Schulbücher-Verlage.

[13]) S. S. 19 der Verordnungen, d. Turnen betr., von R. Lion.

[14]) Aus dem Vorwort von Prof. Dr. Köchly zu Dr. Wassmannsdorf's Schriftchen: die griechisch-makedonische Elementartactik auf den deutschen Schulturnplätzen Frankfurt a M. bei J D. Sauerländer. 1867. — Das Nähere s bei Köchly und Rüstow, griech. Kriegsschriftsteller 2. Theil, die Taktiker. Leipzig 1855 (Engelmann).

pädagogische Section, diese Uebungen seien in den Turnunterricht aufzunehmen, und wurden dergleichen Versuche auch an verschiedenen Orten mit gutem Erfolge angestellt. Demgemäss wurden von Prof. Dr. Köchly in Heidelberg, Dr. Kloss, Director der k. sächs. Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden, Prof. Dr. Jäger in Stuttgart und Dr. Wassmannsdorf der 4. deutschen Turnlehrerversammlung in Stuttgart 1867 Thesen vorgelegt, wornach mit der Lektüre von Xenophon's Anabasis und Cäsar's bellum Gallicum im Anschluss an die Ordnungsübungen die Elemente der griechisch-makedonischen Taktik zur Einübung gebracht werden, wofür die betreffenden Classenlehrer Sorge zu tragen haben. Die Veranschaulichung der betreffenden Classikerstellen ist zum wirklichen Verständniss unbedingt nothwendig und gibt zugleich ein mächtiges Förderungsmittel ab einerseits zur Belebung des Sinnes für classische Studien überhaupt, für die Kriegsgeschichte des Alterthums insbesondere, anderseits zur Unterstützung und Hebung des Turnunterrichts als eines ordentlichen Schulfaches. Die anwesenden Turnlehrer überzeugten sich sehr rasch, dass es sich nicht um Einführung eines griechischen Exercirreglements handle, sondern ganz einfach darum, auf längst bekannte Ordnungsübungen nur die griechischen Befehlsworte anzuwenden. Die Thesen wurden einstimmig angenommen, und der anwesende Minister des Kirchen- und Schulwesens Dr. v. Golther erklärte, auch er werde seinerseits Sorge tragen, dass jene Uebungen auf den Turnplätzen der württembergischen Gelehrtenschulen eingeführt würden (für Bayern wäre das Gleiche zu wünschen).

Diesen Anregungen von Prof. Dr. Köchly und Dr. Wassmannsdorf folgend habe ich nun mit Gymnasialschülern hiesiger Anstalt diese taktischen Uebungen zur Aufführung gebracht. Den Schülern machten die Uebungen Freude, die Art der Aufstellung schon interessirte sie, dann die griechischen Commandowörter und die Art der Befehlgebung (die letzte Silbe wird betont und dient als Vollzugscommando), besonders, wie natürlich, wenn sie im Laufschritte das griechische Kriegsgeschrei ἀλαλά (lakedäm. ἐλελεῦ) anstimmen durften. In 3 Stunden wurde die ganze Taktik erklärt und auch praktisch vorgeführt und in 1 Stunde speciell die Schlacht bei Kunaxa nach Xen. Anab. 1, 8 zur Darstellung gebracht.

Zum Schlusse bitte ich vorstehende Bemerkungen mit einiger Nachsicht aufnehmen zu wollen. Bayern gehört in Folge eigenthümlicher Verhältnisse zu jenen Staaten Deutschlands, in denen die Hauptarbeit in turnerischer Beziehung noch zu thun ist, selbst von Oesterreich ist es in neuester Zeit überflügelt worden, da dort selbst in den Volksschulen die Körperübungen zu einem ordentlichen Gegenstande erhoben wurden (in Preussen ist das Turnen in den Volksschulen schon seit 1860 obligat), was bei uns noch in ziemliche Ferne geschoben ist; noch gibt es nur wenige Männer in Bayern, die sich eingehender in Wort,

Schrift und That mit der Sache des Turnens befassen, und das ist auch einer der Gründe, warum es in Bayern noch nicht möglich war, wie fast in allen Turnkreisen, einen Turnlehrerverein zu Stande zu bringen, der am besten auch für die Förderung des Turnens an unsern Gymnasien eintreten könnte. Als Philolog insbesondere wird man naturgemäss durch die Lektüre der alten Schriftsteller auf den Betrieb der Körperübungen hingeleitet: die spartanische Jugenderziehung war ausschliesslich auf die Ausbildung eines kräftigen, abgehärteten Körpers berechnet, und in der Gesetzgebung des weisen Solon sind die Körperübungen gleichfalls in das Ganze der athenischen Volkserziehung aufgenommen und bilden die Hauptsache in derselben, wenn auch nicht mehr mit ihnen allein, wie nach der Lykurgischen Gesetzgebung, die ganze Jugendzeit ausgefüllt wird. Auch bei den Olympischen Spielen, die der Sache nach unseren heutigen Turnfesten gleichen, wurden lange Zeit nur die Leistungen in körperlicher Beziehung vorgeführt und bildeten für alle Folgezeit die Hauptsache; ja einen so grossen Einfluss auf das ganze nationale Leben gewannen die Körperübungen bei diesem hochgebildeten Volke, dass selbst die Zeitrechnung nach den olympischen Spielen bestimmt wurde, und erzählt wird, dass Väter vor Freude gestorben, als sie hörten, dass ihre Söhne Sieger zu Olympia geworden. Und wenn auch jene hervorragende Stellung in unserem nationalen Leben für die Körperübungen nicht beansprucht wird, so können doch von der Forderung der gleichberechtigten und gleichmässigen Ausbildung des Körpers wie des Geistes die Vertreter des Turnwesens nimmermehr lassen; die Verbindung mit dem antiken Geiste und der beständige Hinweis auf das Alterthum muss endlich das miterreichen, dass man die Körperübungen in ihrer Bedeutung für das Ganze der Jugenderziehung von keiner Seite mehr unterschätzt und die ihnen zukommende Stelle einräumt.

Speier. Joh. Schmitt.

---

1. Topographie der Stadt Rom im Alterthum von H. Jordan. II. Band. Berlin, Weidmann. 1871. 680 u. XVII S. 8.

2. Codex urbis Romae topographicus. ed. Car. Ludov. Urlichs. Wirceb. Stahel. 1871. 256 S. 8.

Für die Topographie der Stadt Rom vermissen wir eine zusammenhängende Darstellung aus dem Alterthum wie wir eine solche für hellenische Städte an der Periegese des Pausanias besitzen. Nur unvollkommen hilft diesem Mangel die erhaltene Beschreibung der seit Augustus bestehenden Regionen der Stadt ab. Eine Ergänzung bietet die mittelalterliche Tradition. Diese verdankt ihre Fülle der kirchlichen und hierarchischen Stellung Roms und hat begreiflicher Weise für die Topographie des alten Rom eine weit höhere Bedeutung als sie z. B. die

mittelalterliche Ueberlieferung für Athen beansprucht. Aber die Urkunden und Notizen dieser mittelalterlichen Literatur sind zum grossen Theil ausserordentlich zerstreut und dem Philologen sehr entlegen. Darum erkannten es die Beschreiber der Stadt Rom als dringendes Bedürfniss eine Sammlung des zerstreuten Materials zu veranstalten. Lange hat der in Aussicht gestellte *codex topographicus* auf sich warten lassen. Gut Ding braucht Weile. Jetzt endlich ist für die schwierige Erforschung der römischen Topographie ein grundlegendes Werk geschaffen und ist denjenigen, welche sich mit dieser Wissenschaft beschäftigen, unendlich viel Zeit und Mühe erspart. Das Werk ist noch nicht vollständig: „im nächsten Jahre" sollen die Früchte einer Romreise der Vollendung des Ganzen zu Gute kommen. Aber die Fülle des bereits Gegebenen, die Sorgfalt und Gründlichkeit, mit welcher die handschriftliche Ueberlieferung behandelt ist — Urlichs hat eine grosse Zahl der vielen Handschriften selbst verglichen —, die lichtvolle Anordnung des Stoffes, dieses und anderes verpflichtet uns zu grossem Danke und verleiht dem Werke einen hohen und bleibenden Werth.

Die topographische Tradition des alten Rom ist ein buntes Gemisch von Wahrheit und Dichtung, von zuverlässigen Nachrichten und trüben Sagen, auch absichtlichen Entstellungen. Der unvorsichtige Gebrauch derselben hat schon die grössten Irrthümer veranlasst und in die römische Topographie arge Verwirrung gebracht. Das erste und nothwendigste war darum eine kritische Analyse der Ueberlieferung, ihrer Grundlage, Fortpflanzung und Erweiterung. Gestützt auf die trefflichen Vorarbeiten von den Verfassern der Beschreibung der Stadt Rom, von Preller, Mommsen, de Rossi u. a. hat Jordan eine solche Analyse in ganz ausgezeichneter Weise gegeben und ein Muster- und Meisterwerk historischer Kritik geliefert. Jordan wollte nicht ein eigentliches Urkundenbuch geben; er stellt nur die grösseren und zusammenhängenden Urkunden, welche die Entwicklung der Tradition kennzeichnen, zusammen; aber er findet bei seinen Untersuchungen Gelegenheit die verschiedensten Nachrichten zur Sprache zu bringen und zu erörtern. Bei seiner Arbeit leitete ihn zugleich die Rücksicht auf die systematische Darstellung der römischen Topographie, welche im ersten Bande nachfolgen soll. Es war ein sehr guter Gedanke alle diese mühsamen und weitläufigen Untersuchungen in einem eigenen Bande zusammenzustellen, um sowohl eine sichere Grundlage für die zusammenhängende Darstellung zu gewinnen als auch störende Unterbrechungen derselben zu vermeiden. Diese Rücksicht ist wohl auch der Grund gewesen, dass eine längere Untersuchung über die bei Varro erhaltenen Bruchstücke der Processionsordnung der Argeer, welche man nach der Anlage des Buches hier nicht suchen würde, Aufnahme gefunden hat. So wird der erste Band sichere Ergebnisse gründlicher Forschung in ansprechendster Form bieten und minder zuverlässige Hypothesen bei Seite lassen können.

Man sieht hieraus, dass die zwei zu gleicher Zeit erschienenen Werke einander nicht überflüssig machen, sondern beide einen selbständigen Werth haben und sich gegenseitig ergänzen. Für das Studium der römischen Topographie, besonders für weitere Forschungen gewährt das eine wie das andere ein vortreffliches Hülfsmittel. Berichtigungen und Nachträge zu diesen Werken zu liefern, wie es den Verfassern für ihre weiteren Pläne erwünscht sein möchte, und überhaupt über die Bedeutung derselben ein endgültiges Urtheil zu fällen sind nur Kenner der mittelalterlichen Literatur im Stande; hier soll bloss ein kurzes Referat über den Inhalt derselben gegeben werden.

Der erste Abschnitt des Werkes von **Jordan** enthält Untersuchungen über die Beschreibung der 14 Regionen und zwar zuerst über das Alter der Regionsbeschreibung und ihre Ueberlieferung. Es bedarf der Erwähnung nicht, dass diese Untersuchungen die treffliche Arbeit von Preller zur Grundlage haben. Die Beschreibung und Statistik der 14 Regionen des Augustus ist uns in zwei Ausgaben erhalten, welche sich nur durch wenige Zusätze und geringe Abweichungen der Wortformen unterscheiden. Die Originalurkunde ist, wie die darin erwähnten Monumente lehren, zur Zeit Constantins d. Gr., sicher vor 334, wahrscheinlich noch vor 315 redigiert worden. Denn da der im J. 334 dedicierte *equus Constantini* in der einen der beiden Ausgaben fehlt, so hat er auch in dem Original gefehlt; dieses ist also vor der Dedikation jenes Monumentes abgefasst worden. Ebenso fehlte im Original der im J. 315 oder nach 315 errichtete Triumphbogen Constantins am Colosseum. Von den beiden Ausgaben aber ist die ältere, die s. g. *Notitia*, vor 357, die jüngere, das *Curiosum urbis regionum XIV cum breviariis suis*, nach 357 redigiert worden; denn der im J. 357 errichtete Obelisk des Constantius kommt nur im Curiosum vor. Da im Curiosum der wahrscheinlich während der Regierung des jüngeren Theodosius und Valentinian (425—450) gebaute *pons Theodosii et Valentiniani* fehlt, so muss das Curiosum vor spätestens 450 abgefasst worden sein. Das Fehlen der Aufzählung der unter Arkadius und Honorius im J. 403 restaurirten 14 Stadtthore der neuen Mauer kann den *terminus ad quem* noch enger auf 403 beschränken. — Aus dem Fehlen der christlichen Lokalitäten darf kein anderer Schluss gezogen werden, als dass das Original sich streng in den Grenzen des Kanzleistils gehalten und dass die Ausgaben an dem officiellen Charakter des Buches nichts geändert haben. — In das jüngere Curiosum sind die Eigenthümlichkeiten des Vulgärlateins stärker als in die *Notitia* eingedrungen, während das Original zum grössten Theil von denselben frei gewesen ist. — Die Handschriften des Curiosum stimmen unter einander genau überein; dagegen stellt eine Handschrift der *Notitia cod. Laur. 89, 67 s. X* eine selbständige Redaktion insofern dar, als darin der Text der beiden Ausgaben mit Zugrundelegung der älteren combiniert ist. Das zeigt z. B. gleich die Ueberschrift *regiones urbis romae cum breviariis suis*, die aus dem Curiosum herübergenommen ist. — Die *Notitia* kann nicht, wie **Preller** meinte, eine vermehrte Ausgabe des Curiosum sein, da sie älter ist; man muss vielmehr in ihr ein glossiertes Exemplar des Originals erkennen. Beweis dafür ist besonders der Umstand, dass die Zusätze der *Notitia* häufig die richtige Reihenfolge stören. Solcher Zusätze müssen aber manche schon im Original, bevor die beiden Ausgaben daraus abgeschrieben wurden, am Rande nachgetragen worden sein. Das beweist z. B. die verkehrte Stellung des *p. Milvius* und *p sublicius* bei der Aufzählung der Brücken: *Aelius Aemilius Aurelius* (*Molvius sublicius*) *Fabricius Cestius et Probi* in beiden Ausgaben. Die beiden Brücken fehlten im Original, weil die eine nicht zur Stadt gehörte, die andere nicht mehr oder nur als Alterthum existierte. Nachdem sie am Rande nachgetragen worden waren, geriethen sie in beiden Ausgaben an derselben verkehrten Stelle in den Text. — Gegen **Mommsen's** Ansicht, dass die *Notitia* im J. 334 abgefasst worden sei, weil die in diesem Jahre verfasste Stadtchronik in der Auswahl der Gebäude unverkennbar die *Notitia* berücksichtige, wird ausgeführt, dass zwischen der Chronik und dem Regionsbuch nahe Verwandtschaft bestehe, aber eine solche, welche viel eher darauf führe, dass der oder die Herausgeber des Regions-

buches die Chronik in besserer Gestalt als wir sie besitzen, wie umgekehrt, dass der Redaktor der Chronik im J. 334 das Regionsbuch im Auge gehabt habe, so dass die Abfassung der *Notitia* im J. 334 nicht als erwiesen betrachtet werden könne. — Sehr interessant ist das Ergebniss der zweiten Abhandlung über die Anhänge, die im Curiosum s. g. *breviaria*, und ihr Verhältniss zu den Regionen: „Beide Anhänge gehören nothwendig zu einander und zu den vorausgehenden Regionen, standen in diesem Verhältniss auch vor der Redaktion unter Constantin, beruhen nicht minder wie die Regionen auf amtlichen Materialien (aus amtlichen Inventaren stammen z. B. in dem Anhange die Höhenangaben der Obelisken, in den Regionen die Zahl der Plätze in Theatern und Amphitheatern, die Angaben über die Zahlen der Fenster und Treppenstufen der *columnae* u. a.) und sind innerhalb bestimmter Grenzen nicht minder wie die Regionen von der Systematik desjenigen Buches abgewichen, dessen Ueberarbeitung uns in den zwei wenig von einander verschiedenen Ausgaben vorliegt.“ Aus der längern Untersuchung, welche wie immer alle auf dem Wege liegenden Fragen aufnimmt, hebe ich die Besprechung des Unterschieds von *saliens* und *lacus* hervor. Das Resultat, „alles auf Leitungen in die Stadt geführte Wasser ist *aqua saliens*, im engeren Sinne sind *salientes* die Zweigleitungen, welche in *lacus* und andere Werke durch *fistulae* und *tubi* Wasser führen, oder deren Ausflüsse; kein *lacus* ist ohne *saliens*, wohl aber ein *saliens* ohne *lacus* denkbar“ bedarf vielleicht einer Beschränkung: bei *salientes* denkt man doch wohl nie an die Zweigleitungen, sondern nur an die Ausflüsse derselben; *saliens* ist das aus der Röhre springende oder fallende, *lacus* das stehende Wasser; bei der *fontana Trevi* wird ein *lacus* durch eine *saliens* gespeist; aber auch ein *lacus* ohne *saliens* ist insofern denkbar, als der Teich oder das Bassin zwar aus einer Wasserleitung gespeist wird, der Zufluss aber nicht äusserlich sich als Springquell oder eigenen Brunnen darstellt, sondern wie eine fliessende Quelle hineingeleitet wird. Das zeigt die Stelle des Vitruv VIII, 7, 2, nach welcher das Wasser aus den Wasserkastellen *in omnes lacus et salientes* geführt wird. — Die dritte Abhandlung untersucht die Grenzbeschreibung der Regionen und das Buch als Ganzes. Jordan erkennt die allgemein angenommene Auffassung Bunsen's, dass die aufgeführten Namen nur den Gang der Umfassungslinie jeder einzelnen Region anschaulich machen sollen, als im Ganzen richtig an, weist aber ein gewisses Schwanken zwischen Grenz- und Inhaltsbeschreibung nach, welches sich z. B. dadurch kundgebe, dass in den Regionen alle Thermen aufgezählt werden, die doch nicht alle auf der Grenzlinie liegen können. Dieses Schwanken erklärt sich, wenn man annimmt, dass die Grenzbeschreibung aus einem Stadtplan entstanden sei wie die Kosmographie des Aethicus. „Die Regions- oder Stadtbeschreibung ist systematisch angelegt: sie enthält im ersten Theil die Beschreibung der Ausdehnung und die Statistik der 14 Regionen, im zweiten Theil Anhänge, deren erster die Hauptklassen der öffentlichen Monumente in vollständiger Uebersicht aufzählt, der zweite ein Register zur Regionenbeschreibung gibt. Durchweg stammt das Material aus amtlichen Quellen, wahrscheinlich aus der Kanzlei des Stadtpräfekten. Allerlei Veränderungen und Zusätze namentlich in den Anhängen lassen vermuthen, dass das Buch als Ganzes schon vor der Zeit des Constantin vorhanden war, dass es aber vielleicht bis dahin in der Kanzlei gelegen hatte und eben jene Abänderungen vorgenommen wurden, um es dem Publikum in die Hände zu geben.“ Unter anderm wird im Laufe der Abhandlung die schwierige Stelle des Plinius III,

66, 67 einer eingehenden Besprechung unterzogen. In den Worten *eiusdem spatium mensura currente a miliario in capite Romani fori statuto ad singulas portas quae sunt hodie numero XXXVII . . . efficit passuum per directum XX m. DCCLXV; ad extrema vero tectorum cum castris praetoriis ab eodem miliario per vicos omnium viarum mensura colligit paulo amplius etc.* soll *per directum* bedeuten „die 37 Abstände in eine gerade Linie gelegt“ und *per vicos omnium viarum*, wie verbunden wird, „(die Fläche der Stadt bis zur Grenze der Häuser) gemessen durch die Häuser (oder Bezirke) aller Strassen d. h. durch die Häuser soweit man geht, bis zur Grenze der zusammenhängenden Wohnungen“. Die Erklärung und Verbindung von *per vicos omnium viarum* halte ich für unmöglich. Allerdings wird so der Zweck der doppelten Messung der Stadt sehr klar und deutlich (Ausdehnung der Stadt bis zur Linie der servianischen Mauer-Ausdehnung der Stadt, soweit die Strassen reichen). Aber einmal ist es nicht so einfach auch bei der zweiten Messung *per directum* zu ergänzen; dann ist *per vicos omnium viarum* kaum verständlich; was soll eigentlich der Ausdruck *omnium viarum*, wenn vom Meilenzeiger *per directum* bis zu den letzten Häusern gemessen wird; die Strassen kommen ja dabei nicht in Betracht und *omnium* scheint keinen Sinn zu haben. Mit *per vicos* kann doch nicht das *ubi continenti habitatur* ausgedrückt sein. Eine unbefangene Erklärung wird, glaube ich, den Gegensatz von *per directum* und *per vicos* festhalten; dem *directum* steht, wie Jordan bemerkt, das *flexuosum* entgegen und das liegt eben in *per vicos: per directum* heisst also: „wenn man durch gerade Linien, welche man (auf einem Plane) vom Meilenzeiger bis zu den 37 Thoren zieht, den idealen Abstand misst“ und *per vicos* „wenn man durch die Quartiere der Stadt die Länge des wirklichen Weges vom Meilenzeiger bis zu den äussersten Wohnungen misst“. Freilich könnte man erwarten, dass die Stadt ausserhalb der servianischen Thore auf die gleiche Weise gemessen werde wie die Altstadt; allein man kann sich leicht einen Grund denken, warum die erstere Art der Messung für die äusseren Stadttheile nicht für gut befunden wurde. Die erstere Messung konnte in gewisser Beziehung das Maass des Flächeninhalts ersetzen, weil die ganze Fläche bis zu den Mauern zusammenhängend bewohnt war; dagegen hatte natürlicher Weise die äussere Stadt grosse Lücken, welche bei der ersteren Art der Messung wie bewohnte Flächen betrachtet worden wären; ein Correktiv lag darin, dass die Zahl der Quartiere in Anschlag gebracht wurde; denn wo die Stadt eine Lücke hatte, war auch ein Ausfall in der Summa und die Grösse des Ausfalls entsprach der Grösse der Lücke. Man muss bedenken, dass solche Messungen nur relative Bedeutung hatten und den Umfang einer Stadt im Verhältniss zu einer andern in gleicher Weise gemessenen Stadt annähernd bestimmen konnten. — Eine weitere Abhandlung über eine vermehrte Separatausgabe der Anhänge sucht nachzuweisen, dass die Anhänge, welche schon dem Polemius Silvius (448) und dem Bischof Zacharias (im 6. Jahrhundert) als gesonderte Schriftchen vorgelegen zu haben scheinen, von dem ganzen Buche nach 357 losgelöst und als eigene Schriften bearbeitet und gebraucht wurden, ferner dass die bei Gelegenheit der Einweihung der honorianischen Stadtmauer im J. 403 von dem Stadtpräfekten approbierte amtliche Beschreibung derselben mittels eines solchen zum Fremdenführer gewordenen vermehrten Exemplars der Anhänge in das Einsiedler Itinerar übergegangen sei („man möchte die Mauerbeschreibung der Einsiedler Handschrift überschreiben: Ammon's Vermessung der Stadt-

mauer vom J. 403" vergl. *Photius Cod. 80, p. 63 a*) und dass eben daher die Angabe des Umfangs der Stadt in den Mirabilien und die von Photius aus Olympiodors Geschichte der J. 407—425 erhaltenen Notizen über die Stadt stammen, endlich dass ein solches Exemplar den Pilgerführern des beginnenden Mittelalters in seinem Hauptbestandtheil, dem Thorverzeichniss, als Grundlage gedient habe. — Um zu zeigen, dass die Listen des ersten Anhangs in ihrer Grundlage vollständig und zuverlässig und zum Theil — d. h. wo es die Natur der Sache erfordert z. B. bei dem Brücken- und Strassenverzeichniss — nach lokaler Ordnung angelegt sind, werden in der ersten Beilage die einzelnen Artikel des ersten Anhangs durchgegangen. Zuerst wird über die Bibliotheken und Obelisken, die Maass- und Grössenangaben gesprochen und die Angaben mit anderweitigen Zeugnissen verglichen. — Nachher folgt eine Abhandlung über die Brücken, welche im wesentlichen die Ergebnisse der *Novae quaestiones topographicae c. 2* (Königsb. 1868) und des Aufsatzes im Hermes IV, 256 ff. wiederholt und besonders die Identität des *pons Fabricius (p. quattro capi)* und *p. Aemilius* zu erweisen sucht. Diesen Ergebnissen können wir aus Gründen die wir anderswo dargelegt haben, nicht beipflichten. In der Kosmographie des Aethicus wird in bestimmtester Weise der *ponte rotto* unter der Insel als *pons lapideus* bezeichnet (*per pontem Lepidi qui nunc a plebe abusive lapideus dicitur*). Das Gleiche ergibt, wie Jordan selbst gesehen, die Vergleichung einer Stelle der *Acta S. Pigmenii (Aringhi R. sott. I, 363) duci ad eum pontem lapideum, quem omnes pontem maiorem appellant* und des sechsten Weges im Einsiedler Itinerar, welcher von *porta Aurelia* (*S. Pancrazio*) *per pontem maiorem* zwischen *S. Giorgio* und *Capitol* (links) und Palatin (S. Theodoro) und *S. Maria antiqua* (rechts) führt, also über *ponte rotto* geht vgl. bei Jordan S. 193 u. 345. Was kann dieser merkwürdigen Uebereinstimmung gegenüber eine Stelle aus den wüsten und von Missverständnissen strotzenden Scholien des Acron bedeuten? Wenn es hier zu *Hor. sat. II, 3, 36 a Fabricio* heisst: *qui modo lapideus dicitur. pons Fabricius habet a conditore vocabulum, qui iungitur insulae Tiberinae, a Fabricio consule* (auch ein Fehler; Fabricius war nach der Inschrift der Brücke *curator viarum*) *nominatus*, so liegt wie Servius zur *Aen. VIII, 646 per pontem sublicium h. e. ligneum, qui modo lapideus dicitur* zeigen kann, eine Verwechslung mit dem *p. sublicius* vor. Jordan benützt freilich die Stelle des Servius zu seinem Zweck; aber die Richtigkeit der Ansicht von Mommsen, von welcher überhaupt Jordan ausgeht, dass nämlich der *p. sublicius* über die Insel geführt habe, können wir nicht zugeben. Es würde ja dann schon die Erzählung, dass die hölzerne Brücke von Ancus Marcius gebaut worden sei und dass die Insel sich erst nach Vertreibung des Tarquinius Superbus gebildet habe, einen ganz auffallenden Widerspruch enthalten. Es ist also *ponte rotto* der *pons lapideus* d. h. die steinerne Brücke neben der hölzernen also die erste steinerne Brücke, welche nach *Plut. Numa c. 9* von einem Aemilius — Lepidus dürfen wir hinzusetzen, womit die Angabe der Kosmographie stimmt — gebaut worden ist. Sie hiess aber eben *pons lapideus*, nicht *pons Aemilius*. Bemerkenswerth ist auch, dass gerade diese Brücke den Namen *pons maior* d. i. „Hauptbrücke" führte vgl. *forum magnum, palatium maius* (Hauptpalast d. i Kaiserpalast auf dem Palatin), *templum magnum* oder *templum maius* (der capitolinische Tempel) u. a., bei Jordan S. 409 u. 448. Endlich ist gegen die an und für sich nicht sehr wahrscheinliche Annahme, dass der im J. 62 v. Chr. gebaute *p.*

Fabricius die erste steinerne Brücke Roms gewesen sei, zu erinnern, dass auch der alte Name *p. sublicius* erst entstehen konnte als es eine steinerne Brücke gab. Niemand wird von einer Holzbrücke sprechen, so lange es keine Steinbrücke gibt. Demnach stellt sich das Brückenverzeichniss abgesehen von der sehr erklärlichen Interpolation des *p. Mulvius* und *p. sublicius* als durchaus richtig dar. Wenn Jordan von der offenbaren Interpolation des Namens Aemilius spricht, kann das „offenbar" nur dann gelten, wenn man nachzuweisen vermag, dass die Reihenfolge Aelius, Aemilius, Aurelius falsch ist. — Weiter wird gezeigt, dass auch das Verzeichniss der sieben Hügel, in welchem *Vaticanus* und *Janiculensis* an die Stelle des *Quirinalis* und *Viminalis* getreten sind, kein willkürlich zusammengestoppeltes, sondern durch Interpolation aus der Liste der sieben Hügel der servianischen Stadt entstandenes ist, und nebenbei die Behauptung von Mommsen, dass die uns geläufigen sieben Hügel kein alter Schriftsteller kenne, widerlegt. — In der Untersuchung über *fora*, *campi*, *basilicae* wird die ursprüngliche Absicht einer topographischen Ordnung erkannt, nebenbei die Behauptung von Urlichs, dass in der constantinischen Zeit und schon früher der Name *basilica* sich verallgemeinert habe und auch auf Tempel mit den sie umgebenden Säulenhallen übertragen worden sei, bestritten. — In der Aufzählung der Thermen zeigt die *Notitia*, in welcher nur die drei ersten Namen umgekehrt werden müssen, eine chronologische Ordnung an; die Ordnung des Curiosum ist in grössere Verwirrung gerathen. — In dem Cataloge der Wasserleitungen kann man nur noch Spuren einer topographischen Ordnung entdecken. Ich mache hier auf eine Notiz des Porphyrion aufmerksam, welche vielleicht auf die *aqua Attica* einiges Licht werfen kann. Das Scholion zu *Epist I, 11, 7* heisst nämlich: *Gabii vicus in Sabinis iuxta Lucretilem montem, unde et aqua Gabia* Bei dem *Lucretilis* hatte Atticus ein Landgut, wenn *in tuo Lucretino sole Cic. Att. VII, 11,1* richtig ist. Am deutlichsten tritt die Absicht einer topographischen Ordnung in dem Catalog der von Rom ausgehenden Strassen hervor Das Verzeichniss beginnt mit der Königin der Strassen und zählt die sämmtlichen Hauptstrassen mit einziger Ausnahme der beiden am Tiber hinablaufenden Strassen Ostiensis und Portuensis von der Appia aus links herum bis zur Ardeatina zurück in richtiger Folge auf. Nur die Nebenstrassen, die hinter ihren Hauptstrassen stehen sollten, sind verstellt, vielleicht weil sie ursprünglich in einer Nebencolumne neben den Hauptstrassen aufgeführt waren. — Die zweite Beilage über die Processionsordnung der Argeer gewinnt nicht ganz sichere Resultate und hat eine eingehende und sachkundige Besprechung von L. Spengel im *Philologus* Bd. 32 S. 92 ff. erfahren. — Interessant sind die Gegenstände der dritten Beilage: die capitolinische Basis und die Entstehung des falschen *Victor*. Die Verbindung dieser beiden Gegenstände rechtfertigt sich durch die Bemerkung, dass das Bekanntwerden der Namen der *vici* auf der capitolinischen Basis die Entstehung des falschen *Victor* veranlasst hat, indem die Namen der *vici* nebst anderweitigen Notizen in die currenten Texte des Curiosum eingefügt wurden, wodurch eine Art Leitfaden der Topographie entstand, der im wesentlichen das alte namenlose Buch war, keine Fälschung. Pomponius Laetus, die Seele der neuerwachten antiquarisch-epigraphischen Studien, hat dieser Arbeit nahe gestanden Aber Absicht oder Spielerei unbekannter Fachgenossen gaben dem Buche das Ansehen eines neuentdeckten Schriftstellers, dessen sich bald Pirrho Ligori als eines bequemen Hülfsmittels für seine Fälschungen bediente. Eine genaue Untersuchung über Pomponius Laetus und eine Prüfung seiner zahlreichen antiquarischen Arbeiten, welche

noch handschriftlich vorhanden sind, wird den leichthin gemachten und von Peyron schlecht begründeten Vorwurf der Fälschung unzweifelhaft ganz beseitigen. Aus der Untersuchung über die jetzt im Conservatorenpalast auf dem ersten Treppenabsatz angebrachte Basis mit den Namen der *vici* von fünf Regionen (I, X, XII, XIII, XIV) hebe ich die Bemerkung über die Bestimmung des Denkmals heraus. Die Bezirkscommissäre (*magistri vicorum*) sprechen im Namen ihrer Bezirke dem Kaiser Hadrian ihren Dank aus für irgend eine Wohlthat. Preller dachte an eine Wasserleitung. Das ist möglich und sehr plausibel, lässt sich aber nicht beweisen.

Der zweite Abschnitt bietet Untersuchungen über die mittelalterlichen Stadtbeschreibungen. Vornehmlich mit dem von Gregorovius gelieferten Material wird zuerst das Fortleben der XIV Regionen bis in's 12 Jahrh. verfolgt. Unter den in mittelalterlichen Urkunden (926 bis 1176) vorkommenden Regionen stimmen die meisten mit den alten Regionen, einige nicht; die erste z. B. umfasst die alte dreizehnte; Jordan glaubt nicht, dass ein Theil der Urkunden alte, ein anderer neue Regionen nenne, sondern entscheidet sich dahin, dass die sieben kirchlichen Regionen zwar zur Titulatur der Geistlichen, nicht aber zur Ortsbestimmung verwendet werden, dass die bis zum 12. Jahrh. mit Zahlen genannten Regionen I--IX, XII, XIV, wenn man von Fehlern und Ungenauigkeiten absehe, ungefähr das Gebiet der augustischen Regionen umfasst haben, nur mit der Ausnahme, dass die nicht vorkommende XIII. constant vom 7. bis 12. Jahrh. als I. bezeichnet und die ursprünglich I. nicht genannt werde, dass also die alte augustische Regioneneintheilung sich bis in das 12. Jahrh. in der Hauptsache erhalten habe. Vielleicht doch nur neben einer neuen Regioneneintheilung, aber so, dass die alte vorherrschte, vgl. Urlichs p 211. — Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit dem Itinerar der Einsiedler Handschrift *n. 326 s. X.* Man darf als sicher annehmen, dass das Itinerar und die damit verbundene Inschriftensammlung vor der Mitte des neunten, und als sehr wahrscheinlich, dass sie nach der Mitte des 8. Jahrh. verfasst sind von einem gebildeten Manne der Zeit ungefähr Karls d. Gr. Sehr schön führt Jordan den Gedanken von de Rossi durch, dass die Beschreibung der Hauptrouten durch die Stadt einem Stadtplane entnommen sei — *Einhard vita Caroli 33* spricht von zwei Tischen Karls d. Gr., deren einer die Stadt Rom, der andere die Welt dargestellt habe —. Es erklärt sich so z. B., dass als rechts oder links vom Wege liegend angeführt wird, was weder am Wege noch auch so liegt, dass es vom Wege aus gesehen werden kann. Es erklärt sich ferner die Verschiebung oder Zusammenrückung von Oertlichkeiten, wie der Vatican als links vom Wege von *porta S. Pancrazio* nach *ponte rotto* genannt wird, wenn die zu Grunde liegende Karte Rom in einer ähnlichen Ellipsenform zeigte wie der hinter einer illustrierten Weltchronik, welche mit 1308 abschliesst, im *cod. Vat.* 1960 erhaltene Stadtplan von Rom. Das Ergebniss benützt Jordan, um eine Schwierigkeit zu heben. Zweimal nämlich, bei dem ersten und siebenten Wege, nimmt Tiberis die Stelle von S Martina dem Severusbogen gegenüber ein. Gewöhnlich versteht man unter diesem Tiberis die Statue des Marforio, die bei S. Martina gelegen hat. Mit Recht bemerkt Jordan, dass eine solche Bezeichnung, abgesehen von deren Ungewissheit, zu undeutlich sein würde; er stellt darum den Tiberis beidemal auf die andere (rechte) Seite und nimmt an, dass auf dem Plan der Fluss dergestalt an das Capitol gerückt war, dass der ablesende Schreiber, als er sich über S. Sergio hinaus nach einem „rechts“ umsah, den Tiberis rechts nennen

konnte. Aber eine solche doppelte Umstellung bei einem und demselben Namen ist doch höchst bedenklich, wenn nicht ganz und gar unstatthaft. Wäre es nicht möglich, dass *in tribus fatis* (so hiess ursprünglich die Kirche S. Martina) auf dem Plane dergestalt abgekürzt und unleserlich geschrieben war, dass der Ablesende Tiberis darin fand? — In der dritten Abhandlung „die Mirabilien und ihre Redaktionen" wird die Geschichte der Mirabilien bis in den Anfang des 15. Jahrh. verfolgt. De Rossi hat zwei Rezensionen unterschieden: die ältere in den Akten der römischen Curie im 12. Jahrh., die andere vertreten durch die von Montfaucon abgedruckte Handschrift von S. Isidoro aus den Collektaneen des Cardinals Nicolaus von Aragonien (1356—1362), von welcher die von Ozanam herausgegebene *Graphia aureae urbis Romae* und die Chronik des Martinus Polonus abhängig sei. Parthey glaubt noch eine dritte Rezension in einer Handschrift des 14. Jahrh. entdeckt zu haben. Jordan weicht davon insofern ab, als er die *Graphia* trotz ihres selbständigen Charakters zu der ersten Klasse rechnet, eine dritte aber als selbständige Redaktion überhaupt nicht anerkennt. Die *Graphia* erweist sich durch die Gleichartigkeit in der Anordnung der Stücke 1—12 (Klassen antiker Monumente) und 20—30 (eine bei St. Peter beginnende und in Trastevere endigende Periegese der Stadt) als der ältesten Redaktion zugehörig. Sie weicht wesentlich von der ältesten Redaktion nur dadurch ab, dass sie die Stücke 13, 14, 17, 18 (Legenden) in geeigneter Weise und an geeigneter Stelle einschaltet, während in jener das Gleichartige beisammen steht. Auch die Lesarten der *Graphia* setzen überall dasselbe Original voraus, welches in den Mirabilien vorliegt. — Deutliche Spuren führen darauf, dass die Mirabilien, welche der Erzbischof von Salerno Romuald (1153 bis 1181) seiner Chronik und die päpstlichen Schriftsteller den Akten der Curie (der Canonicus Benedict vor 1142 dem *liber polipticus*, der Diakon Albinus um 1184 seinen *Digesta*) einverleibt haben, um die Mitte des 12. Jahrh redigiert waren. Jordan hält nicht die Mirabilien für jünger als die *Graphia*, sondern nimmt an, dass der Verfasser der *Graphia* die Stadtbeschreibung, welche von Romuald und Albinus in reiner Gestalt überliefert worden, selbständig verkürzt, interpoliert und mit der Absicht künstlerisch abzurunden redigiert hat Für das höhere Alter der *Graphia* könnte vielleicht die Lesart *colossus amphitheatri* angeführt werden, wofür die Mirabilien c. 16 (bei Urlichs 14) *coloseus* oder *coliseum amphitheatrum* haben. Denn da das betreffende Capitel aus der Regionenbeschreibung entlehnt ist, wo die Höhe des Sonnenkolosses angegeben wird, so war *colossus amphitheatri* vielleicht nicht einmal ursprünglich ein Missverständniss („der Koloss beim Amphitheater"), jedenfalls aber die ältere Form. Ueberhaupt dürfte sich auf diese Art der Name Colosseum gebildet haben, etwas anderes als Jordan S. 510 (wie Bunsen) annimmt: *colossus amphitheatri* bedeutete ursprünglich den Sonnenkoloss beim Amphitheater, später „den Colossalbau des Amphitheaters"; zuletzt blieb *amphitheatri* weg und *colossus* oder *colisseum* wurde gleichbedeutend mit *amphitheatrum* Doch fällt dieser Einwand weg, wenn man die *Graphia* nicht aus den uns erhaltenen Mirabilien selbst, sondern aus deren Original ableitet. Sein Urtheil über das anonyme und vielleicht erst später *Mirabilia Romae* überschriebene Buch fasst Jordan dahin zusammen: „um die Mitte des 12. Jahrh. schrieb ein nach damaliger Weise unterrichteter Mann eine Periegese der Trümmerstätte mit der Tendenz gegenüber der schwankenden und wechselnden Terminologie nachzuweisen, dass die Ruinen ehemals Tempel und welchen Göttern sie geweiht gewesen seien. Er

schrieb dies getragen von der Stimmung seiner Zeit, welche das Wiedererstehen der römischen Stadtrepublik und die Neugründung der römischen Herrschaft auf dem Capitol hoffte. Diese Periegese vervollständigte er zu einem systematisch geordneten Unterrichtshandbuche, indem er aus der damals noch vollständiger erhaltenen Regionenstatistik und aus älteren mittelalterlichen Catalogen von Namen antiker Gebäude eine Anzahl Capitel zusammenstellte oder eine solche Zusammenstellung überarbeitete und dieser die für den neugierigen Wanderer interessantesten Capitel der christlichen Topographie beigesellte. Auch eine Anzahl Legenden, die zum Theil längst in anderer Gestalt cursierten, fügte er zwischen die beiden Haupttheile ein. Das Buch hat grosse Verbreitung gefunden und ist bald nach seinem Erscheinen als Beschreibung der Stadt Rom officiellen und nicht officiellen Werken einverleibt worden. Mehr als hundert Jahre später hat eine Umarbeitung eines Stückes der Periegese den Anstoss dazu gegeben, das Buch in zweiter veränderter Ausgabe zu verbreiten. Die Zuthaten dieser Ausgabe sind an Werth gering und zeigen, dass das Verständniss der Tradition mehr und mehr verschwindet" Hiernach werden noch die Bearbeitungen der Mirabilien von Martinus Polonus im 13., von Fazio degli Uberti und Nikolaus Signorili im 14. und die commentierte Ausgabe eines Ungenannten zu Anfang des 15. Jahrh. erörtert. Dazu bemerke ich nur, dass der Vorschlag, im Gedichte von Uberti (St 24) *monte* statt *ponte* zu lesen und das Mausoleum des Augustus zu verstehen (*mons Augusti*), durch die Lesart, welche Urlichs gibt, *vedi là il pome*, unnöthig wird: es wird der Pinienapfel, welcher auf dem Mausoleum des Hadrian gestanden haben soll, gemeint sein. — In den zwei folgenden Abhandlungen werden endlich die beiden topographischen Bestandtheile der Mirabilien, die älteren Theile (1—12) und die Periegese des 12. Jahrhunderts oder die eigentlichen Mirabilien (20—30) einer eingehenden Erörterung und Kritik unterzogen. Während die älteren Bestandtheile, welche der Verfasser der Mirabilien nur überarbeitet hat, guter Tradition entstammen, ist über die Periegese, das eigene Werk des Verfassers, kein günstiges Urtheil zu fällen: „das Resultat steht etwa in der Mitte zwischen der vollkommenen Verwerfung aller Nachrichten dieses Buches und der Annahme, die noch neuerdings von römischen und deutschen Gelehrten mehrfach geäussert worden ist, dass alle oder fast alle antiken Namen im 12. Jahrh. noch durch Tradition von Mund zu Mund erhalten und an die Monumente geheftet gewesen seien."

Der letzte Theil des Werkes enthält die besprochenen Urkunden: *Curiosum* und *Notitia*, Uebersicht einer vermehrten Separatausgabe der Anhänge (1. bei Zacharias und Olympiodorus, 2. Beschreibung der honorianischen Mauer, 3. Vergleichung der Verzeichnisse der honorianischen Thore), die Namen der Strassen der Stadt Rom (1. Namen der *vici* auf der capitolinischen Basis, 2. die erhaltenen Strassennamen), *Varro* V, 41 ff., *Mirabilia Romae*, wobei die älteste Fassung nach der Handschrift der Chronik des *Romuald*, der *Digesta* des *Albinus*, der *Graphia* und der Prager Handschrift im Text gegeben wird, während die Zusätze und Abweichungen der späteren Bearbeitungen unter dem Texte stehen, das Einsiedler Itinerar, Wege aus der Prozessionsordnung Benedicts, endlich drei einzelne Urkunden (aus einer Bulle Anaklets II. aufgenommen in die Bulle Innocenz IV. vom J. 1252, aus einer Bulle Innocenz III. v. J. 1199, aus einer gefälschten Bulle Johanns III).

Zahlreicher sind natürlich die Urkunden im Werke von Urlichs. Hier handelte es sich um objective Wiedergabe aller für die Topo-

graphie in Betracht kommenden Literatur. Darum wird nach dem Regionenverzeichniss auch der P Victor gegeben: die Mirabilien sind in 6 Klassen eingetheilt: 1) „Mirabilien" *saec. XII* (nach der Handschrift der Chronik des Romuald, nach den Handschriften des *Cencius Camerarius*, nach der Handschrift der *Digesta* des Albinus und nach einer Handschrift der *bibliotheca Vallicelliana* in Rom), 2 *Graphia saec. XIII*, 3. Reg. aus *saec. XIV* aus den Excerpten des Cardinals Nikolaus von Aragonien, 4. *Mirabilia breviata et interpolata saec. XIV et XV* (die Prager Handschrift hat Urlichs hier untergebracht), 5. *Mirabilia cum renascente doctrina coniuncta saec. XIV et XV. Polistoria Johannis Caballini de Cerroribus.* 6. *saec. XV. Anonymus Magliabecchianus.* Dann folgen Auszüge aus der Kaiserchronik und anderen Chroniken, aus Papsturkunden, aus den Biographieen der Päpste, aus alten Inschriftensammlungen u. s. w. Unter *Itineraria Urbis* wird ausser dem Einsiedler und der Processionsordnung Benedikts eine Abhandlung *de locis sanctorum Martyrum quae sunt foris civitatis Romae* aus einer Würzburger Handschrift und die Beschreibung der Thore *e Willielmi Malmesburiensis libro de gestis regum Anglorum IV, p. 134, sqq.* mitgetheilt. Wir wollen uns hier auf eine weitere Aufzählung nicht einlassen und uns nur noch einige Bemerkungen über den Text des *Curiosum* und der „*Notitia*" (bei Urlichs *de Regionibus* betitelt) gestatten. Wie genau und zuverlässig die beiderseitigen Collationen von Urlichs und Jordan sind, zeigt die Uebereinstimmung. Nur in den Text haben sie hie und da verschiedenes aufgenommen. Bei einer Urkunde wie die unsrige ist (vgl. oben die Bemerkung Jordans über den sprachlichen Charakter derselben) halte ich es für angezeigt Wortformen welche alle oder die ältesten Handschriften bieten unverändert zu lassen, also z. B. *lupercam (reg X). privata Adriani (r. XII)*, nicht *lupercal*, *privatam Adriani* (vgl. *r. XIII mappa aurea*) zu schreiben, wie Ulrichs gethan hat, oder *siburam (r. IV), clevum (r. XII), bascellaria (basilica* in Anhang I) stehen zu lassen, während Jordan *suburam, clivum, vascellaria* in den Text gesetzt hat. — Als eine richtige und zulässige Emendation können wir die Aenderung von *scalam cassim* in *sc. cassiam* (*r. XIII* gew. *Cassi*), welche Jordan gemacht hat, betrachten. — *R. II* im *Curios.* schreibt Urlichs *Caelemontium* unter Verweisung auf *Orell. Inscr. L. 716* (vgl. Jordan S. 257 f.): wohl wird das Original so gehabt haben, wie es auch die besten Handschriften der *Notitia* bieten, nicht *Caeliomontium*, wie Jordan meint; aber dem *Curiosum* wird die Form *Caeleomontium* zu verbleiben haben. — Ebd. in der *Not.* hätte Urlichs bei der letzten Zahl der grösseren Uebereinstimmung mit dem *Cur.* halber die Lesart von *C* vorziehen dürfen, weil die Zahlen zwar sehr leicht sich ändern, nicht leicht aber ein *S* (*semis*) nachträglich hinzukommt. — In *r V* könnte *hortos Pallatianum*, wie das *Cur.* hat, dem ursprünglichen näher liegen als das in der *Notitia* vielleicht nach Correktur stehende *h. Pallantianos.* — Ebenso dürfte es in *r. VIII* mit *sub eadem* zu halten sein: *Aquam cernentem. IIII scaros sub eadem*, wenn auch die Vermuthung von Jordan S. 19 *aquam ferventem, IIII scaros sub eadem* unsicher ist. — In *r. IX* der *Not.* dürfte *aedem Herculis* (für den Plural *aedes*) von Interpolation herstammen (vgl. Jordan S. 135 f.). — In *r. XIII* vgl. wegen der Zahl bei *naumachias* Jordan S. 45. — Mit Recht hat Urlichs in *r. XIII* und im ersten Anhang die Form *Adventinus* beibehalten.

Wir können unser Referat nicht schliessen, ohne den Wunsch auszusprechen, den gewiss alle Freunde der römischen Topographie theilen,

dass die Ergänzung des Urkundenbuches, welche Urlichs versprochen hat, und der erste Band der Topographie von Jordan nicht zu lange auf sich warten lassen, wenngleich man dem letzteren Werke noch die Verwerthung der neuen Ausgrabungen gönnen möchte.

München. N. Wecklein.

Geographie, Länder- und Völkerkunde von Dionys Grün, Professor am k. k. akademischen Gymnasium zu Wien. Wien 1871. Verlag von Friedrich Beck. S. S. VIII, 1012 u. IV. Preis 2 Thlr.

Schulgeographie. Erster Cursus. Von H. B. H. Grünfeld, Oberlehrer, erstem ordentlichen Lehrer an der k. Domschule in Schleswig. Für zwei Stufen bearbeitet. 1871. Verlag der Schulbuchhandlung (Hermann Heiberg) Schleswig. S. S. 132.

Methodik des geographischen Unterrichts nach erprobten Grundsätzen. Mit specieller Beziehung auf die Schullehrerseminare und deren Uebungsschulen. Von Florens Winkler, Oberlehrer am k. Schullehrerseminar zu Friedrichsstadt-Dresden. Dresden, L. Wolf's Buchhandlung (G. Salomon). 1872. S. S. 58.

Grün's nunmehr vollendet vorliegendes Werk wurde bereits nach dem Erscheinen der ersten Lieferung in diesen Blättern kurz besprochen. (Bd. VI S. 312 f.; vgl. Bd. VII S. 139 u. 292). Hier genüge demnach die Bemerkung, dass der Verfasser seine schwierige Aufgabe in anerkennenswerther Weise gelöst hat. Ist auch die Darstellung von unnöthigen Wiederholungen nicht immer frei, erscheint auch die Diction nicht überall sorgfältig genug gewählt, die Correctur etwas ungenau, fühlt man sich auch bei der Lectüre manchmal über die allzugrosse Reichhaltigkeit zu rechten versucht: so müssen doch derartige Mängel als völlig untergeordnet gelten, wenn wir das auf jeder Seite zu Tage tretende redliche Streben, der Sache zu dienen, in Betracht ziehen, ferner das eifrige Bemühen, klar und leicht verständlich zu sein, endlich den schulmässigen Takt, mit dem der Verfasser hinsichtlich des Inhaltes seinem weit gesteckten Ziele gerecht zu werden wusste. Besonders ist in letzterer Beziehung zu rühmen, dass das Buch von verletzenden Ausfällen confessioneller oder politischer Art durchaus rein gehalten ist. Dasselbe sei hiemit für die a. o. a. O. des näheren angegebenen Zwecke nochmals bestens empfohlen.

Grünfeld's Büchlein, zunächst für die Volksschule bestimmt, kann jedoch nach seiner ganzen Einrichtung auch in den untern Lateinklassen gebraucht werden. Dem Verfasser ist es insbesondere um Uebersichtlichkeit und um Ausscheidung des minder Wichtigen von dem Unerlässlichen zu thun. Der aufgenommene Lehrstoff ist durch verschiedenen Druck in zwei Stufen vertheilt, deren jede für sich ein selbständiges Ganzes ausmacht. Die Auswahl muss in der Hauptsache als richtig bezeichnet werden, ist jedoch immerhin vorwiegend unter Berücksichtigung der preussischen Schulen getroffen. In confessioneller Hinsicht versteht der Verfasser mit seinem protestantischen Standpunkte zum Vortheile des Büchleins Maass zu halten. Die Darstellung der „Grundbegriffe und Grundlehren" geht für die hier in Betracht kom-

mende Altersstufe stellenweise etwas weit; dagegen verdient die sachgemäss vorherrschende Bedachtnahme auf das oro- und das hydrographische Element lobend hervorgehoben zu werden. Die Darstellung ist klar und meist bündig.

Im Interesse einer neuen Auflage mögen ein paar Einzelnheiten erwähnt werden, die Abhilfe erheischen. Referent ist, wie er wiederholt in diesen Blättern auszusprechen Gelegenheit nahm, ein Gegner von dem so vielfach beliebten Hereinziehen eines bunten Allerlei in den Geographieunterricht. Grünfeld geht hier ziemlich weit, und zwar eben so planlos als andere. Wenn z. B. Frankfurt a. M. als Göthes Geburtsort vorgeführt wird, wie lässt sich dann die Geburtsstätte eines Lessing, Herder, Klopstock, Wieland, ja gänzlich unbegreiflicher Weise selbst die eines Schiller mit Stillschweigen übergehen? Auch ausserhalb Deutschland durfte der Verfasser, lässt er sich einmal auf Derartiges ein, nicht bei Columbus stehen bleiben. Und wo soll das Ende der Curiosa gefunden werden, wenn sich der 143 Meter hohe Schornstein einer Fabrik in Glasgow sogar in die geographischen Leitfäden der Volksschule einnistet?

Ein anderer Punkt ist der nicht immer sorgfältig gewählte Satzbau. So finden sich ziemlich häufig copulative Verbindungen, wie sie in Schulbüchern nicht vorkommen sollten. S. 78 z. B. heisst es: „An Metallen gewinnt man Silber und Quecksilber und von grosser Bedeutung ist das Seesalz.“ „Der Boden ist im ganzen fruchtbar, und in alten Zeiten war Spanien ein herrlich angebautes blühendes Land.“ Kommt nun zu solchen Satzreihen gar noch ein Druckversehen, wie S. 48, so entstehen wahre monstra folgenden Calibers: „Nur in den östlichen Provinzen Preussens wohnen 2½ Millionen Slaven, die grösstentheils polnisch sprechen, und in Nordschleswig ist die Volkssprache fast durchgängig polnisch sprechen und in Nordschleswig ist die Volkssprache fast durchgängig dänisch“ (sic).

Möge der geehrte Verfasser gelegentlich einer neuen Auflage diesen Dingen ein wachsames Auge zuwenden: er wird so den Werth seiner im Ganzen verdienstlichen Arbeit wesentlich erhöhen.

Von der Ansicht ausgehend, es sei in den vorhandenen methodologischen Schriften über den geographischen Unterricht die Aufgabe des Lehrerseminars nicht genügend beachtet worden, sagt Winkler S. 6: „Es hat den geographischen Unterricht in rationeller, geistbildender Weise zu ertheilen und den künftigen Lehrern ein tieferes Verständniss des Wesens und der Aufgabe der Erdkunde, sowie der zweckmässigsten Methode des geographischen Unterrichtes in der Volksschule zu vermitteln“ Sein Schriftchen fordert in der ersten Abtheilung (S 7—16) rücksichtlich der Auswahl des Lehrstoffes thunlichste Bedachtnahme auf das physikalische und das mathematische Element, dagegen strenge Fernhaltung alles Fremdartigen im historischen, naturhistorischen und politischen Theile; die zweite Abtheilung „Gang des geographischen Unterrichtes“ (S. 16—23) gibt einen wohlmotivirten Unterrichtsplan; die dritte Abtheilung „Hilfsmittel für den geographischen Unterricht“ (S. 23—35) zählt die einschlägigen besseren Werke für Lehrer und Schule auf und gibt eine kurze Würdigung einzelner; angefügt ist eine instructive Anleitung für das Verständniss von Karten und Globen; die vierte Abtheilung „Form des geographischen Unterrichtes“ (S. 35—50) charakterisirt zunächst an der Hand von Peschel's bekanntem Aufsatz in der deutschen Vierteljahresschrift die falsche

Methode, lehrt den richtigen Gebrauch der Karte, ferner die Verwerthung derselben als hauptsächlichstes Unterrichtsmittel und ertheilt beachtenswerthe Winke für das Kartenzeichnen; in der letzten Abtheilung endlich „der Geist, welcher im geographischen Unterrichte walten soll" (S. 50—58) eifert der Verf. unter der Parole „der Geist der Wahrheit walte in deinem Unterrichte" gegen das tendenziöse Hereinziehen des religiösen Momentes in den Geographieunterricht, gegen Vaterlandslosigkeit und übertriebenen Patriotismus, warnt vor Bequemlichkeit und Theilnahmslosigkeit für die Sache seitens des Lehrers, sowie vor geistreichen Tändeleien und dringt auf solide Charakterbildung desselben.

Das Schriftchen bietet, wie nicht anders zu erwarten, wenig Neues, stellenweise wird sogar völlig selbstverständliches vorgebracht, wie z. B. es sei wünschenswerth, dass die geographische Literatur auch in der Seminarbibliothek gut vertreten ist (S. 23); nur gute Karten seien zu gebrauchen (S. 32); der Lehrer habe sich gehörig vorzubereiten (S. 54). Die einschlägige Literatur, im ganzen gut berücksichtigt, lässt doch unliebsame Lücken wahrnehmen, anderseits wird S. 44 in der harmlosesten Weise neben dem bekannten Buche Oberländers sein *alter ego*, der Dr. Huller'sche Vortrag im ersten Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in München, vorgeführt. Derlei Umstände, sowie die specielle Bestimmung für die Lehrerseminare und hier zunächst wieder für die der engern Heimat Sachsen hindern jedoch nicht, das Büchlein auch unsern Geographielehrern auf das beste zu empfehlen. Dasselbe ist gut geschrieben, vertritt durchweg gesunde Grundsätze, die nicht oft und eindringlich genug gelehrt werden können, verräth überall den erfahrenen Schulmann und ist von warmer Begeisterung für die Sache durchweht. Möge es eine recht weite Verbreitung finden!

Sp. Dr. Markhauser.

Erwiederung an Herrn Dr. C. Meiser in München.

Verehrtester Herr Doctor!

Vor einigen Tagen ward mir vom Buchhändler Ihre Recension meiner Ausgabe des Agricola in den „Blättern f. d. bayer. Gymnasialwesen" VIII. Jahrg. p. 329 ff. zugesandt. Ich reiche Ihnen aus der Ferne die Hand und spreche mit deutschem Händedruck: Ich danke Ihnen! Sie haben meinem Versuche eine Anerkennung und ein Lob gezollt, wie die Arbeit vielleicht nicht verdient, und Ihre abweichende Ansicht über das von mir beobachtete kritische Verfahren in so massvoller, rein objectiver Weise ausgesprochen, dass ich mich Ihnen zu aufrichtigem Danke verpflichtet fühle.

Wenn ich dessungeachtet diese Worte öffentlich an Sie richte, so geschieht das, um im Interesse unseres gemeinsamen Studiums eine weitere Verständigung mit Ihnen anzubahnen; zugleich freilich auch, um mich von dem Vorwurfe eines gewissen Widerstreites zwischen meinen Grundsätzen und meinem eigenen Verfahren zu reinigen.

Wenn ich I p. 53 aussprach: „Nein, die Conjecturalkritik in Ehren! aber nur da ist sie berechtigt, wo uns die diplomatische Kritik im Stich lässt", so hab' ich diesen meinen Grundsatz dadurch noch keineswegs „als für meine eigne Person nicht vorhanden betrachtet und ganz nach eigner Willkür geschaltet", dass ich den Muth hatte, „28 eigene" Conjecturen in den Text zu recipiren, falls mir nicht klar und unwiderleglich nachgewiesen wird, es sei zu diesen Aenderungen der Les-

art kein zwingender Grund vorhanden gewesen. Dieser Nachweis ist bisher nicht geführt. Mustern wir die Stellen, die Sie kurz bekämpft, einzeln durch.

Cap. VI lese ich statt mit den *MSS. vixeruntque mira concordia per mutuam caritatem et invicem se anteponendo,* nisi *quod in bona uxore tanto major laus, quanto in mala plus culpae est* — „*anteponendo* sibi, *quod*“ etc. — Dass vor mir schon Acidalius so vermuthete, war mir allerdings entgangen; mit um so grösserer Entschiedenheit aber wage ich nunmehr die Behauptung, dass diese Conjectur nicht „eine verunglückte“, sondern eine glückliche ist Ich unterschreibe noch heute, nach über 14 Jahren, jedes Wort von dem, was ich über diese Stelle p. 41 f. sagte, ja verschärfe es noch: *Nisi quod* ist hier vollkommen sinnlos; wesshalb hab' ich schon früher zur Genüge entwickelt; *invicem se* kann nur dann den ihm allgemein untergelegten Begriff haben, wenn das entferntere Object *sibi* hinzutritt; (über *invicem* vgl. noch *Quinct. I, 3; I, 4; V, 13* und oft; *Tac h. I, 74; III, 25; Agr. 16; Plin. pan. 51; ep. 7, 20; Just. 8, 3;* über *invicem se: Tac. dial. 25; Plin. ep. 3, 7; Just. 13, 2; Lact. inst. 3, 4).* Die Veränderung des *nisi* in *sibi* ist eine unbedeutende, der Anlass zur Corruptel naheliegend; die Unterlassung der Attraction des *quod* durch das Prädicatssubstantiv *laus* ist durch viele Beispiele als ächt lateinisch und tacitinisch bewiesen (vgl. Gosrau zu *V. Aen. III, 173*); endlich, was am schwersten in's Gewicht fällt, nur so gewinnen wir einen klaren, an sich schönen und des Tacitus würdigen Gedanken, der wunderbar stimmt mit der Mahnung des Apostels Paulus im Briefe an die Philipper II, 3: *μηδὲν κατὰ ἐριθείαν μηδὲ κατὰ κενοδοξίαν, ἀλλὰ τῇ ταπεινοφροσύνῃ ἀλλήλους ἡγούμενοι ὑπερέχοντας ἑαυτῶν,* was Luther so schön übersetzt: „Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet Euch unter einander Einer den Andern höher, denn sich selbst“; wie andererseits die Worte: „*quod in bona uxore tanto major laus, quanto in mala plus culpae est*“ aus der Anschauung des Tacitus über das Verhältniss des Mannes zum Weibe ihre Begründung erhalten. Vgl. p. 42, Abs. 2 und *Ann. III, 34*: *nam viri in eo culpa, si femina modum excedit.*

Sie nennen meine Conjectur *exoderat* (früher vermuthete ich nach *Ann. II, 72 effugerat)* statt des handschriftlichen *exuerat* „relativ noch eine von den besten Vermuthungen, wenn die Form gebräuchlich wäre“. Das letztere Bedenken dürfte nach Lage der Sache (vgl. *Ruddimanni instit. gr. Lat. II. p. 241* und *Forbiger* zu *V. Aen. V, 687*) um so weniger schwer in die Waage fallen, als sich bekanntlich manche *ἅπ. εἰρημένα* und veraltete Formen beim Tacitus finden; wenn Sie Sich aber vollends Selbst der Ansicht zuneigen, dass zwischen *avaritiam exuerat* „*jam ante*“ ausgefallen sei, und glauben, dies „wäre eine pikantere, dem Geiste des Tacitus mehr entsprechende Wendung des zu Grunde liegenden Gedankens“, so kann ich, ungeachtet diese Conjectur äusserlich durch die Schriftzüge sehr empfohlen wird, dennoch aus inneren Gründen nicht beistimmen. Die Schwierigkeit des Ausdrucks nämlich wird durch diese Conjectur nicht beseitigt, sondern vermehrt. Was ich ausziehe muss ich früher angezogen, besessen haben; (den früher von mir citirten Stellen füge ich jetzt hinzu: *Ann. I, 33; III, 1,* und namentlich *I, 75: quam virtutem diu retinuit, quum ceteras exueret*); folglich würde Tacitus mit diesem Ausdruck, seinem Schwiegervater *tristitiam, arrogantiam, avaritiam* im Amte zuschreiben. Und was sollte *jam ante* heissen? Etwa: „schon früher“, ehe er seiner Pflicht Ge-

sucht“ ist? Man gebe eine vernünftige, sach- und sprachgemässe Erklärung der *vulgata*, und ich will mit Freuden meine Conjectur fallen lassen. Bis das geschehen, werde ich sie festhalten.

Meine Conjectur zu *c. 27 at Britanni, non virtute, sed occasione et arte duci se rati*, auf welche ich als junger Mann fiel, halte ich jetzt, an der Schwelle der sechziger Jahre, also des Greisenalters stehend, noch immer für ein *ἕρμαιον*. Dieser Ausdruck wird mich schützen gegen den Vorwurf der Selbstüberhebung, wenn ich die Hoffnung auszusprechen wage, dass sich diese Conjectur, wie *c. 6 sibi* statt *nisi*, noch dereinst Bahn brechen wird.

Bei Erwähnung meiner Conjectur zu *c. 31 et libertatem, non poenitentiam laturi* liessen Sie in der Uebersetzung: „die wir Freiheit, nicht Reue davontragen werden“, die beiden ersten Silben des Wortes „davontragen“ mit gesperrten Lettern drucken. Bezweifeln Sie etwa diese Bedeutung des Wortes *ferre*?! Da würden Sie Sich in einem Irrthume befinden. —

Wenn Sie *c. 36* glauben, „der Zusammenhang ergebe leicht“, dass die auch von mir recipirte Conjectur *aequa nostris* statt *minimeque equestres* „falsch sei“, so würden Sie auch schon durch die Führung dieses Beweises der schwierigen Stelle einen wesentlichen Dienst erweisen. —

Wie die geringen — ich hoffe doch nicht von mir unbegründet gelassenen Umstellungen in *c. 37* einen Beweis liefern meiner „nun immer sich steigernden Kühnheit“, bekenne ich nicht einzusehen, und eben so wenig fasse ich den — verzeihen Sie mir! — an dieser einen Stelle fast ein wenig ironisch klingenden Ton, den Sie in Betreff meiner Conjectur *vocare interfectos* statt *integros* anschlagen. Nein, verehrtester Herr Doctor, nicht ich habe *vocare integros* nicht verstanden, — — Niemand hat es verstanden; aber nur H. Peerlkamp und ich haben das Nichtverstandenhaben ehrlich gestanden. Meine Vermuthung ist aber keineswegs der Art, dass Sie nöthig gehabt hätten, dem Leser die Versicherung zu geben: „So wörtlich zu lesen II, 2, p. 27 f.“ Lieber hätte ich gesehen, dass Sie meine Begründung vollständig gegeben hätten. So, in dieser fragmentarischen Abgerissenheit, nimmt sich die Sache allerdings etwas possirlich aus. Wer hiegegen meine Begründung vollständig gelesen, und G. W. Nitzsch' Anmerkg. zur *Od. III, p. 17* gründlich studirt, der wird es sicher nicht unglaublich finden, dass so etwas gedruckt worden, sondern vielmehr, hoff' ich, meiner mit Bescheidenheit hingestellten und nicht unmotivirten Vermuthung — vielleicht gar zustimmen.

Cap. 40 steht nicht in beiden *MSS. noctu in palatium, ita ut praeceptum erat, venit*, sondern im *cod.* △ steht *praetemptum*. Dadurch gewinnt meine Conjectur ein ganz anderes Gesicht. Sollte überhaupt nicht, bei den sonst nicht zu hebenden inneren Schwierigkeiten der Stelle, das „l“ haben fehlen können?

Ihre Ansicht, dass in den Worten *c 43: augebat miserationem constans rumor veneno interceptum, nobis nihil comperti affirmare ausim* — „*nobis*“ „sich zu *interceptum* ziehen lasse“, kann nach meiner Ueberzeugung nicht gebilligt werden. *Intercipio*, *μεσολαβέω*, aus der Mitte wegnehmen, heisst *quasi medio in cursu capio aliquid prius quam ad certum aliquem ac destinatum sive locum sive usum sive aliam quam rem perveniat*, und wird daher dieser seiner Grundbedeutung nach nicht leicht mit einem *dat.* der Person verbunden werden. Mir ist nur Eine Stelle bekannt, wo bei der abgeschwächten Bedeutung des Wortes = *auferre, rapere, furari*, dies geschehen ist, nämlich *Ov. ep. ex P. VII, 25: Sithonio regi ferus interceperat illam Hostis, et ereptas victor ha-*

nüge gethan? Also noch während er im Amte fungirte?! oder: ehe er überhaupt ein Amt bekleidete? Immer doch musste er, wenn er nöthig hatte diese Untugenden abzulegen, irgend einmal in früherer Zeit damit behaftet gewesen sein, was Tacitus unmöglich in dieser Weise seinem gepriesenen Schwiegervater zur Last legen konnte. — So bliebe also bei dieser Lesart die alte unlösbare Schwierigkeit, die nur noch durch Hinzufügung eines eben so vagen und unklaren, als matten Zusatzes gesteigert würde.

Dass auch Sie später auf dieselbe Vermuthung fielen, *c. 19* sei statt *circumcisisque in quaestam reperta*, nicht mit Rhenanus zu lesen *circumcisis quae*, sondern *circumcisisque quae* ist mir sehr angenehm zu erfahren, und spricht für die Richtigkeit meiner Conjectur.

Zu c. *22 apud quosdam acerbior in conviciis narrabatur: ut erat comis bonis, ita adversus malos injucundus*, „verwunderte ich mich" ehemals, „dass Niemand, ausser etwa Nissen, der die Corruptel wohl dunkel gefühlt habe, an diesen Worten Anstoss genommen". Jetzt nimmt es mich noch mehr Wunder, dass Dr. C. Meiser, bei seinem anerkannten Scharfsinn, das Gewicht meiner Gründe so wenig gewürdigt, dass er glaubt, „Niemand werde meine Conjectur für nothwendig halten". Wenn vorausgeht: „Manche Leute, die ich nicht erst näher zu bezeichnen brauche, noch näher bezeichnen will *(apud quosdam)*, behaupteten von ihm, er sei in seinen Verweisen allzu scharf gewesen", so muss nach aller Logik nothwendig entweder die Bestätigung dieser Behauptung folgen: „und darin hatten sie Recht", oder ihre Widerlegung. Statt dessen eine asyndetisch angereihte Doppelbehauptung zu geben: „wie er gegen Gute leutselig war, so gegen Schlechte unfreundlich", wäre eben so holperig wie unlogisch; denn das *ut erat comis bonis* kann dem *apud quosdam acerbior in conviciis narrabatur* unmöglich subsumirt werden, da es ja den Tadel der Leute nicht motivirt. Lesen wir hingegen *et erat ut*, so stellt Tacitus der fremden Behauptung seine eigene Bestätigung mit Nachdruck gegenüber: „und in der That war er *(et erat*, vgl. *c 10 et est ea facies)*" nun, was denn? *adversus malos injucundus.* Da dies aber, so nackt hingestellt, einen Tadel des Agricola enthalten würde, so mildert Tacitus dies, indem er jener Schattenseite des Agricola gleich mit *ut* (.... *ita)* die Lichtseite voranstellt *ut comis bonis.* — Bedenken wir dann weiter, wie leicht, nachdem die Endung in *erat* das folgende *ut* verschlungen hatte, das nachfolgende *ita* die Corruptel des *et* in *ut* hervorrufen konnte, so bedarf es wohl kaum eines weiteren Beweises für die Richtigkeit meiner Conjectur und für ihre — „Nothwendigkeit"; denn wo durch eine höchst unbedeutende Veränderung eine den Stil und die Logik des Tacitus verunstaltende Corruptel, deren Ursprung auf der Hand liegt, entfernt werden kann, da muss sie auch entfernt werden. — Ich füge noch einige Beweisstellen für obige beliebte Ausdrucksweise hinzu. Schlagend ist *Ann. II, 57: et erat, ut rettuli, clementior. Hist. IV, 14 et est plerisque procera pueritia. Liv. I, 6, 3 et superat* „und in der That war die Zahl zu gross". — Eben so ist wahrscheinlich *ut* ausgefallen *Ann. I, 50 extr.: et soluta (ut) inter temulentos.*

Dass meine Conjectur zu *c 24: nave (= gnave) primus* Manchem „gekünstelt und gesucht" scheinen würde, hab' ich immer befürchtet. Wer seit lange daran gewöhnt ist hier *nave prima* zu lesen, und *gnavus*, nicht *navus*, *gnaviter*, nicht *nave*, zu sprechen und zu schreiben, der muss hier bei meiner Conjectur zuerst anstossen. Allein ist das ein gültiger Beweis, dass sie verfehlt, oder auch nur „gekünstelt und ge-

bebat opes; hier aber wird durch das nachfolgende *ereptas* der ungewöhnliche Ausdruck genügend erklärt. Sonst überall ohne Dativ. Selbst für einen *dat. ethicus* fehlen mir Belege; an unserer Stelle aber vollends wäre *nobis*, zumal in seiner significanten Nachstellung: *interceptum nobis* statt *nobis interceptum*, um so unpassender, weil „das sich behauptende Gerede der Leute" nur der Vergiftung des grossen Mannes gegolten haben wird, nicht dem Verluste, den Gattin, Tochter und Schwiegersohn erlitten. „Der treffliche Agricola ist ohne Frage vergiftet", so lautete das Gerücht, nicht: „seine Verwandten haben ihn durch Gift verloren." Unmöglich aber wird diese „Beziehung" dadurch, dass dann der nothwendige Gegensatz zwischen dem *constans rumor* und der nicht erhaltenen zuverlässigen Kunde des Tacitus völlig vernichtet wird. — Desshalb wird auch die von Ihnen vorgeschlagene „Streichung" des *nobis* — ein kritisches Verfahren, welches durch das Schwanken der *MSS.* zwischen *nobis* und *vobis* nur geringe Entschuldigung finden dürfte —, nimmermehr gebilligt werden können. Uebrigens lässt sich auch *nihil comperti affirmare ausim* durch „*Liv. III, 23 fin: certum affirmare — non ausim*" schwerlich halten. Dies Wort des *Liv.* ist logisch richtig; jene Lesart, wie ich früher p. 39 f. bewiesen zu haben glaube, ist es nicht. Hingegen meine, durch Schriftzüge und Sprachgebrauch empfohlene Conjectur beseitigt alle sprachlichen Bedenken.

Dass ich *c. 44* das handschriftliche *ereptus* mit meinem unzweifelhaft verschönernden, aber willkürlichen *interceptus* im **Texte** nicht hätte vertauschen sollen, räume ich Ihnen gern ein. —

Mit „all' den Emendationskünsten, die ich am Schlusse dieses Capitels angewendet" schmeichle ich mir, die Hand des Tacitus restituirt zu haben. Sollte ich mich darin täuschen, nun wohl! *ut desint vires tamen est laudanda voluntas.* Mit diesem Worte, welches ich auf meine ganze Schrift angewendet sehen möchte, würde ich unter Wiederholung meines aufrichtigen Dankes, gern von Ihnen, geehrter Herr Dr., scheiden, wenn ich nicht noch des letzten Punktes *c. 45* gedenken müsste, wo ich bekenne, mich mit der von Ihnen vermutheten Vertauschung der Endungen: *nobis Mauricus Rusticusque visi (si. sunt)* keineswegs befreunden zu können.

Ihr Urtheil über meine Uebersetzung acceptire ich mit bestem Danke. Gewiss haben Sie vollkommen Recht, dass bei einer Uebersetzung eben zumeist des Tacitus Vieles „Geschmackssache" sei. „Bemüht sich der Uebersetzer möglichst wörtlich zu sein und den Character der Sprache des Tacitus wiederzugeben", so lässt sich bei der Eigenthümlichkeit dieser Sprache gewiss nicht überall vermeiden, dass nicht oft der in anderer Sprache Nachbildende „etwas affectirt", mancher Ausdruck Diesem und Jenem „gesucht" erscheine, während ein Anderer ihn vielleicht schlagend und schön findet. Die Klippen einer tacitinischen Uebersetzung immer und überall glücklich zu umschiffen, dürfte kaum je dem Uebersetzer gelingen. Wir müssen nur mit vereinten Kräften dahin streben, allmählich dem Ideale näher zu kommen, und die rechte Mitte zu halten zwischen der geschmacklosen Treue und Steifheit eines Walch und der kraftlosen Freiheit des sonst, und namentlich um den Agricola so hoch verdienten C. L. Roth. — Die von Ihnen getadelte „fortwährende (?) Voranstellung der Verba" ist — ich bin mir dessen wohl bewusst — eine Eigenthümlichkeit meines Stiles. Möglich, dass ich, in Nachahmung der Alten, hierin zu weit gehe; aber das steht mir doch fest, dass, bei nicht übertriebener An-

wendung der Voranstellung der Verba, auch der deutsche Stil dadurch nicht nur an Kraft sehr gewinnt, sondern auch an Deutlichkeit und Schärfe, während die Nachstellung des Verbs oft den ganzen Rhythmus zerstört und die Rede *fractam atque elumbem* macht.

Dass Sie meine Uebersetzung der Anfangsworte: *clarorum virorum facta moresque* „hervorstrahlender Männer Thun und Wesen" tadeln, ist mir besonders desshalb interessant, weil mein hochverehrter, noch immer *in cruda viridique senectute* fortschaffender Lehrer und Freund, der frühere Director, jetzige Pastor emer. Dr. theol. P. Friedrichsen ebenfalls an diesem Ausdruck Anstoss nahm. Ich glaube mit Unrecht. *Clarus* (*clair*, klar, *opp. obscurus*) an der Spitze der Schrift und in Verbindung mit *vir*, nicht etwa *homo!*, hat in seiner Positivform, die nicht mit dem abgeschwächten, nur der conventionellen Höflichkeit dienenden Superlativform zu verwechseln ist, nach meinem Gefühle einen viel volleren, kräftigeren Gehalt, als etwa unser „berühmt". Während mir dies feststeht, schwanke ich hingegen etwas, wie *facta moresque* am besten wiederzugeben sei, „ob durch Thun und Wesen", oder durch „äusseres und inneres Leben" oder durch „Thaten und Charakter". Für das Letzte würde ich mich jetzt entscheiden, weil ich in diesen Worten eine tiefer gehende tacitinische Lebensanschauung finde, die mit unserer Anschauung contrastirt. Dem Römer Tacitus sind die Thaten das Wesentliche, aus denen erst der Character gewissermassen resultirt. Daher *facta* voran, und *mores* mittelst *que* den *factis* innigst angereiht. Ein Character, der sich nicht in Thaten manifestirt, ist dem Tacitus kein Character, und die Gesinnung hat ihm überall nur da Werth, wo sie sich in entsprechenden Thaten bewahrheitet. Das ist des Tacitus Römersinn, der dem Kundigen schon deutlich in diesen scheinbar so einfachen Worten entgegentritt.

Altona (Holstein), 2. Oct. 1872. Prof. Dr. A. J. F. Henrichsen.

Antwort auf obiges Sendschreiben.

Der geehrte Einsender des obigen Schreibens hat mich durch seine anerkennende Bemerkung, dass ich meine abweichende Ansicht in rein objectiver Weise ausgesprochen, eigentlich einer Antwort auf seine Entgegnungen enthoben. Denn mit einer objectiven Würdigung einer veröffentlichten Leistung betrachte ich die Aufgabe einer Recension als erschöpft. Ich muss es nunmehr der Zeit und dem Urtheile der Kritiker überlassen, ob sich die eine oder andere Conjectur des Verfassers, die ich getadelt habe, noch dereinst Bahn brechen wird oder nicht. Es dürfte mir auch schwer werden durch noch so lange Auseinandersetzungen den Verf. zu bewegen, eingewurzelte und liebgewordene Ansichten mit einemmale aufzugeben. Doch da mir die Gelegenheit geboten wird zu weiterer Verständigung mit dem Verf., so will ich in aller Kürze einige Gegenbemerkungen über einige der fraglichen Stellen hier anfügen.

Was die Conjectur zu *c. 6* betrifft, so glaube ich, hat die Zeit bereits darüber gerichtet. Kein Herausgeber hat meines Wissens die Vermutung des Acidalius aufgenommen; dass Herr Henrichsen von neuem darauf verfallen, kann kein Beweis für ihre Richtigkeit sein. Dass die Stelle schwierig, vielbesprochen und vielbestritten ist, ist bekannt, dass aber *nisi quod* hier vollkommen sinnlos sei, ist eine übertriebene Behauptung, da doch Herr H. nicht denen, die die Stelle erklärt haben, allen Verstand absprechen wird. Sagt doch z. B. Nissen zu dieser

Stelle: „Es ist unbegreiflich, wie man früher einen solchen Anstoss an diesen Worten hat nehmen können“ etc.

Die Schwierigkeit des *exuerat* in *c. 9* ist von Herrn H., wie von anderen, ganz richtig hervorgehoben worden. Niemand wird sie leugnen. Der Ausdruck lässt sich nur dann erklären, wenn man annimmt, Agricola habe mit der *potestatis persona* gewissermassen auch die der *pot. pers.* anhaftenden *vitia* angenommen, wofür man — nicht mit Unrecht — die bekannte ähnliche Stelle aus den Annalen VI, 25, 2 citiert. Wenn ich *iam ante* einsetzen wollte, so dachte ich mir die Sache so: Andere mussten die *tristitia*, *arrogantia* und *avaritia*, die sie während ihres Amtes ausgeübt, mit der *potestatis persona* ablegen; Agricola brauchte dies nicht, er hatte jene Fehler schon vorher abgelegt, war also auch während des Amtes nicht damit behaftet. Nicht während des Amtes, nicht nach dem Amte —: Dies wäre nur eine andere Wendung für: er war überhaupt nicht damit behaftet. Er hatte gleich bei Uebernahme der *pot. pers.* die Versuchung und Verführung zu jenen Fehlern, die so nahe lag, dass kaum einer ihr widerstand, in sich ertödtet und sie nicht aufkommen lassen. Mit der Einsetzung von *iam ante* habe ich also die Schwierigkeit gemildert und insbesondere ist der Schein vermieden, als habe Agricola jene Fehler im Amte an sich gehabt Ich glaube, man kann kaum mehr Anstoss nehmen, wenn die Stelle lautet: „Wenn der Pflicht Genüge gethan, dann keine Spur mehr vom Beamten; von finsterem, hochfahrendem und habsüchtigem Wesen hatte er sich schon vorher freigemacht.“

C. 22 hat mich der Verf. keineswegs von der Notwendigkeit seiner Aenderung des Textes überzeugt. Denselben Sinn, den der Verf. ganz richtig entwickelt, haben eben auch die überlieferten Worte. Ich führe zum Beweis dessen nur die Uebersetzung Roth's an: „Von Manchen hörte man sagen, er sei zu herb in Verweisen: freundlich gegen den tüchtigen Mann, war er ebenso abstossend gegen den schlechten“ und frage, ob dies irgend jemand nicht versteht oder unlogisch findet?

C. 31 bezweifle ich nicht die Bedeutung des Wortes *ferre* davontragen, allein nur da kann *ferre* diese Bedeutung haben, wo sich dieselbe leicht und unzweideutig aus dem Zusammenhang von selbst ergibt; hier scheint mir dies keineswegs der Fall.

Wenn ich zu *c. 36* behauptet habe, dass die Vermutung *minimeque aequa nostris* falsch sei und dass dies leicht der Zusammenhang ergebe, so bin ich auch jetzt noch dieser Ansicht. Ich glaube zwar, dass die Schilderung der Schlacht von den Worten *Interim* bis zum Schluss des *cap. incursabant* noch ganz unerklärt und dunkel ist, allein soviel scheint mir sicher, dass in diesem Abschnitt durchaus nicht von einer so bedenklichen Lage der Römer die Rede sein kann, dass der starke Ausdruck *minimeque aequa nostris ea iam pugnae facies erat*, gerechtfertigt wäre. Denn unmittelbar vorher ist die Rede von der *festinatio victoriae* der Römer und gleich in den ersten Zeilen von *c. 37* lesen wir wieder: *Et Britanni — circumire terga vincentium coeperant.*

Was *c. 38* betrifft, so ist die Behauptung: Niemand habe die Worte *vocare integros* verstanden, ganz unbegründet. Beliebige Ausgaben oder Uebersetzungen, die ich aufschlage, haben die richtige, übereinstimmende Erklärung der einfachen Worte. Kritz verweist auf *c. 36, 2*: *ac plerique semineces aut integri festinatione victoriae relinquebantur.* Nissen übersetzt: „Die Britannier — schleppten Verwundete, riefen die Unverletzten“ etc. Roth: „Die Britannier aber — schleppten fort die Verwundeten, riefen die Unbeschädigten“ etc.

In der englischen Ausgabe von Wheeler (London 1869) ist erklärt: *vocare integros: „called together those who were uninjured“*. In der englischen Uebersetzung von Church und Brodribb (London 1868) lautet die Stelle: *„Meanwhile the Britons — were dragging off their wounded, calling to the unhurt“ etc.* Hier hat also, wie es scheint, gerade die Gelehrsamkeit dem Verf. einen Streich gespielt und ihm den Kopf ein wenig verwirrt; ähnlich wie *c. 40* „die nicht zu hebenden inneren Schwierigkeiten“ der Worte *ita ut praeceptum erat* lediglich selbstgemachte sind.

Ich schliesse hiemit diese Bemerkungen, indem ich dem geehrten Herrn Verf. noch meinen Dank ausspreche für seine freundliche Beachtung und sorgfältige Prüfung meiner Recension. Möge er uns noch recht oft mit neuen Früchten seiner gründlichen Studien erfreuen!

München. Dr. C. Meiser.

Literarische Notizen.

Geschichte der christl. Kirche. In populärer Darstellung zur Belehrung und Erbauung. Von Dr. M. Robitsch, Prof. der Theol. in Graz. 3. verbesserte Aufl. Mit einem Nachtrage für die Zeit von 1852—1872. Schaffhausen, bei Hurter. 1872. 451 S. in 8. Das Buch stellt alle wichtigeren Erscheinungen aus dem Leben der Kirche in bündiger Kürze bei möglichster Vollständigkeit und in gemeinfasslicher Weise dar. Es dürfte sich als Prämie aus der Religionslehre empfehlen.

Die Naturwissenschaft im Dienst des Predigers. Skizzierte Kanzelvorträge und Schulexhorten mit Zugrundelegung naturgeschichtlichen Lehrstoffes. Verfasst vom Bürgerschuldirektor P. Franz Edm. Krönes. Schaffhausen, bei Hurter 1872. 120 S. in 8.

Shakspere's Werke. Herausgegeben und erklärt von Nicolaus Delius. Dritte revidierte Stereotyp-Ausgabe. Elberfeld, bei R. L. Friedrichs. Das Werk liegt nun nach dem Erscheinen der 16. Liefg. des II. Bds. vollständig vor. Die letzte Liefg. enthält Titel, Inhaltsverzeichniss und Titelkupfer. Wir können nicht umhin, Freunde der engl. Sprache und der Shakspere'schen Muse auf dieses schon mehrfach empfohlene Produkt deutscher Gelehrsamkeit und deutschen Fleisses aufmerksam zu machen (vgl. Bd. IV S. 326 d. Bl.). Das Ganze kostet 5 Thlr. 10 Sgr., ein im Hinblick auf den Umfang, die Gediegenheit und gute Ausstattung des Werkes mässiger Preis.

In der Sammlung Weidmann'scher Textausgaben mit Varianten ist neuestens erschienen: *Aeschinis orationes* von Andr. Weidner, und *Corn. Tacitus*, 2. Thl. die letzten 6 Bücher *ab excessu divi Augusti* enthaltend, von C. Nipperdey. — In derselben Verlagshandlung erschien: *M. Tullii Ciceronis de finibus bonorum et malorum*, erklärt von Dagobert Böckel. I. Bdch. Buch 1 u. 2.

Römische Kriegsaltertümer, für höhere Lehranstalten und für weitere Kreise bearbeitet von Dr. W. Kopp. Mit 32 Holzschnitten. 2. erweiterte Aufl. Berlin 1873. Verlag von Jul. Springer. Das Büchlein, nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie die „Röm. Literaturgeschichte“ (vgl. Bd. VIII S. 227 dieser Bl.), ist vorzugsweise für diejenigen Stufen bestimmt, auf denen Caesar und Livius gelesen werden. Die kleine, 48 S. haltende Schrift ist für Schüler sehr empfehlenswert.

M. Nast. Vollständiges Taschenbuch für Flächen- und Körperberechnung. Theoretisch-prakt. Rechnen- und geometr. Zeichnenbuch

zur Bequemlichkeit wie zum Schul- und Selbstunterrichte. 7. sehr vermehrte Auflage. Mannheim 1872. Dies Buch besteht aus 3 Teilen, wovon der I. Tl., das Taschenbuch, die Berechnungen der neuen Masse und Gewichte, die im Geschäfte vorkommenden Flächen- und Körperberechnungen nebst einer grössern Anzahl Tabellen, die Kubikinhalte für runde Körper von 1 Zoll bis 100 Fuss und 1cm bis 29m Länge darstellend, sowie spezifische Gewichte und Reductionen von Massen und Gewichten enthält. Der II. Teil ist eine Ergänzung des I. Teils, die in's praktische gehende Beweisführung der im I. Teil vorkommenden Berechnungen enthaltend, nebst einer Anleitung zum Zeichnen von Figuren, Netzen von Körpern, und das Einfachste aus der Feldmesskunst. Der III. Teil enthält das Rechnen mit Dezimalbrüchen, sowie das Ausziehen der Quadrat- und Kubikwurzeln. Die Verwechslung von Dividend und Divisor bei den geometr. Proportionen pag. 35 g, I. Tl. ist nicht zu entschuldigen, sowie auch im II. Teil dasselbe Zeichen (<) für Winkel und Ungleichheit unzulässig ist. Die sehr störenden Druckfehler im III. Tl. sowohl II. Abteilung b bei der Bezeichnung des Quadrates $(4)_2$ etc., sowie pag. 36 bei 2. und 3. „dreifachen Quadrat des ersten Teiles mit dem ersten Teil etc.“ sind wohl leicht zu berichtigen. Im Uebrigen ist dies Buch, wie schon aus dem Inhalte zu ersehen, für Geschäftsleute, die mit der Mathematik nicht vertraut sind, berehnet, und diesen daher zu empfehlen.

Chr. Harms. Das abgekürzte Rechnen und das Rechnen mit abgekürzten Zahlen. Oldenburg 1872. Gerhard Stalling. Diese kleine, nur 32 Seiten umfassende Arbeit macht auf die Fehler aufmerksam, welche beim abgekürzten Rechnen mit Dezimalbrüchen hauptsächlich gemacht werden und ist insbesonders wegen der Bestimmung der Fehlergrenze zu empfehlen.

Viertes Jahresheft des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer. Aarau, Buchdruckerei von Sauerländer. 1872. Das heurige Jahresheft, umfangreicher als die früheren (132 S. in gr. 8), enthält: 1) das Protokoll der zwölften Jahresversammlung: eine Besprechung des Lehrplanes des Züricher Gymnasiums mit Bezug auf das von der Züricherischen Erziehungsdirektion entworfene neue Unterrichtsgesetz; einen Vortrag des H. Haag über einige Nutzanwendungen der vergleichenden Grammatik für die Schule; die Diskussion des grösseren Teiles der von H. Dziatzko aufgestellten Thesen über das Maturitätsexamen. (Die Versammlung entscheidet sich für Beibehaltung resp. Einführung der Maturitätsprüfung). 2) Nachrichten über Entstehung und Geschichte der Gymnasien in Basel, Luzern und Schwyz. 3) das Verzeichniss der Vereinsmitglieder (167).

Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen. Von Dr. Carl Abel. Berlin, 1872. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung. 1872. 63 S. in 8. Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchov u. Holtzendorf“.

Die Neugestaltung des Rechenunterrichtes nach dem neuen Münzgesetze vom November 1871 nebst einem kurzen Rückblick über die Geschichte des Geldes und einer Anzahl von Aufgaben für das Kopf- und Schnellrechnen. Von W. Frenzel. 40 S. in 8. Preis 5 Ngr. Leipzig, Verlag der deutschen Volksbuchhandlung.

Gedächtnissverse zur deutschen Geschichte von Dr. Hugo Saur. 2. durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Strassburg u. Mannheim. Verlag von Bensheimer. 1873. 368 S. in 8. Preis 28 Sgr. Der Gedanke ist gut, die Verse weniger.

Der gothische Conjunctiv verglichen mit den entsprechenden Modis des neutestamentlichen Griechisch. Ein Beitrag zur vergleichenden Sprachforschung von Dr. Ferd. Burckhardt. Zschopau. Verlag von Raschke. 1872. 36 S. in 8 Der Verf. will nicht neue Ideen über die Natur des Konjunktiv aufstellen, sondern den gothischen Konjunktiv von dem zu Grunde liegenden Griechischen aus beleuchten.

Dasz elfte Lied vom Zorne des Achilleus nach Karl Lachmann ausz dem zwölften Buche der Ilias herauszgegeben von Dr. Hans Karl Benicken. Barmen, 1872. Verlag von Wiemann. 1872. 70 S. in 8. Das zwölfte Buch der Ilias sei nicht ein Teil einer Epopöe, sondern ein einzelnes Lied, das, obwol aus derselben Fabel wie die andern Lieder vom trojanischen Krieg genommen, doch eines andern Verfassers Werk und nicht für den Ort gedichtet sei, den es in der Ilias einnimmt Von demselben Verf. erschien kürzlich (bei R. Mühlmann in Halle) „Das fünfte Lied vom Zorne des Achilleus nach Karl Lachmann und Moriz Haupt aus Δ und E der Ilias herausgegeben“, 104 S. in 8.

Kurzer Abriss der Weltgeschichte. Zum Selbstunterrichte, wie zum Gebrauche an Gymnasien und Realschulen bearbeitet von Dr. O. Neumann. Dritte auf's Neue durchgesehene Auflage. Berlin J. A. Wohlgemuth 1872. Der massenhafte Stoff der sogen. Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Frankfurter Frieden 1871 ist vom Verf. dieses Abrisses nicht ohne grosses Geschick und ziemlich vollständig in 2 Bändchen zu 164 u. 187 S. bearbeitet worden. Oefters allerdings hat das allzugrosse Streben nach Kürze der Klarheit Eintrag gethan. Nicht zu billigen ist ferner, dass hie und da Attribute und Urteile sich finden, die zwar vielfach gebraucht, nichts weniger aber als erwiesen und daher jedenfalls in einem Schulbuche bedenklich sind. Für eine weitere Auflage dürften ausser der Verbesserung von Druckfehlern auch die Zahlen (wie 32,000 statt 3200 I. S. 55 Z. 10, 1526 statt 1520 und 1821 statt 1521 II. S. 9 Z. 9 u. 12) und sonstige Angaben (wie 479 Schlacht bei Thermopylä und Mykale statt Platää etc.) einer Revision unterzogen werden — Der I. Abteilung ist ein Verzeichniss „der wichtigsten Begebenheiten des Altertums und Mittelalters“, der II. Abthg. eine „Uebersicht der vorzüglichsten Regentenhäuser, Friedensschlüsse und anderer Begebenheiten“ beigegeben, was für den Gebrauch des Buches und die Wiederholung sehr förderlich ist.

Statistisches.

Quiesciert: Studl. Söldner in Freising; Prof. J. Schmitt in Würzburg; Konrektor Kleinstäuber in Regensburg.

Versetzt: Studl. Burger von Straubing nach Freising; Studl. Brunnhuber von Burghausen nach Straubing; Studl. J. Ch Schmidt von Dinkelsbühl nach Würzburg; Studl. E. Stadelmann von Hersbruck nach Neustadt a/A.

Ernannt: Ass. Kraus in Regensburg (Konkurs 1866) zum Studl. in Kempten; Ass. Döderlein in Augsburg (Konkurs 1871) zum Studl. in Memmingen; Studl. Klüber in Würzburg zum Gymn.-Prof. daselbst; Lehramtskand. Kern (Konk. 1872) zum Studl. in Memmingen; Ass. Dr. Gruber in Regensburg (Konk. 1867) zum Studl. in Burghausen; Prof. Langoth in Regensburg zum Konrektor daselbst; Studl. D'Alleux in Hof zum Gymn.-Prof. in Regensburg; Lehramtskand. Dr. Zucker (Konk. 1865) zum Studl. in Hof; zum Rel.-Lehrer in Würzburg Stadtpfarrkoop. J. L. Höhl; zum Studl. in Nördlingen Lehramtskand. Hörner (Konk. 1869).

Der zum Realienlehrer in Annweiler ernannte Lehramtskandidat Geistbeck wurde von dem Antritt dieser Stelle enthoben.

Uebersetzungsversuche von mittelhochdeutschen Dichtungen.

Ein Lied Herzog Heinrichs von Breslau.

Wackernagel p. 751.

Ich klag' dir, Mai, ich klag' dir, Sommerwonne;
Ich klag dir, lichte Haide breit;
Ich klag' dir, augerfreuender Klee;
Ich klag' dir, grüner Wald, ich klag' dir, Sonne;
Ich klag' dir, Venus, all' mein Leid,
Dass mir die Liebe thut so weh.
Wollt' ihr zu helfen mir euch einen,
So glaub' ich, dass mir Liebe muss erscheinen
In klarer Freude süssen Stunden.
Nun sei mein Kummer euch verkündet
Durch Gott — und helfet mir gesunden!

„Was thut sie dir? lass ihre Schuld uns hören,
Dass ohne Grund ihr nichts gescheh'
Von uns: denn das ist weiser Sinn."
In Liebesgram darf ich ihr angehören;
Wenn aber ich auf mehr besteh',
Spricht sie, ich sterbe, eh' solch' ein Gewinn
Mir je von ihr soll werden.
Das ist ein Tod in Liebesdienst auf Erden.
O weh! dass ich sie je geseh'n,
Die mir in herzverzehr'nder Liebe schaffet
So bitterlichen Schmerzes Weh'n.

„Ich Mai, ich will den Blumen mein befehlen,
Den Rosen roth, den Liljen weiss,
Dass sie vor ihr sich schliessen zu.
Ich Sommerwonne will den süssen Kehlen
Der Vöglein geben das Geheiss,
Dass alle halten tiefe Ruh.
Ich Haide breit will fangen
Sie, wenn sie kommt nach bunter Blum' gegangen
Auf mir — ich will sie halten mir.
Krieg sei von uns ihr angesagt, der guten:
So muss sie sein genädig dir.

Ich bunter Klee will dich mit Glänzen rächen,
Wenn auf mir still ihr Auge steht,
Dass sie vor Schimmer zwinkern muss.
Ich grüner Wald, ich will mein Laub abbrechen,
Wenn sie durch meine Räume geht:
Sie gebe denn dir holden Gruss.
Ich, Sonne will durchglühen
Ihr Herz und Muth; nicht soll gen Sommers Mühen
Ein Hut ihr irgend Hilfe leih'n,
Sie woll' denn dir den heissen Kummer wenden,
Vom Herzen nehmen dir den Stein.

Ich Venus will ihr alles das verleiden,
Was mit der Minne sie verband,
Wenn sie nicht Gnade thut an dir."
Ach! sollte sie von all' der Lust nun scheiden?
Eh wollt' ich sterben unverwandt,
So sehr sie schaffte Kummer mir.
„Willst du dich rächen lassen,
So schaff' ich, dass ihr aller Freude Strassen
In's Gegentheil sich müssen wenden."
Ihr zarter Leib der möcht' das nicht ertragen:
Lasst sie am Leben, und mich — enden!

Ein Lied des von Kürenberg.

Wackern. p. 216.

Es hat mir in dem Herzen
Gar oft schon weh' gethan,
Dass ich darnach verlangte,
Was ich nicht mocht' empfah'n,
Noch jemals mag gewinnen:
Das bringt mir Schaden hart.
Nicht mein' ich Gold noch Silber,
Nein! 's ist von Menschenart.

Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr:
Als ich ihn mir gezähmet,
Wie ich ihn wollt' fürwahr,
Und ich ihm sein Gefieder
Mit gold'ner Zier umwand —
Da hob er sich zur Höhe
Und flog in andre Land.

Seit sah ich wohl den Falken
Frei fliegen hoch hinein:
Er trug an seinem Fusse
Ein seid'nes Riemelein.
Es war ihm sein Gefieder
Als wie von Golde roth:
Gott führe die zusammen,
Die lieben bis zum Tod.

Der Dunkelstern am Abend
Schau! wohl verbirgt er sich.
Thu auch so, schöne Fraue,
Wann du erblickest mich.
Lass schweifen deine Augen
Zu einem andern Mann:
So mag kein Mensch es ahnen,
Wie's mit uns zwei'n gethan.

Ein Lied Markgraf Otto's von Brandenburg mit dem Pfeile.

Wackern. p. 751.

Sieh! lieber Mann, wie hoch dein Muth sich hebet,
So oft dich eine Frau in Hulden grüsset;
All' deiner Seele Hoffen wird belebet;
Mannes Kummer Frauenliebe büsset.
Ohne Lieb' ist Niemand werth.
Unkeuscher Sinn nicht lieben kann:
Unminne ja! sie flieht der Mann,
Der wahre Lieb' begehrt.

Wie soll man preisen recht die süsse Minne?
Nichts auf der Welt hat solchen Gutes Fülle.
Wer Minne pflegt, dem höhen sich die Sinne,
Sie wirkt, dass ihn nicht arger Sinn umhülle.
Wer der Lieb' ist unterthan,
Den lässt sie reiche Tugend sehen.
Die weisen Männer gern gestehen:
Sie zeigt die rechte Bahn.

Wohl jenem, der da gern zu allen Stunden
Unminne flieht! ihn höhet gern die Liebe;
Noch nie ward Lieb' bei sünd'gem Thun gefunden;
Sie giebt dem Edlen ein die rechten Triebe.

Gar viele Leute sprechen so,
Dass Unminne Sünde sei.
Lieb' ist von allen Sünden frei.
Ja! Liebe machet froh.

Zwei Lieder Herrn Christians von Hamle.

Wackern. p. 609.

1.

Frohen Sinnes soll man schauen
Maies Glanz ob allem Land;
Vöglein singen in den Auen,
Die man oft gar traurig fand.
Wo sonst lag so öd' die Haide,
Sieht man nun der Augen Weide:
Nun ist Maien Freudentag.

Wenn ich seh' die Frauen meine
Wonniglich so vor mir steh'n,
Gleich dem hellen Sonnenscheine,
Der ergiesst von lichten Höh'n
Seinen Glanz auf alle Reiche:
Recht also die minnereiche
Hat mein Herz durchleuchtet ganz.

Wohl ihr! wie der Tücke bare
Sie in holden Züchten lebt,
Recht als wie der Mond der klare
In der Sterne Reigen schwebt,
Dem ist gleich fürwahr die Reine:
Niemand findet sie alleine:
Aller Tugend ist sie voll.

Wenn die Holde liebumkränzet
Lacht, ich glaub ihr rother Mund
Nachts durch Finsterniss erglänzet.
Ei! könnt' ich ihn manche Stund'
Heimlich späh'n in rechter Nähe!
Oft ich gerne bei mir sähe
Glänzen ihrer Lippen Roth.

Könnt' ich ihr, die hold ich meine,
Tausendfachen Dienst erzeigen;
Diess würd' alles arm und kleine
Nimmer ihren Lohn erreichen.
Ich will von der reinen, hehren
Weder Lohn, noch Gnad begehren
Als mit Recht ihr Unterthan.

2.

O dass doch der Anger sprechen sollte
Wie im Baur der Papagei,
Und er mir dann richtig sagen wollte,
Wie ihm wohl gewesen sei,
Als der bunten Blumen Reih
Brach die Frau und ihre süssen Füsse
Traten auf die Siedelei.

Herr Anger! was für Freude musst' es wecken,
Da die Fraue kam heran
Und die weisse Hand begann zu strecken
Nach euren Blumen wohlgethan.
Erlaubet mir, o grüner Plan,
Dass ich meine Füsse setzen dürfe,
Wo die Fraue wollte gân.

Herr Anger! bittet, dass mir Hilfe bringe
Die Frau, nach der ich habe Weh:
So wünsch' ich, dass mit blossem Fuss sie dringe
Zu euch, und heuer euch begeh:
So schadet nimmer euch der Schnee.
Wird mir von ihr ein lieblich Grüssen,
So grünt mein Herz wie euer Klee.

Ein Lied Herrn Rudolfs von Rothenburg.

Wackern. p. 615.

Ein fremder Mann von ferner Au
Sprach ungefragt von meiner Frau:
Er sagte, dass sie wäre
So schön und wohlgemuth:
Das war mir eine Märe,
Dass es wohl dem kranken Herzen thut.

„Gott! fang den Tag ihr fröhlich an,
Die ich anders nicht wohl grüssen kann."
Also sprech ich immer
Alle Morgen fruh,
Und vergess' ihr nimmer
Gegen Abend gute Nacht dazu.

Meiner Sinn' ich damals schier vergass,
Als ich Urlaub nahm und sie da sass.
Ihrer Schönheit Krone

Glänzt wie Abendroth:
Wird etwas mir zu Lohne,
So ist's gemischt mit Schmerz und Noth.
Sie bat mich, als ich neulich von ihr schied,

Dass ich ihr sende manches neue Lied.
Die sollt' ich ihr senden:
Nicht weiss ich fürwahr,
Wer den zarten Händen
Schön als würd'ger Bot' sie reiche dar.

Wie? wenn mein ein Bote gar vergisst?
Mehr als tausend send' ich ihr zur Frist.
Wenn sie all' ihr bringen
Meiner Lieder Sang
Und ihn lassen klingen:
Wird mir doch vielleicht ein süsser Dank.

Ein Lied Herrn Walthers von Metz.

Wackern. p. 645.

Mir ist die alte Klage schwerer als im vor'gen Jahr,
Dass die Blume manchen schmückt,
— Schwer mich's drückt —
Der des Laubs nicht werth fürwahr.
So beklag' ich denn die Blumen und auch der Vöglein Singen gut;
Beides ich nicht gönnen kann
Manchem Mann,
Der nicht hat den rechten Muth.

Dürft' ich wünschen, wollt' ich von den Vöglein wünschen, dass
Alle sie mit ihrem Lied
Unterschied
Machten unter Leuten bass.
Sängen jedem sie, wie's ihm zu Herzen geht,
Ei! so wüsst' ein jeder gleich
Arm und reich,
Wie's mit seiner Tugend steht.

Wess mit ihrem Sang nähm wahr die Nachtigall,
Der möcht sein wohl immer froh:
Seht, also
Deutlich wär' der Wink allüberall.
Wem der Kukuk säng' und 's Distelfinkelein,
Den erkennte jeder klar
Tugend bar.
Ach! wie viel der müssten sein.

Ein Lied Herrn Heinrichs von Morungen.

Wackern. p. 306.

Sah jemand die Frauen
Die man wohl mag schauen
In dem Fenster stehn?
Sie, die ohne Gleichen,
Macht, dass von mir weichen
Sorge, Leid und Weh'n;
Leuchtet wie der Sonne Glanz
Gen den lichten Morgen.
Sonst war sie verborgen:
Ach! da musst ich sorgen:
Soll nun von ihr geh'n!

Ist Jemand hier innen
Der gesund die Sinnen
Noch behalten hab'?
Der geh nach der Holden,
Die mit Krönlein golden
Ging von hier hinab,
Dass zum Trost sie mir erscheine,
Eh dass ich verscheide:
Denn, ach! Lieb' und Leide
Ja, sie werden beide
Fördern mich zu Grab.

Man soll schreiben fein
Auf den Leichenstein,
Der mein Grab umfäht,
Wie ich hoch sie schäzte,
Sie zurück mich sezte;
Wer dann ob mir steht,
Dass der lese diese Noth,
Und von ihr erfahre,
Wie sie, mitleidsbare,
Ihren Freund, ja wahre!
Liess in Nöthen stet.

Ansbach. Dr. R. Schreiber.

Zur Lehre von den indirekten Fragesätzen im Lateinischen.

Alle Grammatiker der lateinischen Sprache lehren, dass nach den Wörtern erwarten, fragen, nachsehen, untersuchen, versuchen und anderen dieser Art, dann auch in Fällen, in welchen diese Wörter nur gedacht werden, das deutsche Wörtchen ob lateinisch durch *si* ausgedrückt wird. Wie aber nach denselben Wörtern ob nicht lateinisch

zu bezeichnen sei, das hat bisher, so viel ich weiss, noch nicht einer derselben gezeigt.

In dem Programme, welches ich dem Jahresberichte der hiesigen Studienanstalt am Schlusse des Schuljahres 1870/71 beigegeben habe, glaube ich zwar durch fünf Beispiele aus Cicero, Livius und Tacitus nachgewiesen zu haben, dass nach den oben genannten Wörtern ob nicht durch *ni*, oder ob nicht durch *nive* von den römischen Klassikern ausgedrückt worden sei. Da ich aber unterdessen noch mehrere Sätze, welche meine Ansicht zu rechtfertigen scheinen, in den römischen Klassikern gefunden habe, so will ich diese hiemit der öffentlichen Beurtheilung unterstellen.

So wie in den bedingenden Sätzen das Wörtchen *ni* oder *nisi* den Gegensatz zu *si* bildet, ebenso drückt auch *ni* ob nicht und *nive* oder ob nicht nach den Wörtern fragen, forschen, untersuchen und anderen dieser Art den Gegensatz zu *si* aus. Der Gebrauch dieses *ni* in der Bedeutung ob nicht findet sich in der römischen Literatur am häufigsten nach dem Worte *sponsio*, d. h. nach dem feierlichen, durch Eid oder Bürgen versicherten Versprechen, dass man eine Summe Geldes zahlen wolle, wenn man vor Gericht oder anderswo vor vollgültigen Zeugen der Unwahrheit oder des Unrechts überführt werde.

Dass aber die *sponsio* eine heilige Handlung war und denjenigen entehrte, welcher sie frevelhaft gebrauchte, sagt *Livius IX, 9: Neque ego infitias eo, patres conscripti, tam sponsiones, quam foedera sancta esse apud eos homines, apud quos juxta divinas religiones fides humana colitur.*

Beispiele der obengenannten Art habe ich nur in Cicero, Livius, Plautus und Valerius Maximus gefunden.

Multis emanabat indiciis, nec his temporibus, in quae testis crimen conjecisset, Kaesonem Romae visum; affirmantibus, qui una meruerant, secum eum tum frequentem ad signa sine ullo commeatu fuisse; ni ita esset, multi privatim ferebant Volscio judices. Liv. III, 24. Wozu einen Richter beibringen, wenn er nicht untersuchen soll, ob' oder ob nicht?

Virginius se iterum ac saepius judicem illi (Appio Claudio) ferre ajebat, ni vindicias ab libertate in servitutem dederit. Liv. III, 57. — Fimbriam consularem audiebam de patre nostro judicem M. Lutatio Phintiae fuisse, equiti romano sane honesto, cum is sponsionem fecisset, ni vir bonus esset. Itaque ei dixisse Fimbriam, se illam rem nunquam judicaturum, ne aut spoliaret probatum hominem, si contra judicavisset, aut statuisse videretur, virum bonum esse aliquem, cum ea res innumerabilibus officiis et laudibus contineretur. Cic. de Off. III, 19. — Jubet P. Quintium aut satisdare, aut sponsionem cum Sexto Naevio facere, ni bona sua ea edicto P. Burrieni praetoris dies triginta possessa non essent. Cic. pro Quintio 8. — Praetor te quemadmodum possidere jussit? Opinor ex edicto. Sponsio quae in verba facta est? Ni ex edicto praetoris bona P. Quintii possessa non sint. Cic. pro Quintio 27.

Das unnöthige *non* vor *sint* und im vorhergehenden Satze vor *essent* scheint sich dadurch eingeschlichen zu haben, dass man die Bedeutung des *ni* nicht gekannt hat; denn Osiander hat dieses *ni* in beiden Sätzen durch wenn übersetzt. — *P. Rubrius Q. Apronium sponsione lacessivit, ni Apronius dictitaret, te sibi in decumis esse socium? Cic. in Verrem III, 57. — Sponsio est, ni te Apronius in decumis socium esse dicat; Cic. in Verrem III, 59. — Sponsio facta est cum cognitore tuo Apronio de fortunis omnibus, ni socium te sibi in decumis esse dictitaret. Cic. in Verrem III, 60. — Cogere eum coepit, quum ageret nemo, nemo postularet, sestertium duobus millibus sponsionem facere cum lictore suo, ni furtis quaestum faceret. Cic. in Verrem V, 54. — At vero hoc quidem jam vetus est et majorum exemplo multis in rebus usitatum, cum ad vim faciendam veniretur, si quos armatos quamvis procul conspexissent, ut statim testificati discederent, optime sponsionem facere possent, ni adversus edictum praetoris vis facta esset. Cic. pro Caecina 16. — Silii causam te docui; is postea fuit apud me; cum ei dicerem, tibi videri sponsionem illam nos sine periculo facere posse, ni bonorum Turpiliae possessionem Q. Caepio praetor ex edicto suo mihi dederit. Cic. ad Diversos VII, 21. — Pertinacius progressa contentione, Valerius sponsione Lutatium provocavit, ni suo ductu Punica classis esset oppressa. Val. Maximus II, 8, 2.*

Ein Fall, wo der Objektssatz zu *sponsio* in einen vorausgehenden Bedingungssatz verwandelt worden ist, findet sich in *Liv. XXXIX, 43. In extrema oratione Catonis conditio Quinctio fertur, ut, si id factum negaret ceteraque, quae objecisset, sponsione defenderet sese; sin fateretur, ignominiane sua quemque doliturum censeret, quum ipse vino et Venere amens sanguine hominis in convivio lusisset. — Cedo, qui cum habeam judicem, ni dolo malo instipulatus sis, nive etiamdum siem quinque et viginti natus annos. Plaut. Rudens V, 3, 24.* Die *lex Laetoria* hatte nämlich verordnet, dass die Jugend unter fünf und zwanzig Jahren nicht stipuliren, folglich auch keine Schulden machen sollte.

Labrax. Meas mihi ancillas invito me eripis. — Tragalio. Ergo dato de senatu Cyrenensi quemvis opulentum arbitrum, si tuas esse oportet, nive eas esse oportet liberas, nive te in carcerem compingi est aequum aetatemque ibi te usque habitare, donec totum carcerem contriveris. Plaut. Rudens III, 4, 7. — Plautus scheint mir im *Epidicus V, 2, 31* auch *pignus dare* in dem Sinne gebraucht zu haben, in welchem andere Klassiker *sponsionem facere* gebrauchen.

Periphanes. Qua fiducia aus's primum, quae emta'st nudius tertius, filiam meam dicere esse? Epidicus. Libuit. Periphanes. Ain' tu? Libuit? Epidicus. Aio; vel da pignus, ni ea sit filia.

Münnerstadt. Leitschuh.

Deutsche Aufgaben für Secunda.

I. Chrien.

Es gibt Lehrer, welche den in Chrieform abgefassten deutschen Aufgaben jede Berechtigung absprechen wollen, weil jene „steife“ Schulübung der alten Rhetoren, wie sie sagen, die freie Geistesthätigkeit des Schülers hemme und ihn zwinge, seine Gedanken in spanische Stiefel zu schnüren; andere dagegen sind der Meinung, dass in gewissen Klassen (bei uns etwa in der 2 Gymnasialklasse) jene Aufsatzform nicht genug geübt werden könne. Auch bei dieser Frage wird das Richtige in der Mitte liegen. Bei zu häufiger Anwendung der Chrien erlangen die Schüler, wenigstens die besseren, eine gewisse Routine, so dass sie ziemlich mühelos eine annehmbare Arbeit zu stande bringen und, weil sie ohne besondere Anstrengung das Aufgegebene leisten, auch keinen sonderlichen Nutzen aus jener Art von Abhandlungen ziehen; zudem wird die sich immer ganz gleichbleibende Disposition langweilig und benimmt deshalb dem Schüler die Lust an solchen Arbeiten. Sparsam angewendet aber sind die in Chrieform abzufassenden Aufsätze ohne Zweifel eine nützliche Uebung,*) wenn der Lehrer auf eine strenge Durchführung der wesentlichen Teile jener Kunstform dringt, die Schüler zu einer durch passende Uebergänge vermittelten Aneinanderreihung der einzelnen τόποι anhält und vor allem — in der Wahl der Themate richtig verfährt.

Beachtenswerte Bemerkungen über den Nutzen und die Behandlung der Chrien in der Schule hat im 98. B. (1868) der Jahrbücher für Phil. u. Pädag. („Ueber Nutzen und Gebrauch der Chrien mit Beispielen“) Prof. Dr. Christian Cron mitgeteilt. Auch Linnig's Buch (Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für mittlere und obere Klassen höherer Lehranstalten, Paderborn, Schöningh, 1871. — Vgl. bayer. Gymnasialbl. 7. B. p. 292) wird manchem Lehrer gute Dienste leisten.

Noch sei mir gestattet, den im Folgenden mitgeteilten Dispositionen ein paar auf die Schulpraxis bezügliche Bemerkungen vorauszuschicken.

Linnig's Vorschlag (a. a. O. p. 146), das Lob des Autors dem Schüler aus pädagogischen Gründen zu erlassen (der Schüler kann den Schriftsteller, auch wenn er einen Teil seiner Werke kennt, nicht beurteilen und „das Loben um jeden Preis ist misslich und unerträglich“) und statt dessen eine „schlichte und einfache, aus der Sache selbst herfliessende“ Einleitung zu verlangen, verdient wenigstens in manchen Fällen vielleicht den Vorzug vor der Methode M. Seyffert's, der über den Wert des Schriftstellers eine Information des Schülers von Seite

*) Man vergl Döderlein, Programm zum Jahresbericht des Erlanger Gymnasiums 1849 p. 14, wo auch eine allerdings für die unteren Gymnasialklassen sich kaum eignende Musterchrie mitgeteilt ist.

des Lehrers fordert; manchmal wird man indes dem Schüler auch die Anfertigung einer kleinen Lobrede selbst ohne unmittelbar vorausgegangene Belehrung zumuten dürfen.

Mit Recht bemerkt Cron, dass oft der Zusammenhang der als Thema gegebenen Sentenz mitgeteilt werden soll, eine Vorschrift, deren Nutzen bei der ersten von den hier mitgeteilten Dispositionen (s. das *contrarinm*) ersichtlich ist.

Was die *testimonia* betrifft, so wird man sich oft mit Sprichwörtern begnügen müssen, wenn man es nicht vorzieht, dem Schüler einige Stellen an die Hand zu geben.

1. Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?

Göthe (Iphig. 1. Akt. 2. Auftr.)

a) Lob des Dramas: Verschmelzung des antiken und germanischen Geistes.

[Oder: Reichtum der Göthe'schen Werke an beherzigenswerten Sentenzen, besonders viele finden sich in „Torquato Tasso“ und in der Iphigenie“]

b) Der Dichter will dem Zusammenhange nach die Frage verneint wissen. Sinn: Wir können uns in der Fremde nie so heimisch fühlen, dass wir das Vaterland vergessen. (Der Satz hat auch in Bezug auf das körperliche Befinden Geltung.)

c) Der Grund liegt in der dem Menschen angeborenen Anhänglichkeit an die Eltern, Geschwister, Verwandte, Freunde, an die Spielplätze seiner Kindheit, an die heimatlichen Sitten und Gewohnheiten; in der dankbaren Erinnerung an die Stätten seiner Bildung und all' das Gute, das er im Vaterland genoss; wird die Sehnsucht nach der Heimat nicht gestillt, so tritt oft Krankheit und selbst der Tod ein (Heimweh).

d) „Und dir ist fremd das Vaterland geworden“ antwortet Arkas auf Iphigeniens Frage. Allerdings kann uns das Vaterland durch traurige Veränderungen, durch den Tod unserer Lieben, durch politische Umstände, durch glückliche Verhältnisse an dem neuen Wohnsitz etc. gleichgiltiger werden, aber die Liebe zum Vaterland wird fast nie erstickt. Menschen, denen ihr Vaterland zur Fremde geworden, die zu seinem Nachteil handeln, es verraten, gegen dasselbe kämpfen, bestraft der Abscheu der Mitwelt. — Einem Menschen zwar, der in jungen Jahren in ein anderes Land gekommen, kann das Vaterland fremd werden; einem solchen wird aber nur das Land fremd, in dem er zufällig geboren wurde, nicht aber jenes, in welchem er aufgewachsen, an das ihn die Bande der Dankbarkeit fesseln. (Ueber das doppelte Vaterland vergl. *Cic. de leg. II, 2.*) Diejenigen, welche dem Grundsatze huldigend *ubi bene, ibi patria* (*cfr. Hor. Od. I, 7, 25.*) ihr Vaterland vergessen, werden von den Tieren beschämt [Uebergang zum *simile*].

e) Passende Gleichnisse sind: die Zugvögel; die nach dem Süden gebrachten Tiere, welche im Norden ihre Heimat haben, z. B. die Eisbären; die tropischen Gewächse, welche in den nördlichen Gegenden teils nur mit Mühe, teils gar nicht fortkommen; die in die Ebene verpflanzten Alpenblumen.

f) Odysseus (*cfr. Hom. Od. 9, 27* u. ff, *Cic. de leg II, 1, extr.*), Aristides, Kamillus, Cicero (vergl. seine Briefe), Ovid [passender Uebergang zum *testimonium* durch die unten angeführten Verse aus den *Tristien*], die Deutschen in Amerika. — Strafe der Verbannung bei den Griechen und Römern.

g) Göthe's Iphigenie (1. Akt 1. Auftr.): Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern etc.

Ovid (*trist. 3, 8, 5.*): *Nunc ego jactandas optarem sumere pennas etc.*

Cicero (*de leg. II, 2. in.*): *Moremur enim nescio quo pacto locis ipsis etc.*

Schiller (Don Carlos 1, 3):

Hier find' ich meine Kinderspiele wieder,
Und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Verargen Sie mir's nicht. Uns alle zieht
Das Herz zum Vaterland.

(Tell 2, 1):

O mächtig ist der Trieb des Vaterlands! ......
Die angebornen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's teure, schliess Dich an etc.

Redwitz (Amaranth, Walters Lieder):

O Bube, der des Vaterlandes Namen
Nicht eingeschrieben in dem Herzen trägt etc.

Folgende Gedichte:

Göthe's „Mignon" (Kennst Du das Land etc.).

Schenkendorf's „Muttersprache" (Muttersprache, Mutterlaut etc.).

A. W. Schlegel's „In der Fremde" (Oft hab' ich Dich rauh gescholten etc.).

Geibel's „Der spanische Zigeunerknabe im Norden" (Fern im Süd das schöne Spanien etc.).

Sprichwort: Bleib' im Lande und nähre dich redlich!

h) Wir brauchen das Vaterland, um glücklich zu sein, aber das Vaterland braucht auch uns; weihen wir ihm also unsere Kräfte und leihen wir ihm auch unseren Arm, wenn es gilt einzustehen für seine Ehre, seine Rettung!

2. *Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος ἔστω.*

Homer (Ilias II, 204).

a) Durch diesen Ausspruch zeigt sich Homer, der übrigens der wenig reflektierenden Richtung seines Zeitalters gemäss nur wenig Sentenzen

hat, auch als weisen Dichter (*cfr. Hor. ep. ad Pis. v. 333*). Die Sentenz ist ein Beweis für die hohe Verehrung der Könige (ποιμένες λαῶν) im homerischen Zeitalter,

b) gilt aber nicht nur von der Monarchie, sondern bezieht sich auf jede Gemeinschaft, jede Unternehmung.

c) Bei der Vielherrschaft entsteht leicht Zwiespalt, in Folge dessen manches gute unterlassen oder zu spät ausgeführt, manche verderbliche Massregel getroffen wird; steht Ein Mann an der Spitze, ist Zwiespalt unmöglich.

d) α. Aber ergänzen sich denn bei der Vielherrschaft die trefflichen Eigenschaften der einzelnen nicht? — Nur dann, wenn die einzelnen Herrscher oder Vorsteher frei sind von Neid, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Parteiinteressen etc., was nicht vorausgesetzt werden kann.

β. Aber wenn der Alleinherrscher ein unfähiger oder schlechter Mann ist? — Dieser Einwand kann nicht ganz widerlegt werden, indes ist zu bemerken:

αα. dass durch die Unbrauchbarkeit eines einzigen oft nicht mehr geschadet wird als durch die Uneinigkeit mehrerer;

ββ. dass leichter an Stelle eines unfähigen oder schlechten Alleinherrschers ein guter zu setzen ist als an Stelle mehrerer uneiniger Personen mehrere einträchtige.

e) Vor allem der Bienenstaat; die Gemsen, Schafe etc., die ein Tier aus ihrer Mitte zum Führer haben.

f) Das alte Griechenland, das alte deutsche Reich unter schwachen Kaisern; — vgl. dagegen den letzten grossen deutsch-französischen Krieg.

Auf den Schiffen führt nur Einer das Steuerruder. — Selbst in republikanischen Staaten steht eigentlich immer Einer an der Spitze (Präsident der Republik). — Monatlicher Wechsel der Regierungsgewalt der Konsuln bei den Römern. — Die Diktatur, welche

g) Livius (IX, c. 8, §. 16) als *ultimum auxilium in rebus trepidis* bezeichnet.

Vgl. Schiller über die einheitliche Leitung der Politik und des Heerwesens Gustav Adolfs und die Zerfahrenheit seiner Gegner (Gesch. des 30jähr. Krieges, 3. B. am Anfang, Cotta'sche Ausgabe 1856, p. 232.)

Das Volk sagt: Viele Köpfe, viele Sinne (*quot capita, tot sensus*); ferner: Viele Köche versalzen den Brei.

h) Aufmunterung zur Einheit des Studiums, Warnung vor zersplitternder Thätigkeit.

3. Früh übt sich, was ein Meister werden will.

Schiller (Tell 3, 1).

a) Der Ausspruch ist einem Drama Schillers entnommen, der die Wahrheit desselben an sich selbst bewiesen hat. (Er dichtete als 18jähr. Jüngling die Räuber.)

[Oder: In dem bezeichneten Drama lässt Schiller seinen Tell auf die Bemerkung Hedwigs: „Die Knaben fangen zeitig an zu schiessen“ erwidern: „Früh übt sich“ etc. Diese Sentenz gilt nicht nur von körperlicher, sondern auch von geistiger Uebung. — (Uebergang zur *explicatio*.)]

b) Notwendigkeit einer frühzeitigen Uebung der (geistigen und leiblichen) Kräfte. Hiezu fordert oft die Natur selber auf, indem sich bei manchen Menschen schon früh eine Anlage und Vorliebe zu gewissen Berufsarten bemerklich macht.

c) Viele Fertigkeiten (Turnen, Klavierspielen etc.) setzen eine Beweglichkeit und Gelenkigkeit der Glieder voraus, die nur in der Jugend vorhanden ist; deshalb frühzeitige Uebung! Ebenso muss der Geist geübt werden, wenn er noch empfänglich ist, damit er das Gelernte besser behalte, die Eindrücke tiefer wurzeln, die Fähigkeiten sich leichter entwickeln.

d) Aber ist es denn nicht besser später, wenn der Geist bereits erstarkt ist, mit dem Lernen anzufangen? Wird nicht der geistig gereifte Mensch mit mehr Nutzen eine Wissenschaft oder Kunst erlernen? — Der Geist erstarkt eben durch Lernen und muss durch frühzeitige Uebung für die höheren Lehren einer Wissenschaft oder Kunst vorbereitet werden. Wer im Alter zu lernen anfängt, dem wird es gehen wie demjenigen, der

e) einen bereits erstarkten Baum noch biegen will.
Dressur der jungen Pferde und Hunde.

f) Beispiele bietet die Sage und Geschichte:
Herkules erdrückte schon in der Wiege zwei Schlangen.
Spartanische Erziehung.
Schiller (s. oben) und Göthe (s. Wahrheit und Dichtung).
Mozart (der 5 Jahre alt schon komponierte).
Karl der Grosse (der in seinen späteren Jahren nur mehr mit Mühe das Schreiben erlernte).

g) Sprichwörter: Was ein Haken wird, krümmt sich bei Zeiten.
Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nicht mehr.
Horatius ars poet. v. 412. Qui studet optatam cursu contingere metam,
Multa tulit fecitque puer etc.
„Der kleine Hydriot“ (von Wilh. Müller).
John Milton: Der Jüngling verkündet den Mann, gleichwie der Morgen den Tag verkündet.

h) Schiller's Ausspruch gilt ganz besonders für den Studierenden, der um so mehr sich frühzeitig bilden muss, je wichtiger sein künftiger Beruf ist.

4. Keine Rose ohne Dornen.

(Sprichwort.)

a) Sprichwort wahr Wort! Vorliegendes Sprichwort hat ausserdem noch den Vorzug der poetischen Einkleidung.

b) Unter Rose ist jedes Gut verstanden, unter den Dornen die mit der Erreichung desselben verknüpften Mühseligkeiten, also: Ohne Mühe ist kein Gut erreichbar.

c) Die Richtigkeit des Satzes ergibt sich aus der Bestimmung des Menschen („Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ „Seit das Paradies verloren, ist die Arbeit Menschenlos.“)

d) Leicht Erworbenes geht leicht zu Grunde, da der Mensch sich jedes Gut verdienen muss.

e) Ein Gleichniss enthält das Sprichwort selbst. — Wer den Kern will, muss die Schale brechen.

f) Sage: Herkules.

Geschichte: Demosthenes, Einigung Deutschlands.

Tägliche Erfahrung in jeder Beziehung.

g) *Hesiod*: *Τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν.*

Horatius: *1, 9. Nil sine magno*
Vita labore dedit mortalibus.

Schiller: Von der Stirne heiss
Rinnen muss der Schweiss,
Soll das Werk den Meister loben.

h) Brechen wir uns Bahn durch das Dornengestrüpp des Lebens, dass wir die herrlich blühenden Rosen, unser irdisches und ewiges Ziel, erreichen!

5. Des Lebens ungemischte Freude Ward keinem Irdischen zu teil.

Schiller (Ring des Polykrates).

a) Schiller's Balladen sind Meisterwerke; einer solchen ist dieser Ausspruch entnommen. Er will sagen etc. (Uebergang zur *explicatio.*)

[Oder: Kurze Inhaltsangabe des Gedichtes mit Verweisung auf die Quelle, *Herodot III, 39.*]

b) Niemand ist sein Leben hindurch ganz glücklich. (Vorstellung der Alten von dem *φθόνος θεῶν.*)

c) Die Trübsale sind in der Natur des Menschen und seinem Verhältniss zu Gott begründet:

1) stürzt sich der Mensch durch eigene Schuld in Unglück,

2) verhängt Gott über ihn Trübsale: a) als Strafe, b) zur Prüfung.

d) Ungetrübtes Glück ist nur scheinbar; gäbe es ein solches, so würde der Mensch übermütig und seiner Bestimmung uneingedenk; vollkommene Glückseligkeit geniesst nur das höchste Wesen (*μάκαρες θεοί Hom.*) und der gute Mensch nach dem Tode.

e) Bei stets heiterem Himmel würde die ganze Natur zu grunde gehen; das Gewitter reinigt die Luft.

Wie der Blitz die höchsten Bäume, so sucht das Unglück die Glücklichsten auf.

f) Polykrates, Krösus, Pompejus, Napoleon I.

g) Schiller (in dem nämlichen Gedicht): Auf ungetreuen Wellen etc.

Schiller (in der Glocke): Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Horatius Od. 2, 16.: Nihil est ab omni Parte beatum.

Ovidius (trist. 3, 7, 42): Irus (et) est subito, qui modo Croesus erat.

Aujourd'hui en fleurs, demain en pleurs.

Glück und Glas, wie leicht bricht das.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

h) Da niemand vom Unglück verschont bleibt, so lasset uns so leben, dass es uns nie unvorbereitet antrifft.

II. Freie deutsche Aufsätze.

1. Welchen Nutzen gewährt die Stenographie?

Einleitung. Name, Begriff. — Definition Gabelsbergers (Uebergang vom allgemeinen zu einem bestimmten System) als „Redezeichenkunst".

Abhandlung. 1) Durch Anwendung der Stenographie wird Zeit erspart. (Gebrauch zu Notizen, Exzerpten, Freundschaftsbriefen etc.)

2) Der Gebrauch der Stenographie ermöglicht es, die Rede eines andern wortgetreu niederzuschreiben und der Nachwelt zu überliefern. (Nachschreiben von Vorträgen: von Predigten, gelehrten Vorträgen auf Hochschulen etc., von Reden in der Kammer, vor Gericht, in geselligen Kreisen u. s. w.)

3) Die Erlernung der Stenographie ist ein formales Bildungsmittel für den Verstand; sie setzt auch eine gewisse Reife des Denkvermögens voraus, weshalb

Schluss: die Stenographie nie Gemeingut werden und die Kurrentschrift verdrängen wird.

Anmerkung. Als Einleitung könnte auch benützt werden:

1) Die Geschichte der Stenographie: Tironische Noten; Stenogr. bei den Engländern: Mavor, Taylor, Harding; bei den Franzosen: Bertin; bei den Deutschen: Mosengeil, Horstig, Leichtlen, Nowack, Gabelsberger (Uebertragung seines Systems auf andere Sprachen), Stolze.

2) Widerlegung der Vorurteile: Sie schade in kalligraphischer, orthographischer Beziehung, befördere die Oberflächlichkeit u. s. w.

2. Welche Nachteile bringt der Krieg?

Einleitung. Der Krieg bringt auch Vorteile.*) Förderung grosser Tugenden: der Vaterlandsliebe, der Barmherzigkeit u. s. w.; Fortschritte auf dem Gebiete der Militärwissenschaften, der Medizin; Kriegspoesie; unter Umständen segensreiche politische Veränderungen.

Abhandlung: die Nachteile:

I. Für die Einzelnen, für die Gemeinden etc.

A. Auf dem Kriegsschauplatz:

1) In Bezug auf Leben und Gesundheit: Tod in der Schlacht, Verwundungen (oft mit bleibenden Nachteilen, Krüppel), Gefangenschaft, Krankheiten in Folge der Strapazen, des ungewohnten Klimas, seuchenartige Krankheiten (hervorgerufen durch den Leichengeruch, das Beisammensein grosser Massen), durch welche die Soldaten bedroht werden wie die Bevölkerung; Krankheiten und Tod durch Hungersnot; Tod und Misshandlung der Bevölkerung.

2) in Bezug auf Hab und Gut: Zerstörung von Wohnungen, Beschädigung von Wiesen, Feldern, Wäldern; Zerstörung und Beschädigung von Kunstwerken, Bibliotheken, Museen; Requisitionen (Plünderung).

3) in sittlicher Beziehung: Verwilderung der Gemüter.

B. In der Heimat:

Angst der Zurückgebliebenen (in Folge davon sogar Krankheiten und Tod) um die auf dem Kriegsschauplatz weilenden Angehörigen; Verarmung durch die Abwesenheit oder den Tod der Familienmitglieder; mittelbare Bedrohung durch Krankheiten, den Gefährten des Krieges.

II. Für den Staat:

Entvölkerung, Schuldenlast, Schädigung des Kredits, des Handels, der Gewerbe, auch der Wissenschaften und Künste; unter Umständen Störung der gesetzlichen Ordnung.

Schluss: Angesichts solcher Nachteile wünschen auch wir mit dem Dichter des Liedes von der Glocke: „Möge nie der Tag erscheinen“ etc.

3. Wichtigkeit des freien Vortrags.

Einleitung: Begriff des Vortrags: a) Vorlesen, b) Deklamieren, c) In freier Rede sprechen.

Hier soll nur von dem unter c) gegebenen Begriff gehandelt werden.

*) Cfr. Beck, Lehrbuch des deutschen Prosastiles p. 117 (3. Aufl.)

Abhandlung: 1) Die grosse Gewalt der Rede, die Rede wirkt mehr als die Schrift (*viva vox Cic.*), oft eben so viel oder noch mehr als das Schwert.*)

2) Häufige Notwendigkeit, in freier Rede (oft aus dem Stegreif) sprechen zu müssen und zwar:

A. im öffentlichen Leben:

a) als Geistlicher (Predigten, Leichenreden); — als Missionär (Ausbreitung des Christentums):

b) als akademischer Lehrer;

c) als Staatsmann, als Abgeordneter;

d) vor Gericht als Verteidiger, Staatsanwalt;

e) sonst im öffentlichen Dienst als Gemeindevorstand etc.

B. im geselligen Leben, in Gesellschaften etc.

Anmerk.: Beispiele aus der Geschichte, namentlich aus dem durch die Pflege der Beredsamkeit ausgezeichneten Altertum sind bei den einzelnen Punkten einzuschalten: (a) Peter von Amiens, Tauler; (c) Demosthenes, Aeschines; (d) Cicero u. s. w.

4. An der Sprache erkennt man den Menschen.

Motto: Le style c'est l'homme. Buffon.

Einleitung: Aus dem Stil, der schriftlichen Darstellung, lässt sich der Schriftsteller beurteilen. (Man vergl. Lessing's Schriften, Göthe's Schreibweise, Schillers Jugendwerke). Aber auch die Sprache überhaupt, der mündliche Gebrauch derselben, der Sprachschatz, ist wichtig für die Beurteilung

A. der einzelnen Menschen,

B. ganzer Völker.

A. 1) An dem Ton der Stimme erkennen wir: a) das Geschlecht (schwache Stimme der Frauen), b) das Lebensalter (zarte St. der Kinder, zitternde St. des Greises u. s. w.), c) unsere Angehörigen, Bekannten etc. — An der Sprache erkennt man:

2) das Vaterland des Sprechenden: α) Nationalität (selbst am fremden Accent, [sizilianische Vesper]), β) engeres Vaterland (Nord- und Süddeutsche), γ) Provinz (Dialekt der Schwaben und Pfälzer);

3) den Beruf (das, worüber der Mensch am meisten spricht, kennt er am besten, liebt er am meisten);

4) den geistigen Zustand:

a) intellektuelle Bildung: dialektfreie Aussprache, Affektation im Sprechen, logische Richtigkeit, Reichtum — Armut an

*) Cfr. Linnig: Wort und Schwert, eine Parallele. (Linnig, der deutsche Aufsatz, Paderborn, Schöningh, 1871).

Begriffen (also weiter und beschränkter Gesichtskreis), sinnloses Gerede des Schwätzers;

b) Phantasie (bilderreiche Sprache);

c) moralische Beschaffenheit: man erkennt den unsittlichen (Schimpfwörter), den mitleidigen, den spöttischen, den schmeichlerischen Menschen;

d) Gemütsstimmungen als: Begeisterung, Freude, Zorn, Schmerz, Furcht, Schrecken, Angst.

B. 1) Die Abstammung (indogermanische — semitische — romanische Sprachen; englische Sprache).

2) Wohnsitz: die Bezeichnung für Winter ist den Indogermanen gemeinsam, der für Hitze nicht (vergl. auch Mommsens römische Geschichte B. I, Cap. 13), den Tiroler erkennt man an seiner harten Sprache als Sohn der Berge; die Griechen haben viele Redensarten, die auf ihren Wohnsitz am Meere hindeuten, auf ihre Beschäftigung mit Handel (*ἐρέσσω πράσσω*).

3) Charakter und Kultur (vergl. Mommsens Ausspruch: die Sprache ist das treue Bild und Organ des erreichten Kulturgrades; — Mangel an einer Bezeichnung für eine Sache deutet den Mangel der Sache selbst an; der Deutsche ist in seinen Ausdrücken bestimmt, der Grieche problematisch (*ἄν*); den Griechen ist Stadt und Staat *πόλις* u. s. w.)

5. Die Glocke in ihren mannigfaltigen Beziehungen zum menschlichen Leben.*)

Motto: Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniss bringt etc.
Schiller im Lied v. d. Glocke.

Einleitung: Glocken werden überhaupt als vernehmbare Zeichen bei verschiedenen Gelegenheiten benützt: in den Uhren, auf den Bahnhöfen, auf Schiffen, in Gasthäusern, auf dem Firste der Bauernhäuser (Essglocke), bei Versammlungen (Glocke des Präsidenten), an Pferdegeschirren (um bei Nebel das Nahen eines Wagens zu bezeichnen) u. s. w.; — hier soll von der Kirchenglocke gehandelt werden, von ihrer Bedeutung

A. im kirchlichen Leben:

a) für die Gemeinde im allgemeinen:

Ave Maria-Glocke (morgens, mittags, abends) [Geibels „Ave Maria"];

Messglocke (bei den Protestanten ruft die Glocke zur Predigt); auf dem Lande wird (für die Arbeiter auf dem Felde und die Leute in den Häusern) auch bei den Hauptteilen

*) Cfr. Linnig, p. 119.

Abhandlung: 1) Die grosse Gewalt der Rede, die Rede wirkt mehr als die Schrift (*viva vox Cic.*), oft eben so viel oder noch mehr als das Schwert.*)

2) Häufige Notwendigkeit, in freier Rede (oft aus dem Stegreif) sprechen zu müssen und zwar:

A. im öffentlichen Leben:

a) als Geistlicher (Predigten, Leichenreden); — als Missionär (Ausbreitung des Christentums):

b) als akademischer Lehrer;

c) als Staatsmann, als Abgeordneter;

d) vor Gericht als Verteidiger, Staatsanwalt;

e) sonst im öffentlichen Dienst als Gemeindevorstand etc.

B. im geselligen Leben, in Gesellschaften etc.

Anmerk.: Beispiele aus der Geschichte, namentlich aus dem durch die Pflege der Beredsamkeit ausgezeichneten Altertum sind bei den einzelnen Punkten einzuschalten: (a) Peter von Amiens, Tauler; (c) Demosthenes, Aeschines; (d) Cicero u. s. w.

4. An der Sprache erkennt man den Menschen.

Motto: Le style c'est l'homme. Buffon.

Einleitung: Aus dem Stil, der schriftlichen Darstellung, lässt sich der Schriftsteller beurteilen. (Man vergl. Lessing's Schriften, Göthe's Schreibweise, Schillers Jugendwerke). Aber auch die Sprache überhaupt, der mündliche Gebrauch derselben, der Sprachschatz, ist wichtig für die Beurteilung

A. der einzelnen Menschen,

B. ganzer Völker.

A. 1) An dem Ton der Stimme erkennen wir: a) das Geschlecht (schwache Stimme der Frauen), b) das Lebensalter (zarte St. der Kinder, zitternde St. des Greises u. s. w.), c) unsere Angehörigen, Bekannten etc. — An der Sprache erkennt man:

2) das Vaterland des Sprechenden: α) Nationalität (selbst am fremden Accent, [sizilianische Vesper]), β) engeres Vaterland (Nord- und Süddeutsche), γ) Provinz (Dialekt der Schwaben und Pfälzer);

3) den Beruf (das, worüber der Mensch am meisten spricht, kennt er am besten, liebt er am meisten);

4) den geistigen Zustand:

a) intellektuelle Bildung: dialektfreie Aussprache, Affektation im Sprechen, logische Richtigkeit, Reichtum — Armut an

*) Cfr. Linnig: Wort und Schwert, eine Parallele. (Linnig, der deutsche Aufsatz, Paderborn, Schöningh, 1871).

Begriffen (also weiter und beschränkter Gesichtskreis), sinnloses Gerede des Schwätzers;

b) Phantasie (bilderreiche Sprache);

c) moralische Beschaffenheit: man erkennt den unsittlichen (Schimpfwörter), den mitleidigen, den spöttischen, den schmeichlerischen Menschen;

d) Gemütsstimmungen als: Begeisterung, Freude, Zorn, Schmerz, Furcht, Schrecken, Angst.

B. 1) Die Abstammung (indogermanische — semitische — romanische Sprachen; englische Sprache).

2) Wohnsitz: die Bezeichnung für Winter ist den Indogermanen gemeinsam, der für Hitze nicht (vergl. auch Mommsens römische Geschichte B. I, Cap. 13), den Tiroler erkennt man an seiner harten Sprache als Sohn der Berge; die Griechen haben viele Redensarten, die auf ihren Wohnsitz am Meere hindeuten, auf ihre Beschäftigung mit Handel (*ἐρέσσω πράσσω*).

3) Charakter und Kultur (vergl. Mommsens Ausspruch: die Sprache ist das treue Bild und Organ des erreichten Kulturgrades; — Mangel an einer Bezeichnung für eine Sache deutet den Mangel der Sache selbst an; der Deutsche ist in seinen Ausdrücken bestimmt, der Grieche problematisch (*ἄν*); den Griechen ist Stadt und Staat *πόλις* u. s. w.)

5. Die Glocke in ihren mannigfaltigen Beziehungen zum menschlichen Leben.*)

Motto: Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniss bringt etc.
Schiller im Lied v. d. Glocke.

Einleitung: Glocken werden überhaupt als vernehmbare Zeichen bei verschiedenen Gelegenheiten benützt: in den Uhren, auf den Bahnhöfen, auf Schiffen, in Gasthäusern, auf dem Firste der Bauernhäuser (Essglocke), bei Versammlungen (Glocke des Präsidenten), an Pferdegeschirren (um bei Nebel das Nahen eines Wagens zu bezeichnen) u. s. w.; — hier soll von der Kirchenglocke gehandelt werden, von ihrer Bedeutung

A. im kirchlichen Leben:

a) für die Gemeinde im allgemeinen:

Ave Maria-Glocke (morgens, mittags, abends) [Geibels „Ave Maria"];

Messglocke (bei den Protestanten ruft die Glocke zur Predigt); auf dem Lande wird (für die Arbeiter auf dem Felde und die Leute in den Häusern) auch bei den Hauptteilen

*) Cfr. Linnig, p. 119.

der Messe geläutet; Glocke des Ministranten, Glockenzeichen beim Heraustreten des Priesters aus der Sakristei. Besonders bedeutungsvoll ist die Messglocke

an Sonn- und Feiertagen [Uhlands „Das ist der Tag des Herrn"], besonderen Festen: am Ostertag [Göthe's Verse aus Faust: „Christ ist erstanden" u. s. w.], in der Christnacht, beim Fronleichnamsfest, beim Erntefest, am Jahresschluss, beim Geburtstag des Fürsten. (Vergl. die Gebetstage in protestantischen Ländern).

Vesper-(Nachmittagsandacht-) Glocke.

Am Charfreitag schweigt die Glocke.

b) Im Leben der Einzelnen:

Taufglocke;

Communions-, (Confirmations-), Firmungsfeier. (Vgl. die Beichtglocke der Protestanten);

Hochzeits- (Primiz-) Feier;

Sterbeglocke: bei der Spendung der Wegzehrung, beim Tode („Schiedungsglocke"), bei der Begräbniss, — Glockengeläute im ganzen Lande beim Tode des Fürsten, — Armesünderglocke [Schillers „Kindsmörderin"].

B. Im bürgerlichen Leben:

Gewitterglocke;

Feuerglocke;

Sturmglocke beim Anzug des Feindes;

Glockengeläute bei der Truppenrückkehr [Schiller in „den Piccolomini" 1. A. 4. Auftr. „O schöner Tag, wenn endlich der Soldat" etc.].

Schluss anknüpfend an die Worte des Dichters: Und wie ihr Klang im Ohr verweht etc.

Anmerkung. Als Einleitung könnte ausserdem benützt werden:

1) Eine Charakteristik des Liedes von der Glocke;
2) Einiges aus der Geschichte der Glocke: Eingeführt wurden die Glocken zu kirchlichem Gebrauch von Paulinus, Bischof zu Nola in Kampanien im Anfang des 5. Jahrh. Im 5. Jahrh. wurde der Gebrauch der Glocken in Italien bekannt, in der Mitte des 6. in Frankreich; nach Griechenland kamen sie gegen Ende des 9. Jahrh. Die Kirchtürme kamen im 12. Jahrh. in allgemeinen Gebrauch. — Ferner kann benützt werden:
3) Ein Hinweis auf die auf die Glocke bezüglichen Redensarten: Etwas an die grosse Glocke hängen, der Katze die Schelle anhängen;
4) Bezugnahme auf Sagen. Vgl. „das blinde Ross" von Langbein, „die Notglocke" von Kopisch. Vgl. auch Göthe's „wandelnde Glocke."

Eichstätt. Brunner.

Zu δή.

Herr Rector Autenrieth hat in seiner Besprechung des Jolly-schen Werkes der so wichtigen Partikel δή einmal die rechte Stelle angewiesen, indem er es zu skr. *da in idam = is*, d. h. *i = i-s, e-a, i-d + dam*, d. h. *da-m*[1]) setzte.

Es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, ganz kurz auf die Bedeutung dieses δή aufmerksam zu machen. Δή ist nämlich der *Instrumentalis* von *dă* und hat in der Zusammensetzung mit dem pronominellen *i* die Bedeutung jetzt, wo wir auch eben jetzt, jetzt eben, gerade jetzt sagen können. Dieses unser je-tzt, (d. h. je-zit = zu dieser Zeit), steht mit seinem Pronomen „je-" in Verwandtschaft mit lat. *ja-m*, lit. *jau* = schon, ja = engl. *ye-s*, althd. *iu* = schon, noch, ganz wie das verwandte engl. *ye-t* jetzt und noch bedeutet.

Und den Begriff aller dieser mit „je" in jetzt = *i-dâ* verwandten Partikeln decket nun auch das griech. δή, ἤ-δη.

Im Sanskrit bietet sich das Adverbium *idânim*, bestehend aus diesem *i-dâ + nim*[2]) und bedeutet jetzt, nun, in diesem Falle, gerade, also alles was δή, ἤ-δη heisst.

Von *ĭdâna*, dem Nomin. masc., hat die lateinische Sprache ihr *ĭdōneus* = ἄρτιος, eben, gerade,[3]) richtig, *präsens*.

Freising. Zehetmayr.

Zusammenhängende deutsch-lateinische Uebersetzungsstücke für den Schul- und Hilfsunterricht von Franz Binhack. Der zusammengesetzte Satz (Quarta). Amberg 1873. Druck und Verlag der Fr. Pustet'schen Buchhandlung (J. Habbel).

Den die Formenlehre der lateinischen Sprache behandelnden Uebersetzungsstücken, die im 10. Hefte des VIII. Bandes dieser Blätter eine sehr günstige Beurtheilung erfahren haben, hat der Verfasser rasch das oben angezeigte für die III. Klasse unserer Lateinschule bestimmte Büchlein folgen lassen. Wir können mit gutem Gewissen das Lob, das seiner ersten literarischen Leistung auf diesem Gebiet zu Theil geworden ist, auch auf die zweite ausdehnen und bestätigen, dass der Verfasser, der ein unverkennbares Talent zu formen hat und auch einem an und für sich dürftigen Stoffe mittels Anzapfung seiner eigenen poetischen Ader oder durch häufiges Anklingen fremder Saiten ein gewisses Leben einzuhauchen versteht, „Lehrern und Instruktoren zu Schul- und Hausaufgaben ein brauchbares und nützliches Material bietet." Wenn auch mitunter eine Phrase vorkommen mag, die etwas

---

[1]) Das *-m* in *ida-m* ist jenes Suffixum wie in *aha-m* = ἐγώ-ν, *twa-m* = *tu*.

[2]) *-nim* ist der Accusat. von der Feminin-Endung *-is*, als hiesse der Nominat. *idânis*. Aehnlich lat. *praesertim*.

[3]) Vergl. ἄρτιος = *idâna* mit ἄρτι = *idânim*.

schwerfällig und weniger mustergiltig hersieht, oder doch mit einer passenderen und näher liegenden hätte vertauscht werden können, da und dort auch etwas magere Uebungsstücke unterlaufen, die eine gedrängtere Zusammenfassung der Regeln vermissen lassen, so können doch diese relativen, kaum nennenswerthen Mängel dem Werthe des Buches keinen Eintrag thun. Mit Recht tröstet sich der Verfasser mit dem vorangeschickten Motto:

Wer schau'n ein Buch will jedes Fehlers bar,
Will, was nicht ist, nie sein wird und nie war.

Dagegen constatiren wir um so lieber, dass einerseits die reiche Mannigfaltigkeit der zur Uebersetzung dienenden Materie den Geist des Schülers auch nach einer andern Seite hin anzuregen und mit positiven Kenntnissen zu bereichern geeignet ist, anderntheils nicht wenige Partien zu verzeichnen sind, welche in der ungezwungensten Weise eine Summe von Regeln in sich vereinigen Einen Vorzug des Büchleins, das sich streng an die Englmann'sche Grammatik anschliesst, erkennen wir übrigens auch darin, dass es nicht allzu oft auf die Paragraphe der Grammatik direkt verweist, sondern dem grammatischen Wissen der Schüler etwas zutraut und von der wohl richtigen Ansicht ausgeht, dass diese selbst auch ohne Anweisung die Belehrung in ihrer Grammatik finden können, wenn sie dieselbe nur suchen wollen Wir wünschten weiter, dass der Verfasser auch in der Angabe lateinischer Vokabeln und Phrasen, die dem Schüler unmittelbar von der Grammatik her bekannt und geläufig sein müssen, etwas sparsamer gewesen wäre.

Im eigensten Interesse des Verfassers möchten wir demselben zum Schlusse einen guten Rath ertheilen Das dem ersten Hefte (Formenlehre) beigegebene Vorwort, das, nach der ganzen Anlage zu schliessen, wohl in gleicher Weise auch auf die folgenden zwei Büchlein (Casuslehre und der zusammengesetzte Satz) bezogen werden soll, spricht die Absicht des Verfassers dahin aus, mit seiner Arbeit „Schülern und Informatoren Material zu Probearbeiten, Hausaufgaben und anderweitiger Einübung grammatischer Regeln" zu reichen Diese Erklärung ist nicht leicht anders zu deuten, als dass der bescheidene Verfasser nicht daran gedacht habe, seinen Büchlein den Weg in die Schule selbst zu öffnen, sondern damit zufrieden ist, wenn sie sich den Instruktoren für den nachhelfenden Unterricht, und setzen wir hinzu, den Professoren für Probearbeiten (Scriptionen) als brauchbar erweisen; denn es wird doch kein Lehrer daran gehen wollen, die kostbare Zeit durch regelmässiges Diktiren von Hausaufgaben zu vergeuden. Demnach wäre aber das Absatzgebiet für die mit soviel Fleiss und Zeitaufwand zusammengesetzten Arbeiten ein sehr beschränktes. Warum spannt der Verfasser den Blick nicht weiter und sucht sich neben den Englmann'schen Uebungsbüchern ein Plätzchen in den Schulen zu erobern, damit er für seine Mühe auch eine materielle Belohnung finde? Nicht als ob etwa die Schüler gehalten werden sollten, die parallelen Bücher der beiden Verfasser neben einander zu besitzen und dadurch den Eltern unnöthige Ausgaben zu verursachen; sondern wie es im Interesse der Schule liegt, wenn für die verschiedenen Unterrichtsgebiete überhaupt aus mehreren Büchern ausgewählt werden kann, so wäre es aus gewichtigen auf der Hand liegenden Gründen besonders in dem Punkte der schriftlichen Uebersetzungen mehr als wünschenswerth, die Möglichkeit eines Wechsels in den Büchern zu haben. Wollen aber die Binhack'schen Hefte neben den Englmann'schen Uebersetzungsbüchern zum Gebrauche in den Schulen kommen, so erwächst freilich für den Verfasser, abgesehen

von der Nothwendigkeit, die einzelnen Abschnitte den betreffenden Regeln planmässig der Reihe nach anzupassen, die weitere Arbeit, den Umfang der Büchlein zu erweitern und die Aufgaben, deren jedes bisher 80 aufweist, nahezu auf die doppelte Zahl zu bringen, wenn sie als Material für ein ganzes Schuljahr ausreichen sollen. Für diesen Fall möchten wir den Wunsch anfügen, da in dem bisher Gegebenen das moralisirende Element stark vertreten ist, mehr auf historische Themen Rücksicht zu nehmen. Wir empfehlen unsern Vorschlag dem Verfasser zu geneigter Würdigung.

München. Chr. Adam.

Das Schachgedicht des Hieronymus Vida. Metrisch übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Alexander Baldi. Berlin J. Springer 8⁰. XIII u. 47 S.

Unter den späten Nachahmern der vergil'schen Muse nimmt der gelehrte Chorherr und nachmalige Bischof von Alba, Hieronymus Vida aus Cremona (1490—1566), eine hervorragende Stelle ein. Wir besitzen von ihm 4 grössere Gedichte: 1. Ueber die Seidenraupen (*bombycum libri II*); 2. eine *Ars poetica*; 3. eine Christiade, gedichtet im Auftrage der Päpste Leo X. und Clemens VII. Bekannter als alle diese aber ist 4. sein frühestes Jugendgedicht *Scacchia ludus* oder *ludus Scacchorum*, das uns eben in neuer Uebersetzung geboten wird. Ueber Anlage und Inhalt desselben entnehmen wir der Einleitung des Uebersetzers: „Das Gedicht bewegt sich in der Darstellungsweise des Epos und folgt auch in der Anordnung des Stoffes ganz dem klassischen Muster des vergil'schen Heldengedichtes. Beginnend mit der *invocatio*, beschäftigt es sich dann mit der eingehenden Schilderung der Schachfiguren, der Helden des Kampfes, dann mit der Gangart und Kampfweise der einzelnen, und führt vor unseren Augen ein vollständiges Spiel mit allen seinen Nüancirungen auf." — Das Schachspiel, bis jetzt Geheimniss des Oceanus, wird zuerst den Olympiern geoffenbart, die sich zur Hochzeitsfeier des Oceanus mit der Tellus eingefunden haben. Hiebei lässt der Dichter Apollo und Mercur auf Juppiters Geheiss eine Partie spielen, während sich die übrigen Unsterblichen zu einem Kranze neugieriger und aufmerksamer Zuschauer gruppiren. Geschickt eingewobene Episoden bringen Mannigfaltigkeit in den Gang des Spiels und gewähren zugleich künstlerische Ruhepunkte. Das Spiel endet mit dem Siege Mercurs, der zum Lohne dafür von dem Götterkönige seinen Herolds- und Zauberstab erhält. Das Schachbrett selbst aber verleiht Juppiter der Nymphe Schacchis zum Entgelt für die ihr geraubte Ehre; diese verbreitet das nach ihr benannte Spiel unter den Bewohnern Italiens. Soviel über den Inhalt. Was die Form anlangt, so ist sie im Ganzen wie im Einzelnen Vergil nachgebildet: Versbau, Diction, Bilder und Vergleiche, die Beschreibung der Figuren als gewappneter Streiter, die Schilderung des Kampfspieles in seinen verschiedenen Phasen, überhaupt die ganze Colorirung sind unverkennbar vergilianisch. Gleichwol würde man dem Dichter Unrecht thun, wollte man, wie von Zeitgenossen geschehen, die Epopöie als einen blossen Cento vergilianischer Floskeln bezeichnen. Es ist dem Dichter bei aller Imitation des grossen Mantuaners doch ein guter Theil Originalität nicht abzusprechen. Ist ja doch die Anlage, Verarbeitung und poetische Ge-

staltung des an sich spröden Stoffes unbestreitbar des Dichters eigenstes Werk, und beweist die Art und Weise, wie er die kalt berechnende Gleichförmigkeit des Schachspieles in einen Schauplatz regen Lebens und mannigfaltig wechselnder Kampfesscenen umzuwandeln verstand, dass wir es durchaus mit keinem Verseschmied gewöhnlicher Art zu thun haben.

Doch wir vergessen über der Würdigung des Dichters die Uebersetzung, deren Besprechung wir uns vorgenommen. Wir leihen nur unserer innigsten Ueberzeugung Ausdruck, wenn wir behaupten, dass Niemand, der die ersten 30 Verse liest, das Schriftchen aus der Hand legen wird, ohne es bis zu Ende gelesen zu haben. Selbst der des Spiels unkundige Leser, für den das Gedicht naturgemäss viel Unverständliches enthalten muss, wird von dem harmonisch-melodischen Versbau, in dessen Handhabung der Uebersetzer besondere Gewandtheit besitzt, gefesselt und fortgerissen, wie dies Recensent von sich constatiren muss. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, mit Fernhaltung jener ängstlichen philologischen Genauigkeit, die dem Nichtphilologen gewöhnlich das Lesen von Uebersetzungen verleidet, einen gemeinverständlichen Ton anzuschlagen, der sich gleichwol dem Originaltexte nicht allzu sehr entfremdet. Ist ja doch das Werkchen nicht ausschliesslich dem engen Kreise von Fachgenossen gewidmet, sondern soll es auf diesem Wege der Nachdichtung in der Muttersprache auch einem grösseren Publikum zugänglich gemacht werden. Diesen Zweck verfolgen auch die kurzen dem Gedichte angehängten Noten, Erklärungen von Namen und Anspielungen, die dem Laien unverständlich sind.

Wir leben der Ueberzeugung, dass sich das auch buchhändlerisch ungemein zierlich und geschmackvoll ausgestattete Büchlein einen recht zahlreichen Leserkreis und allseitige Verbreitung verschaffen wird. Vor Allem aber sei es andurch den Schachfreunden unter den Fachgenossen bestens empfohlen!

Bamberg. M. Zink.

Koziol Heinrich, der Stil des L. Apuleius. Ein Beitrag zur Kenntniss des sogenannten afrikanischen Lateins. Wien bei Carl Gerold's Sohn. 1872. 8⁰. 354 S.

Eine ungemein rege und vielseitige Thätigkeit entfaltet die klassische Philologie in den letzten Decennien auf dem lange vernachlässigten Gebiete der Specialgrammatik. Hatte man früher nur den Sprachgebrauch der besten, meistgelesenen Autoren fast ausschliesslich zu Zwecken der Schule und stilistischen Instructive zum Gegenstande besonderer Erörterung gemacht, so sind es in der Neuzeit gerade die entlegeneren Schriftsteller, die vormals nur selten und gelegentlich in den Bereich der Besprechung gezogen wurden, die nunmehr mit Vorliebe kritisch und stilistisch behandelt werden. Der Grund hievon liegt unseres Bedünkens nicht sowol in der Verlegenheit um Stoff zu wissenschaftlichen Arbeiten, woran es sicherlich auf Menschenalter hinaus noch nicht mangeln wird, als vielmehr in einer Begriffs- und Gebietserweiterung, welche sich für die Philologie in der Neuzeit aus der Geschichts- und vergleichenden Sprachforschung mit Notwendigkeit ergab. Seitdem sind so manche „eherne“ und „eiserne“ Schriftsteller, die vordem ob ihres schlechten Stils traditionell verpönt und verfehmt waren, und die selbst in den Literaturgeschichten und akademischen Vorlesungen nur als Aschenbrödel figu-

rirten, über deren Namen und Werke man in Ermangelung persönlicher Kenntniss mit obligaten Ausfällen gegen ihr hartes Latein oder unverständliches Griechisch hinwegzugehen pflegte, zu unerwarteten Ehren gekommen, theilweise in höherem Masse, als sie solche verdienen. Die diplomatische Kritik hatte hier freilich die Hauptarbeit zu thun, um die Texte erst lesbar zu machen. Namentlich sind es die sogenannten Afrikaner,[1]) deren Latinität eben so allgemein als ein wahres Kauderwälsch verschrieen war, als Unkenntniss von derselben herrschte. Eine Ausnahme von dieser Regel machte ein oder der andere Herausgeber solcher Autoren, obwol auch diese schon Alles gethan zu haben glaubten. wenn sie in ihrem Commentare die der klassischen Prosa fremden Structuren der Afrikaner je nach dem Grade ihrer Ungewöhnlichkeit als *elegans*, *elegantior* und *elegantissimus dicendi usus* oder *dictio* bezeichneten und dazu einige Parallelstellen beibrachten, eine Oberflächlichkeit der Auffassung, der man selbst noch häufig bei Orelli, Hildebrand und Oehler in ihren Commentaren zu Arnobius, Apuleius und Tertullian begegnet, womit übrigens die Verdienste dieser Männer, namentlich Hildebrand's, um die genannten Schriftsteller durchaus nicht geschmälert werden sollen. So machte man sich freilich die Sache leicht: wohlfeile Phrasen, wie *tumor Africanus* oder *dictio insolita* u. a. m. mussten über alle Schwierigkeiten hinweghelfen. Dass aber in diesem rastlosen Getriebe unstät schwirrender Floskeln und Bilder, in diesem mit rhetorischem Ausputz und phantastischem Flitter überladenen Wortgeplänkel, in dieser nach Art der tropischen Urwalds-Vegetation üppig wuchernden, sich selbst verdunkelnden und erdrückenden Redefülle immerhin doch eine gewisse Plan- und Regelmässigkeit herrschen müsse, das erkannte man entweder nicht, weil man „vor lauter Wald die Bäume nicht sah", oder gab sich die Mühe nicht, es zu erkennen, weil die einschlägigen Schriftsteller ja doch nur „Epigonen" seien, gleich unwerth nach Inhalt und Form. Erst die Neuzeit, namentlich Hildebrand's Ausgabe des Apuleius, hat auch hier eine richtigere Auffassung und mehr Licht in die Sache gebracht. Bernhardy's Mahnworte in dieser Beziehung (röm Lit. 3. Bearb. S. 305) sind nicht ungehört verschollen. Eine ganze Reihe afrikanischer Autoren hat seitdem nebst kritischer Sichtung des Textes auch mehr oder minder eingehende Erörterung ihrer sprachlichen Idiotismen gefunden, allen voran der erste und vorzüglichste Repräsentant, oder wenn man lieber will, der Schöpfer jener schwülstigen Stilgattung, L. Apuleius. Nicht weniger als 3 Schriften behandeln seine Latinität:

1. O. Erdmann verbreitet sich im Programm des Gymnasiums zu Stendal von 1864. „*De Apulei Madaurensis elocutione*" über den Stil des Autors im Allgemeinen, und gibt im Anschlusse daran eine Auswahl verschiedener Besonderheiten der apuleianischen Diction. 2 Schon im darauffolgenden Jahre veröffentlichte H. Kretschmann eine ausführlichere Schrift: *De latinitate L. Apulei Madaurensis. Regimonti*

[1]) Ich halte trotz Teuffel's Abmahnung (Gesch. röm. Lit. §. 441 A. 7) an dieser eingebürgerten Bezeichnung fest, wenn ich auch nicht verkenne, dass die Stilgattung, die man gewöhnlich als *Africitas* bezeichnet, nicht ausschliesslich von geborenen Afrikanern cultivirt wurde. Selbstverständlich ist die Bezeichnung nicht rein geographisch, sondern appellativ zu fassen, wie das *Asiaticum dicendi genus* oder die *oratores Asiani*; denn „*a potiori fit denominatio*".

1865, worin nach einer sehr eingehenden Charakterisirung der Schreibweise des Apuleius und der von ihm abhängigen schriftstellerischen Richtung und gründlichem Nachweis der Elemente, auf denen die *Africitas* ruht, zunächst die Formenlehre, sodann die Syntax des Autors in wünschenswerthester Ausführlichkeit abgehandelt wird 3. Das stilistische Moment, wol die schwierigste Partie bei derlei Arbeiten, welches Kretschmann nur in Form gelegentlicher Andeutungen berührt, hat nun in der vorliegenden gediegenen und umfassenden Abhandlung Koziol's seine Würdigung und Beleuchtung gefunden. Hatte man sich früher damit begnügt, den Afrikanern eine masslose Breite, eine schwülstige, überladene Ausdrucksweise, einen tropischen, die Gränzen zwischen Prosa und Poesie verrückenden Stil überhaupt zu prädiciren, wobei man je nach dem Grade seiner individuellen Bekanntschaft mit jenen Autoren mehr oder minder unklare Vorstellungen von dem Wesen der Sache hatte: so finden wir hier zum ersten Male eine anatomische Zergliederung dessen, was man sich eigentlich unter Breite des Ausdrucks, unter figürlicher Redeweise, unter fremdartigem Colorit der Phraseologie zu denken habe, finden wir den bis ins Einzelnste gehenden Nachweis der Factoren und Elemente, aus denen diese vielerwähnte und wenig gekannte Eigenartigkeit der Diction erwächst, an dem Stile des Apuleius systematisch durchgeführt. Ausgehend von den synonymen Substantiven, die unter sich wieder coordinirt oder subordinirt sein können, verzeichnet der Verf. nach der gewöhnlichen Reihenfolge der einzelnen Wortarten die zahlreichen, durch Verbindung von Synonymis entstandenen Tautologieen oder Pleonasmen, alle streng nach Kategorieen geschieden und in eine entsprechende Zahl von Unterabtheilungen zerfällt. Daran reihen sich die synonymen Satzglieder und Sätze, sowie die Rubricirung sonstiger pleonastischen Wendungen und Ausdrucksweisen. Die bezüglichen Erörterungen füllen mit den einschlägigen Belegen allein mehr als die Hälfte des Buches (S. 1—196), so dass dem Leser ein gründlicher Einblick in das Wesen des *tumor Africanus* ermöglicht ist. Eine weitere Eigentümlichkeit der *Africitas*, und insonderheit der apuleianischen Latinität, ist die Figürlichkeit: ihrer Zergliederung widmet Koziol die nächsten 50 Seiten und verzeichnet zunächst die Figuren der Form nach ihrer alphabetischen Reihenfolge, woran sich nach Dazwischenstellung der Variatio und Concinnität die Figuren des Inhalts anschliessen. Die folgende Partie, mit der Ueberschrift Neologismen (S. 250—309), umfasst sämmtliche Neuerungen im Gebrauche der Wortformen, sodann die von Apuleius neugebildeten Wörter, die Aenderung der Bedeutung der Wörter (Erweiterung ihrer Bedeutsamkeit, worin die afrikanische Latinität besonders weit ging), sowie die Abweichungen von dem regulären Sprachgebrauche in der Formation und Flexion der einzelnen Wortarten. Bezüglich des poetischen Elementes im Wortschatze des Apuleius verweist Koziol in vielleicht allzu grosser Bescheidenheit einfach auf seine Vorgänger; übrigens enthält bereits der Abschnitt über die Figürlichkeit naturgemäss viel hieher Einschlägiges. Die folgende Abtheilung behandelt die Archaismen und Vulgärformen, welche die Afrikaner und überhaupt die Schriftsteller der sinkenden Latinität theils aus Vorliebe für das Ungewöhnliche und Seltsame (wie Apuleius), theils aber auch aus Mangel an wissenschaftlicher und besonders stilistischer Bildung reichlich in ihre Schriften einstreuten. Unter Lit. G werden die Katachresen und Solöcismen, unter H die Eigentümlichkeiten in der Satz- und Wortverbindung, unter J die Kürze des Ausdrucks besprochen,

letzteres ein Idiotismus, den man dem Gesagten zufolge allerdings bei einem Afrikaner am wenigsten erwartet, dem man aber gleichwol bei den Schriftstellern dieser Richtung infolge des Bestrebens, durch wirksame Contraste und Antithesen oder durch erhöhte Prägnanz einzelner Wörter den Ausdruck zu pointiren und durch gekünstelten Parallelismus der Glieder witzige, die Phantasie kitzelnde Wendungen zu schaffen, mitten zwischen dem überschwänglichsten, den nüchternen Leser anwidernden Bombast nicht selten begegnet. Diese Kürze steigert sich oft zur Räthselhaftigkeit des Ausdrucks, wozu der Verf unter K einige Belege gibt. Das folgende Capitel ist der Wortstellung gewidmet, ein sehr ausgiebiges Thema, insoferne das Hyperbaton oft in der ungewöhnlichsten, überraschendsten Form die reguläre Wortfolge ganz verdrängt hat. Ist es ja doch das Auffallende, Gespreizte und Affectirte, was die Schriftsteller dieser Gattung mit Aufbietung aller rhetorischen und stilistischen Mittel und Kunstgriffe in erster Linie erstreben. Und doch beachten sie bei aller scheinbaren Willkürlichkeit der Wortstellung, wie sich aus der vergleichenden Zusammenstellung Koziol's entnehmen lässt, eine gewisse Norm und Stätigkeit, die sich theilweise aus der Consequenz, womit sie die regelrechte Wortfolge der klassischen Prosa verläugnen, gewisser Massen von selbst ergibt. Willkürlich möchten wir dieselbe daher nur insoferne nennen, als die betr Autoren weder durch Gründe des Inhalts, noch durch solche des rhetorischen Pathos veranlasst, von der natürlichen Wortfolge abweichen, sondern hierin lediglich ihrem eigenen Gutdünken folgen, manchmal freilich auch durch ihre augenblickliche Laune sich bestimmen lassen. Auch in der Behandlung dieses Passus erweist sich Koziol als einen äusserst gründlichen und fleissigen Erforscher des apuleianischen Sprachgebrauchs. Hat er doch S. 337 berechnet, dass in den ersten 5 Büchern der Metamorphosen, die er besonders zu diesem Zwecke durchgegangen, an 156 Stellen das Verbum ohne irgend einen ersichtlichen Zweck, sondern aus blosser Manierirtheit im Widerspruche mit der Wortfolge der klassischen Latinität nicht an's Ende des Satzes sondern an die vor- oder drittletzte Stelle gesetzt ist, und dass an 78 Stellen ein Substantiv, an 7 ein Substantiv mit Präposition, an 12 ein Substantiv mit Adjektiv u. s. w hinter dem Verbum erscheint. Gewiss ein wahrer Bienenfleiss, der seines Gleichen sucht! Den Schluss der eben so mühsamen, wie verdienstlichen Abhandlung bilden unter Lit. M gesuchte und neue Phrasen, die lexikalisch geordnet sind.

Auch dem kritischen Momente finden wir durchgehends Rechnung getragen. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Umsicht würdigt der Verf. die Leistungen älterer Interpreten und Kritiker des Autors, wie die neuesten eines Eyssenhardt, Goldbacher, Krüger u. a., womit derselbe bereits durch mehrfache früher veröffentlichte Vorarbeiten (Zur Kritik und Erklärung des Apuleius. 1869. Zur Kritik und Erklärung der kleineren Schriften des Apuleius. Recension der Eyssenhardt'schen Ausgabe der Metamorphosen, in der Zeitschrift für die österr. Gymn von 1870) gründlich bekannt geworden war. Aeusserst wohlthuend auf den Leser wirkt hiebei der anspruchslose Ton, womit Koziol fremde und eigene Leistungen bespricht, der so ganz von der absprechenden Weise absticht, die nicht selten Verfassern solcher Monographieen eigen ist, indem sie förmlich das Monopol des Verständnisses des behandelten Schriftstellers gepachtet zu haben glauben. Uebrigens dürfte durch die vorliegende Arbeit auch die Kritik des Apuleius mehr gefördert sein, als durch ein ganzes Schock leicht hingeworfener Con-

jecturen, wie sie der erste Eindruck bei der Lectüre an die Hand gibt, insoferne als Autoren von der Art des Apuleius in ungleich höherem Masse, als andere, in ihrem eigenen Sprachgebrauch das beste und zuverlässigste Correctiv für ihre Texteskritik bieten. Gründlichste und genaueste Kenntniss der Diction ist daher bei solcherlei Schriftstellern unabweisbares Bedürfniss und unumgängliche Voraussetzung für eine gesunde und besonnene Textesrevision: nur auf dieser Basis kann der Kritiker die zwei entgegengesetzten, gleich nachtheiligen Fehler vermeiden, einerseits die Anlegung eines fremdartigen Massstabes an diese besondere Latinität behufs Feststellung des sprachlich Zulässigen oder Unstatthaften, anderseits die irrige Annahme, dass einem Afrikaner auch das Ungereimteste nachzusehen sei. In dieser Hinsicht wird Koziol's umsichtige Schrift dem künftigen Kritiker des Apuleius ein unentbehrliches Hülfs- und Auskunftsmittel, einen verlässigen Wegweiser abgeben, um so schätzbarer und dankenswerther, je mühsamer und trockener die Registrirung und Ordnung der äusserst zahlreichen Idiotismen sein musste Dem Lexikographen wird es die besten Dienste thun; aber auch die vergleichende Grammatik und Sprachforschung wird in ihm eine willkommene Bereicherung ihrer Quellen und Behelfe begrüssen. Die buchhändlerische Ausstattung ist zweckentsprechend, der Satz, soweit wir uns überzeugt haben, correct. Somit empfehlen wir das verdienstliche Werk allen Interessenten aufs Angelegentlichste

Bamberg. M. Zink.

Ueber horazische Lyrik. Eine Vorschule zur Kenntnis des Dichters, von A. Bischoff. Erstes Heft. Schaffhausen, Fr. Hurter, 1872.

Nur schüchtern wagt Ref., der zwar ein Freund der classischen Literatur aber kein Philolog von Fach ist, einem ihm geäusserten Wunsch zu entsprechen, indem er an der Stelle eines namhaften Fachgelehrten die Berichterstattung über dies interessante Schriftchen übernimmt. „Ein Versuch, die bemerkenswerthesten dichterischen Eigenthümlichkeiten des Lyrikers Horaz darzustellen", will dasselbe sein und wir glauben diesen Versuch als einen im ganzen sehr gelungenen bezeichnen zu dürfen Der Verf, weit entfernt, „die Schönheit einer Dichtung in der Wortstellung, in Figuren, Metaphern u. dergl Aeusserlichkeiten zu suchen", und sich mit dem Aufzeigen solcher „Schönheiten" zu begnügen, und ebensoweit entfernt, das Prokrustesbette eines willkürlich vorausgesetzten künstlichen Strophenbaus als Kriterium mitzubringen, will vielmehr den Gang, Bau und Ton des Gedichtes aus der psychologischen Genesis desselben erklären, und dies ist ihm, wie wir glauben, sehr gut gelungen. Er lebt sich in den Dichter ein, um mit ihm die Gedichte durchzuleben und ihr Werden zu reconstruiren, und darin bekundet er einen hohen Grad von poetischer Feinfühligkeit und geistvoller Auffassung; durch die richtige Erfassung des Ganzen, welche natürlich ein sorgfältiges Studium aller Theile voraussetzt, fällt wieder auf das Einzelnste — bis auf die Wahl der Ausdrücke und Bilder oder Beispiele herab — ein überraschendes Licht. (Wir verweisen beispielsweise nur auf die geistvolle Entwicklung der Stelle: Oden, Buch 2, Ode 20, V. 5—7, auf Seite 49.) Gerade für die Lektüre des Horaz auf Gymnasien dürfte diese Art, die poetische Schönheit genetisch und psychologisch zu entwickeln, eine mustergiltige sein.

Wenn nun der Verf. Seite V erwartet, man werde ihm „Breite" vorwerfen, so zeigt er darin die Selbsterkenntnis einer Schwäche, von der er allerdings nicht freizusprechen ist. Nicht nur die Untersuchung S. 10—13: nach welchem Prinzip sich die verschiedenen horazischen Oden etwa in Klassen und Rubriken eintheilen liessen, macht jenen Eindruck um so mehr, da sie beinahe ergebnislos bleibt, sondern auch bei der Betrachtung und Entwicklung der 10 Oden „vom Poetenthum", welche den Inhalt dieses ersten Heftes ausmachen, würde der Verf. nach unserm Dafürhalten einen siegreicheren und überzeugenderen Eindruck erzielt haben, wenn er in knapperer Darstellung die ausgereifte Frucht seines Nachdenkens uns gegeben hätte, anstatt uns hin und wieder von den Irrwegen zu erzählen, die er eingeschlagen, ehe er endlich den rechten Weg gefunden. Auf seine erste, dem Inhalt nach treffliche Analyse lässt er dann aber S. 66 ff. eine zweite — eine Analyse oder vielmehr übersichtliche Classificirung der betrachteten Oden nach den in ihnen wirkenden psychologischen Faktoren folgen, deren Ergebnis sich zusammenfasst in das Schema:

„1. Objektive Betrachtung mit individuellem Eingang: I, 10; IV, 8.
2. Gang vom Subjektiven durch objektive Betrachtung zum Subjektiven zurück: I, 1 und 31.
3. Vom Objektivsubjektiven zum Reinsubjektiven: IV, 3.
4. Vom Objekt zum Subjekt, wieder zum Objekt, dann subjektiver Schluss: I, 6; IV, 2.
5. Vom Subjekt zum Objekt: I, 26.
6. Reinsubjektiv: II, 20; III, 30."

Diese abstrakteste Classification hat uns nicht sowohl „den Eindruck des Schulmässigen", als vielmehr einen peinlichen und ängstigenden Eindruck gemacht. Der ganze logische Gegensatz von Subjektiv und Objektiv ist ein der Poesie fremder; ob der Dichter seine Stimmung als Empfindung ausspricht oder ob er sie in poetischen Anschauungen verkörpert und verobjektivirt, das ist im Grunde genommen ganz einerlei, darin hat er vollste Freiheit und Beweglichkeit; die Art des Wechsels zwischen beiden Aeusserungsformen der Stimmung ist eine zufällige, rein durch den speziellen Inhalt der Stimmung bedingte, und eben darum lassen sich hienach die Gedichte so wenig in verschiedene Arten theilen, als man z. B die Gemälde wird eintheilen können in solche, wo rechts Licht, links Schatten, solche wo rechts und links Schatten, mitten Licht u. s. w. sich befindet. Wenigstens ist mit einer solchen Classification nicht das allermindeste gewonnen.

Auch in jener poetischen Analyse der zehn Oden (S. 14—58), in welcher wir den trefflichen Kern des Schriftchens begrüssen, können wir gleichwohl nicht mit allem übereinstimmen. Wenn Horaz die 32. Ode des 1. Buches mit dem Zurufe an seine Leier beginnt: „Man ruft uns!" so können wir diesen Anfang weder „prosaisch" (S. 30) noch „kühl" finden. S. 45 und 54 verwechselt der Verf. bei II, 20 u. III, 30 die „Freude am Ruhm" mit „Hochmuth", während sie doch so ziemlich das Gegentheil des Hochmuthes ist, denn der Hochmüthige kümmert sich nichts um das Urtheil Anderer; der Eitle lebt von demselben; bei allem Bewusstsein innern Werthes sich doch der Anerkennung seiner Zeitgenossen zu freuen, ist weder das Eine noch das Andre. Und S. 55 erkennt dann nachträglich der Verf. selbst in jener Ode die unschuldige „Freude des Dichters, dass ihm etwas gelungen". Zur Erklärung von II, 20 setzt der Verf. voraus, Horaz sei schwer krank gewesen aber

in der Genesung begriffen. So spreche sich in der Ode ein doppelter Trost aus, erstlich dass er nicht sterben sondern körperlich genesen, zweitens dass er unsterblich fortleben werde. Aber der eine Trostgrund schliesst den andern aus oder steht ihm wenigstens störend im Wege. Leibliche Genesung kann nicht wohl unter dem Bilde einer Metamorphose in einen Schwan dargestellt werden. Wir können in der Ode nur den einheitlichen Gedanken finden, dass der Dichter, sei es leidend, sei es im Greisenalter, den nahen Tod erwartete, und den, diesen Verlust im vorausbeklagenden Mäcen mit dem Gedanken tröstet: Wohl werde ich scheiden (V. 1—5), aber nicht sterben werde ich (V. 5—8) sondern mein Tod wird eine Verwandlung sein; und in diesem Sinne fühlt er (V. 9 ff.) den Tod als ein glückbringendes Ereignis schon nahen. Dann nennt er aber V. 21 das *funus* auch nicht darum ein *inane*, weil „ich nicht darin bin" (!) — denn wenn Horaz genas, so wurde ja gar kein Leichenbegängnis vorgenommen! — sondern darum, weil die Trauerfeierlichkeit bei seiner Bestattung eine grundlose ist, sofern sein Tod nicht Grund zur Trauer sondern Anlass zur Freude sein sollte. — Von der irrigen Ansicht ausgehend, dass die Freude am Ruhm „Hochmuth" sei, will der Verf. bei Ode III, 30 den *pauper aquae Daunus* allegorisch fassen und dieses sehr nebensächliche Epitheton zum Centralpunkt der Ode machen; nicht des Nachruhms freue sich Horaz, sondern dessen, dass er bei so geringer Herkunft es doch bis zu einem ordentlichen Dichter gebracht habe, gleich jenem Flusse, der *ex humili potens* geworden. Dieser Künstelei bedarf es nicht, sobald man der Freude am Ruhm ihre sittliche Berechtigung einräumt. Edler Stolz ist nichts böses; „nur Tröpfe sind bescheiden", sagt Göthe, und in geziertem Ablehnen jedes Lobes und Ruhmes steckt oft viel schlimmerer Hochmuth, als in ehrlich unbefangenem Aussprechen der Freude: etwas unsterbliches geleistet zu haben.

In einer „ersten Beilage" S. 82 ff. weist der Verf. eine Anzahl kritischer Streichungsversuche mit bündigen Gründen zurück. Er selbst versagt sich freilich (S. 85) nicht die Conjektur, in I, 1, 30 f die Worte *Dis miscent superis* und *secernunt populo*, welche seiner Meinung nach ein Antiklimax sind, ihre Stellen tauschen zu lassen. Wir können diese Conjektur nicht für glücklich halten. Wie „der kühle Hain und die Reigen der Nymphen und Satyrn" den Dichter unter die obern Götter versetzen sollen, ist uns ebenso unbegreiflich, als es uns verständlich ist, dass er das Volksgetümmel der Stadt meidet und den stillen Hain aufsucht, um der Spiele der Nymphen und Satyre sich dort zu freuen. Der Besitz des Epheukranzes aber erhebt ihn bis in den Olymp.

Eine zweite Beilage: „Interpolationen in deutschen Dichtern" (S 92 ff.) wo von neuen, ja von noch lebenden Dichtern ganze Strophen aus innern Gründen für unecht erklärt worden, ist als Satire ganz vortrefflich. Um so minder verstehen wir, was S. 107 die „dringende Bitte" soll, „diesen Abschnitt doch ja nicht für einen Scherz zu halten."

A. E.

Literarische Notizen.

Deutsches Lesebuch zum Gebrauche für die mittleren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien, der höheren Bürgerschulen und der höheren Töchterschulen, zusammengestellt von Wilh. Stocker, Professor

am Realgymnasium in Mannheim. Vierte und fünfte Stufe des gesammten Lesebuches. Mannheim, Schneider 1872. Das Buch bildet die Fortsetzung des Lesebuches, dessen 1., 2. und 3 Stufe im 7. Bande dieser Blätter Seite 96 angezeigt ist. Es zerfällt in drei Abteilungen; die erste enthält 32 kürzere und längere Musteraufsätze, die zweite 29 Darstellungen aus der Natur und dem Völkerleben, die dritte 70 Numern von Liedern und Gedichten erzählenden und belehrenden Inhalts. Ist nun auch ein grosser Teil der Lesestücke bereits in andern Lesebüchern vorhanden — zwei Dritteile der Gedichte sind z. B. in der Echtermeyer'schen Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen enthalten — und bietet es nach unserer Ansicht grosse Schwierigkeit, für die auf dem Titelblatte angegebenen, wesentlich verschiedene Ziele anstrebenden Anstalten ein gemeinsames Lesebuch herzustellen, so können wir doch dem praktischen Blicke, mit dem die Auswahl und Zusammenstellung der Lesestücke getroffen ist, unsere Anerkennung nicht versagen und empfehlen die Sammlung ebensowol zur Lektüre beim Selbstunterrichte als auch zur Benützung in den Schulen.

In der Weidmann'schen „Sammlung griech. und latein. Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen" sind in neuen Auflagen erschienen:

Cicero's Rede für Murena von K. Halm. 2. Aufl. Die verdienstliche Arbeit Halms, der die Rede eigentlich erst der Schule zugänglich gemacht hat, erscheint in der unter Benützung des mittlerweilen erschienen kritischen und exegetischen Materiales revidiert.

Euripides Iphigenie in Taurien von Schoene-Köchly. 3. Aufl. Der Verf. hält seinen früher eingenommenen Standpunkt auch in dieser Auflage fest. Neu ist abgesehen von unbedeutenderen Aenderungen die metrische Behandlung der lyrischen Partien. Trotz der Ausstellungen, die man in Hinsicht auf die Behandlung des Textes, mitunter auch der Erklärungen gemacht hat, ist die Arbeit eine geistreiche; nur für eine Schulausgabe muss man sie nicht gelten lassen wollen.

Sophokles Oedipus tyrannus von A. Nauck. 6. (revidierte) Aufl.

C. Jul. Caesaris commentarii de bello gallico von Kraner. 8. Aufl. Von W. Dittenberger. (Berlin 1872. Weidmann'sche Buchhandlung.) Der Text wurde genau revidiert, ebenso im Kommentar das von den Recensenten Getadelte sorgfältig geprüft und je nach Befund berichtigt.

C. Jul. Caesaris commentarii de belli civili, von Kraner. 5. Aufl. Von Friedr. Hofmann. Der Text ist nur an wenigen Stellen geändert, dagegen sind die erklärenden Anmerkungen vielfach berichtigt, und ein Teil der Einleitung ist umgestaltet worden. Die Fassung der Erklärungen ist kürzer und bestimmter geworden.

M. T. Ciceronis Tusculanarum disputationum libri quinque. Erklärt von Tischer. 6. Aufl. besorgt von Sorof. Der kritische Anhang ist abgekürzt, dafür ein Register beigefügt. Im Uebrigen ist die neue Aufl. wenig verändert.

Lysias ausgewählte Reden von Rauchenstein. 6. verbesserte Auflage. Unter Berücksichtigung aller seit der letzten Aufl. erschienenen Beiträge in kritischer wie exegetischer Hinsicht revidiert.

Ausgewählte Schriften des Lucian von Sommerbrodt. 1. Bdch. 2. Aufl. An dem Lebensbilde Lucians ist einzelnes vervollständigt, weniges verändert. Zur Feststellung des Textes sind neue Hilfsmittel beigezogen.

Titi Livi ab urbe condita libri. Erklärt von W. Weissenborn. 4. Bd. Buch XXI–XXIII. 5. verb. Aufl. Benützt wurden die sprachlichen Untersuchungen von Lübbert, Günther, Dräger, Kühnast, die antiquarischen, geschichtlichen, geographischen, literarischen von Th. Mommsen, Hübner, Nipperdey, H. Peter, Wölffein, Soltau, Höfler u. a.

Herodotos, erklärt von Heinr. Stein. I. Bd. 2. Heft Buch II. 3. Aufl. Im Einzelnen vielfach verbessert.

Stertinius. Versuch einer Sichtung von Horaz' Sat. II. 3. Nebst Corollarium. Von F. Teichmüller. Berlin, 1872. Bei W. Weber. 162 S in 8. Der Verf. stutzt die aus 326 Versen bestehende 3. Satire des 2 Buches auf 120 Verse zusammen. Eine derartige Kritik kann nur wenige Freunde finden. Das Corollarium enthält Kritisches und Exegetisches zu etwa 80 horazischen Stellen, teilweise bereits in dem Gnesener Programm von 1865 veröffentlicht.

Hülfsbuch für den ersten Unterricht in der deutschen Geschichte. (Pensum der Tertia) von Dr. Gottfried Eckertz, Oberlehrer am k. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln. Mainz. C. G. Kunze's Nachfolger. 1872. Von dem in diesen Blättern Band IV S. 295 und Band VII S. 91 angezeigten und empfohlenen Buche ist rasch eine dritte um 18 S. vermehrte Auflage nötig geworden, welche die deutsche Geschichte bis zur Mitte des Jahres 1872 fortführt und das Streben des Verfassers zeigt, das Hülfsbuch immer brauchbarer zu machen. Einiges zwar wünschten wir anders dargestellt und etwas weiter ausgeführt, gleichwol aber stehen wir nicht an, das trefflich ausgestattete Werkchen zu immer weiterer Verbreitung und Einführung in den Schulen angelegentlich zu empfehlen.

Die Schule in Wechselwirkung mit dem Leben. Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft deutscher Schulen. Von Dr. H. Beck, Lehrer an der Friedrichs-Realschule zu Berlin Berlin 1872. Verlag von F. Henschel. 279 S in 8. Nachdem der Verf. dargelegt, was Bildung ist und wie sie vor sich geht, spricht er von der Entstehung und wechselnden Aufgabe der Bildungsanstalten, von der allgemeinen Bildung in den Schulen (Religion, deutsche Sprache, Geschichte und Geographie), von den verschiedenen Arten der Schulen (Volksschulen, Gymnasien, Realschulen) und gibt endlich in einem Blick in die Zukunft der höheren Schulen Winke über die Art und Weise, wie er ihre Gestaltung wünscht.

Aufgaben eines Unterrichtsgesetzes betreffend Verwaltung, Beaufsichtigung und Förderung der Bildungsanstalten durch die Eltern, Gemeinden, Kirche und den Staat. Von Dr. H. Beck, Lehrer an der Friedrichs-Realschule zu Berlin. Berlin 1872. Verlag von F. Henschel. 105 S. in 8. Der Verf. handelt vom Zweck der Bildungsanstalten, von der Verbindung der Schule mit Haus, Gemeinde und Kirche, von den Vorständen der Universitäten und Hochschulen, der Leitung der Schüler, der Berufsbildung der Lehrer höherer Lehranstalten, von den Gehaltsverhältnissen der Lehrer, dem Berechtigungswesen und der Sammlung von Lehrmitteln. Er spricht manch hartes Wort, namentlich über Gymnasien und Universitäten; leider ist viel Wahres daran, wenn auch der Realschullehrer hie und da übertreiben mag.

Deutsche Nationalbibliothek. Verlag von F. Henschel in Berlin. Vor uns liegt Band I. Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens. Von Dr. G. Weber, Prof in Heidelberg. 166 S.

in 8. und Bd. VIII. Die Hansa als deutsche See- und Handelsmacht. Von Dr. Johannes Falke, Hauptstaatsarchivar zu Dresden. 190 S. in 8. Zwei interessante Gebiete, für das grössere Publikum bearbeitet.

Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache. Leitfaden für den deutschen Unterricht. III. Theil. Für die Oberklassen. Von A. Engelien. Berlin 1872. Verlag von W. Schultze. 150 S. in 8. Es ist ein Auszug aus des Verfassers „Grammatik der neuhochdeutschen Sprache", doch mannigfach berichtigt und hie und da mit besseren Beispielen versehen.

Materialien zum mündlichen und schriftlichen Uebersetzen aus dem Deutschen in's Griechische. Nach Regeln geordnet. Für obere Klassen, vorzugsweise für Secunda von Ad. Nicolai. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1872. 136 S. in 8. Für Secunda zunächst bestimmt, beschränkt sich das Buch auf die Einübung der Syntax, wofür es, im Anschluss an die Grammatiken von Curtius und Koch, zahlreiche Beispiele bietet, die teils zu schriftlichen Hausaufgaben, teils zu mündlichen Uebungen dienen sollen. Ein Anhang enthält 24 Stücke zu freierer Bearbeitung. Die Vokabelnangaben lassen hie und da etwas zu wünschen übrig. Ein Wörterverzeichniss ist, abgesehen von den Eigenamen, nicht beigegeben.

Grundriss zu Vorlesungen über die römische Literaturgeschichte von E. Hübner. 3. vermehrte Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1872. 125 S. in 8. Entspricht dem angegebenen Zwecke und ist namentlich auch für Literaturkunde beachtenswert.

Aufgaben zum Uebersetzen in's Lateinische für Quarta im Anschluss an die Grammatik von Ellendt-Seyffert von Dr. Aug. Haacke. 7. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1872. 192 S. in 8. Indem wir die Einrichtung des Buches (Sätze über die der Quarta zufallenden Regeln der Syntax, dann vermischte Beispiele zur gesammten Syntax) voraussetzen, bemerken wir, dass in der neuen Auflage der Text einzelne Nachbesserungen erfahren hat und das Wörterverzeichniss (unter dem Text sind keine Vokabeln angegeben) vervollständigt worden ist.

Sententiarum liber. Collegit et disposuit Carolus Hartung. Berlin, Verlag von Henschel. 1872. 245 S. in 8. Der Verf. will eine möglichst vollständige Sammlung der besten und bekanntesten latein. Sentenzen bieten, einerseits zum Nachschlagen, sei es zur Unterhaltung oder zur Belehrung, andererseits zur Benützung für lateinische und deutsche Bearbeitungen. Die Sammlung enthält 5750 Sentenzen unter 517 Begriffen verteilt; die Anordnung erleichtert das Aufsuchen von Parallelstellen zur Erklärung von Schriftstellern. In einem Anhang werden über 130 *celebria veterum apophthegmata* nebst ihren Quellen mitgeteilt.

Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zum Selbststudium bearbeitet von Dr. Hermann Kluge. 4. verb. Aufl. Altenburg 1873 Verlag von Oskar Bonde. Das in diesen Blättern wiederholt empfohlene Buch erscheint schon wieder in einer neuen Auflage, in der vor allem die ältere deutsche Literatur nochmals gründlich durchgearbeitet und die Resultate der neuesten Forschungen berücksichtigt sind Das Buch verdiente sehr auch in das Verzeichniss der an den bayer. Anstalten genehmigten Lehrmittel aufgenommen zu werden.

Die Nibelungensage nach ihren ältesten Ueberlieferungen erzählt und kritisch untersucht von Dr. Ernst Koch. 2. Aufl. Grimma. Verlag von Gustav Gensel. 1872. 78 S. in 8. Der Verf. sucht die Quellen des Gedichtes auf, das er ein Kunstepos nennt, und kommt dabei zu interessanten Resultaten.

Mittelhochdeutsche Grammatik nebst Wörterbuch zu der Nibelunge Not und zu den Gedichten Walthers von der Vogelweide für den Schulunterricht ausgearbeitet von Ernst Martin. 5. verb. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1872 98 S. in 8. Die neue Auflage des bekannten Büchleins unterscheidet sich von der früheren nur durch Berichtigungen und Verbesserungen im Einzelnen.

Griechische Mythologie von L Preller. I. Bd. Theogonie und Götter. 3. Aufl. von E. Plew. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1872. 709 S. in 8. Plew's Auffassung der griech. Götter- und Heroensage ist zwar von der Preller's wesentlich verschieden. Doch hat derselbe, um das Erscheinen der neuen Auflage nicht allzusehr zu verzögern, diesem seinen abweichenden Standpunkte keinen nennenswerten Einfluss auf die Bearbeitung derselben eingeräumt, sondern im Wesentlichen sich auf die Fortführung der Literatur, Berichtigung von Angaben, die durch neuere Forschungen und Entdeckungen umgestossen sind, Aenderung falscher oder unzutreffender Citate u. dgl. beschränkt. Dies alles erstreckt sich mehr auf die Anmerkungen als auf den Text Nur wo die Unhaltbarkeit der Preller'schen Behauptungen oder Mythendeutungen zu evident schien, wurden kleinere Partien aus dem Texte weggelassen oder in einer Anmerkung auf die Unrichtigkeit des im Text Stehenden aufmerksam gemacht.

Kritische Blätter von Otto Hense. I. Heft. Halle, Verlag von Mühlmann 1872. 86 S. in 8. Das Schriftchen enthält 1) Beiträge zur Kritik der Choephoren des Aeschylus (Parodos); Rede der Elektra an die Dienerinnen v. 84—105; das Gebet der Elektra am Grabe des Vaters v. 124a—151; die Rede der Elektra nach dem Auffinden der Locke v. 183—211; die Begrüssungsszene der Geschwister etc v. 212—268; 2) Kritische Miscellen.

Flora für Schüler. Zum Gebrauche beim botanischen Unterrichte in Deutschland und der Schweiz und zum Selbstbestimmen der Pflanzen. Mit einem Anhange, enthaltend die Erklärung der Kunstausdrücke und des Linné'schen Systems. Von Prof. Dr. Wilh. Gries. 3 vermehrte Aufl. Leipzig, Verlag von E. Fleischer. 1873 119 S. in kl 8. Der Verf. setzt sich neben der Erwerbung positiver Kenntnisse besonders die Weckung des Anschauungs- und Denkvermögens zum Ziele.

Aufgaben zum praktischen Rechnen. Für Real-, Handels-, Gewerb- und Bürgerschulen. Von Dr. E. Kleinpaul. 7. Aufl. 1871 Bei W. Langewiesche in Barmen (jetzt Leipzig). 192 S. in 8. Preis 18 Sgr. Mit diesen Aufgaben stehen in Verbindung die „Antworten für die Aufgaben zum prakt. Rechnen“ von demselben Verf. und in demselben Verlage. 7. Aufl. 1872 99 S. in 8. Preis 12 Sgr. Für den angegebenen Zweck passend.

Lehrbuch der allg. Arithmetik und Algebra für höhere Lehranstalten. Theoretischer Leitfaden zu der Sammlung von Beispielen und Aufgaben des Prof. Dr. Ed. Heis. Von Dr. K. W. Neumann. 3. verb. Aufl. Barmen und Leipzig, bei Langewiesche. 1872 197 S. in 8.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum disputationum ad Brutum libri quinque. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. C. Meissner. Leipzig, bei Richter & Harrassowitz. 1872. Pr. 20 Sgr. Die Ausgabe ist für das Bedürfniss des angehenden Primaners berechnet und will zunächst nur dem Schüler dienen; eine sehr vernünftige Beschränkung. In der Erklärung ist vor allem der sachliche Zusammenhang berücksichtigt worden, ohne dass die sprachliche Seite vernachlässigt wäre. Der Text lehnt sich an Baiter an; Abweichungen davon sind in einem kritischen Anhang verzeichnet.

Adolf Gräf's Handatlas des Himmels und der Erde. 5. revid. Aufl. Lieferungs-Ausgabe zu ermässigtem Preise. 1873. Der Atlas wird 33 Blatt enthalten, wovon 23 unserem Erdteile, davon 11 unserem Vaterlande gewidmet sind. Das Werk, hervorgehend aus dem rühmlichst bekannten geographischen Institute in Weimar, erscheint in 15 dreiwöchentlichen Lieferungen à 10 Sgr. Die vorliegende erste Lieferung enthält 3 Karten: die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Schweiz, und Ungarn nebst Galizien. Die Ausführung ist lobenswert.

Grundriss der brandenburgisch-preussischen Geschichte. Von Dr. Karl Tücking. Mit einer histor. Karte des preuss. Staates. 3. verb. Aufl. Paderborn, bei Schöningh. 1872. 83 S. in 8. Die neue Auflage dieses zunächst für preussische Anstalten bestimmten Büchleins ist gründlich revidiert und nach Inhalt und Form wesentlich verbessert.

Horaz' sämmtliche Werke. Text mit metrischer Uebersetzung ausgewählt von Dr. Th. Obbarius. 3 Ausg. I. Teil. Oden und Epoden. Paderborn, Verlag von F. Schöningh. 1872. Wir machen gerne auf die neue Auflage dieser bekannten, durch ihre Niedlichkeit wie durch gelungene metrische Uebersetzungen sich empfehlende Horaz-Ausgabe aufmerksam.

Protokoll der am 19.--23. Juni 1871 in Soest gehaltenen 17. Versammlung der Direktoren der Westfälischen Gymnasien und Realschulen. Paderborn 1872. Verlag von Ferd. Schöninigh. 148 S. in Fol. Das „Protokoll", ein Produkt ernster Arbeit, ist von hohem pädagogischen Werte. Es beschäftigt sich unter anderem mit dem französ. Unterricht auf Gymnasien, nach Umfang, Methode und Lehrmitteln; mit dem deutschen Unterricht in Prima, besonders dem Vortrag der Literaturgeschichte, der Lektüre, den Themen für die deutschen Aufsätze, ihre Korrektur und Behandlung; mit den latein. Versübungen, welche innerhalb gewisser Grenzen empfohlen werden; mit der prosaischen Primalektüre; den Schulstrafen. Daneben ist es die Sorge für die Gesundheit der Schüler, welche die Konferenz beschäftigt, unter welchem Rubrum auch Ferienordnung, Beheizung und Beleuchtung der Schulzimmer, die Subsellienfrage und ähnl. zur Sprache kommt; ferner die Vorbildung für das höhere Schulamt einschliesslich des Probejahres; der Unterricht in der Chemie an den Realschulen; die Concentration des Unterrichtes; milde Stiftungen; neue Lehrmittel; statistische Mitteilungen verschiedener Art. Das Ganze muss auf jeden, dem es mit der Schule ernst ist, den wohlthuendsten Eindruck machen und den lebhaften Wunsch erwecken, dass bei uns ähnliche Konferenzen eingerichtet werden möchten.

Göthe's lyrische Dichtungen. Nach den wesentlichsten Gesichtspunkten kurz betrachtet von Dr. H. Vockeradt. Paderborn bei Schöningh. 1872. 83 S. in kl. 8. Im Anschluss an einen histor. Ueberblick

über Göthe's lyrische Dichtungen (im strengeren Sinne) bespricht der Verf. das Wesen und die sprachliche wie poetische Form dieser Lyrik. Für die Kenntniss von Göthe's reichem Dichterleben, aber auch für das Studium seiner nichtlyrischen Werke ist der Ueberblick über die stufenmässige Entfaltung und reiche Gliederung seiner Lyrik von hoher Bedeutung und darum das Ziel, das sich der Verf. gestellt hat, ein lohnendes.

Uebungsbuch zur latein. Sprachlehre zunächst für die untern Klassen der Gymnasien bearbeitet von Dr. Ferd. Schultz. 9. verbesserte Ausgabe. Paderborn, bei F. Schöningh. 1872. 203 S. in 8. Das Buch, das sich bekanntlich ungefähr auf den Lehrstoff der I. u. II. Lateinkl. erstreckt und dafür lateinische und deutsche Uebungsbeispiele bietet, ist in der neuen Auflage sorgfältig revidiert.

Dr. W. Schrader, Lehrbuch der Planimetrie für Realschulen, Gymnasien und Provinzial-Gewerbschulen. Halle, bei Schrödel und Simon. 1872. Enthält in 32 Abteilungen und 3 Büchern nicht nur die in Lehrbüchern gewöhnlich vorkommenden Lehrsätze, sondern noch eine so grosse Auswahl von Aufgaben und Material zur Bildung von Lehrsätzen und Aufgaben, dass es sich sowol für Lehrer als Schüler bestens empfiehlt, da auch die harmonische Teilung und Potenzialität, sowie im 3. Buch die Anwendung der Arithmetik auf Planimetrie berücksichtigt wurde. Die gleichen Bezeichnungen (π) für gestreckte Winkel und Ludolphine und ($<$) für Ungleichheit und Winkel wäre zu vermeiden gewesen.

Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen und weitere gebildete Kreise von Phil. Wackernagel. 6. verb. Aufl. Altenburg, Verlag von H. A. Pierer. 1872. 476 S. in gr. 8. Die Gedichte sind hier bekanntlich nach den metrischen Formen (in 10 Abteilungen) geordnet. Die neue Aufl. hat eine sorgfältige Ueberarbeitung und in mehreren Abschnitten, vornehmlich in den letztern, mannigfache Verbesserungen erfahren. Die Lieder und Sprüche Walthers v. d. Vogelweide wurden nach der Ausgabe von Wilh. Wackernagel korrigiert, ein neuer Spruch Reinmars von Zweter hinzugefügt, die polit. Lieder anders geordnet und durch solche vermehrt, welche der jüngst beendigte Krieg hervorgerufen, auch die Kirchenlieder einer neuen Redaktion unterzogen. Das Buch dürfte sich als Prämie für latein. Schulen eignen.

Aischyloserzählungen für die Jugend bearbeitet von K. W. Osterwald. I. Bdchn. Die Oresteia. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1872. 103 S. in 8. 12 Sgr. Ist, wie die ganze Sammlung dieser Jugendschriften, zur Anschaffung für Schülerlesebibliotheken bestens zu empfehlen.

M. Tullius Cicero's Rede für Annius Milo. Mit Einleitung und Commentar von Dr. E. Osenbrüggen. Neu bearbeitet von Dr. Hans Wirz. Hamburg bei Wilh. Mauke. 1872. 140 S. in 8. Die Ausgabe ist für Lehrer und Schüler bestimmt. Der Commentar der neuen Ausgabe ist so stark verändert, dass vielleicht keine Anmerkung gleichlautend geblieben. Die Varianten sind weggelassen, statt der früheren Fragen grammatischen Inhalts ist auf grammatische Besonderheiten aufmerksam gemacht, auf Madwig's Grammatik und andere stilistische Werke verwiesen, auch die rhetorische Technik mehr als früher berücksichtigt.

Auszüge.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen 8. 9.

I. Verfall des hellenischen Lebens in der Zeit von 400—338. Von H. Dondorff in Berlin. Eine interessante kulturhistorische Skizze. — Nauck's Sophokleskritik. Von L. Bellermann in Berlin. Eifert mit Recht gegen die subjektive Texteskritik Nauck's. Aus der grossen Zahl Nauck'scher Athetesen werden 20 herausgenommen und zurückgewiesen.

10.

Stilistische Studien von v. Sallwürk. (Im Anschluss an das Sanders'sche Wörterbuch.) — Aus der deutschen Syntax von K. G. Andresen. (Gegen fehlerhafte Anreihung von Hauptgedanken in relativen Sätzen.) — Zur deutschen Rechtschreibung, von Chr. Cron. (Mit Bezug auf die Abhandlung von R. v. Raumer im 6. Hefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschr.) Daran reihen sich Bemerkungen von W. Wilmanns.

Zeitschrift für d. österreich. Gymnasien. 7. 8.

I. Beobachtungen über den Sprachgebrauch von ἐπί im Homer. Von J. La Roche (Fortsetzung). — Grammatische Bemerkungen zum Plato. Von J. Vahlen.

II. Enthält unter anderem eine im allg. anerkennende Anzeige der Ovid-Ausgabe von W. Gross.

9.

I. Beobachtungen über den Sprachgebrauch von ἐπί im Homer. Von J. La Roche (Forts.). — Der Umschwung der österreich. Politik in den Jahren 1748—1756. Von Franz Meyer in Graz. Kritisches zu Corn. Nepos. Von Dr. M. Ring in Ofen.

Die Zeitung für das höhere Unterrichtswesen enthält in Nr. 33 einen sehr beachtenswerten Aufsatz über die Notwendigkeit besserer pädagog. Vorbildung der jungen Lehrer und der Errichtung von Probeschulen zu diesem Zwecke.

Statistisches.

Ernannt: Ass. Joh. Schmidt in Speier (Konkurs 1869) zum Studl. in Edenkoben; Ass. Noder in Kempten (Konk. 1868) zum Studl. in Kirchheimbolanden; Lehramtskand. Groll (Konk. 1872) zum Realienlehrer an der lat. Sch. in Grünstadt; Lehramtskand. Ludw. Mayer (Konk. 1866) zum Studl. am Wilh.-G. in München; Ass. Pickel in Nürnberg (Konk. 1871) zum Studl. in Fürth; Lehramtskand. Keck (Konk. 1872) zum Realienlehrer in Weissenburg; Lehramtskand. J. Bauer zum Realienlehrer in Annweiler; Ass. Kühlewein in Nürnberg (Konk. 1868) zum Studl. daselbst; zu Assistenten die Lehramtskandidaten Pissner und Proschberger am Wilh.-G. und Auracher und Dr. Eberl am Ludw.-G. in München, Siessl in Landshut, Herdel in Speier.

Versetzt: Studl. Wollner von Bergzabern nach Kaiserslautern; Studl. Eckl von Regensburg nach Dillingen; Studl. Steck von Dillingen nach Regensburg.

Studl. Tauber in Landau und Realienlehrer Dr. Günther in Weissenburg wurden auf Ansuchen enthoben.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

81

Kritische Kleinigkeiten.

(Zu **Ammianus Marcellinus**.)

14, 1, 10: Caesar — ad uertenda supposita instar rapidi fluminis irreuocabili impetu ferebatur.

Der Sinn erfordert *apposita* — so *14, 2, 9: apposita quaeque uastare — 15, 8, 7. 17, 7, 2. 20, 3, 5. 28, 1, 38. 31, 3, 8.*

14, 6, 25: aut quod est studiorum omnium maximum, ab ortu lucis ad uesperam sole fatiscunt uel pluuiis, praemia aurigarum equorumque praecipua uel delicta scrutantes.

praemia schreibt Gelenius, während die Hs. bietet *pminnas*. Ich vermute hiefür *per rimas*: Da dem Pöbel der Zutritt zu Marstall und Reitbahn versagt ist, so sucht er sich wenigstens durch einen Blick, den er durch einen Spalt, eine Ritze in das Heiligtum wirft, zu entschädigen, um nach diesen Beobachtungen bei den „Rennen" seine Wetten einzurichten.

14, 7, 16: iamque artuum et membrorum diuulsa compage superscandentes corpora mortuorum ad ultimam truncata deformitatem uelut exsaturati mox abiecerunt in flumen.

Die von Gallus aufgereizten Soldaten hatten den Domitian (*ex com. larg.*) und Montius (*quaestor*) auf Leitern gebunden und sie, mit dem Kopfe nach unten, in wildem Jagen durch die Strassen Antiochia's geschleift. Dann traten sie die leblosen und bis zur Unkenntlichkeit entstellten Körper mit Füssen und warfen sie endlich in den Fluss, als hätten sie ihren Blut- und Rachedurst gestillt? Soll das A. haben sagen wollen? Ich glaube, er schrieb: ... *uelut exauctorati* („wie aus Rand und Band") *mox abiecerunt in flumen* — vgl. *25, 3, 10: et quamuis offundebatur oculis altitudo pulueris ... tamen uelut exauctoratus (miles) amisso ductore (Juliano) sine parcimonia rueba in ferrum.* — Irre ich nicht, so erklärt der Schriftsteller selbst den Ausdruck, wenn er sagt (§ 17): *incenderat autem audaces usque ad insaniam homines ad haec, quae nefariis egere conatibus, Luscus quidam*

14, 10, 13: ueritatis enim absolutus sermo ac semper est simplex — uer. enim absolimo semper at per est simplex — cod. Vatic.

Jeder einigermassen aufmerksame Beobachter des ammianeischen Sprachgebrauches muss verbessern *ueritatis enim absolutus sermo semper est ac (et?) simplex.* Dies ist die regelmässige Stellung von

semper in solchen Verbindungen von Synonyma — vgl. *14, 10, 4: militem — asperum semper et saeuum — 11, 4: aures — expositas semper — et patentes — 9, 1: milesque semper et militum ductor — 15, 3, 8: ultimorum semper auidum hominem et coalita prauitate famosum — 17, 5, 7: contemne partem exiguam semper luctificam et cruentam — 10: cupiditatem uero semper indeflexam fusiusque uagantem — 18, 5, 4: acidi semper carentesque necessitudinibus — 19, 12, 11: purgando semper et fidentius — 16: fatum eius uigens semper et praesens — 23, 6, 67: Seres, armorum semper et proeliorum expertes — 25, 7, 12: amico nobis semper et fido — 27, 6, 14: constans semper legumque similis — 31, 14, 2: peruigil semper et anxius.*

14, 11, 6: quae (Galli uxor) licet ambigeret metuens saepe cruentum (Constantius hatte sie mit verstellter Liebenswürdigkeit eingeladen, ihn zu besuchen), *spe tamen quod eum lenire poterat ut germanum, profecta, cum Bithyniam introisset — — absumpta est ui febrium.*

Statt *poterat* ist, wie Sinn und Sprachgebrauch fordern, zu lesen: *poterit* — vgl. *30, 1, 4: speque quod reuertetur.* Diesem griech. Gebrauche des *ind. fut.* begegnen wir bei A. sehr häufig; so nach

addo 14, 7, 12, 30, 1, 17.
colligo (omen) 30, 5, 17.
consideratio 19, 11, 2; vgl. *20, 11, 31.*
fides 19, 9, 5.
fingo 16, 8, 4.
monstro 24, 7, 5.
polliceor 22, 6, 3. 26, 7, 9. 29, 3, 7. 30, 1, 22.
praedico 24, 1, 10.
pronuntio 17, 5, 8.
refero 25, 2, 7.
replico 14, 7, 5.
respondeo 30, 2, 4.
scio 15, 5, 7. 23, 5, 21.
spondeo 15, 5, 6. 21, 13, 15.
strepo 19, 11, 7.

Aenlich ist *16, 12, 14* statt des *perf.* das *fut.* herzustellen. Die Worte lauten: *motum militis — ferri non posse aiebat, extortam sibi uictoriam, ut putauit, . . . grauiter toleraturi.* — Es ist zu lesen *putabit.*

15, 3, 2: Haec dum Mediolani aguntur, militarium cateruae ab oriente perductae sunt Aquileiam cum aulicis pluribus — arcessebantur enim ministri fuisse Galli ferocientis — ad quos audiendos Arboreus missus est et Eusebius cubiculi tunc praepositus, ambo inconsideratae iactantiae, iniusti pariter et cruenti.

Audiendos Arboreus Valesius: auodos arborum V. So Eyssenhardt, insofern ungenau, als Vales. vorschlug *aud. Arborius.* Täuscht mich nicht alles, so hat A. zu wiederholten malen des Mannes Erwähnung gethan, der damals mit Eusebius zum Untersuchungsrichter in dem gegen Gallus Mitschuldige angestrengten Majestätsprocesse bestellt wurde. Dass derselbe in höherm Range stand als Eusebius, zeigt die Erwähnung seiner Person vor der des Oberstkämmerers. Er war *magister equitum* und hiess *Arbetio.*

Vgl. *14, 11, 2: adulatorum refragantibus globis, inter quos erat Arbetio ad insidiandum acer et flagrans et Eusebius tunc cubiculi praepositus effusior ad nocendum — id occurrebat — 16, 8, 13: Sub hoc (Constantio) enim ordinum singulorum auctores infinita cupidine diuitiarum arserunt, sine iustitiae distinctione vel recti, inter ordinarios iudices Rufinus — et inter militares equitum magister (15, 4, 1. 10, 5, 2, 8.) Arbetio praepositusque cubiculi (Eusebius*, was im *Vat.* fehlt, durfte Eyssenhardt weit eher in den Text setzen oder wenigstens in der Note erwähnen, als so manche eigne und fremde Conjectur) — *21, 13, 16: Arbetionem ante alios faustum ad intestina bella sedanda ex ante actis iam sciens (Const.) iter suum praeire — praecepit — 15, 2, 4: impugnabat autem eum (Ursicinum) per fictae benignitatis inlecebras collega — Arbetio ad innectendas letales insidias uitae simplici perquam callens et ea tempestate nimium potens — 18, 3, 4: hocque indicio ille (Arbetio) confisus, ut erat ad criminandum aptissimus, principi detulit.*

All' diese Züge geben, denke ich, das Bild einer Persönlichkeit, wie sie der feige Constantius für seinen Zweck nicht passender finden konnte. Der Name steht also wol fest; ob Ammian auch den Titel (*mag. eq.*) beigefügt, lasse ich dahingestellt: Stellen wie *14, 11, 2* und *20, 11, 2* sprechen dagegen. Schliesslich noch die Bemerkung, dass Arbetio, der im J. 355 mit Lollianus Consul war (*15, 8, 17*) und ein Jahr später als Kronprätendent verdächtigt wurde (*16, 6*), im J. 361 — merkwürdig genug! — von Julian zum Beisitzer des Gerichtshofes ernannt wurde, welcher unter Sallustius' Vorsitze in Chalcedon zusammentrat (*22, 3, 1* und dazu A. Tadel § 9).

Da wir nun einmal an dem Capitel der Namenverstümmelungen sind, so möge es mir gestattet sein, zwei weitere Stellen demselben einzuverleiben. Im 24. Buch (*8, 6*) lesen wir: *quidam arbitrabantur Saracenos duces aduentare, iam nostros rumoribus percitos, quod imp. Ctesiphonta magnis uiribus oppugnaret.* In der Hs. aber und bei Gelenius lesen wir, offenbar richtig, *Sacenae*, d. h *Arsacen ac*, also *q. a. Arsacen ac duces aduentare iam nostros, rumoribus percitos quod et rell.* Gemeint sind mit *duces nostri* Procopius und Sebastianus, die Julian beauftragt hatte, in Mesopotamien (vgl. *25, 7, 2 26, 6, 2*) beobachtende Stellung zu nehmen, mit Arsaces sich wo möglich zu vereinigen und in Assyrien zu ihm zu stossen (*23, 3, 5*); s. noch *24, 7, 8: adminicula, quae praestolabamur cum Arsace et nostris ducibus.*

Ganz besonders merkwürdig ist ein Verderbniss änlicher Art im 28. Buche. Dort lesen wir nämlich (*6, 22*): *Valentinianus — Iouinum quidem ut auctorem, Caelestinum uero Concordiumque et Lucium ut falsi conscios et participes puniri supplicio capitali praecepit, Ruricium autem praesidem ut mendacem morte multari; ac Ruricius quidem apud*

Sitifim caesus, reliqui apud Uticam sententia uicarii Crescentis (?) addicti: Flaccianus tamen ante legatorum interitum cum a uicario audiretur et comite . . . paene confossus est — et ob haec trusus in carcerem — sollicitatis — custodibus in urbem Romam abierat profugus ibique delitescens fatali lege decessit.

Ich schicke einige erläuternde Bemerkungen voraus. Die Bewohner von Leptis hatten gegen die räuberischen Ueberfälle ihrer Grenznachbarn umsonst Schutz bei dem neuernannten *comes Africae*, *Romanus*, gesucht. In ihrer Bedrängniss hatten sie sich dann durch Gesandte, Severus und Flaccianus, unmittelbar an den Kaiser gewandt. Da aber deren mündliche Schilderung des Notstandes sowie der Inhalt einer Denkschrift, welche sie überreichten, dem Berichte des *mag. off. Remigius*, welcher von seinem Freund und Verwandten Romanus (*28, 6, 8. 29, 5, 2*) durch einen Eilboten entsprechend instruirt worden war, geradezu widersprach, so erfolgte vorläufig keine definitive Entscheidung. Die Bittgesandtschaft erreichte nur soviel, dass das Commando über die in Africa stehenden Truppen dem *praeses Ruricius* übertragen wurde. Unterdessen hatten jene räuberischen Horden das Weichbild von Leptis von neuem mit Mord und Plünderung heimgesucht, ohne auf Widerstand zu stossen; denn — Romanus hatte, wol durch Vermittelung seines guten Freundes am kaiserlichen Hofe, inzwischen auch das Militärgouvernement erhalten. Ein Courier flog nach Gallien (Trier), den neuen Schlag zu melden. Jetzt endlich ordnete der Kaiser den Notar Palladius ab, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Ein inzwischen unternommener dritter Raubzug — das Gesindel hatte sogar Leptis 8 Tage lang belagert — vermochte die zu Tode geängstigten Bürger zur Absendung einer zweiten Gesandtschaft. Jovinus und Pancratius — auf sie war die Wal gefallen — trafen in Carthago den Severus (der kurz darauf starb) und Flaccianus und erfuhren von diesen den Bescheid des Kaisers: ihre Beschwerden sollten von dem *vicarius* — dessen Name, V i n c e n t i u s, wie sich aus *29, 5, 6* ergibt, § 8 vor *vicario* ausgefallen ist — und von dem *comes* geprüft werden. Das lautete nun freilich nicht sehr trostreich: nichtsdestoweniger setzten Jovinus und Pancratius ihre Reise nach dem kaiserl. Hoflager so rasch als möglich fort. Inzwischen war Palladius in Africa gelandet und hatte — schöne Seelen finden sich — mit Romanus gemeinsame Sache gemacht. An den Hof zurückgekehrt bezeichnete er die Beschwerden der Provinzialen als gänzlich unbegründet. Deshalb wurde er „mit dem letzten aller Gesandten“ Jovinus — Pancratius war in Trier gestorben — nach Africa zurückbeordert, um mit dem *vicarius* die Beschwerden auch der zweiten Gesandtschaft zu untersuchen. Bei seiner Ankunft an Ort und Stelle nun fand er, Dank den Bemühungen des Romanus und seiner Creaturen die Lage wesentlich verändert: all-

gemein wurde Jovinus als — Lügner bezeichnet. Daraufhin verurteilte der Kaiser den Jovinus als Hauptverbrecher, den Caelestinus aber, den Concordius und Lucius als Mitschuldige zum Tode. Und hiemit bin ich bei dem Ausgangspunkte meiner etwas umfangreichen Erläuterungen angelangt. Wol schon jeder Leser aber hat sich gefragt: wer ist Caelestinus, Concordius, Lucius? — und mit mir geantwortet: Flaccianus, Pancratius, Severus.

Dass der Kaiser auch die bereits gestorbenen Gesandtschaftsmitglieder zum Tode verurteilt, erklärt sich leicht durch die beträchtliche Entfernung und den Umstand, dass die Majestät sich um das fernere Schicksal der „Canaillen" nicht viel wird gekümmert haben (vgl. hiezu *29, 5, 2. 30, 4, 2*). Dass es sich endlich hier lediglich um die Namen der Gesandten, nicht etwa andrer *municipes* (§ 21), handeln kann, ist an sich klar und erhellt überdies aus folgenden Stellen: *27, 9, 3: Rurici praesidis legatorumque mortem — diligentius explicabo — 28, 6, 25: vigilauit Justitiae oculus sempiternus ultimaeque legatorum et praesidis dirae — 30, 2, 9: Africanas clades et legatorum Tripoleos manes inultos etiam tum et errantes sempiternus uindicauit Justitiae uigor.*

15, 8, 1: aestuansque diu (Constantius) qua ui propulsaret aerumnas (die Nachrichten aus Gallien lauteten geradezu trostlos) *ipse in Italia residens ut cupiebat — repperit tandem consilium rectum.*

Die Wirkung der täglich sich mehrenden Hiobsposten aus Gallien war bei Constantius nicht Aufregung, Zornaufwallung (dies ist aber die fig. Bedeutung von *aestuo*), sondern Zaghaftigkeit, Unschlüssigkeit: er machte tausend Pläne und verwarf ebensoviele, wie aus § 3 klar hervorgeht. Offenbar ist also zu lesen: *haesitansque diu qua ui propulsaret aerumnas — repp. tand. cons. rectum* — vgl. *14, 11, 6: anxia cogitatione quid moliretur haerebat — 15, 5, 10: haerens et ambigens diu, quidnam id esset — 17, 13, 21: diu haesitabant ambiguis mentibus, utrum oppeterent an rogarent — 18, 2, 1: haerebat anxius, qua ui — terras inuaderet — 20, 4, 22: diu tacendo haesitantes super salute — 20, 9, 3: haesitansque diu perpensis consiliis — 28, 1, 52: haerens et ambigens quemnam — inueniret — 29, 2, 19: cum consilium anceps, quid — statui debeat, haesitaret — 29, 6, 19: haerebat diu quid capesseret ambigens.*

15, 8, 4: tribunali ad altiorem suggestum erecto, quod aquilae circumdederunt et signa, Augustus inscendens — haec sermone placido perorauit.

Inscendens, was sprachlich kaum möglich ist, rührt von Gelenius her: Die Hs. bietet *insiginens* (des Abschreibers Auge haftete auf *signa*); Valesius schlug *insistens* vor, was unzweifelhaft richtig ist — vgl. ausser den von ihm angeführten Stellen *17, 13, 25: Constantius*

— *tribunal* (lies *tribunali*) *insistens* — *exercitum adlocutus est* — *24, 3, 3: constructo tribunali insistens — cunctos — hortabatur* — ausserdem *14, 2, 8. 16, 12, 56. 20, 11, 17. 24, 2, 8 5, 8. 21, 12, 9.*

15, 9, 3: Aborigines primos in his regionibus quidam uisos esse firmarunt, Celtas nomine regis amabilis et matris eius uocabulo Galatas dictos: ita enim Gallos sermo Graecus adpellat. alii Dorienses antiquiorem secutos Herculem oceani locos inhabitasse confines.

Mit veränderter Interpunktion ist zu lesen: *Galatas dictos — ita enim Gallos sermo Graecus adpellat — alii (scil. firmarunt) Dorienses — locos inhabitasse confines.*

16, 4, 4: terrae saepe uastitatae exigua quaedam uictui congrua aggerebant.

So Eyssenhardt. Da aber die Hs. c o n g r u a s bietet, so ist kein Zweifel, dass Ammian, wie schon Gelenius sah, geschrieben hat *congrua s u g g e r e b a n t* — *suggero* ist ein Lieblingswort unsres Historikers — vgl. *17, 5, 15. 19, 12, 13 20, 4, 6. 11. 22, 15, 5. 24, 7, 6. 28, 5, 6.*

16, 10, 8: sparsique cataphracti equites, quos clibanarios dictitant P e r s a e, thoracum muniti tegminibus et limbis ferreis cincti, ut Praxitelis manu polita crederes simulacra, non uiros: quos laminarum circuli tenues apti corporis flexibus ambiebant per omnia membra deducti ut quocunque artus necessitas commouisset, uestitus congrueret iunctura cohaerenter aptata.

Als Gelenius jenes Persae schrieb — die Hs. bietet *personati* — hatte er sicher die Stelle bei Lampridius (*uit. Al. Seu. 56*) vor Augen: *cataphractarios, quos illi (Persae) clibanarios uocant, X. milia in bello interemimus.* Vergleicht man aber *Amm. 25, 1, 12*, so kann meines Erachtens kein Zweifel bleiben, dass die verschmähte La. der Hs. die allein richtige ist; *erant autem*, heisst es dort, *omnes cateruae ferratae ita per singula membra densis laminis* (so Gelenius unzweifelhaft richtig — vgl. *24, 2, 10. 4, 15. 6, 8*) *tectae, ut iuncturae rigentes conpagibus artuum convenirent, h u m a n o r u m q u e u u l t u u m s i m u l a c r a ita capitibus diligenter apta, ut inbracteatis corporibus solidis ibi tantum incidentia tela possint haerere, qua — parcius uisitur.*

Weiteres hinzuzufügen — denn von Eyssenhardt's Verbesserung *personas* kann man füglich schweigen — halte ich für überflüssig.

16, 12, 47: pares enim quodam modo coiuere cum paribus, Alamanni robusti et celsiores, milites usu nimio dociles: illi feri et turbidi, hi quieti et cauti: animis i s t i fidentes, grandissimis illi corporibus freti.

Für *i s t i* ist zu lesen *h i*.

16, 12, 30: aduenit, o socii, iustum pugnandi iam tempus olim exoptatum mihi uobiscum, quod antehac arcessentes arma inquietis motibus poscebatis.

Für *inquietis* erfordert der Sprachgebrauch *inrequietis*; letzteres verbindet A. nur mit *abstracta*, jenes mit *concreta* (z. B. *inquieti homines 20, 10, 2*); so

inrequietis motibus 16, 12, 33. 14, 2, 1. 28, 5, 8.
— *cursibus 18, 6, 12.*
— *laboribus 22, 16, 11.*

Von Personen gebraucht A. (nach dem Vorgange des Tacitus und Velleius) auch *inquies*; z. B. *19, 5, 1. 29, 1, 5*, ebenso *quies 30, 4, 13.*

17, 1, 7: ut enim rebus amat fieri dubiis.

Dass *in rebus* zu lesen, zeigt eine Vergleichung mit folgenden Parallelstellen: *15, 5, 31: ut solet in dubiis rebus — 16, 12, 40: utque in rebus amat fieri dubiis — 18, 8, 8: atque ut in rebus solet adflictis — 25, 1, 1: ut solet in artis rebus et dubiis — 30, 1, 5: ut in magnis solet dubiisque terroribus.*

17, 4, 11: cuius rei scientiam his expediam duobus exemplis.

So Eyssenhardt. Nach meiner Meinung ist die La. der Hs. fast unverändert in den Text zu setzen: *cuius rei scientiae (— a Vat.) in his interim duobus exemplum (cuius rei scientiae in h. i. sit duob. exemplum Gelenius).* — Ammian gibt eine Probe der Hieroglyfenschrift an zwei Objecten, und zwar einstweilen, da er auf den Gegenstand ausführlicher zurückzukommen gedenkt. Dass dies im 22. Buche, in dessen 15. Capitel sich der Schriftsteller über Aegyptens Merkwürdigkeiten verbreitet, nicht geschehen ist, beweist nichts dagegen.

17, 13, 24: Hoc rerum prospero currente successu tutela Illyrico competens gemina est ratione firmata, cuius negotii duplicem magnitudinem imperator adgressus utramque perfecit. infidis . . . . exules populos licet mobilitate suppares, acturos tamen paulo uerecundius tandem reductos in auitis sedibus conlocauit. isdemque ad gratiae cumulum non ignobilem quempiam regem sed quem ipsi antea sibi praefecere, regalem inposuit, bonis animi corporisque praestantem.

In den Worten *infidis — praestantem* fasst der Schriftsteller das Resultat der sarmatischen Expedition, wie aus den einleitenden Worten klar hervorgeht, kurz zusammen. Es war aber dieses Resultat ein doppeltes gewesen: die *Limigantes Sarmatae* — *13, 1* ist *seruos* als Glossem zu tilgen — hatten sich zur Auswanderung nach entlegenen Gegenden bequemen müssen (*13, 23. 30*), die *Sarm. Liberi* waren in die Heimat zurückgeführt — sie waren nämlich von ihren Sklaven, eben jenen *Limigantes*, verjagt worden (*12, 18*) — und mit einem Regenten, Zizais, begnadigt worden (*12, 20*).

Der Zusammenhang verlangt also etwa folgende Ergänzungen und Aenderungen: — — *perfecit. infidis enim servis ad longinqua translatis* (nach *13, 2*) *expulsos dominos* (bes. nach *19, 11, 1*)

— *in auitis sedibus conlocauit, isdemque . . . Zizaim regalem* (*12, 9. 20. 13, 30*) *imposuit.*

17, 13, 27: furor hostilis — — uastabat extima limitum, nunc cauatis roboribus, aliquotiens peragrans pedibus flumina.

Dass für *roboribus* zu schreiben sei *arboribus*, habe ich früher nachgewiesen; auf einen andern, an sich freilich sehr gleichgültigen Fehler möchte ich jetzt aufmerksam machen. Da nämlich die Hs. für *nunc cauatis* bietet *nuncq*; *navatis* (*nuncq́ nauticis Gelenius*), so ist es kaum zweifelhaft, dass A. hier geschrieben hat *nnunquam cauatis* — so *16, 9, 1: nonnunquam — aliquoties — interdum* — ebenso *23, 6, 9: interdum — aliquoties — nonnunquam* — Die gewöhnliche Verbindung ist allerdings *nunc — aliquoties*, z. B. *14, 2, 5. 15, 13, 4. 16, 11, 9. 20, 3, 12. 24, 7, 7.*

18, 5, 4: quis eorum (spadonum) ferret examina, quorum paruitas difficile toleratur?

Für *paruitas* (so Valesius) bietet die Hs. *paritas.* Ich lese *raritas.*

18, 7, 7: Dum haec celerantur (die Armirung der Eufratcastelle), *Sabinianus* (der Nachfolger des Ursicinus *per orientem*) *inter rapienda momenta periculorum communium lectissimus moderator belli interneciui per Edessena sepulchra quasi fundata cum mortuis pace nihil formidans, more uitae remissioris fluxius agens militari pyrricha sonantibus modulis pro histrionicis gestibus in silentio summo delectabatur ominoso sane et incepto et loco.*

Ist *lectissimus* ironisch zu verstehn, wie etwa bei *Liv. 7, 12 eximium imperatorem, unicum ducem?* — Ironie ist nicht Ammians Sache. Ernst aber (wie *26, 8, 4*) kann der Ausdruck nicht gemeint sein: dagegen spricht die früher entworfene Charakteristik des Mannes, z. B. *18, 5, 5: Sabinianus — inbellis et ignauus — 6, 7: fastidii plenum Sabinianum inuenimus hominem — parui angustique animi vix sine turpi metu sufficientem ad leuem conuiuii, nedum proelii strepitum perferendum — 6, 8: oscitante homunculo.* — Demnach ist *lectissimus* zu ändern; wie? sagt Ammian an einer vierten Stelle selbst. Im 6. Cap. nämlich (§ 2) lesen wir: *ordines ciuitatum — iniecta manu detinebant paene publicum defensorem (Ursicinum) — metuentes saluti quod tempore dubio remoto illo aduenisse hominem compererant inertissimum* — vgl. *19, 3. 20, 2, 3: documenta perspicue demonstrantia, Sabiniani pertinaci ignauia haec accidisse (Amidae excidium) quae contigerunt.*

18, 10, 3: productae sunt mulieres — cumque rex percontando, cuiusnam coniux esset, Craugasii conperisset, uim in se metuentem prope uenire permisit.

Offenbar ist zu lesen: *cumque rex percontando, quaenam coniux esset Craugasii, conperisset* — vgl. hiezu *15, 8, 22: anus — cum per-*

côntando quinam esset ingressus, Julianum Caesarem conperisset, exclamauit — *18, 6, 12: cum — seruum — interrogassent, quisnam prouectus sit iudex, audissentque Ursicinum.*

17, 5, 10 schreibt Constantius an Sapor: *fratri meo Sapori regi salutem plurimam dico. Sospitati quidem tuae gratulor, ut futurus, si uelis, amicus.*

Sospitati ist mir unverständlich. In dem Worte muss notwendig eine Titulatur stecken, vielleicht *Pietati* — vgl. *22, 9, 16. 15, 1, 3. 20, 8, 14.*

18, 4, 1: praesciones omnes consulens de futuris — peruadere cuncta — cogitabat (rex Persidis).

Praesciones ist eine Verbesserung Gronov's, von Eyssenhardt dankbarlichst acceptirt. Meiner Meinung nach liegt es auf der Hand, dass das Wortmonstrum *praestionis* der Hs. durch ein Versehn des Schreibers entstanden ist, der in seiner Vorlage fand: *praefcιofoiſ* = *praescios omnis* (vgl. *15, 8, 9. 21, 6, 3. 22, 15, 30. 27, 5, 2).* Beachtung verdient der Umstand, dass *praescius* bei Tacitus und Vergilius sich häufig findet; beide Schriftsteller aber kannte A. genau und copirte sie nicht selten.

19, 3, 3: (Ursicinus) uisebatur ut leo magnitudine corporis et toruitate terribilis, inclusos intra retia catulos periculo ereptum ire non audens, unguibus ademptis et dentibus.

Der Sinn verlangt *ereptum ire non ualens* (*ualere* = *posse* bei A. häufig; z. B. *16, 2, 6. 25, 1, 2*).

19, 6, 6: defensabantur acriter muri, laboribus et uigiliis et tormentis — — dispositis.

In dem sinnlosen *laboribus* steckt wol *stationibus* — vgl. *19, 3, 2. 6, 7. 21, 8, 4. 12, 15. 25, 4, 5.*

19, 6, 12: Horum campiductoribus — armatas statuas locari iusserat Imperator.

Statt *armatas* — denn für den *campiductor* versteht sich doch wol die Waffenrüstung von selbst — ist zu lesen *inauratas* — vgl. *21, 10, 6.*

19, 9, 9: quod nostrorum cadauera mox caesorum fatiscunt et defluunt.

Ich lese mit der Hs. (*fatis cum taede fluunt*) *fatiscunt ac defluunt.*

19, 11, 10: marha, marha, quod est apud eos signum bellicum, exclamauit.

Schon Reinesius — dessen Eyssenhardt gar nicht erwähnt — sah hier das richtige, indem er für *marha* las *warra* (*uarra?*). Hieraus erklärt sich das deutsche (Wirr-) Warr, ital. *guerra*, franz. *guerre*, engl. *war.*

20, 4, 11: et cum ambigeretur diutius, qua pergerent uia, placuit notario suggerente Ducentio per Parisios homines transire.

Für *Ducentio* ist mit der Hs. und Gelenius zu lesen *Decentio* — vgl. *4, 2. 8, 4. Julian. ep. ad Ath. p. 283.*

20, 4, 17: Impositusque scuto pedestri et sublatius eminens nullo silente Augustus renuntiatus (Julianus) iubebatur diadema proferre.

Für *sublatius eminens* — ein Ausdruck, dessen Bedeutung ich, beiläufig gesagt, nicht verstehe — lese ich *sublimis elatus* nach *Zos. III, 9, 4: καὶ ἐπί τινος ἀσπίδος μετέωρον ἄραντες ἀνεῖπόν τε σεβαστὸν αὐτοκράτορα καὶ ἐπέθεσαν σὺν βίᾳ τὸ διάδημα τῇ κεφαλῇ* — so sagt auch Julian (p. 23 C.) von Sapor: *μετέωρος ἀρθεὶς ὑπὲρ τῶν ἀσπίδων* — änlich *sublimis raptus 15, 3, 9. 28, 1, 56.*

21, 10, 2: cuius loci situm exnunc conuenienter ostendam.

Wahrscheinlich — *exnunc* ist sicher falsch — hat Ammian geschrieben: *cuius loci situm textui conuenienter ostendam* — (*conueni-& & ostendi cod. Vat.*).

21, 12, 11: praeter paucos, quos morti scilicet per impedita suffugia uelocitas exemerat pedum.

Es wird im Anschlusse an die Hs. und Gelenius zu lesen sein: *quos morte* (so Vat.) *licet* (so Gelen) *per impedita suffugia uelocitas exemerat pedum* — *Eximere* mit *dat.* (*morti*) findet sich nur *17, 12, 5* — wenn nicht auch dort die Hs. *morte* bietet, wie ich wenigstens überzeugt bin.

21, 12, 20: Romulus — et Sabostius curiales conuicti sine respectu periculi studia seuisse discordiarum poenali consumpti sunt ferro.

Sine resp. periculi in studia saeuiisse disc. Eyssenhardt, mir unverständlich. Was A. geschrieben, ist schwer zu sagen; er verbindet *causas serere discordiarum 21, 6, 2* (vgl. *30, 2, 3*); *causas excitare disc. 27, 12, 9* (vgl. *20, 4, 15. 9, 9*).

21, 13, 7: id elegit (Constantius) —, ut — praemitteret militem, imminenti casus atrocitati uelociter occursurum.

Lies *imminentis*. Ebenso heisst es § 14 von derselben Unternehmung: *subcrescentis rabiem belli* — vgl. ausserdem *29, 5, 18. 51. 54.*

22, 8, 33: intendente saeuitiam licentia diuturna.

Lies *incendente s. l. d.* (*intendente* Vat., c über t); so *14, 2, 1: alente impunitate audaciam* — *14, 2, 2: incendente auiditate saeuitiam* — vgl. ferner *22, 5, 4. 28, 3, 2.*

22, 10, 3: Judicium enim hoc est optandum et rectum, ubi per uaria negotiorum examina iustum id est et iniustum.

Der Gedanke verlangt offenbar die Aenderung von *id* in *idem* — vgl. *29, 2, 24: ratio enim eadem est ubique recte secusue gestorum,*

etiamsi magnitudo desit dissimilis rerum (wo für *desit* selbstverständlich zu lesen ist *sit*) — *27, 6, 14*.

22, 10, 3: praefectis proximisque permittebat (Julianus), ut fidenter impetus suos aliorsus tendentes, ad quae decebat, monitu opportuno frenarent.

Statt *ad quae* ist zu lesen *atque*.

22, 10, 6: aestimabatur — uetus illa iustitia — reuersa ad terras, ni quaedam suo ageret (Jul.), non legum arbitrio erransque aliquoties obnubilaret gloriarum multiplices cursus.

Für *erransque* ist wol mit Gelenius zu lesen *erratisque* — vgl. *27, 6, 15: qui uirtutem eius etiam tum instabilem obnubilarunt actibus prauis*

22, 14, 6: quod ut earum regionum existimant incolae, faustum et ubertatem frugum diuersaque indicat bona.

Ich vermute: *q. ut e. r. aestimant (exaest Vat.) inc, faustum est et ub. fr. diu. ind. bona* — *Aestimo* ist, nebenbei gesagt, ein Lieblingswort A. = ἀξιόω; Belege hiefür bietet fast jede Seite (s. o. *10, 6*).

22, 15, 9: Aethiopiae autem partes praetermeans Nilus nominum diuersitate decursa, quae ei — nationes indidere complures — ad cataractas uenit, e quibus praecipitans ruit potius quam fluit, unde Atos olim accolas usu aurium fragore adsiduo deminuto necessitas uertere solum ad quietiora coegit.

Eine Vergleichung mit Plinius macht es sehr wahrscheinlich, dass in *Atos* der Name *Catadupos* steckt. Wir lesen nämlich in dessen *h. n V, 54: uectus aquis properantibus ad locum Aethiopum, qui Catadupi uocantur, nouissimo cataracte inter occursantes scopulos non fluere immenso fragore quaerit sed ruere* — s. ausserdem *Amm. 22, 15, 2*

22, 15, 16: noctibus quiescens (crocodilus) per undas diebus humi uescitur.

Für *uescitur (uituperatur Vat.)* vermutete ich früher *apricatur*; jetzt entscheide ich mich für *uaporatur*.

14, 8, 9: in quibus (urbibus Phoenices) amoenitate celebritateque nominum Tyros excellit Sidon et Berytus.

Statt des sinnlosen *nominum* ist zu lesen *hominum*.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

In reditum veris.

Jam caput ecce meum tepidis perfunditur auris
Laetaturque animus ver renovante deo;

Jam Phoebum plantae tenerae exspectare videntur,
Nascenti veri carmina alauda canit;

Jamque gelu, imperio quod duro oppresserat orbem,
Discessit victum flammiferis radiis.

Tu quoque jam poteris curas deponere, amice,
Omnia mox melius prosperiusque cadent.

Namque hominum ingeniis miram deus indidit artem,
Ut post errores, qua sit iter, videant.

Quaeque tibi imposita est lucem observare memento,
Quaeque hominum summis emicat ingeniis!

Utile quidquid habes et honestum mente repostum
Tu puerorum animis sedulus indideris!

Quodsi non liceat fesso tibi cernere finem,
Vivis in aeternum per puerorum animos.

Osterlied.

Um die Stirne fühl' ich wehen
Lauer Lüfte sanften Hauch,
Und des Lenzes Auferstehen
Feiert meine Seele auch.

Tausend Keime sehnen wieder
Sich empor zum Sonnengruss,
Fröhlich künden Lerchenlieder,
Dass der Frühling kommen muss.

Schien der Frost auch obzusiegen
Ueber dieses Erdenthal,
Musst' er endlich doch erliegen
Vor der Sonne starkem Strahl.

Drum, o Seele, sei zufrieden,
Wirke weiter, wohlgemuth;
Denn am Ende wird hienieden
Doch noch Alles schön und gut.

Auch im Geist der Menschenkinder
Lebt die heil'ge Gotteskraft,
Die nach manchem Trugeswinter
Endlich doch das Rechte schafft.

Folge nur dem ew'gen Lichte,
Das dir still im Busen glüht,
Das aus Helden der Geschichte
Wie aus grossen Sternen sprüht!

Und was Edles Du verschlossen
Trägst in Deines Geistes Schrein,
Pflanze treulich unverdrossen
In die jungen Seelen ein!

Sinkst Du einst ermattet nieder,
Kannst das grosse Ziel nicht seh'n,
Wird Dein Geist doch ewig wieder
In den Enkeln aufersteh'n.

Wunsiedel. Wirth.

Chr. Muff, Ueber den Vortrag der chorischen Partien bei Aristophanes. Halle 1872. S. 175.

Ein eingehendes Studium der griechischen Dramatiker verlangt, dass wir uns ein klares vollständiges Bild von der Aufführung der Stücke im Theater machen. Mit lebhaftem Interesse folgten daher die Freunde des Alterthums den archäologischen Untersuchungen der Reste antiker Bühnengebäude und der Entdeckung des Dionysos Theater zu Athen, aber in nicht geringerem Grade verdienen die Forschungen unsere Aufmerksamkeit, welche lediglich aus den erhaltenen Stücken selbst und den zerstreuten Zeugnissen der Grammatiker einen Einblick in die Rollenvertheilung, den Vortrag der einzelnen Partien, die Bewegungen des Chors, die Mitwirkung der Schwesterkünste Musik und Tanz zu gewinnen suchen. Alle diese Fragen haben schon den grossen Wiedererwecker des Studiums der griechischen Dramatiker, G. Hermann, beschäftigt und zu vielen feinen Beobachtungen namentlich über die Vertheilung der Rollen des Chors geführt. Aber noch unmittelbarer trat die Frage nach den äusseren Verhältnissen der Aufführung an die Philologen heran, als man den dankbaren Versuch machte antike Dramen auch auf unseren modernen Bühnen einzubürgern. Seit der Zeit fehlen kaum in einer Uebersetzung scenische Bemerkungen über die Bühneneinrichtung, die Eintheilung der Stücke in Acte, die Vertheilung der Rollen u. ä. Doch darf man es sich nicht verhehlen, dass mit solchen beiläufigen Bemerkungen der Wissenschaft wenig gedient ist; die Schwierigkeit der Sache und die Kargheit der Zeugnisse erheischen gebieterisch eingehende zusammenhängende Untersuchungen. An solchen hat es die Rührigkeit unserer Philologen auch nicht fehlen lassen. Ueber die Vertheilung der Rollen unter eine geringe Anzahl von Schauspielern sind wir jetzt durch die Schriften von K. Fr. Hermann, Beer, Enger u. a. gut unterrichtet; aus Fr. Schmidt's hübscher Abhandlung über die Zahl der Schauspieler bei Plautus und Terenz haben wir jetzt auch erfahren, inwieweit die Beschränkung der Zahl der Schauspieler für die Entwicklung der römischen Komödie von Einfluss war. Ueber den Chor der griechischen Tragödie, seine Aufstellung, seine Bewegungen, seine Theilung, verdanken wir die ersten Nachweise den seiner Zeit bahnbrechenden Untersuchungen Ottf. Müller's in der Ausgabe der Eumeniden, die genauesten Ermittelungen der Abhandlung Bambergers *de carminibus Aeschyleis a partibus chori cantatis*. Den Vortrag der chorischen Partien des Aristophanes haben in neuester Zeit zwei Gelehrte zum Gegenstand der Specialforschung gemacht, Chr. Muff in der voranstehenden Schrift und R. Arnoldt in den scenischen Untersuchungen über den Chor bei Aristophanes, von denen der erste Theil als Doctordissertation in lateinischer Sprache zu Königsberg a. 1868, der zweite als Gymnasialprogramm in deutscher Sprache zu Elbing a. 1871 erschienen ist. Muff fasst das Thema weiter auf, behandelt alle hier in Betracht kommenden Fragen über die Aufgabe des Koryphäus, die Functionen des Gesammtchors, den Unterschied der dialogischen und melischen Partien, die Tanzlieder, und gibt am Schluss eine Zergliederung sämmtlicher Stücke des Aristophanes mit Bezug auf die verhandelten Fragen. Arnoldt nimmt in seinen mit überlegenem Scharfsinn geführten Untersuchungen einen Punkt heraus und sucht speciell nachzuweisen, dass der Chor an vielen Stellen sich in mehrere Abtheilungen auflöse und namentlich öfters die ihm zugewiesenen Worte unter seine 24 Mitglieder vertheile. Muff hat

erst während des Druckes seines Buches von den Forschungen Arnoldts Kenntniss erhalten und der Widerlegung derselben nachträglich einen eigenen Abschnitt gewidmet. Die Widerlegung führt mehrere gewichtige Gründe gegen Arnoldts Hypothese in's Feld, erschüttert aber keineswegs alle von jenem Gelehrten gegen die gangbaren Annahmen vorgebrachten Bedenken, und ich habe daher aus den neuesten Mittheilungen der Teubner'schen Verlagshandlung mit Freuden ersehen, dass Arnoldt seine Studien zu einem grösseren Werke über die Chorpartien bei Aristophanes zu verarbeiten gedenkt. Wir werden daher vielleicht später einmal Gelegenheit nehmen Arnoldts Beweisführung speciell auf's Korn zu nehmen und unsere abweichenden Versuche zur Lösung der Hauptschwierigkeiten zu entwickeln; für jetzt soll uns zunächst das Buch von Muff beschäftigen.

Den Ausgangspunkt bei Beantwortung der Frage nach der Aufführung der chorischen Partien des Aristophanes müssen die Zeugnisse des Alterthums bilden. Wer heut zu Tage die Chorpartien bald dem Gesammtchor, bald dem Obermann oder Koryphäus, bald Halbchören und einzelnen Reihen, bald einzelnen Choreuten zuweisen will, der muss erwarten, dass darüber in den alten Handschriften sich eine Andeutung gefunden hat. Muff ist geneigt das ehemalige Vorhandensein leichtverständlicher Zeichen für die Rollenvertheilung anzunehmen (S. 2), ohne jedoch sich klar und präcis über diesen Punkt auszusprechen. Ich muss mich entschieden für das Gegentheil erklären; man lese die Bemerkungen Aristarchs über die Theilung des Chors zu den Fröschen v. 357 u. 375 (*ἐντεῦθεν Ἀρίσταρχος ὑπενόησε μὴ ὅλου τοῦ χοροῦ εἶναι τὰ πρῶτα*) und die Entgegnungen der jüngeren Scholiasten, und man wird sich leicht überzeugen, dass keiner der alten Grammatiker sich auf die Ueberlieferung oder alte Zeichen, sondern lediglich auf die aus dem Texte selbst geschöpften Beweise stützte. Wenn wir daher in den Handschriften zu *Eccles.* 290, 300 u. 1178, *Lysistr.* 318, *Acharn.* 557 *ἡμιχόριον* und zu *Lysistr.* 256, 266, 350, 362, 365 die Namen einzelner Choreuten beigesetzt lesen, so dürfen wir darin schwerlich Zeugnisse einer alten Bühnentradition erblicken, zumal in der Beischrift zu *Lysistr.* v. 254 sich die schwankende Meinung des Grammatikers in dem Ausdruck *χορὸς ἀνδρῶν ἢ Στρυμόδωρος* selbst kund gibt, und die Verse in den Fröschen 354–371 zweifelsohne nicht mit den Handschriften dem Halbchor, sondern dem als Hierophanten verkleideten Koryphäus zuzuweisen sind. Dieser Mangel an alten Zeichen für die Chortheilung ist nicht ohne Bedeutung für die Entscheidung der vorliegenden Frage. Es müssen einfache, leicht erkennbare Anzeichen des Textes gewesen sein, welche dem Chorodidaskalos sagten, wo der Chorführer allein zu sprechen, wo der ganze Chor oder die Hälfte desselben einzufallen habe. So verwickelte Combinationen, wie sie Arnoldt aufstellt, scheinen mir desshalb von vornherein sehr unwahrscheinlich zu sein, sie hätten nothwendig irgend eine Andeutung in dem Texte gefordert. Aber die Beischriften der Codices und die gelegentlichen Bemerkungen der Scholiasten über die Chortheilung entbehren nicht blos insofern der massgebenden Bedeutung, als sie auf keinen alten Zeugnissen fussen, sondern auch desshalb, weil die Grammatiker der alexandrinischen und römischen Zeit keine Gelegenheit mehr hatten sich aus der Praxis der gleichzeitigen Bühne genaue Kenntniss zu verschaffen. Denn aristophanische Komödien wurden ohnehin schwerlich nach dem Tode des Dichters nochmals aufgeführt und überhaupt behaupteten sich von den Dramen in späterer Zeit nur die jambischen Dialogpartien, nicht auch die Mele auf der

Bühne; s. *Dio Chrysostomus or. XIX extr.* Anders verhält sich die Sache mit Aristoteles; der sah noch alte Komödien und Tragödien auf der Bühne aufführen, der stund der classischen Zeit noch so nahe, dass uns sein Zeugniss als ein vollgewichtiges gelten muss. Wenn daher er in der Poetik c. 12 bemerkt: χορικοῦ δὲ πάροδος μὲν ἡ πρώτη λέξις ὅλου χοροῦ, so schliesst daraus Muff mit vollem Recht, dass die Parodos vom ganzen Chor vorgetragen worden sei, und ich begreife nicht, wie dem entgegen Arnoldt seine Behauptung, dass die Parodos in den Acharnern, den Wespen, der Lysistrate, den Ecclesiazusen unter einzelne Choreuten zu vertheilen sei, wird aufrecht halten können.

Eine Hauptfrage bei der Untersuchung über den Vortrag der Chorpartien dreht sich darum, welche Chorika gesungen, welche gesprochen worden seien. Muff behandelt die Sache ausführlich, natürlich unter steter Berücksichtigung der metrischen Form. Das eine steht in dieser Untersuchung leicht fest, dass Abschnitte, die in wechselndem Metrum gedichtet sind und bei den Alten den Namen ποιήματα κατὰ περίοδον führten, sich nur zum Gesang eigneten, dass also namentlich alle Partien im kretischen, ionischen, choriambischen Versmass Mele im eigentlichen Sinne des Wortes waren. Ein ernster Zweifel erhebt sich erst bezüglich der ποιήματα κατὰ στίχον; dass auch einige stichisch componirte Gedichte nicht zum Sprechen, sondern zum Singen bestimmt waren, hat Muff mit Recht angenommen und durch überzeugende Beweise erhärtet; aber wie weit geht auf diesem Gebiet der Gesang und wo beginnt die einfache Declamation, das ist die schwer zu entscheidende Frage. Gelöst ist dieselbe von Muff keineswegs, drei Dinge sind von demselben theils übersehen, theils nicht gehörig untersucht worden. Vorerst liegt es nahe die Anzeichen zu verfolgen, welche in den Ausdrücken ᾄδειν παίζειν βοᾶν auf der einen und λέγειν φάσκειν λαλεῖν auf der anderen Seite theils bei den Dichtern selbst, theils bei den späteren Schriftstellern vorliegen. Muff berührt zwar diesen Punkt, lässt aber rasch die Untersuchung mit den Worten Westphals fallen 'λέξις bedeutet durchaus nicht die blosse Recitation, sondern den Vortrag im Allgemeinen, also bald den dialogischen, bald den melischen' (S. 83). Aber damit ist die Sache nicht erledigt, es musste der Werth der einzelnen Angaben abgeschätzt, der Sprachgebrauch der einzelnen Dichter genau untersucht, die häufige Wiederholung des Ausdrucks διαλέγεσθαι von einem einmaligen, möglicher Weise anders zu deutenden Gebrauch des Verbum λέγειν unterschieden werden. Die Verwechselung der Wörter *dicere* und *cantare* bei lateinischen Dichtern, über die O. Jahn in seinem schönen Aufsatz, Wie wurden die Oden des Horatius vorgetragen (Hermes II, 420), gehandelt hat, lässt noch nicht sofort einen Rückschluss auf den griechischen Sprachgebrauch zu, zumal die lateinischen Lyriker ihre Gedichte zunächst zum Lesen, die griechischen Dramatiker zur lebensvollen Aufführung auf der Bühne dichteten.

Mit der Untersuchung über die Bedeutung von καταλέγειν berührt sich die weitere über die Scheidung von ᾠδή und παρακαταλογή. Die Griechen und Römer hatten nämlich bekanntlich eine dreifache Vortragsweise: die einfache Declamation (καταλέγειν), das Recitativ (ᾄδειν) und den melodramatischen Vortrag (παρακαταλέγειν). Schon die Nuancirungen der metrischen Form erheben es zur Gewissheit, dass auch in der Komödie jene drei Arten des Vortrags bestunden, dass z. B. das eigentliche Einzugslied in den Wolken anders wie die vorausgehenden Anapäste und diese wieder anders wie der Trimeter des Dialogs vorgetragen wurden. Es liegt die Vermuthung nahe, dass diejenigen Partien, welche

bald als *λέξις*, bald als *μέλος* bezeichnet werden, eben jene Mittelstellung der *παρακαταλογή* hatten; auf diesen Punkt also muss bei erneuerter Untersuchung das Augenmerk der Forscher gerichtet werden.

Eine Hauptförderung aber hat die Frage über melischen oder dialogischen Vortrag durch die Beachtung der den einzelnen Scenen des Plautus und Terenz vorgesetzten Siglen DU. C. MMC. erhalten, die im vorigen Jahr durch Bergk im Philologus und Ritschl im Rhein. Museum eine im Wesentlichen übereinstimmende Deutung gefunden haben. Die vortrefflichen Abhandlungen konnte Muff bei der Ausarbeitung seines Buches noch nicht benützen, sie haben der ganzen Frage ein anderes Gesicht gegeben. Es steht jetzt fest, dass nicht blos die kretischen, bacchischen und gemischten Partien in den Komödien des Plautus, sondern auch die stichisch wiederholten anapästischen, iambischen und trochäischen Tetrameter zu den Cantica zählten. Gestützt auf diese sichere Ueberlieferung dürfen, ja müssen wir nun auch dem Gesang oder wenigstens der musikalischen Begleitung bei Aristophanes ein weit grösseres Feld einräumen.

Den grössten Theil seines Buches widmete Muff der praktisch wichtigsten Frage: welche Verse sind vom Koryphäus gesprochen, welche vom ganzen Chor oder von Halbchören gesungen. Am wichtigsten habe ich diese Frage genannt, weil an gar vielen Stellen das volle Verständniss des Dichters und seiner dramatischen Kunst von der Lösung derselben abhängt. Muff stellt hier vor allem den unumstösslich richtigen Satz auf, dass der Chor in seiner Gesammtheit nie gesprochen, sondern nur gesungen habe. Treffend sagt er S. 10: 'dass eine Schaar von 24 Männern auch nur Worte, geschweige denn ganze Verse zusammen ausgesprochen, vielstimmig und plappernd recitirt haben sollte, ist ein ganz unerträglicher Gedanke.' Ebenso richtig sind die Bemerkungen Muff's über die Aufgabe des Koryphäus, und jeder wird ihm beipflichten, wenn er alle Verse, in denen eine Anordnung getroffen, ein Befehl ertheilt, die Weiterführung der Handlung in nüchterner Weise gefördert wird, nicht dem Gesammtchor, sondern dem Vertreter und Führer desselben zuweist. Aber richtige Grundsätze verbürgen noch nicht überall die richtige Durchführung derselben; auch abgesehen von der Frage, ob doch nicht hin und wieder den einzelnen Choreuten oder Zugführern eine Rolle zuzuweisen ist, kann ich vielfach der Vertheilung der Chorpartien, wie sie Muff im letzten Capitel übersichtlich zusammengestellt hat, nicht beistimmen. Es möge genügen einige Beispiele hervorzuheben. In der Parodos der Acharner liest es sich recht hübsch, wenn die vier ersten Verse:

τῇδε πᾶς ἕπου δίωκε καὶ τὸν ἄνδρα πυνθάνου κ. τ. λ.

dem Chorführer zugesprochen werden. Gewiss richtig lässt auch unser Verfasser mit den Kretikern:

ἐκπέφευγ', οἴχεται φροῦδος· οἴμοι τάλας τῶν ἐτῶν τῶν ἐμῶν·
οὐκ ἂν ἐπ' ἐμῆς γε νεότητος, ὅτ' ἐγώ κ. τ. λ.

den ganzen Chor singend, und wir setzen hinzu, tanzend, einfallen; aber die folgenden trochäischen Tetrameter:

νῦν δ'ἐπειδὴ στερρὸν ἤδη τοὐμὸν ἀντικνήμιον κ. τ. λ.

hängen dem Gedanken nach so eng mit dem vorausgehenden kretischen Liede zusammen, dass es höchst störend wäre, wenn sie von dem Koryphäus allein und nicht gleichfalls vom Gesammtchor gesprochen würden.

In den Fröschen v. 394 fordert der Chorführer den aus Männern und Frauen, Jung und Alt bunt zusammengesetzten Chor auf den jugend-

lichen Gott Bakchos in Liedern anzurufen. Es folgen dann drei sich entsprechende Strophen, die alle mit dem Verse schliessen:

Ἴακχε φιλοχορευτά, συμπρόπεμπέ με.

Dass nicht das ganze Lied vom Gesammtchor gesungen worden sei, muss nach dem Inhalt der letzten Strophe fest stehen, da derselbe im Munde der Mädchen sinnlos wäre und nur für die ausgelassene Schaar der Jünglinge passt. Aber gegen alle Symmetrie würde es verstossen, wenn wir mit Muff S. 169 die zwei ersten Strophen den Weibern, die letzte den Männern geben würden. Offenbar haben wir hier eine Dreigliederung des Chors anzunehmen (vergl. Pollux IV, 107), etwa in der Weise wie sie Arnoldt in der ersten der besagten Abhandlungen aufgestellt hat, und wird ausserdem beim Refrain jedesmal der Gesammtchor eingefallen sein.

Ein blosser Streit um des Kaisers Bart ist es, wenn Muff S. 136 die zwei ersten anapästischen Tetrameter in den Acharnern v. 626 f., welche sich von den übrigen Versen der Parabase dadurch deutlich abheben, dass sie zum Vortrag für den Koryphäus bestimmt sind, geradezu als Kommation bezeichnet und diese Benennung hartnäckig gegen Kolster, Richter u. a. vertheidigt, welche jene Verse blos die Stelle eines Kommation vertreten lassen. Denn in der Sache sind ja alle einig und wollte man ja um Worte streiten, so würde man gerade umgekehrt jenen Versen den Namen κομμάτιον streitig machen müssen, weil derselbe seiner ursprünglichen Bedeutung nach nur solchen Partien zukömmt, die nicht in Versen sondern kleinen Kolen geschrieben sind. Wünschenswerther wäre es gewesen, wenn der Verfasser dafür in den Citaten und der Correktur grössere Sorgfalt hätte walten lassen. Störend sind Versehen wie Epodus statt Exodus S. 63, ungenau die Citate aus Athenäus auf S. 83 und 128; Victorinus bezeichnet nicht, wie S. 74 behauptet ist, den Archilochus als Erfinder des Choriambus, in Bode's Geschichte der hellenischen Dichtkunst wird man vergeblich die Beweise des Gesangs der Elegien des Tyrtäus suchen (S. 68).

Wissenschaftliche Forschungen sollen sich stets in möglichster Berührung mit der Praxis halten. Es fragt sich demnach, soll man in den Ausgaben auch ohne den Rückhalt handschriftlicher Ueberlieferung den einzelnen Chorpartien statt des allgemeinen Χορός die speciellen Bezeichnungen Κορυφαῖος χοροῦ, Χορός, Ἡμιχόριον vorsetzen. Ich spreche mich im bejahenden Sinne aus, da so das Verständniss der Stücke auf die einfachste Weise gefördert wird, muss aber zur äussersten Vorsicht mahnen, da die Forschung noch nicht abgeschlossen ist und der Widerstreit der Meinungen noch zu gross ist.

München. Christ.

Germanistische Handbibliothek, herausgegeben von J. Zacher. I. Band: Walther von der Vogelweide. Herausgegeben und erklärt von W. Wilmanns. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1869. X u. 402 S. II. Band: Kudrun. Herausg. und erklärt von Ernst Martin. Ebendas. 1872. LII u. 386 S.

Mit Recht wurde Fr. Pfeiffer's Plan, die deutschen Klassiker des Mittelalters mit Wort- und Sacherklärungen herauszugeben und der Schule und weiteren Kreisen zugänglicher zu machen, mit Freuden

begrüsst und, wie der buchhändlerische Erfolg beweist, vom Publikum durch rege Teilnahme unterstützt. Pfeiffer hatte sich zum Ziel gesetzt, die Teilnahme der Gebildeten für die mhd. Literatur zu gewinnen und deshalb vor allem auf jene weit überwiegende Zahl von Lesern Rücksicht genommen, die vom Altdeutschen gar nichts verstehen. Er suchte durch seine erklärenden, zum grossen Teil paraphrasierenden Bemerkungen den Genuss unserer älteren Literatur zu ermöglichen, den Uebersetzungen nur in sehr ungenügender Weise zu bereiten im Stande seien. Wer kein tieferes Verständniss der Sprache und der Sachen sucht oder dies schon besitzt und sich durch eine rasche Lektüre einen Genuss verschaffen will, dem sind die Pfeiffer'schen Ausgaben vorzüglich zu empfehlen. Für ein tieferes Verständniss sowol der Sprache der einzelnen Autoren als des Inhalts reichen sie jedoch nicht aus, wenn gleich sie auch in beiden Beziehungen manche schätzenswerte Beiträge enthalten und belehrende Fingerzeige geben. Für die Schulen insbesondere dienen sie dazu, dass, wenn die Schüler diese Ausgaben in den Händen haben, ohne grosse Anstrengung ein bedeutender Umfang der Klassenlektüre und ein noch grösserer der Privatlektüre ermöglicht wird, wiewol anderseits nicht geleugnet werden soll, dass durch die Mühelosigkeit der Genuss verringert und die Selbstarbeit und die Denkanstrengung, kurz das *γυμνάζειν* beeinträchtigt wird. Zu viele Anmerkungen schaden hier ebensosehr wie in so vielen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker für Schüler, wovon ich als glänzende Beispiele nur die Koch'sche Ausgabe des Homer und die Krüger'sche des Horaz nennen will. Für den Lehrer aber sind die Pfeiffer'schen Ausgaben deswegen ungenügend, weil er trotz ihrer zahlreichen Anmerkungen sich erst aus mancherlei oft sehr entlegenen und schwer zu beschaffenden Werken die Sprach- und Realnotizen sammeln muss, die er für die Interpretation in der Schule braucht. Denn obgleich der selbsterarbeitete Interpretationsapparat der beste und dauerhafteste für jeden einzelnen Lehrer ist, so ist doch nicht jeder in der Lage und im Stande für jeden Schulautor den vollständigen Apparat beizuschaffen. Was von den antiken Klassikern gilt, trifft auch für die mittelalterlichen zu.

Es war daher ein glücklicher Gedanke J. Zacher's, auch für die gelehrte und Lehrerwelt durch erklärende Ausgaben der mhd. Klassiker zu sorgen, und mit seiner gewohnten Energie gab er diesem Gedanken bald auch sichtbare Gestalt in der „germanistischen Handbibliothek". Durch dieses Unternehmen, die Herausgabe von Handbüchern und commentierten Ausgaben mhd. Dichter, soll zwar auch das Studium unserer älteren Literatur erleichtert werden, aber der Hauptton ist auf das richtige und gründliche Verständniss der Schriften gelegt, wobei schon manche Kenntnisse des Mittelhochdeutschen in Flexion und Sprachschatz vorausgesetzt werden.

Erschienen sind von dieser germanistischen Handbibliothek bis jetzt die oben genannten zwei Bände. Da der I. Band bereits ausführliche Besprechungen gefunden hat, z. B. in N. Jhbb Bd. 101, S. 407—420 u. Bd. 102, S. 73—83, so können wir unsere Leser füglich auf jene verweisen und wollen hier nur aussprechen, dass trotz mancher Defekte dieser neuen Ausgabe von Walthers Gedichten kein Lehrer des Mittelhochdeutschen am Gymnasium bei der Erklärung Walther'scher Gedichte dieselbe unbenützt lassen dürfe, ohne sich einer Sünde gegen die Schule schuldig zu machen.

Die Bearbeitung der Kudrun hätte nicht leicht bessern Händen anvertraut werden können als Hrn. E. Martin, der nicht nur auf dem

germanistischen, sondern auch romanischen Sprachforschungsgebiete eine hervorragende Stelle einnimmt. Seine Ausgabe zerfällt in Einleitung, Text mit Anmerkungen und den Abweichungen von der Handschrift und ein Register zu den Anmerkungen. In der Einleitung werden zuerst die Handschriften, die früheren Ausgaben, die Uebersetzungen und die neuhochdeutschen Bearbeitungen des Gedichts genügend besprochen. Zu den dramatischen Bearbeitungen der Kudrunsage machen wir noch namhaft: Gudrun, Schauspiel von Schöpf, Brixen 1858; Gudrun, Schauspiel von J. Grosse, Leipzig 1870; Gudrun, Tragödie von E. Lark-Erwin, Wien 1871.

Der 2. Abschnitt der Einleitung behandelt die metrische Form hinsichtlich der Strophe, des Reimes, des Versbaues und der grammatischen Freiheiten. Auch hierin wird der Leser nicht leicht etwas hieher gehöriges vermissen.

Im 3. Abschnitt wird die Entstehung des Gedichtes erörtert. Der Herausgeber teilt im allgemeinen den Lachmann'schen Standpunkt und wendet demnach die Lachmannsche Kritik, die früher schon Ettmüller, Müllenhoff und v. Plönnies an der Kudrun versucht haben, auch in seiner Ausgabe an. Als Beweise des verschiedenen Ursprungs der einzelnen Teile des Gedichts macht Hr. Martin zunächst als äussere Kennzeichen geltend die metrischen Differenzen, wozu die (88) eingemischten Nibelungenstrophen, der (seltene) Uebergang des Satzes aus einer Strophe in die andere und der Reim in den Cäsuren gehören. Als innere Kennzeichen der Unechtheit werden angeführt Widersprüche, Ungenauigkeiten in den Zahlen, störende Wiederholungen, Verschiedenheit der Erzählungsweise, Leerheit und Mattheit des Inhalts; eine Anzahl von Strophen endlich lasse sich ganz deutlich als Eingangs- oder Schlussstrophen erkennen.

Auf Grund dieser inneren und äusseren Ungleichheiten beruhen die Ergebnisse der Kritik Müllenhoff's und — Martins. Diesem zufolge sollen von den 1705 Strophen, welche die handschriftliche Ueberlieferung enthält, nur 414 zu dem ursprünglichen Kerne gehören.

„Dieses ursprüngliche Gedicht zerfällt in zwei grosse Abteilungen, von welchen die eine die Werbung um Hilde, die andere die Verlobung der Kudrun mit Herwig, ihre Entführung durch Hartmut und ihre Befreiung erzählt. Jener erste, 92 Strophen lang, zerfällt in 7 Abschnitte, von denen der I. 204—275 (24 Str.) Hetels Aussendung seiner Boten enthält, der II. 289—351 (7) die Eröffnung ihres Handelsverkehrs vor Hagens Burg, der III. 354—371 (10) Wates Fechtübung mit Hagen, der IV. 372—428 (17) Horands Gesang und die Ausrichtung der Botschaft, der V. 430—438 (7) den Abschied von Hagen, der VI. 440—454 (10) die Entführung der Hilde, der VII 488—560 (17) die Schlacht, durch welche Hagen sich von der Tüchtigkeit seines Schwiegersohnes überzeugt." Von den 92 Strophen innerhalb dieses Rahmens findet Hr. M. nur noch an 3—4 Strophen einiges auszusetzen.

Die Müllenhoff'sche Gliederung des zweiten Teiles des Gedichts findet Hr. M. selbst etwas künstlich und unwahrscheinlich, doch nimmt auch er eine Gliederung von 18 Abschnitten an, nur erklärt er mehrere Strophen darin, die selbst Müllenhoff noch unverdächtig gewesen waren, für unecht. Als letzte echte Strophe gilt ihm Str. 1530, die übrigen Strophen dieser (29.) Aventiure und die drei letzten Aventiuren hält er für unecht.

Als Urheber der unechten Strophen bezeichnet Müllenhoff drei Interpolatoren, welche das Gedicht erweiterten und zum Teil auch die

vorgefundenen Strophen nicht unberührt liessen. Das letztere gelte namentlich vom dritten Interpolator, welcher die Strophen mit Cäsurreimen verfasste, aber auch nicht bloss den echten Kern des Gedichts, sondern auch die inzwischen hinzugekommenen Zusätze mit diesem Schmuck zu versehen suchte. Allein selbst Hr. M. muss die Ausscheidung des jedem einzelnen dieser Interpolatoren Angehörigen als unsicher und bedenklich anerkennen und sich mit der Sonderung des Echten vom Unechten im allgemeinen begnügen.

Der Unterzeichnete kann sich aber weder mit der Kritik Müllenhoff's noch seiner Nachfolger befreunden. Sie ist zu subjektiv und vernichtet eben darum die Subjektivität, die Eigentümlichkeiten des Dichters. Die guten Gründe, welche zu Gunsten des Nibelungenliedes gegen Lachmann und seine Schule geltend gemacht wurden, sind im allgemeinen auch für die Kudrun massgebend, und insbesondere dürfen die verständigen und beweiskräftigen Erörterungen von Bartsch und Zarncke über die Ueberarbeitungen jenes Liedes *mutatis mutandis* auch auf dieses angewendet werden. Zu dem, was unter andern Zarncke p. XLV über die Gewalttätigkeiten der Abschreiber bemerkt, will ich hier noch zwei ältere Klagen über deren Unfug beifügen. Schon Cicero nämlich klagte *(ad Qu. fr. III, 5): De latinis libris quo me vertam nescio, ita mendose et scribuntur et veneunt.* Und Hieronymus beschwor die Abschreiber seiner Uebersetzung des Eusebischen Chronikons also: *Adjuro te, quicunque hos descripseris libros, per dominum nostrum Jesum Chr. et gloriosum eius adventum, in quo veniet iudicare vivos et mortuos, ut conferas, quod scripseris, et emendes ad exemplaria ea, de quibus scripseris, diligenter. Et hoc adiurationis genus transcribas et transferas in eum codicem, quem descripseris.* Aus diesen und andern Gründen erklären sich viele Unebenheiten und Widersprüche, die übrigens wie zu Homer (s. N. Jhbb. Bd. 96 S. 393. Bd. 98 S. 471) gezeigt worden, oft nicht so genau zu nehmen oder bisweilen auch nur vermeintliche sind, von selbst.*) Versausfüllende Parenthesen und Flickverse sind schon durch das übelgewählte Metrum bedingt, das für ein grösseres Epos sich schlecht eignet. Manche Parenthesen, z. B. 1224. 1257 sind ebenso wenig zu tadeln als die in Hom. Il. XVIII 33 u. a. Ein paar Ungereimtheiten in localen Verhältnissen können recht wol auf die Unkenntniss des süddeutschen Dichters von dem Schauplatze der Ereignisse und die Verworrenheit der Sage gesetzt werden. Natürlich behaupten auch wir damit nicht, dass uns in der Handschrift der Originaltext des Gedichtes vorliege, sondern geben gerne zu, dass es durch Abschreiber und einen oder mehrere Ueberarbeiter gelitten habe und zum Teil verunstaltet worden sei, nur erklären wir uns gegen die masslose Beschneidung des Liedes. Diese absprechende Kritik erweist sich schon dadurch als hinfällig, dass der eine Herausgeber vieles für unecht erklärt, was dem andern als passend und notwendig erscheint, und wiederum vieles für echt hält, was der andere verwirft. Warum sollen z B. die ersten 203 Strophen ohne Ausnahme illegitim sein? Entsprechen sie nicht, wie Bartsch zeigt, ganz und gar dem mittelalterlichen Dichtungscharakter? War es nicht bei den mhd. Dichtern überhaupt üblich die Ereignisse in chronologischer Ordnung zu erzählen und nicht kunstvoll in einander zu fügen, wie dies Homer und Vergil getan haben? Jene beginnen *ab ovo*, vgl. das Annolied, H. v. Veldeke,

*) Vgl. die Ausgabe von Bartsch S. XI f.

das Rolandslied u. a. Ebenso sind Str. 411—425. 617—629 u. a. sehr zeitgemäss. Da im II. Teile des Gedichtes auf den ersten angespielt wird (556, 2), so erklären die strengen Kritiker diese Strophe einfach für interpoliert, obgleich sie gar kein Zeichen der Unechtheit an sich trägt. Die vierte Zeile davon, die Hrn. M. missfällt, hat den guten Sinn: „Im Leid wurde ich ihre treue Freundin und verliess sie nicht, bis sie Euch zu ihrem Bräutigam erkor.“ Die Wanderung ist eben die weite Meerfahrt vom Greifenlande nach Irland, erst hier zeigte Hilde offene Liebe gegen Hagen.

Auch die Dreiteilung endlich, welche ebenso in der Ilias, der Odyssee und im Nibelungenliede sich nachweisen lässt und in allen diesen eine natürliche Gliederung des Stoffes ist, dürfte auch für die Echtheit des Hagenliedes zeugen.

Um von einzelnen Strophen und Versen des zweiten und dritten Teiles, die Hr. M. für interpoliert erklärt, zu schweigen, wollen wir bloss gegen die Verdammung von ganzen Aventiuren (9. 11. 30 31. 32.) Protest erheben. Wir wollen uns aber möglichst kurz fassen. Die 9. Avent. ist, um mich eines Ausdruckes von J. Braun (Kunstgesch. II, S. 219) zu bedienen, schon durch die epische Reinlichkeit bedingt. In der 11. Avent. entzückt Hartmut durch seine Schönheit und sein ritterliches Wesen alle und macht dadurch auch auf Kudrun Eindruck; aber gerade deswegen erscheint ihre echte Weiblichkeit und ihre feste Treue gegen Herwig später um so herrlicher. Sie tut nichts wider ihrer Eltern Wunsch und Gebot, leidet aber furchtbar, sühnt jedoch gerade hiedurch die alte Schuld ihrer Eltern, zu der auch der Hochmut gehört, und es kann daher am Ende eine allgemeine Versöhnung stattfinden. Mit Str. 1530 endlich kann auch das alte Lied nicht abgeschlossen haben, da dieser Schluss Leser und Hörer durchaus unbefriedigt gelassen hätte und das Gedicht wesentlich unvollständig wäre. Bei der von den strengen Kritikern vorgenommenen Aechtung von nicht weniger als 1291 Str. hätte man weder ein Epos noch ein Lied vor sich, sondern das sonderbare Produkt eines Dichters, das keinen Genuss, am allerwenigsten den behaglichen Genuss eines Epos gewährte.

Uebrigens war Hr. M. verständig genug, den Text der Handschrift in fortlaufender Strophenreihe vollständig zu bieten, so dass sowol die Citation keinen Schaden leidet als auch jeder Leser nach seiner Ueberzeugung entweder alle oder nur die durch eckige Klammern als echt markierten Strophen lesen kann. Diese Klammern stören die Lektüre des Ganzen und dessen Genuss nicht.

Annehmbarer als jene ausmerzende und abschneidende Kritik ist die Darlegung des Verhältnisses, in welchem die Kudrun zu der gleichartigen Literatur steht, und der daraus sich ergebenden Bestimmungen für Zeit und Gegend des Liedes. Natürlich sind auch hier die Vermutungen über die Entstehungszeit von wirklichen oder vermeintlichen Interpolationen sehr unsicher.

Sehr ansprechend und vortrefflich ist der 4. Abschnitt, der von der Sage handelt. Nach unserer Ansicht ist die Kudrunsage die Entwickelung aus der Hildensage, aber diese Fortsetzung ist grösstenteils ein Werk des Dichters. Das eine Lied ist durch das andere ebenso bedingt wie Schuld und Sühne, und wer das Lied von der Hilde dichtete, dachte auch schon an das Leid, das ihr wegen ihrer Flucht vom Vaterhause wider den Willen der Eltern und dem Herwig, der sie hatte entführen lassen, zu Teil werden sollte, und an die endliche Sühne dieser alten und noch mancher neuen Schuld. Auch wären Hildens, Wates und

Horands Charakterzeichnungen ohne den dritten Teil des Gedichts unvollständig geblieben.

Die Heimat des Liederstoffes ist die Nordseeküste, die des Dichters Oberdeutschland, speciell Steiermark (vgl. u. a. auch Str. 861. 867). Was Karadê betrifft, so vermutet Hr. M. darunter Cardigan im westl. Wales. Einen Edlen von Gardie erwähnt Ludolff in seiner Schaubühne der Welt, Bd. V; doch möchte ich daraus keine weiteren Schlüsse für unsern Ort ziehen; eher könnte man noch an Carden denken, vgl. Daniel, Geogr. III, S. 371, 905. — Was endlich Hr. M. über das Fortleben der Sage in späterer Zeit sagt, dem stimme ich gerne bei.

Der Hauptzweck der neuen Kudrun-Ausgabe ist aber die Interpretation. Hr. M. hat nach des Ref. Ansicht diesen auch erreicht und seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Nur kann man wünschen, dass bisweilen auf das klassische Altertum etwas mehr Rücksicht genommen sein möchte, wozu sich öfter genügender Anlass darbietet. Indes kann mit Recht entgegnet werden, dass solche Verweisungen mehr Sache der Schule als des Buches seien und dem Lehrer leicht die passenden Vergleichungen einfallen werden. Ich will hier nur einige beibringen. Zu 2, 4 vgl. *Hom. Il.* III, 179; 3, 2 *da, ἔνθα*; 4, 4 *betragen* von *traege* wie *pigere* von *piger*; 6, 2 *guoter, ἀγαθός*; 6, 3 *niht* ist pleonastisch wie *μή* nach *ἀπιστεῖν κτέ.*; 7, 1 *sin lip* umschreibend wie *ἴς Πριάμοιο* u. ä.; 9, 4 *erkanden*, s. *Ev. Luc.* I, 34 — *γινώσκω*; 96, 3 *geweren ne, κωλύειν μή*; 139, 4 *understuont, intercessit, se interposuit*; 246, 2 *mit samet, ἅμα σύν*; 254, 3 vgl. *Hom. Il.* V, 302 f.; 309, 1 *saelic, ὄλβιος*; 310, 4 wie 62, 4 Uebergang aus der indir. Rede in die directe; 341, 4 *sie, τούς*, s. *Hom. Il.* III, 9; 341, 3 vgl. *καρηκομόωντες Ἀχαιοί*; 345, 1 *erlachte, ἐξεγέλασσε Hom. Il.* VI, 471; 475, 4 vgl. *Hom. Τρῶες ὑπέρθυμοι*; 513, 1 *hete sich gesamnet, congressi erant*; 529, 3 Wate ist wie Chiron Erzieher eines Königssohnes, Arzt, Musiker, Waffenmeister, s. *Ovid. fast.* V, 379 sqq.; 540 Hagen genas so schnell wie Aeneas bei *Hom. Il.* V, 512 sq.; vgl. Weismann zum Alexanderlied I, S. LXVII; 604, 4 vgl. *Hom. Il.* VI, 174 sq.; 621, 1 *nôtveste, μενεχάρμης*; 628, 1 *Hegelinge = der Hegelingen lant*, wie *Aedui = Aeduorum fines*; 649, 2 *cf. Ovid. ex Pont.* II, 3, 56. IV, 3, 31; 756, 2 *uf di zite, τέλος* (*Ἰλίου Hom. Il.* IX); 964, 1 *zwiu, τί*; 985, 3 *manegen ende*, Accus. localis wie *οὐρανὸν ἵκει* u. ä.; 990, 3 Schwur beim Haupte wie *Ov. Tr.* V, 4, 45; 992, 3 *fruowe, κόρη, κούρη*; 1125, 1: die alten Schiffer fuhren regelmässig an der Küste hin, *litus legebant*; 1157, 3 Stellung! vgl. *amicus amico, manus manum* u. ä. Ich will hiemit die Parallelen abbrechen und noch auf einige wenige Bemerkungen der Ausgabe eingehen. Str. 8, 4: *Norwaege*: *Norwegen* erklärt *Egli, nom. geogr.* als „Weg des Nordens", *Norrveg opp. Vesturveg* (Westweg d. i. Nordsee) und *Austurveg* (Ostweg d. i. Ostsee). — Str. 120, 3: *Iserlant* möchte ich nicht mit *Islant* identificieren, sondern lieber Müllenhoff beistimmen. – 200, 2: *Wâleis* wird wol besser mit *Vahalis* zusammenhängen als mit *Wales*. — 213 u. 228 widersprechen sich nicht; dass Hetel die schlimme Sitte Hagens bekannt ist, weiss Horand noch nicht, darum warnt er ihn vor ihr, und selbst wenn er Hetels Bekanntschaft mit ihr wusste oder voraussetzen konnte, so ist diese Warnung ganz volksmässig d. i. episch. — Str. 229 enthält weniger eine Prahlerei als sie den unerschrockenen, kühnen Sinn, der auch sonst Hetel charakterisiert, ausdrückt. — 264, 4: die Stösse der Balken wurden mit Silber (sonst Weissblech) belegt, um die Fugen zu verdecken. — 339, 2 ff. findet Ref. in der Bezeichnung des feinen Benehmens der Hoffräulein keine anstössige Uebertreibung. —

398, 3 sehe ich nicht als Anakoluth an, sondern erkläre: Sie reichte ihm vom erhöhten Sitz ihre Hand, was ihm lieber war als Gold. Durch diese Darreichung der Hand versichert sie ihn ihres Dankes und bekräftigt die Rede in 399. — Die Bedenken zu 529, 3 und 540, 4 sind bereits oben beseitigt. — 644, 3 halte ich den Ausdruck *daz hete si ze ougen weide* nicht für ironisch, sondern sehe darin einen natürlichen Zug des Frauengeschlechts: die Gestalt und Ritterlichkeit Herwigs gefiel Kudrun und sie freute sich seiner Tapferkeit. Der Ausdruck der Kraft und des Kraftgefühls, Mut und Tapferkeit üben auf die Frauen einen grossen Reiz, s. Deutsche Warte I, 489, während sie die Feigen und Besiegten (*Hom. Il.* III, 428 sqq.) verachten, daher später Herwig, als er von Ludwigs Schlag betäubt niedergesunken war, nichts mehr fürchtete als dass etwa *sins herzen triutinne* seinen Fall bemerkt habe (1440). — Zu 726, 2 fehlt eine erklärende Bemerkung; ich erkläre: „wo man (später) zu dienen pflegte“ oder „wo man bereits alle Vorbereitungen für das Hochzeitsfest Herwigs und Kudruns traf und insofern ihnen diente“. — 1126, 1: Ueber das Lebermeer vgl. jetzt Müllenhoff, deutsche Altertumskunde I. — 1284, 3 f. ist keine Lüge, sondern eine dramatische Zweideutigkeit; Kudrun wird noch in der Normandie Königin als Braut Herwigs, Ortwin aber erhält die Lebensherrlichkeit über Hartmut, also kann man bald Kudrun sehen *gestên bî künegen rîchen*. — 1305, 3: Meth wurde im 12. und 13. Jahrh. auch noch in vornehmen Kreisen getrunken, vgl. Kriegk, Deutsches Bürgertum I, S. 299. — 1370, 3. 4. scheint *Môrungen* und *morgen* ein Wortspiel bilden zu sollen, wie ein solches in 1371, 2. 3 und 1373, 3. 4 wirklich enthalten ist. — Ist 1385, 4 etwa *tûchen* d. i. Schürze zu lesen? — 1413, 1 schreibt Hr. M. *wackerliche*, Ref. hatte *wigerliche* d. i. tapfer für das sinnlose *weigerliche* vermutet. — 1470, 2 wird wol ein „Berg von Todten“ gemeint sein; der Text harrt noch der Besserung.

Wir schliessen unsere Randbemerkungen. Weder sie noch die obigen Einwendungen gegen des Herausgebers kritischen Standpunkt verringern den hohen inneren Wert des Buches. Der Druck desselben ist noch gefälliger als in der Ausgabe Walthers. Möge nur auch die Ausgabe des Nibelungenliedes, die J. Zacher selbst besorgen wird, bald erscheinen, da die Anmerkungen v. d. Hagens dazu bei all ihrer Reichhaltigkeit und Brauchbarkeit doch auch viel Nichtstichhaltiges und Unrichtiges oder zu Gewagtes enthalten.

Eichstätt, 14. Aug. 1872. Gross.

Nissen. Lehrbuch der Elementarmathematik für den Unterricht an Schullehrerseminarien und Realschulen, sowie für den Selbstunterricht. Schleswig, Julius Berglas (Heiberg's Buch- und Musikalienhandlung).

Die Schrift, welche in vier Theilen die Arithmetik und Algebra, Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie behandelt, enthält viele Unrichtigkeiten und namentlich ist der Verfasser in Aufstellung von Definitionen, so wie im Gebrauche der arithmetischen Operationszeichen sehr unglücklich. Diess möge an ein Paar Beispielen gezeigt werden: p. 23 der Alg. heisst es: „Ein Bruch, dessen Nenner aus zwei Theilen besteht, deren letzterer wieder „Zähler“ eines anderen Bruches ist,

heisst ein Kettenbruch. p. 22 d. A. lesen wir: „$\frac{5}{8} : \frac{11}{12} = \frac{15}{22}$“, wobei, wie es sein soll $\frac{11}{12}$ als Divisor betrachtet ist; dessenohngeachtet finden wir gleich in den nächsten Zeilen: „$\frac{7}{8} : 1 = \frac{8}{7}$“!! p. 72 d. A. heisst es: $1 = \lg 10 = 10^1$; $2 = \lg 100 = 10^2$“! p. 101 finden wir: $\frac{x}{\frac{1}{4}} = 6 = 4x = 6 = x = 1\frac{1}{2}$“!! p. 5 d. Pl. steht: „der kleinste Raum, der zwischen zwei Gegenständen liegt und sie trennt, heisst ihre Distanz, ihr Abstand.“ Gleich auf der ersten Seite der Stereometrie wird als „erste Erklärung“ die Neigung einer schiefen Geraden gegen eine Ebene in der gewöhnlichen Weise gegeben, und die Definition mit der Bemerkung geschlossen, „Ist dieser Winkel ein rechter, so ist die Gerade senkrecht auf der Ebene,“ als ob diess eine unmittelbare Folgerung aus obiger Definition wäre; p. 15 d. St. heisst es: „Ein Prisma nennt man einen Körper, welcher von zwei kongruenten und parallelen Endflächen und ebenso vielen Parallelogrammen als Seitenflächen begrenzt ist, als eine der Endflächen Seiten hat, ohne vorher die Möglichkeit der Existenz eines solchen Körpers dargethan zu haben. Auf derselben Seite wird als Grund der Halbirung eines Parallelepipedes durch eine Diagonale der angegeben, dass von den beiden so entstandenen Prismen das eine in den Raum des anderen „eingeschoben“ werden könne. p. 17 d. St. heisst es: „Cylinder ist der Raum, welcher entsteht, wenn sich ein Rechteck um eine seiner Seiten dreht. Dessenohngeachtet werden gleich darauf die Cylinder in „schiefe“ und „gerade“ eingetheilt. Derselbe Verstoss wird auch bei Definition des Kegels begangen. Diess möge genügen.

Dr. A. G. Hering. Planimetrie nebst Einleitung in die Geometrie. Leipzig. Verlag von Quandt und Händel. 1872.

Unter den vielen zum Theil vortrefflichen Lehrbüchern der elementaren ebenen Geometrie, die der deutsche Büchermarkt aufzuweisen hat, ist auch dieses für den Unterricht sehr brauchbar. In einer Einleitung werden dem Studirenden die in der elementaren Planimetrie zur Untersuchung kommenden geometrischen Gebilde zuvor zur Anschauung gebracht; alsdann werden die Lehren der elementaren Planimetrie in systematischer Ordnung und streng wissenschaftlicher Form vorgetragen.

Cuno. Elemente der allgemeinen Geografie für die oberen Klassen der Gelehrtenschulen. I. Theil mathematische Geografie. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1871.

Der Verfasser hat ein unverkennbares Bestreben die Lehren der astronomischen Geografie recht klar und deutlich vorzutragen. Es mag diess die Ursache sein, dass er sich manchmal gar zu sehr in die Breite verirrt, und Dinge wie die ebenen Kugelschnitte erklärt, die in einem Buche, das sogar die Hauptsätze der sphärischen Trigonometrie vor-

aussetzt, doch nicht mehr zur Sprache kommen sollten. Ausserdem finden sich auch Ungenauigkeiten in der Schrift. So heisst es p. 10: „Es bilden die einander parallelen Ebenen der Tagebogen (der Sonne) mit der Ebene des Horizonts nach Süden spitze Winkel, die ihr Minimum am 21. Dezember, ihr Maximum am 21. Juni erreichen, und welche gemessen werden durch das zwischen dem Kulminationspunkte der Sonne und dem Südpunkte liegende Stück des Meridians — die Mittagshöhe der Sonne." p. 49 lesen wir: „der Rückgang der Nachtgleichen hängt zusammen mit der sogenannten „Nutation der Weltaxe". Die Pole des Himmels nämlich beschreiben langsam einen Kreis von Ost nach West, ebenfalls 50″ in einem Jahre" p. 120 wird gezeigt, wie man unter Voraussetzung der Bewegung der Erde aus den Beobachtungen der Verfinsterungen der Jupitersmonde die Geschwindigkeit des Lichtes berechnete; dabei heisst es am Schlusse: „Uebrigens enthält diese Thatsache zugleich einen strengen Beweis der Umdrehung der Erde um die Sonne," als ob die nämliche Erscheinung nicht auch eintreten müsste, wenn die Erde stillstände, dagegen der Jupiter in verschiedene Entfernungen von der Erde käme. Der strenge Beweis für die Bewegung der Erde im Weltraum liegt vielmehr in der nur durch die zusammengesetzte Bewegung des Lichtes und der Erde erklärbaren Aberration der Fixsterne, welche in der Schrift gar nicht berührt wird.

Brettner. Mathematische Geografie. Ein Leitfaden bei dem Unterrichte dieser Wissenschaft an höheren Lehranstalten. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage von Dr. F. Bredow. Breslau. Verlag von E. Morgenstern. 1872.

Schon der Name des bereits verstorbenen Verfassers, der als tüchtiger Schulmann in den weitesten Kreisen bekannt war, bürgt für die Brauchbarkeit des Buches beim Unterrichte; und in der That möchten nicht viele Lehrbücher der mathematischen Geografie, was die Anordnung und Auswahl des Stoffes, sowie die Klarheit im Vortrage betrifft, besser zum Unterrichte in der genannten Wissenschaft geeigenschaftet sein, als dieses. Es ist nach unserem Dafürhalten gerade die rechte Mitte zwischen zu viel und zu wenig gehalten, und, ohne mit mathematischen Formeln und Beweisen den Schüler zu überladen, ist dem Lehrer doch vielfach Gelegenheit gegeben, den Lernenden zur Anwendung der erworbenen mathematischen und physikalischen Kenntnisse anzuregen. Möge das Schriftchen die verdiente Beachtung der Schulmänner finden!

Dr. Ludwig Kambly. Die Physik für den Schulunterricht bearbeitet. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Ferdinand Hirt. k. Universitäts- und Verlags-Buchhandlung. Breslau. 1872.

Der Verfasser hat sich schon durch seine Lehrbücher der Elementarmathematik, die in 190,000 Exemplaren im In- und Auslande als bewährte Unterrichtsbücher verbreitet sind, als einen tüchtigen Schulmann bekannt gemacht, und es war daher schon von vorneherein zu erwarten, dass auch gegenwärtiges Lehrbuch ein den Bedürfnissen der Schule ent-

sprechendes sein werde. Und in der That wird Jedermann, der weiss, was eine Mittelschule leisten kann und soll, das Buch mit grosser Befriedigung lesen. Ein Schüler, welcher unter Führung eines tüchtigen Lehrers, sich die in diesem Schulbuche enthaltenen Lehren der Physik angeeignet hat, hat sich nicht nur gründliche Kenntnisse in den jetzt für jeden Gebildeten nothwendigen Lehren der Physik erworben, sondern er hat auch einen festen Grund zu einem eingehenderen Studium der Physik an einer höheren Lehranstalt gelegt. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

Wirth. Wiederholungs- und Hülfsbuch für den Unterricht in der Physik. Für die Hand der Schüler bearbeitet. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin. 1872. J. A. Wohlgemuth's Verlagshandlung (Max Herbig).

Das Buch soll wie der Titel sagt nur dazu dienen, dem Schüler Gelegenheit zu geben, das, was in der Schule vorgetragen wurde, zu Hause repetiren und dem Gedächtnisse die Hauptsätze der Physik einprägen zu können. Für diesen Zweck ist das Buch seiner Einrichtung halber gut zu empfehlen. Es sind nämlich die eigentlichen aus den Erscheinungen folgenden Gesetze und Lehren bei jedem Abschnitte numerirt und hiezu gehörige Beweise, Erklärungen und Experimente, wo solche aufgenommen wurden, in kleinerer Schrift nach dem angeführten Gesetze gedruckt. Dadurch gewinnt das Buch einen hohen Grad von Uebersichtlichkeit, was ein Haupterforderniss für den Lernenden ist. Die Gesetze selbst sind vollständig in präciser Sprache gegeben, während Beweise etc. häufig nur kurz angedeutet sind. Wir wünschen dem kurz gefassten, nur 90 Seiten umfassenden Schriftchen eine günstige Aufnahme.

Straubing. Eilles.

Q. Curti Rufi historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Theodor Vogel, Rektor des Gymnasiums zu Chemnitz. Zweites Bändchen. B. VI—X. Mit einer Karte. Leipzig (Teubner) 1872.

Von der auf S 328 des VII. B. dieser Blätter ausführlicher besprochenen Curtius-Ausgabe ist nunmehr das 2. Bdch. erschienen, das sich dem ersten in jeder Beziehung würdig an die Seite stellt. Es enthält den Kommentar zu B VI—X, ein mehr als 20 Seiten umfassendes Verzeichniss der Abweichungen vom Text der Hedicke'schen Ausgabe mit kurzer Begründung der Aenderungen und eine bereits in der Vorrede zum 1. Bdch. in Aussicht gestellte Karte von Lange. Ausserdem ist ein auf das Sachliche und Sprachliche Bezug nehmendes Register zu den Anmerkungen beigegeben, eine höchst dankenswerte Ergänzung zu der bereits dem 1. Teil als Einleitung vorausgeschickten Abhandlung über den Sprachgebrauch des Autors. Nochmals sei auf diesen wertvollen Beitrag zur lat. Spezialgrammatik aufmerksam gemacht, der von verschiedenen Seiten — erst jüngst auch in diesen Blättern (s. B. VIII, p. 273) — so anerkennende Urteile erfahren hat, dass Dr. Krah's wenn nicht abfällige, so doch höchst zweideutige Bemerkung über Vogel's Leistung (Insterburger Programm 1870) ungerechtfertigt erscheint. Aber

auch in kritischer und exegetischer Hinsicht verdanken wir der fleissigen und besonnenen Arbeit Vogel's soviel, dass sie unter der Menge der Schulklassiker-Ausgaben sicher einen der ersten Plätze einnimmt.

Möge das nunmehr vollendete Werk der Schule denselben Nutzen bringen, den es der historischen Grammatik gebracht hat!

Eichstätt. Brunner.

Lessing's Prosa für Schule und Haus, ausgewählt von August Luthardt. Nördlingen. Beck 1873. 2 fl.

Es wäre eine überflüssige Arbeit, wenn wir heutzutage noch auseinandersetzen wollten, worin die Vorzüge der Lessing'schen Prosa bestehen. Hierüber herrscht längst Uebereinstimmung; denn Lessing's Stil trägt ein sehr einfaches und klares Gepräge, wie dies immer der Fall ist, wo die durchdringende Kraft des Verstandes die bleibende Herrschaft führt. Weniger überflüssig dagegen erscheint mir die Frage, ob an unseren Mittelschulen Lessing für die Ausbildung des Stils auch hinreichend genützt werde? Mir will scheinen, dass wir unsere Jugend noch viel zu wenig zu ihm in die Schule schicken Und doch sollte für die Ausbildung des Stils vor allem Lessing Meister und Lehrer sein. Wir haben ja freilich ausser ihm noch unsere anderen grossen und classischen Muster. Aber nicht jedes Vortreffliche ist für jede Stufe der Entwicklung zugleich auch das Angemessenste. So viele Kräfte des Gemüths zur Erzeugung einer guten Schreibart auch zusammenwirken müssen, so wird doch immer ein klar denkender, richtig schliessender Verstand das erste Erforderniss sein und überall den Aufzug für das Gewebe zu bilden haben. Und wie die Lehrthätigkeit an unseren Mittelschulen überhaupt vorzugsweise die Erziehung zu einem selbstständigen Denken in's Auge zu fassen hat, so muss dann auch der Unterricht im Deutschen vor allem dahin streben, dem selbstständigen Denken zu einem dem Geiste der Muttersprache entsprechenden Ausdruck zu verhelfen. Nun ist es aber gerade die Kraft des Verstandes, welche bei Lessing so unmittelbar wie bei keinem andern unserer grossen Schriftsteller hervortritt, und allezeit in der Sprache den angemessensten, den klarsten und schärfsten Ausdruck findet.

Lessing reizt schon dadurch zu einem selbstständigen Denken, dass er uns nicht bloss in die Resultate seiner Gedankenarbeit einführt, sondern dass er uns auch zu Theilnehmern auf dem Wege seines Suchens nach der Wahrheit macht. Und wir sind sofort die willigsten Theilnehmer, weil alles an ihm die Lust sich einem solchen Führer anzuschliessen erweckt. Denn wie anmuthend weiss er uns den Weg des Suchens zu machen! Wie bewundern wir den Scharfblick, mit welchem er die halbverdeckte Spur, den weitertragenden Stein herauszufinden weiss! mit welchem Geschick biegt seine Hand das hindernde Gestrüpp zur Seite! Wie ermuthigt uns die Sicherheit und Lebhaftigkeit seines Ganges! Wie weiss er durch Witz und Geist auch die ödesten Wege zu beleben, bis plötzlich das Gesuchte frei vor unseren Augen liegt! Und weil Denken und Sprechen untrennbare Gefährten sind, so ist dann auch Lessing durch die Art seiner Sprache ein unvergleichlicher Erzieher für die Ausbildung des selbstständigen sprachlichen Ausdrucks. Seine Sprache ist überall das streng anschliessende und durchsichtige Gewand des unabhängigen und vor unseren Augen schaffenden Geistes. An dieser Sprache ist nichts erborgt, weder von einem Andern, noch von der

eigenen Vergangenheit; sie ist überall aus der Arbeit des Augenblicks unmittelbar geboren, ein allezeit frisches und selbstständiges Erzeugniss seiner Kraft.

Ist es nun aber richtig, was wir oben bemerkt haben, dass das Hauptaugenmerk beim deutschen Unterricht an unseren Mittelschulen darauf gerichtet werden müsse, vor allem einem klaren und selbstständigen Denken zum entsprechenden Ausdruck zu verhelfen, dann sollte auch Lessing um der an ihm hervorgehobenen Eigenschaften willen der bevorzugte Meister an der Schule sein.

Der Umstand, dass Lessing's Schriften im Verhältniss zu denen Göthe's und Schiller's so wenig verbreitet sind, bildete bisher wohl das hauptsächlichste Hinderniss für ihre Benützung in den Schulen Aber auch wenn sie verbreiteter wären, so würde bei der starken Bändezahl seiner Werke damit doch nur einige Erleichterung gegeben sein. Es war darum ein sehr glücklicher Gedanke Luthardt's, eine Auswahl aus Lessing's Schriften für die Mittelschulen in einem Bande zusammenzustellen, so dass es nun den Schülern nicht schwerer ist, sich diese zu verschaffen als ein anderes der gewöhnlichen Lehrmittel auch.

Der Herausgeber hat sehr richtig statt der sachlichen Ordnung die chronologische gewählt, denn wir erhalten dadurch einen Einblick in die grosse Umwandlung, welche sich in unserer Sprache mit ihrem Uebergang vom Zopf zur Classicität vollzogen hat. Ist ja die Geschichte des Lessing'schen Stils ein Stück der Geschichte unserer Sprache selbst. Denn in Lessing vornehmlich hat unsere Sprache jenen Fortschritt gemacht. Von ihm aus ist er Gemeingut der Nation geworden. Die chronologische Anordnung des Buchs aber gewinnt einen weiteren Vorzug noch dadurch, dass der Herausgeber durch zahlreiche Briefe Lessing's uns das Ganze zugleich zu einem Lebensbilde des Autors zu gestalten wusste. Dadurch wird nebenher auch das persönliche Interesse geweckt. Das Interesse aber, welches wir an einem Schriftsteller nehmen, macht uns nur um so geneigter, auch in seine Geistesarbeit mit einzutreten. Und noch ein anderes kommt hinzu. Vornehmlich in den Briefen tritt uns Lessing's Charakter entgegen. Hat der Schüler von diesem eine lebendige Vorstellung, so wird es dem Lehrer sicher nicht schwer sein, ihm an Lessing die Wahrheit, dass der Stil der Mensch sei, nachzuweisen und von hier aus anregend auch auf die sittliche Selbstbestimmung des Schülers einzuwirken.

Bietet die Sammlung auf jedem Blatte Muster für die Erfordernisse des guten Prosastiles, so hat der Herausgeber auch noch dafür gesorgt, dass zugleich für den Unterricht in der Poëtik die nöthigen Anhaltspunkte geboten seien. Und wen dürften wir auch für die Erkenntniss des Wesens des Schönen und der Natur der verschiedenen Dichtungsarten mit grösserem Vertrauen zum Führer wählen, als den Verfasser des Laokoon, der Dramaturgie, der Abhandlung über die Fabel u. s. w.?

Selbstständigkeit des Denkens thut uns noth, wenn die Phrase, welche heutzutage eine Macht wie nie zuvor besitzt, die Geister nicht mehr und mehr berücken und beherrschen soll. Es findet sich für das Bedürfniss der öffentlichen Rede eine solche Menge ausgemünzten Geldes bereits vor, dass wir nicht nur des Prägens überhaupt enthoben zu sein glauben, sondern uns auch zumeist nicht mehr die Mühe nehmen, die Münze auf ihre Solidität hin zu prüfen. Worin aber besteht die Kunst so vieler Redner der Gegenwart anders als in einer gewissen Gewandtheit, für ein gegebenes Thema die landläufigen Phrasen aufzubringen und diese mit dem eigenen blinden Gefühl etwas aufzuwärmen? Gegen

diese Macht der Phrase unserer Jugend zu helfen, dürfte es kaum ein wirksameres Mittel geben, als sie zu Lessing fleissig in die Schule zu schicken.

So sei denn „Lessings Prosa“ allen Lehrern der deutschen Sprache an unsern Gymnasien auf's Wärmste empfohlen.

W. Preger.

Literarische Notizen.

Deutsche Satzlehre in Beispielen aus den Klassikern. Ein Hilfsbuch zu jeder deutschen Grammatik. Von Arno Hercher, Realschullehrer. Nördlingen, Beck, 1872. — Das 67 Seiten umfassende Schriftchen enthält eine schöne Sammlung meist gut gewählter Sätze und wird selbst solchen, welche eine an Beispielen reichere Grammatik, z. B. die von Prof. Engelmann, benützen, sich als praktisches Hilfsbüchlein beim deutschen Unterricht bewähren. Einzelne Mängel (so sind die präpositionalen Objekte von den adverbialien nicht richtig unterschieden), wozu auch vielleicht die etwas zu weit gehende und deshalb manchmal unglückliche Spezialisierung gehört, thut dem Wert des Buches, das ja für den Lehrer bestimmt ist, keinen nennenswerten Eintrag.

Augustus, seine Familie und seine Freunde. Von M. Beule. Deutsch bearbeitet von Dr. E. Doehler Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. 146 S. in 8. Pr. 15 Sgr. Das Buch ist aus einer Reihe von Vorträgen hervorgegangen und darnach zu beurteilen. Der Verf. sucht in ansprechender Weise die Ideen und die Begebenheiten auf und ordnet diese nach jenen. Er hat nicht bloss die schriftlichen Denkmäler sorgfältig studiert, sondern auch der antiken Skulptur und Plastik die grösste Aufmerksamkeit zugewendet. Die ganze Darstellung gipfelt in dem Gedanken, dass das Wohl und Wehe eines Volkes nicht vom Zufall oder von der Willkür einer einzelnen mächtigen Persönlichkeit abhängt, sondern von dem Wesen der gesellschaftlichen Zustände.

Geschichte der französischen Nationalliteratur von Fr. Kreissig. 4. Aufl. Berlin, Fr. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1873. 396 S. in 8. Das Buch ist zunächst dazu bestimmt, dem Lehrer für den Unterricht die nötigen Anknüpfungspunkte ohne alle Beschränkung in Ausdehnung und Auswahl des Stoffes zu geben, ferner für den Schüler hinreichendes Material zu Stil- und Sprechübungen zu liefern (zum Zweck der Rückübersetzung in's Französische ist dasselbe unter dem Texte mit den notwendigsten Vokabeln und Phrasen versehen), endlich den besseren Schülern auch nach dem Abgang von der Schule zu weiteren Studien aufmunternder Freund und Ratgeber zu sein. Der dreifachen Absicht entspricht die Ausführung vollkommen. Interessant und belehrend sind die den einzelnen Perioden vorausgeschickten, eine allg. Uebersicht und Auffassung vermittelnden Einleitungen; mit Umsicht bemessen die Inhaltsangaben und kritischen Beurteilungen der einzelnen Werke, meist trefflich die Charakteristiken der Autoren; eine schätzenswerte Beigabe sind die Schriftproben besonders aus den früheren Perioden mit entsprechenden bündigen und klaren Erläuterungen. Nicht selten finden wir auch Beziehungen und Hinweisungen auf die deutsche Literatur, wo diese auf die französische oder letztere auf die deutsche von Einfluss war. Ausser dem an der Spitze des Werkes stehenden chrono-

logischen Verzeichnisse der Schriftsteller wäre für eine nächste Auflage die Beigabe eines alphabetisch geordneten sehr wünschenswert. Ist auch das Buch, da die Darstellung etwas hochgehalten ist, für schwächere Schüler weniger geeignet, so werden es gleichwol reifere ohne allzugrosse Schwierigkeit und mit entschiedenem Vorteil gebrauchen. Vor allem aber können wir dasselbe Lehrern und Freunden der französischen Sprache und Literatur empfehlen, wie es auch manchem Lehrer der Geschichte ein nicht unwillkommenes Hilfsmittel sein dürfte.

Frischauf J., Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik. 2. gänzlich umgearbeitete und vermehrte Aufl. Graz, Leuschner & Lubensky. 1872. Das Buch enthält auf 139 S. das Pensum der allgemeinen Arithmetik für Mittelschulen vollständig und ist wegen des strengen und klaren Beweisverfahrens, sowie durch die Beigabe von Aufgaben aus der angewandten Arithmetik im II. Anhange bestens zu empfehlen.

Allg. Bestimmungen des k. preuss. Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 15. Okt. 1872, betr. das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen. Berlin, 1873, bei Fr. Kortkampf. Preis 5 Sgr. 58 S. in kl. 8.

Vorschule der deutschen Literaturgeschichte für Mittelschulen von Dr. C. W. G. E. Schwarz Amsterdam bei Gebrüder Binger. Ohne Jahrzahl. 118 S. in kl. 8. Pr. 15 Ngr. Das Büchlein enthält I. Redefiguren (auf 7 Seiten); II. Kurze Verslehre (auf 9 S.); III. Dichtungsarten (11 S.); IV. Kurze Geschichte der deutschen Literatur (64 S.); endlich V. in einem Anhang die Entwicklungsstufen der deutschen Sprache (20 S.), alles natürlich nur in nuce.

Wernicke's Geschichte der Welt, 5. bis zum J. 1871 fortgeführte Aufl. (Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin) liegt nun in 72 Lieferungen fertig vor und wird wiederholt auf das treffliche Werk empfehlend aufmerksam gemacht.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. von Arnim und Clemens Brentano. Wiesbaden. Bei Heinr. Killinger & Comp. Die neue Auflage dieser altbekannten Sammlung, von der das erste Heft in schöner Ausstattung mit Illustrationen von Merté vorliegt, ist mit Recht im Grossen und Ganzen ein unveränderter Abdruck des ursprünglichen Werkes. Sie soll sich auf ungefähr 16 Lieferungen à 42 kr. erstrecken. Der Anschaffung für Schülerbibliotheken stehen einige Lieder im Wege.

Neueste Schulkarte von Deutschland. Entworfen und gezeichnet von O. v. Bomsdorff. Leipzig, 1872. Bei Reclam sen. Im Massstab von 1 : 4,162,500. Preis 3 Ngr. Für den Anfangsunterricht in der polit. Geographie ausreichend.

Der deutsche Unterricht auf höhern Lehranstalten. Ein kritisch-organisatorischer Versuch von Dr. Ernst Laas, ord. Prof. an der kaiserl. Universität Strassburg. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1872. 408 S. in 8. Das vorliegende Werk erschien statt einer zweiten Auflage des „deutschen Aufsatzes" von demselben Verfasser. Während in letzterem vielerlei bunt durcheinander enthalten war und also die Einheit fehlte, ist hier das Material gesichtet und geschieden und die neue Arbeit zu einem in sich beschlossenen Ganzen abgerundet. Das Werk verdient also in noch höherem Grade die Beachtung, welche „der deutsche Aufsatz" seinerzeit mit Recht gefunden hat.

In der Weidmann'schen Sammlung griech. und lat. Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen sind in neuer Auflage erschienen:

Homer's Odysse von Faesi. I. Bd. Gesang I—VIII. 6. Aufl. Besorgt von W. C. Kayser. 1873.

Livius von Weissenborn. VIII. Bd. Buch XXXV—XXXVIII. 2. verbesserte Auflage.

Leitfaden der Weltgeschichte für mittlere und untere Gymnasialklassen oder lat. Schulen, Real- und Bürgerschulen, Pädagogien und andere Anstalten von Dr. Heinr. Dittmar. 7. Aufl., durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Gottlob Dittmar, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Neuwied. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. 1873. Enthält auf 251 S. den ganzen Stoff der Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1871 und scheint, wie man wohl daraus, dass die 7. Aufl. vorliegt, schliessen darf, grosse Verbreitung gefunden zu haben. Auch wir erkennen den Wert des Buches an, können aber nicht umhin auszusprechen, dass es nicht völlig den Anforderungen entspricht, die wir an ein derartiges Schulbuch stellen. Nicht alle Abschnitte sind gleich gut und ausführlich behandelt; insbesondere enthalten die kulturgeschichtlichen Kapitel meist nur eine blosse Aufzählung von vielen Namen, wie sie doch unmöglich genügen kann. Auch sonst finden sich Unebenheiten und Unrichtigkeiten, die gerade in einem für die Schule bestimmten Buche nicht vorkommen sollten. Von vielen nur einige wenige: S. 2 Z. 20 v. u. ist die Zerstörung des ersten Tempels in Jerusalem in d. J. 588 gesetzt, während es 586 heissen soll, wie S. 25 Z. 17 richtig steht — die Olympiadenrechnung soll 766 beginnen statt 776 (wie S. 31 Z. 21 v. u. angegeben ist) — Aethiopen soll (S. 10) „Sonnengebrannte" heissen — der „Gebirgspass" Thermopylä ist S. 27 Z. 2 v. u. nach Thessalien verlegt, Megaris mit der Stadt Megara liegt (S. 28 Z. 7 v. o.) auf der „Landenge" Isthmus; S. 28 Z. 13 v. u. steht Joner, S. 29 Z. 17 v. u., S. 36 Z. 7 v. o. und sonst Jonier etc. Weitere Bemerkungen für eine neue Auflage können mitgeteilt werden.

Statistisches.

Ernannt: Lehramtskand. Butters zum franz. Sprachlehrer in Schweinfurt; der t. qu. Gymn.-Prof. Britzelmayer zum Prof. in Speier; Lehramtskand. Füger (Konk. 1871) zum Studl. in Miltenberg; Assistent Wagner in Neuburg (Konk. 1870) zum Studl. in Nördlingen; Hauptlehrer Merk in Schwabmünchen zum Realienl. in Kulmbach; Lehramtsk. Biedermann zum Ass. in Nürnberg; Lehramtsk. Weber zum Ass. in Bayreuth; Lehramtskand. Neudecker zum Ass. in Würzburg; Lehramtskand. Joh Huber zum Ass. in Dillingen; Lehramtskand. Drechsler zum Ass. in Speier; Rektor P. Gr. Höfer am Ludw.-Gymn. in München zum Schulrat; zum Lyc.-Prof. in Freising der Gymn.-Prof. Ziegler daselbst; zum Math.-Prof. am Gymn. in Freising der Studl. Sachs am Ludw.-Gymn. in München; der Math.-Lehrer an der Gew.-Sch. in Kempten, A. Sickenberger zum Studl. am Ludw.-Gymn. in München.

Gestorben: Der qu. k. Studienrektor Dr. M. Fertig in Landshut; der qu. Gymn.-Prof. Schmitt in Würzburg.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Zu Plautus' Truculentus.

I, 1, 7—8.

Quot illíc blanditiae, quót illic iracúndiae,
Súnt quót superba fácta, di vostrám fidem! — hui.

Der verliebte Diniarchus beklagt sich über alle die schweren Opfer, welche Venus vom Liebhaber verlangt; superba facta, wie Spengel aus der Lesart der Hdschrftn. (B, C, D, d. h. derjenigen des Camerarius und des Vaticans) den Text corrigirt, ist aber schwerlich richtig; diese bieten nämlich übereinstimmend sui perclamanda, woraus doch wohl eher

sunt quot pericla amanda —

zu eruiren ist. Wer liebt muss eben auch Gefahren lieben, d. h., muss sie mit in den Kauf nehmen und sie sich gefallen lassen. Das sui der Hdschrftn. könnte möglicherweise entstanden sein aus der Wortstellung quot sunt pericla amanda, welche einem Abschreiber, als die natürlichere, in die Feder floss.

I, 1, 6, 15 seqq.

Quando abiit rete pessum, adducit lineam:
Si iniecit rete, piscis ne effugiat cavet:
Dum huc, dum illuc rete vortit, inpedit
Piscis usque adeo —

Kiessling (in seiner Recension des Spengel-Studemund'schen Truculentus, Jahn's Jahrb. f. Phil. 1868, Heft IX, p. 609 seqq.) hat mit Recht Anstoss genommen an der Wiederholung von rete in vier hintereinander folgenden Versen (es erscheint nämlich auch noch v. 14 quasi in piscinam rete qui jaculum parat.) Indess sein Vorschlag si iniecit recte ist nur ein Nothbehelf und noch dazu ein schwacher, denn auf die Handlung des iniicere kommt es doch wahrlich nicht an, und, ganz abgesehen von rete, so muss in iniecit ein Fehler stecken, denn nach einem voraufgegangenen abiit pessum („sank auf den Grund") ist iniecit unmöglich. Vielleicht inplevit (denn dass von einem Zug von Fischen die Rede, nicht von einem einzelnen Stück, beweist v. 18) und statt rete dürfte zu lesen sein si inplevit rite, welches Wort ja bei Plautus auch so viel als feliciter bedeutet.

I, 1, 25 seqq.

25 Si iratumst scortum forte amatori suo,
26 Bis perit amator, ab re atque ab animo simul,

27 Si raras noctes ducit, ab animo perit,
28 Sin crebras ducit, ipsus gaudet, res perit,
29 Sin alter *altri* potior est, itidem perit.

Diese Reihenfolge scheint nöthig zu sein statt der jetzt im Text befindlichen 25, 26, 29, 27, 28. Spengel fasst v. 29 das altri als Genetiv, was mir rein unverständlich ist: Der Sinn ist doch kein anderer als: Wird dem Liebhaber ein anderer vorgezogen, so —; diess kann aber kaum anders ausgedrückt werden als durch sin alter *illi* potior est (illi = scorto).

Im folgenden Vers

itast amica in aedibus lenoniis

ist Spengels Verbesserung statt des handschriftlichen (B) iteca und ita et (C D) kaum richtig. Offenbar schliesst der Dichter hier mit einem allgemeinen, noch nicht auf die specielle Lage des Diniarchus bezüglichen Gedanken, des Inhalts: „So geht es in den öffentlichen Häusern zu,“ und es folgen dann wieder ganz allgemeine Erfahrungssätze, so dass das *ita* zu Anfang des v. 30 auf das Vorhergegangene wie auf das Nachfolgende seine Anwendung hat. Es muss etwas wie ita *mos habet* oder ita *regula est* an der Stelle gestanden haben. Zu parat im folg. Verse ist Subject das durch den Dativ *illi*, v. 29, bezeichnete scortum (v. 25).

Diniarchus fährt v. 40 seqq. fort:

Quos quam celamus si faximus conscios
Qui nostrae aetati tempestive temperent
Ut ne anteparta demus postpartoribus
Faxim lenonum et scortorum [posthac minus]
Et minus damnosorum hominum quam nunc sunt sient.

Offenbar will er damit sagen, dass ein rechtzeitiges Geständniss der verliebten Jünglinge an die rechten Leute dem Handwerk der Kuppler und Buhlerinnen Eintrag thun, d. h. ihre Zahl verringern würde. Um diesen Sinn herzustellen bedarf es aber der Aenderung (v. 43)

Faximus lenonum ét scortorum *póst* minus —

An der Richtigkeit der Aenderung des Acidalius — posthac minus — darf, was den Sinn betrifft, nicht gezweifelt werden, das Metrum erfordert jedoch, nach der Aenderung zu Anfang des Verses, *post* minus.

Die Phronesium — klagt Din. weiter, v. 59 — habe ihm das, was ihr eigener Name bedeute, aus dem Kopf genommen, nämlich den Verstand:

Nam mé fuisse huic fáteor summum atque íntumum
Quod *amántis* multo péssumumst pecúniae

das heisst: diese Intimität ist das Schlimmste, was einem der sein Geld liebt, begegnen kann. — Wie viel näher liegt aber dieser Bedeutung und wie viel ungezwungener klingt

quod amanti multo pessumumst pecuniae?

In dem Selbstgespräch der Astaphium (I, 2, 1 seqq) hätte Spengel v. 11

Per ióculum et ludúm de nostró saepe rápiunt,

dieses letzte Wort (rapiunt) nicht aus dem hdschrftl.: aedunt eruiren sollen, sondern offenbar ist comedunt das richtige, welches Wort ja bekanntlich nicht bloss vom Essen, sondern auch, ja noch häufiger, vom Verprassen und Verschwenden überhaupt (und warum nicht auch, wie in unserer Stelle, fremden Eigenthums?) gebraucht wird. Es folgt dann der von Spengel so sehr, aber mit Unrecht beanstandete Vergleich

quod fartores faciunt

den er ersetzt durch

quod lepido ore faciunt

(Kiessling gar durch inlepidam profecto rem faciunt); denn die Stellen, welche Spengel anführt für seine Behauptung, dass „fartorum nomen non eis hominibus induitur qui farcimina faciunt, sed qui aves farciunt" sprechen nicht alle für diese beschränkte Bedeutung (z. B. Terenz Eunuch. II, 2, 26), und selbst angenommen, dass er Recht hätte, wer sagt ihm denn, dass diese Leute nicht von den Speisen essen konnten, welche eigentlich jenen Thieren bestimmt waren? Dass überhaupt hier kein nobler Vergleich werde angewandt werden, ist ja doch wohl natürlich. Recht dagegen hat Spengel wenn er im folgenden Vers

Fit pol hoc et pars spectatorum scitis pol vos me haut mentiri

pol vos für verdorben hält „nam et vos et iteratum pol offendunt." Vielleicht

Fit pól hoc et pars spectátorum scitis probe me haut méntiri.

Der jetzt folgende Vers (14):

Ibist ibus pugnae et vírtuti de praédonibus praedám capere

hätte gar sehr einer Erklärung bedurft, und Kiesslings Vorwurf, den er der Interpretationsweise Spengel's macht, sie übergehe oft Schwieriges und verweile ohne Grund bei Leichterem, trifft hier zu.

Lambin erklärt: putant sibi de eo esse pugnandum et ex eo virtutis famam consecuturos si de nobis praedentur — und ist der Text unverdorben, so ist diess wohl die einzige mögliche Erklärung. Aber mihi est aliquid pugnae ist eine Redensart, welche, ohne Beleg, einen starken Glauben erfordert. Plautus hat eher geschrieben ibist ibus curae et virtuti de praed. pr. c.

In derselben Scene erhalten wir von v. 19 an eine Musterkarte von Metren, wenn wir uns ganz genau an die Versabtheilung des Ambros. halten (s. Spengel ad l.). Wer an eine solche bunte Variation nicht gerne glaubt, wird wenigstens v. 21 (25) seqq. in gleichmässig cretischem Versmaass (cret. Tetram) also lesen:

Di. Vóbis qui múlta bona esse vólt.
Ast. dato, si ésse vis.
Di. Fáxo erunt: réspice huc [modo]. Ast. Oh! énicas mé miseram.
Quisquis es. Di. Péssuma, mane. Ast. óptume odiósus es.
Díniarchús ne illic est? Átque is est. Di. Sálva sis.

Hiebei ist einzig das modo für das Metrum störend, darum muss ich es einstweilen, wenn auch ungern, bis besserer Rath kommt, aus dem Text entfernen.

So hat auch Spenpel, vom richtigen Gefühl, zugleich aber auch hier von der Ehrfurcht vor der Abtheilung im Ambros. geleitet v. 17 (36) seqq. also vorgeschlagen

Di. Benígne dicis, béne vocas [sed díce] Astaphium, amábo.
Ast. Sine me íre, era quo iussit. Di. Eas. [Ast. Eó. Di.] Sed quid ais?
Ast. Quíd vis?

(Es folgen nun noch bis zu Ende der Scene lauter Verse desselben Metrums, octon. iamb. catal.) Ueber die Einschaltung sed dice kann man natürlich verschiedener Ansicht sein; dem Sinn entspricht sie; es könnte aber auch hinter Astaphium ein blosses med ausgefallen sein:

D. Benígne dicis, béne vocas, Astáphium, med.
Ast. Amábo

nur scheint allerdings, dass die Formel bei Plautus ohne Object zu vocas gebraucht wird.

Im folgenden Vers ist quid ais, wie mir scheint, völlig unhaltbar, denn nachdem Diniarchus sein Verständniss der Worte, welche Astaphium so eben sprach, deutlich genug durch das kurze eas zu verstehen gegeben hat, kann er nicht mehr fragen quid ais? sondern quid agis? nämlich „dort, wohin die Herrin dich geschickt hat". Also eher:

Ast. Sine me íre, era quo iussit me.
Di. Eas. Sed quíd agis istic?
Ast. Quíd vis?

(Ein istic statt dic bieten B C D zu Anfang des folgenden Verses.)

I, 2, 33.

Sed tándem eloquere, quís is homost Astáphium?
Ast. Novos amâtor
Nimis ótiosum te árbitror hominem ésse —

Die Antwort der Astaphium macht wahrscheinlich, dass die Worte novus amator dem Diniarch noch müsse gegeben werden, um so mehr, da hinter Astaphium „personae notam vel spatium om. A B C D" Sehr wahrscheinlich lautet die Stelle:

Sed tándem eloquere, quís is homost Astáphium, an novus amátor?

I, 2, 51. Ast. Em istóc pol tu otiósus,
Quom et ílli et hic pervórsus es: sed utriscum rem esse mávis

illi = illic (apud pueros) hic = apud nos (meretrices). Spengel schlägt

für das hier ungeschickte und nicht zu erklärende pervorsus es vor devorteris; dem Sinne nach entsprechend, doch glaube ich eher, dass Astaphium das näherliegende Wortspiel machte:

Quom et illi et hic perodiósus es (vgl. otiosus im vorherg. V.)

Quom et illi et ist hiebei, mit Elision des om, als Tribrachys zu scandiren; die Verkürzung von illi ist bekanntlich ganz gewöhnlich; übrigens ist auch die Annahme eines Proceleusmaticus am Anfang gestattet, wobei das monosyllabum quom seine Geltung behalten würde.

I, 2, 58.

Die nicht eben schmeichelhafte Schilderung des Characters der meretrices, welche Diniarchus macht, fällt, wie Astaphium erwidert, auf diesen selber zurück:

Quia qui álterum accusát probri, eúmpse sapere opórtet.
Tu a nóbis sapiens níhil habes, nos néquam abs te[te] habémus.

Es ist keine Frage, dass eumpse sapere wie Spengel statt des hdschrftl. sumpsit seniteri schreibt, sehr gut in den Zusammenhang passt (vgl. sapiens im folg. V.), ebenso auch scheint tete statt des einfachen te eine nothwendige Aenderung zu sein. Aber eine Erklärung von v. 59 war vor allem nöthig. Wie der Text jetzt lautet, so sagt Astaphium reinen Blödsinn: „Du, Weiser, hast nichts von uns, wir, Liederliche, von dir.“ Was denn? Es müsste doch irgend ein Schaden, ein Uebel genannt werden. Diess geschieht, wenn wir lesen und interpungiren:

tu a nóbis sapiens níhil habes nequám, nos abs te habémus.

Durch diese Umstellung wird auch der Zusatz des te überflüssig (obwohl ich wohl weiss, dass jenes Mittel ein stärkeres ist). Warum aber Plautus nicht lieber sagte

tu a nobis sapiens nihil habes mali —

hat seinen Grund darin, dass Astaphium sich desselben Wortes bedienen musste, mit welchem Diniarch (v. 55) die Frauen bezeichnet hatte. — Ob im vorhergeh. Verse nicht eumpse nitere („fleckenfrei“ sein, insofern probrum einen „Makel“ vorhält) zu schreiben sei, darf gefragt werden.

I, 2, 71 u. 72

findet sich an derselben Stelle des Verses das gleiche Wort (hercle)

certe hércle quam vetérrumast —
non hércle occisa sunt mihi —

eines wird weichen müssen, wahrscheinlich das zweite; es könnte ursprünglich geheissen haben:

non omnes occiderunt mihi, oder
non prorsus occiderunt mihi —

Ich sehe nämlich auch nicht ein, warum das occide sunt der Handschriften mit Spengel in occisa sunt verwandelt werden soll; der syntactische Gebrauch würde ohnediess eher occisi verlangen.

I, 2, 76 seqq.

Di. In mélle sunt linguáe sitae vostrae átque oratiónes,
Facta átque corda in félle sunt sita átque acerbo acéto.
Eo dícta lingua dúlcia datis, córde amara fácitis.

Es ist unbegreiflich, wie sämmtliche Herausgeber den letzten der drei Verse konnten stehen lassen und als plautinisch ansahen, statt ihn als Glossem herauszuwerfen, dessen Charakter er sozusagen in jedem Worte an der Stirne trägt! Dieser lahme, auch metrisch anstössige (cäsurlose, am Ende hinkende, Eindringling soll, nach den beiden, an gelungenem Metaphern so reichen, durch den Effekt des Reimes ausgezeichneten Versen, ein Produkt der plautinischen Kunst sein? Weg mit ihm! Wohl aber konnte darauf folgen der Vers:

Amantis si qui non danunt: non didici fabulari.

Und man sieht nicht ein, warum bei diesem Verse Spengel zu einer so weit abliegenden Emendation ausholte:

Amátis, inquam, quód datur: non did. fab.

„Wenn gewisse Liebhaber nicht spenden" — warum soll das nicht ein ganz guter Zusatz sein (statt des hdschrftl. si quit (B) oder si quid (C) non danunt)?

Eher scheint der letzte Theil des Verses verdorben, und zwar wieder, weil aus derselben Stelle des folgenden Verses, am Ende, das hier richtige fabulari sich eingeschlichen hat in den vorhergehenden. Denn zu Ende von v. 80 (welchen Vers Studemund und Spengel mit unzweifelhaftem Rechte, sammt den folgenden, der Astaphium zugewiesen haben) ist fabulari ganz an seinem Platze. Diniarchus dagegen (v. 99) muss eher ein Wort gebrauchen wie „schmeicheln", „schöne Worte machen", weil er der Astaphium die Wahrheit so ungeschminkt in's Gesicht sagt; etwa:

non didici quidem adulari?

I, 2, 89 seqq.

Di. Si illúd quod volimus dícitur, palám quom mentiúntur,
Verum ésse insciti crédimus, ne eas incendamus íra.

Der Schluss des zweiten Verses, wie ihn Spengel glaubt hergestellt zu haben, kann unmöglich richtig sein, denn wenn man etwas thöricht glaubt, so thut man es nicht zu dem Zwecke, die Weiber nicht zu erzürnen. In der hdschrftl. Ueberlieferung scheint eher zu liegen neque inaestuamus ira (d. h. während wir im Zorn über ihre Lügen aufbrausen sollten).

II, 1, 4.

Ast. Huic hómini amanti meá era aput nos néniam dixít bonis.

Die Handschriften haben de bonis und weichen ab in der Wortstellung dixit neniam & neniam dixit. Da de unentbehrlich ist, so gibt es kein anderes Mittel, als die Umstellung:

huic hómini amanti meá era apud nos dé bonis dixit néniam

mit metrischer Elision der ersten Silbe von bonis (vgl. ibid. v. 14 bonis ésse oportet dentibus lenám probam).

Das metrische, vielmehr unmetrische Schema, welches Spengel mit v. 14 (nach dem Ambros) eintreten lässt:

1) nach einer Reihe jambischer octonarii catalect. plötzlich ein jambischer Senar: bonis ésse oportet dentibus lenám probam;
2) ein endloser Vers, der keiner ist:
   adridere ut quisque veniat blandeque adloqui: male corde consultare;
3) eine Reihe trochäischer octon. catalect.

legt die Versuchung oder vielmehr den Versuch nahe, mit Aufnahme der Lesart quisquis (welche die übrigen Hdschrft. statt us quisque des Ambr. bieten) und mit einziger Aenderung des blandeque in blande, also zu scandiren:

Bonis ésse oportet déntibus lenám probam, adridére
Quisquís veniat, blande ádloqui, male córde consultáre
Béne lingua loquí. meretricem séntis similem esse áddecet.

Es folgen nun ferner troch. octonar. catal. bis zu v. 25; mit v. 28 beginnen dagegen wieder mit plötzlichem unvermitteltem Uebergang jambische Octonare.

Jenes bonus scheint auch im Genitiv boni als monosyllabum angesehen werden zu müssen II, 4, 75, wo zwar Spengel die hdschrftl. Ueberlieferung ait vierit bona consulas zu einem

Ph. Quicquid aderit dona.
Di. consulam

umgestaltet hat. Es geht das Versprechen des Diniarch vorauf, der Phronesium Geschenke zu schicken:

74. Di Jam fáxo hic aderit (adsit?) sérvolum huc mittám meum.
Ph. Sic fácito (und nun folgt, glaube ich:)
Di. Quicquid vénerit boni cónsulas.

Gegen diese Versabtheilung und gegen den Sinn wird wohl Niemand etwas einzuwenden haben (boni consulas liest, wie ich sehe, auch die vulgata).

II, 5 beginnt mit den Versen:

Puero ísti date mámman
Ut misérae matrés sollicitáeque ex animó sunt cruciánturque!
Edepól commentúm male.
Quomque eám rem in corde ágito,

Nimió minus perbibémur
Malae quám sumus ingénio;

worauf eine Reihe von Bacchien folgt. Aus jenen Versen hat nun Spengel herausgelesen: 1) zwei dimetr. bacch., 2) einen tetram. troch. ac., 3) einen dimeter troch. cat., 4) zwei dimetr. iamb. cat. Mir scheinen sie sammt und sonders ionici a minori zu sein. Man könnte höchstens am Anfang des zweiten (der mit einem Choriambus beginnt) einigen Anstand nehmen, aber mit Unrecht*), und zudem wäre hier sehr leicht geholfen mit

uti mátres miseráe u. s. w.

II, 6, 3 seq.

Scío ego multos mémoravisse mílites mendácium
Éx Homero iam ét post illum múlti memorarí potis —.

Die Handschriften geben et homero nida͂, et homeronidam, ferner illa͂ illi, illam illi, woraus eher herzustellen scheint:

Éx Homero enim iam ét post illum mílle mem. potis.

Es ist bekannt, dass enim bei den Comikern seine volle metrische Geltung sehr oft einbüsst. [Freilich darf man hier mit Geppert (plaut. Stud. p. 64) fragen, wo denn solche Leute bei Homer sich finden?]

II, 6, 19 seq.

Ast. Tíbi adest Stratophanés: nunc tibi opust, aégram ut te adsimulés.
Phr. tace.
Scío ego hoc, tu malum mé monitura's? mé maleficio vínceres?

Die erste Hälfte von v. 20 ist handschriftlich sehr übel zugerichtet. Wer aber den Spuren nachgeht, möchte folgender Verbesserung vor jener Spengel'schen den Vorzug geben:

Qúid ego adsimulem me ádmonitura's?

Statt des bald darauf (v. 23) folgenden, durch die schnell abschneidende Antwort des Stratophanes unterbrochenen

quom te salvom —

wofür hdschrftl. venire saluom überliefert ist, möchte eher zu lesen sein

ubi te salvom —.

Kurz darauf lautet v. 26 bei Spengel:

jám magnust, iam it ád legionem, quáe iam spolia réttulit?

---

*) Denn auch im 4. Vers steht am Schluss der Choriambus corde agito statt des Ionicus; ebenso im 6. Vers, wo malae einsilbig zu lesen ist: malae quam sumus | ingenio. Was die Messung des 5. Verses betrifft, so könnte minus ebenso für ein monosyllabum gelten (nimio minus) doch eher wohl wird das Schluss-s nicht gerechnet und wir erhalten die Messung ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑.

Aber die hdschrftl. Ueberlieferung weist auf:

íam magnust, iam itat ád legionem, iám quae spol. réttulit?

II, 6, 32.

ubi illaec obsecrost quae me hic reliquit [atque] abs me abstitit?

Die Hdschrft. abse abisti und cabse abisti, woraus Acidalius atque a me abstitit, Spengel das oben angeführte herauscorrigirt hat. Hat es aber vielleicht nicht einfacher geheissen

úbi illaec obsecróst quae me hic relíquit absque (= aque) mé abstitit?

II, 6, 52 seq.

. . . . Póenitetne té quot ancillás alam
Quí etiam alienas súperadducas, quae mihí comedint cíbum.

Alienas ist Zusatz Spengels; die Hdschrftn. führen aber auf etwas anderes; denn quin etiã men super adducas wird kaum etwas anderes enthalten als

quí mihi etiam insúper adducas —

die Zusammenstellung insuper etiam und etiam insuper findet sich bei Plautus wie bei Terentius.

II, 7 (5).

Domí sunt quae fácta improbé facit amátor.

Die Hdschrftn domis itq.; fač improba facta amator, woraus herzustellen domíst is facít qui improbé facta amátor.

II, 7, 17 seq.

Meretrícem ego item esse reór mare ut est
Quod dés devorát nunquam abúndat.
Hoc sáltem servát rem:, quom illí subest, appáret
Dés quantumvis núsquam apparet néque datori néque acceptrici.

Warum diese Fassung (wo hoc und illi sich auf denselben Gegenstand beziehen, statt dass hoc das Meer, illi die meretrix bezeichnen muss) unmöglich richtig sein kann, leuchtet ein; illi wird wohl am falschen Orte stehen und hinter apparet wird sed ausgefallen sein, aber auch subest scheint verdorben, so dass der ganze Vers so gelautet haben mag

Hoc sáltem servát rem; quom súdum est, appáret, sed ílli
Dés quantumvis u. s. w.

Ibid. 33. Me íllum amare ómnium plúrimum hominum ergo

. . . .

Átque ut huc [ré]veniat óbsecrató.
Cy. Licet.

ergo ist verdorben, vielleicht egregie? In v. 35 genügt es für das Metrum nicht dem hdschrftl. veniat ein re vorzusetzen; es wird wohl heissen müssen átque ut hic véniat illum óbsecrató.

Im folgenden variirt bei den verschiedenen Editoren die Lesart sowohl als das Zuweisen der Verse und Versabschnitte an die ver-

schiedenen Personen. Nach meiner Meinung gehören dem Cyamus von licet (v. 35) an folgende:

Cy. 37. Séd quisnam illíc homost, qui ípsus sesé comest
Trístis oculís malis? ánimo hercle homost suó míser.
Quísquis est, dignús mecastor; séd quis est?

und nun folgt Phronesium mit ihrem

Ph. non nosti óbsecro?
Qui híc apud me erat, huíus pater pueri íllest, quem spectábilem
Jússit ali; is iam te aúscultavit, óbservavit.
Cy. Quém quidem
Nóvi hominem nihili? íllic quaesost?

v. 37 bieten d. Hdschrftn. nequid est, v. 38 adiectaculem oder adiectaculum oder ad ientaculum. Ich habe zögernd (da ich so wenig wie irgend ein Anderer mit ientaculum etwas anzufangen weiss) spectabilem (adspectabilem?) geändert, mit der Bedeutung „zu einer hohen Stellung" (erziehen), iussit ali ist, wie ich später gesehen, auch Lesart der vulgata; statt is iam te ist überliefert mansi. Was in der Ueberlieferung quem pernam (v. 39 am Ende) steckt, wage ich nicht zu vermuthen, aber dass diese Worte dem Cyamus gehören, und nicht (wie Spengel meint, welcher schreibt quam rem agas, der Phronesium) scheint mir durch das illic quaesost des folg. Verses ausgemacht.

II, 8, 9.

Nun quídpiam aurum mútat mores múlierum?

Die Emendation aurum schreibt Spengel sich selbst zu, obschon sie schon von Lambinus gemacht wurde (aus dem hdschrftl. auarum) Aber ich zweifle gleichwohl, aus sachlichen Gründen, an ihrer Richtigkeit. Dass die mores der Frauen nicht durch Gold sich ändern lassen, wäre eine widersinnige Behauptung, die keinem Liebhaber je einfallen konnte, sondern wer mehr gibt, der gelangt zum Ziele. Stratophanes beklagt sich hier offenbar über das Unangenehme des weiblichen Charakters:

num quídpiam amarum ita ést ut mores múlierum?

III, 2, 5 seq.

Str. Nimió minus saevos iám sum, Astaphium, quám fui
[Nam] íam non sum truculéntus: noli métuere.
Quin tu ád me accedis? éxpecto osculúm tuum.
Ast. Dic, ímpera mihi, quíd tibi et quo vís modo.

Hier ist Spengel entschieden unglücklich gewesen, vor allem darin, dass er, gegen die codd, v. 8 der Astaphium zuwies. Seine Aenderung expecto osculum tuum (statt des hdschrftl. osculentiam) war aber eben so unnöthig und die vulgata truculentiam durchaus nicht anzutasten. Allerdings sind in den Hdschrftn zwei Verse, 6 und 7, verstellt und es muss wie der Zusammenhang zeigt, also geordnet werden:

Str. Nimio minus saevos iam sum, Astaphium, quam fui.
Quid vis? Quid agis?
Ast. Tuam expecto truculentiam.
Str. Jam non sum ita truculentus: noli metuere,
Dic impera mihi quid tibi et quo vis modo.

(Für quid vis, quid agis? tuam geben die codd. quid vis qui tuam und v. 7 lassen sie das ita weg; an beiden Stellen sind auch andere Ergänzungen denkbar.)

IV, 1, 12.

Quía nihil habeo, ut ánimos tollam, cum ílla agam precário.

Diniarchus hat nichts mehr zu geben, weil er bereits alles gegeben hat, gleichwohl ist er voller Zuversicht zu dem Mädchen — nur diess eine, dass er nichts mehr zu spenden hat, macht ihm noch Kummer, das heisst:

quía nihil habeo, hoc únum animum movet: ómnia agam precário.

Die hdschrftl. Ueberlief. ist unum animos movi mihi comnia (omnia). Spengel's Aenderungen, die ich oben angeführt habe, entfernen sich zu sehr davon.

IV, 2, 3 seq.

Ama íd quod decét, rem tuam, ístum exauíni,
Nunc dúm subest dum habét tempus eí rei secúndumst.

Statt subest (Aenderung Spengel's) ist die hdschrftl. Ueberlieferung iusti iubet; dieses führt aber auf isti subest, und nun stellt sich sofort, nicht bloss metrisch, sondern auch sachlich, dum habet als eine Glosse zu diesem isti subest heraus. Es ist also höchst wahrscheinlich zu lesen:

Nunc dum ísti subést, tempus eí rei secúndumst.

Ibid. v. 11.

Di. Núm quid est? núm mea réfert?
Ast. non mússito.
Íntus bolos quós dat amatór novus quíspiam:
Íntegrum et plénum adortúst thensaurúm.
Din. Quis est?

Ich habe diese Verse so geschrieben, scandirt und unter die Personen vertheilt, wie ich glaube, dass es richtig ist. Oder wird Jemand mit Spengel glauben, dass plötzlich zwischen die beiden Tetram. cretici (11 u. 13) ein trimeter iambicus (wie Spengel den Vers misst) trete? Schwerlich, sondern das schliessende s in intus wird metrisch nicht gerechnet und wir erhalten einen Choriambus (wie auch im folgenden Fuss) der doch gewiss ebenso gut an die Stelle eines Creticus treten kann als in réfert non oder adortúst thensaurúm ein Molossus? Auch habe ich die beiden Verse 12 und 13, welche Spengel und frühere Editoren zwischen Astaphium und Diniarchus theilen (Ast. non mussito

intus bolos dat — Di. Quid, amator novus quispiam?) der Astaphium allein gegeben und quid aus dem Texte der Ueberlieferung entfernt, während Spengel quos ausgemerzt hat. (Statt quid bietet D aus erster Hand quis, was auf eine Dittographie von quos deutet.)

Mit v. 14 treten Trochäen ein, und zwar zuerst ein acatalectischer Tetrameter, hernach catalectische; diese sollen nun plötzlich wieder (ohne irgend welche Motivirung durch eingetretene Veränderung im Affect) unterbrochen sein durch folgenden Vers (16):

Bóno animo mále perit

Di. Périi hercle égo itidem

das heisst durch einen Dimeter creticus und eine trip. troch. catalectica! Unglaublich! Vielmehr liegt die Vermuthung mehr als nahe, zwischen perit und perii sei (aus sehr begreiflicher Veranlassung) irgend ein Glied ausgefallen, etwa

Bóno animo male périt is intus

Di. Périi hercle ego itidém [miser].

IV, 2, 51.

Níhili sum: meum pérdidi omne quód fuit, fio ímpudens,
Néc mihi adest ad hílum pensi quós iam capiam cálceos.

An dieser Stelle ist Spengel sehr unglücklich gewesen, weil er sie völlig missverstanden hat. Diniarch. will offenbar sagen, nachdem er alles verloren, habe er auch jede Rücksicht verloren; zwischen dem nihili sum des 51. und nec ad hilum des 52. Verses ist ein offenbarer Bezug. An dem fio impudens ist durchaus nicht zu rütteln und diesem Gedanken entspricht vollständig nec mihi est ad hilum pensi = es ist mir ganz einerlei, ich frage nichts darnach. Dieser Gedanke entscheidet, um in dem quos iam capiam calceos nicht die eigentliche Bedeutung (wie Spengel, welcher quo ändert = quo argento), sondern eine übertragene zu erblicken, und diese kann kaum eine andere sein als: welche Manieren, welchen Ton ich annehme, wie ich „auftrete". Bekanntlich waren ja in Rom die calcei eines der Rangzeichen. Ueber die Richtigkeit der Emendation des Acidalius hilum aus illum kann kaum ein Zweifel bestehen; freilich stört das ad (vor illum) der Hdschrftn., wofür es ohne Zweifel id heissen muss. (Sobald hilum in illum verdorben war, musste jenem illum eine Rection gegeben werden!) So gut nun Ennius sagen durfte neque dispendi facit hilum = quidquam, so war es auch dem Plautus erlaubt zu sagen nec mihi est hilum pensi = quidquam pensi. Auch das ad in adest wird freilich fallen müssen, so dass der Vers lautet:

nec mihi est id hilum pensi quos iam capiam calceos.

IV, 4, 9 seq.

Scío mecastor, quíd vis et quid póstulas et quíd petis:
Mé videre vís, me amare póstulas, puerúm petis.

Me amare (wofür die Hdschrftn et mete amare geben) kann unmöglich richtig sein; denn um das Lieben handelt es sich hier durchaus nicht mehr — nachdem Diniarch. im Vers vorher zu Phronesium gesagt hat non voluptas, aufer nugas — sondern lediglich um Unterhandlung über Herausgabe des Knaben, daher:

mé videre vís, m e c u m a g e r e póstulas, puerúm petis.

Bald nachher äussert sich Phronesium (v. 12 seq.):

Scío equidem sponsám tibi esse et fílium ex sponsá tua
Ét tibi uxorém ducendam iam ésse: n o v i animúm tuum
Ut [me] quasi pro dérelicta sís habiturus —.

Novi, wie Spengel das hdschrftl. alibi iam geändert hat, ist kaum richtig. Es wird, mit Auslassung des ersten iam und mit Wiederholung des esse (dessen Ausfall sehr natürlich ist) heissen müssen:

Ét tibi ŭxorém ducendam esse, ésse alibi iam animúm tuom.

Vielleicht sogar dürfte das iam beibehalten werden mit der Umstellung:

Ét tibi ŭxorem íam ducendam esse, ésse alibi iam animum tuom.

IV, 4, 25.

Núnc puero utere ét procura quándo quod procurés habes.

Um dem hinkenden Metrum nachzuhelfen, hat Spengel geändert:

quándo quod curés habes,

aber näher liegt meines Erachtens

q u o m ú n d e procurés habes.

IV, 4, 34 seq.

Quém ego ecastor mágĕ amo quam me, dum íd quod cupio inde aúfero.
Quód cum m u l t u m abstúlimus, haud i t a m ú l t u m apparet quód datumst.

So, glaube ich, muss hier geändert werden. Der Sinn ist: Wenn wir auch viel davongetragen haben, so erscheint uns doch das Erhaltene nicht so viel (und wir wünschen immer noch mehr). Spengel's Verbesserung quod c u p i t u m abstulit hau c u p i t u m u. s. w. wird er wohl selber nicht im Ernst für eine solche ausgeben.

V, 4.

Quíd hic vos agitis?
Ph. Né me appella.
Str. Nímium saevis.
Ph. S í c i n e.

Die Hdschrftn. schliessen mit s i c, wozu Spengel ein datur gefügt hat.

V, 10.

Puero opust cibo ópus est matri i t é m q u e ei quae puerúm lavit.

Die Handschriften matri autemque, wofür Bothe und Spengel autem matri quae.

V, 14. óleo opust, opúst farina, púlte opust totúm diem.

Die Hdschrftn. oleo opus farina purus est totum diem.

V, 18.

Phr. Cédo quamquam parúmst.

Str. Addam minám minae istic póst.

Phr. Parumst.

Die Hdschrftn. adomnae manucistic.

V, 20.

Phr. Mítte me, inquam: odiósu's.

Strat. Níhil fit, nón amor, teritúr dies,

Plus decem pondo auri amore pausillisper perdidi.

Hdschrftl. ist bloss überliefert plus decem pondo moris.

V, 49 seq.

Dá tu mihi de tuís deliciis, quídquid est pausíllulum.

Phr. Quíd id amabost quód dem, dice.

Str. Ut lúbitumst sine me pérfrui.

Strab. Ápage dico, tuáe iam vitae sí consultum vís, mi homo.

So glaube ich die höchst verdorbene Stelle nach den Spuren der Hdschrft. annähernd herstellen zu können: v. 50 fällt dadurch ganz dem Strabax, statt, wie bisher, der erste Theil der Phronesium, der zweite dem Strabax zu. Statt dice ut lubitumst sine me perfrui lautet die Ueberlieferung dictum super feri, der folgende Vers lautet: capas dicit·auaui consultam istuc mihi homo.

V, 63.

Tú peregrinu's, híc ego habito, tú meā, ego non ámbulo.

Ego ist Einschaltung Bothe's, die zweite Hälfte des Verses ist also überliefert nunc meos non ego (nego statt non ego B) ambulo. Spengel's nunc meast ergo ambula leidet, scheint mir, an der Härte, dass zu mea das hier kaum entbehrliche Subject fehlt. Mit dem alleinstehenden hanc im folgenden Verse hat es eine andere Bewandtniss, weil es δεικτικῶς gebraucht und dadrnch seine Beziehung deutlich genug angegeben ist.

V, 66 möchte ich vorschlagen also zu lesen:

Phr. I intro amabo et tu vero age eas mecum: tu eris mecum quidem.

Die Handschriften: tu vergo a mecum, woraus Spengel gemacht hat tu hercle vero mecum, — falsch, weil hercle nie von Frauen gebraucht wurde. Der nun folgende Vers lautet hdschrftl. quid tu, quid ais cum hoc in ego posterior dedi; augenscheinlich ist etwas ausgefallen, am einfachsten ist wohl die Verbesserung:

Quíd tu, quid ais, cum hócine? egone [dóna] posteriór dedi?

Spengel hat weiter ausgeholt und bessert

Quid tu, quid ais, cum hocine? [immo mecum nam] ego prior dedi.

Basel. J. Mähly.

P. S. Dass ich mich in den vorstehenden Bemerkungen und Vorschlägen so knapp wie möglich gefasst und nur das allernothwendigste angedeutet habe, wird hoffentlich Niemand missdeuten. In den meisten Fällen wird die Spengel'sche Ausgabe mit ihrem grossentheils sorgfältig behandelten critischen und exegetischen Apparat zur Ergänzung genügen.

Kritische Kleinigkeiten.

(Zu Ammianus Marcellinus.)

(Schluss.)

22, 15, 30: et excisis parietibus uolucrum ferarumque genera multa sculpserunt et animalium species innumeras illas, quas hierographicas litteras adpellarunt.

Illas schreibt Eyssenhardt statt des hs. *multas;* Gardthausen (*coni. Amm. p. 24*) glaubt, *multas* sei verderbt aus *mundi* (*!!*) und liest, unter Hinweisung auf 17, 4, 9, die ganze Stelle, wie folgt: *et exc. par. uol fer. g. m. sc. etiam* (*et*) *alieni sp. inn. mundi, q. h. l. a.* — Wenn man nun allerdings Gardth. zugeben muss, dass A. häufig von der nämlichen Sache mit den nämlichen Worten spricht, so wird doch auch Gardth. einräumen müssen, dass hieraus noch keineswegs folge, A. müsse bei dergleichen Wiederholungen sich des nämlichen Ausdruckes bedienen. Hätte er sonst nicht auch schreiben müssen *hieroglyphicas* (wie 17, 4, 8)? — Kurz, ich halte die ganze Stelle, so auffallend *animalium* *) scheinen mag, für ächt und verweise auf *Lucan. III, 220* ff.:

> *Phoenices primi, famae si creditur, ausi*
> *Mansuram rudibus uocem signare figuris.*
> *Nondum flumineas Memphis contexere biblos*
> *Nouerat: et saxis tantum uolucresque feraeque*
> *Sculptaque seruabant magicas animalia linguas.*

Was endlich Gardth. Bedenken (*glossema glossematis*) gegen die Verbindung *innumeras multas* betrifft, so bedient sich A. derselben auch sonst, z. B *28, 1, 54: ut inter innumera multa Aiax quoque Homericus docet* — änlich *innumera quaedam 26, 10, 17* und *innumerae multitudines 31, 4, 8.*

22, 15, 28: Multa in illis tractibus pretium est operae maximum cernere.

So Eyssenhardt nach Haupt's Vermutung — *maxima aeger ne Vat.* — Vielleicht schrieb Ammian: *multa in illis tractibus pretium est operae miracula cernere;* dafür spricht wenigstens der Zusammenhang und der Schluss des Capitels (§ 32): *quae quoniam miracula multa sunt* — vgl. ausserdem § 3 und 17, 4, 13.

---

*) Man beachte übrigens den Gegensatz in *genera* und *species.*

22, 16, 2: Thebais — urbes — Hermopolim habet et Copton et Antinou — —: apud hecatompylos enim Thebas magnorum . . . . .

lacunam indicaui, bemerkt Eyssenhardt zu der Stelle. Haupt vermutet: *caput h. enim Thebas iam ignorant.* Vielleicht ist die Lücke so auszufüllen: *caput hecatompylos, olim Thebas, a magno numero portarum ita cognominatum* — vgl. ausser *Plin. h. n. V, 60.* — *Amm. 16, 11, 11: Tres tabernas, munimentum ita cognominatum* — *19, 11, 4: Valeriam uenit, — — ad honorem Valeriae — — et institutam et ita cognominatam — 27, 4, 12: ubi Marcianopolis est a sorore Traiani principis ita cognominata — 31, 11, 2: cum — Nicen uenisset, quae statio ita cognominatur.*

22, 16, 3: et Cassium, ubi Pompei sepulcrum est Magni, et Ostracine et Rhinocolura.

Mit dem *cod. Vat.* und Gelenius ist zu schreiben *Rhinocorura.* — Ebenso *Ptol.* p. 277, 23: Ῥινοκοροῦρα — *Strab.* p. 741. 759 (wo die Etymologie des Namens zu finden) p. 781 fälschlich Ῥινοκόλουρα.

22, 16, 14: Canopus.

Die La. der Hs. *canisius* weist auf die Schreibung *Canobus;* so auch *Ptol.* p. 277, 4. *Strab.* p. 801. *Plin. V,* 128.

23, 2, 5: ut in eadem urbe cuncta sui congrua pararentur.

Für das sinnlose *sui* der Hs. schrieb Gelenius *sibi;* mit sicherer Aenderung aber ist zu lesen: *usui congrua* — so 20, 6, 1. 30, 3, 3. *usui necessaria 24, 1, 14*; *omnibus ad usum congruis (esum* bei Eyssenh. wol nur Druckfehler?); *usui futura 18, 5, 1. 24, 2, 7.* Noch häufiger ist die Verbindung *uictui congrua.*

23, 2, 6: Jamque apricante caelo tertio Nonas Maias profectus (Julianus) Hierapolim — uenit.

Es ist geradezu unbegreiflich, dass Eyssenh. das hsl. *maias,* wofür Gelenius richtig *Martias,* wieder in den Text gesetzt hat. Folgt doch unmittelbar (3, 3): *uisorum interpretes — diem secuturum, qui erat XIV. Kal. Apriles, obseruari debere pronuntiabant — 3, 7: ubi (Callinici) ante diem VI. Kal. (Apr.) — — pernoctauit — 5, 1: Imperator — Cercusium principio mensis Aprilis ingressus est — 5, 12: secuto itidem die, qui erat VII. Id. Aprilis — — usus adimitur lucis.*

23, 5, 5: Statimque transgressus pontem (Aborae) auelli praecepit, ne cui militum ab agminibus propriis reuertendi fiducia remaneret.

Nach dem *Vat.* ist mit Gelenius für *cui* zu lesen *qui;* vgl. § 21: *superest, ut — quisque agmini cohaerens incedat — sciens quod si remanserit usquam, exsectis cruribus relinquetur.* — Nicht Desertion ist es, was J. befürchtet und verhüten will, sondern das — Marodiren; das erhellt aus den Worten *auiditate rapiendi posthabita.*

23, 5, 18: nos uero miseranda recens captarum urbium et inultae caesorum exercituum umbrae et damnorum magnitudines castrorumque amissiones ad haec quae proposuimus hortantur.

Was heisst *miseranda urbium?* An einen Gräcismus, wie *obiecta rupium (27, 10, 12), sublimia sermonum (22, 16, 22), moenium intuta (31, 15, 6), tranquilliora uitae (14, 6, 4. 25, 5, 4)* u. s. w. ist hier nicht zu denken. *recens* scheint verschrieben für *preces: nos uero miserandae preces capt. urbium — hortantur.* — Zur Sache vgl. *Liban. I, 591 R.*

23, 6, 30: Sunt apud eos prata uirentia: fetus equorum nobilium cett: So Gelenius *(dent ap. eos Vat. edunt Gardth.).* Ich vermute *alunt apud eos prata uirentia fetus equorum cett:*

23, 6, 35: Huius originis apud ueteres numerus erat exilis eiusque ministeriis Persicae potestates in faciendis rebus diuinis sollemniter utebantur.

Für *originis*, das (trotz Wagner-Ernesti) geradezu unsinnig ist, lese ich *ordinis:* Ammian spricht von der persischen Priesterkaste — den Brahmanen, und sagt, die Mitgliederzal sei anfänglich nur gering gewesen.

23, 6, 63: Inter flumina uero multa, quae per has terras uel potioribus iungit natura, uel lapsu post trahit in mare, Roemnus celebris est.

Für *post* ist zu lesen *ipso*, oder, ächt ammianeisch, *suopte* (z. B. 22, 11, 4. 23, 5, 14. 25, 8, 14.). Statt *Roemnus* bietet die Hs. *roemuus*; nach *Ptol.* p. 425, 13. 27 (vgl. p. 425, 25. 427, 1) ist mit Gardth. zu lesen *Rymmus.* — Gelegentlich der Erwähnung des Ptolemäus kann ich es nicht unterlassen, meine Verwunderung auszusprechen über die Art und Weise, in welcher Gardthausen denselben für die Kritik nutzbar macht; ein paar Beispiele mögen genügen.

Ptolem.	*Amm. (Vat)*	*Gardth.*
Οὐολγαισία	*Vologessia*	*Volgaesia*
Ταβιάνα	*Cadianas*	*Tabiana*
Μαΐφα	*Mefre*	*Maepha*
Σαπφὰρ B. E. Pal. I. *Τάπφαρα Grash.*	*Tafra*	*Tapphara*
Σάκη A. B. C. D. E. Pal. I. *Σάλη uulgo*	*Solen*	*Salen*
Δάικος ποτ. ἐκβ.	*Talicus*	*Dacius* —

In diesen Aenderungen ist nicht das mindeste Princip. In der Frage der „*excessus geographici*“ sind aber meines Erachtens nur zwei Möglichkeiten denkbar. Entweder hat Ammian selbst nach einem schlechten Exemplare des Ptolemäus sein Reisetagebuch berichtigt und ergänzt — dann sind die meisten Fehler auf A. Rechnung zu setzen und gar

nichts zu ändern — oder die unzäligen Abweichungen von dem Texte des Ptolemäus sind dem Schreiber zu imputiren — dann ist alles zu berichtigen: ein eklektisches Verfahren scheint mir auf alle Fälle verwerflich, weil unberechtigt. Dass übrigens A. den Ptolemäus benutzt hat, sagt er uns 20, 3, 4 (= *Ptol. math. synt. VI, 10*) selbst. Wenn er aber den Meister für Fragen aus der math. Geografie benutzte, sollte er ihn als Wegweiser in der polit. Geogr. verschmähn?

23, 6, 72: Hic quoque ciuitates sunt inter alias nobiles Alexandria et Arbaca et Choaspa.

So Eyssenh., während schon Gelenius statt des hsl. *utiles* in den Text setzte *uiles*, was evident richtig ist.

24, 1, 10: Post quae Saraceni procursatores cuiusdam partis hostium obtulere laetissimo principi —

cuiusdam scripsi: quidam V. — So Eyssenhardt, als bezeichnete Ammian mit *pars* „Abteilung, Trupp, Corps" u. dgl. Allein A. versteht unter *pars hostium* im Gegensatz zu *pars nostra* die ganze feindliche Streitmacht — z. B. 3, 1. 4, 28. 16, 9, 3. 25, 7, 5. Man wird also mit der *vulg.* zu lesen haben *quosdam*, oder umstellen müssen: *Saraceni quidam.*

24, 3, 9: Sic in prouinciarum speciem reductam uideam Daciam.

Für *reductam* ist mit *Vat.* und *Gel.* sicher herzustellen *redactam*; ob nach *Daciam* die Worte *et Thraciam* ausgefallen sind, lasse ich dahingestellt; die *plur. prouinciarum* und *redactas* (so *Vat.*) scheinen darauf hinzuweisen.

24, 4, 20: Nihil enim asperum ira et dolore succenso militi uidebatur: nihil munitoribus erat pro salute currentibus) metuendum aut dirum.*

munitoribus ist als ungeschickter Zusatz eines Lesers zu tilgen; *munitores* nennt A. die Belagerer, während die Verteidiger *propugnatores* oder *prohibitores* heissen; so

munitores 24, 2, 20. 21, 12, 8. 12. 26, 8, 3.
propugnatores 19, 2, 9. 7, 2. 20, 6, 2. 11, 15. 24, 1, 7. 26, 8, 8.
prohibitores 21, 12, 9. 12. 14. 24, 2, 13. 19. 4, 23. 5, 7.

24, 6, 13: Perrupissetque (miles) — ni dux Victor — prohibuisset — ipse humerum et sagitta praestrictus.

Entweder ist mit Gelen. *et* zu tilgen oder die Wortstellung zu ändern: *ni dux Victor — prohib. — et ipse hum. sag. praestr.* — vgl. 25, 1, 2: *infirmatus et ipse humerum telo.*

24, 8, 7: Ideo inter haec ita ambigua, ne quid aduersum accideret — multiplicato scutorum ordine in orbiculatam figuram metatis ocius quieuimus castris. nec enim adusque uesperam aëre concreto discerni potuit, quidnam esset, quod diu squalidius uidebatur —

*) = τρέχειν περὶ ψυχῆς bei Herod. 7, 57. 9, 37.

metatis ocius scripsi: *meatis totius V*, *metatis tutius* Gelenius. So Eyssenhardt. Ginge aber nicht schon aus dem vorhergehenden klar hervor, dass *tutius*, wie Gelenius schrieb, das allein richtige ist, so liessen die ff. Worte *nec enim adusque uesp. — discerni potuit, quidnam esset* — sicher keinen Zweifel mehr übrig. Dass man in solcher Situation mit erhöhter Vorsicht zu Werke geht, ist natürlich. Wie wenig man aber im röm. Lager sich über das Bedenkliche der Lage täuschte, erhellt daraus, dass in dieser qualvollen Nacht Niemand ein Auge zu schliessen wagte. (*Et hanc quidem noctem — exegimus nec sedere quoquam auso nec flectere in quietem lumina prae timore 25, 1, 1*) — Ueber die in den Hs. stehende Verwechselung von *totus* und *tutus* — für welche der *cod. Vat.* den sprechendsten Beweis liefert — würde ich kein Wort verlieren, hätte nicht Eyssenhardt 26, 4, 1 statt der evidenten Verbesserung von Heinr. Valois *tuta* (vgl. 27, 8, 9) das unsinnige *tota* (*consilia*) im Texte gelassen. An einer andern Stelle (25, 1, 5) wo *ocius* unzweifelhaft richtig ist, setzt Eyssenh. *acutius* (= scharfsinnig?! *hoc acutius Vat.*) in den Text.

25, 1, 8: *omnes eos qui fugisse arguebantur, inter impedimenta et sarcinas et captiuos agere iter imposuit —*

imposuit verdankt wol einem Versehn des Schreibers, dessen Augen auf die Worte *ĩr ĩpedĩmẽra* fielen, seine Entstehung. Sinn und Sprachgebrauch erfordern *disposuit*.

25, 4, 2: *Sophoclem — interrogatum ecquid adhuc feminis misceretur, negantem id adiecisse, quod gauderet harum rerum amorem ut rabiosum quemdam effugisse dominum et crudelem.*

Für *rabiosus*, das sich bei Ammian nicht findet, ist *rabidus* herzustellen, welches 29, 1, 39 ebenso gebraucht ist: *qui uitam ut dominam fugitans rabidam* — vgl. 31, 7, 9: *Romani — uerebantur hostes et male sanos eorum ductores ut rabidas feras — 26, 6, 8*: *in rabido corde.*

25, 4, 6: *Et si nocturna lumina — potuissent uoces ullae testari, profecto ostenderant.*

Gelenius evidente Besserung *uoce ulla* findet Eyssenhardt nicht einmal der Erwähnung wert.

25, 4, 10: *Fortitudinem — ostendit (et) patientia frigorum immanium et feruoris quoque. Corporis munus a milite, ab imperatore uero animi poscitur. Ipse trucem hostem ictu confecit — ac nostros cedentes obiecto pectore — cohibuit solus — et — augebat fiduciam militis dimicans inter primos.*

Jenes läppische *quoque* und die unerträglich lose Satzfügung wird durch folgende einfache Aenderungen beseitigt:

Fort. — ostendit p. frig. imm. et feruoris. quamquam (enim?) corporis munus a mil., ab imp. uero animi poscitur, ipse trucem hostem ictu confecit — ac — augebat fiduc. mil. dimicans inter primos.

25, 4, 12: Auctoritas adeo ualuit, ut — — Caesar adhuc sine stipendio regeret militem feris adpositum gentibus, ut dudum est dictum.

Statt *adpositum* bieten *Vat.* und *Gelen.* *oppositum*, unzweifelhaft richtig; vgl. 20, 8, 16. 21, 13, 16. 22, 7, 7. 11, 1.

25, 4, 27: Et cum sciamus experimento, adeo quosdam ruere improuidos, ut bella interdum uicti et naufragi repetant maria et ad difficultates redeant, quibus succubuere saepissime, sunt qui reprehendant paria repetisse principem ubique uictorem.

Mit Heinr. Valois und Gelenius ist zu lesen: *Et cum sciamus adeo aduersus experimenta quosdam* (so *Vales.* nach *Sen. de benef. I, 1*) *adeo experimenta quosdam Vat.*) *ruere improuidos — saepissime: sunt qui repreh. p. rep. principem ubique uictorem?* (*? Gelen.*)

25, 7, 3: Quae super omnia hebetarunt eius (Saporis) anxiam mentem uno parique natatu quingenti uiri transgressi tumidum flumen incolumes.

Mit sicherer Aenderung ist zu lesen: *Superque omnia heb. eius anx. mentem.* Mancherlei Umstände beunruhigten den König: die Leichtigkeit einer Truppenconcentration feindlicherseits, die Furcht vor Demoralisation seiner eignen Leute, die Nachrichten über eine zweite römische in Mesopotamien stehende Armee. „Mehr aber als alles“, schliesst A., entmutigte den König der gelungne Handstreich.

25, 8, 1: a Saracenis uel Persis (quod, ut diximus paullo ante exturbauere Germani) caedebantur.

Mit der Hs. und Gel. ist zu lesen *quos* — vgl. 6, 9.

25, 8, 14: Miseri (Nisibeni) — spe — sustentari potuerunt exigua: hac scilicet uelut suopte motu uel exoratus eorum precibus imperator eodem statu retinebit urbem.

Sinn und Sprachgebrauch erfordern, wie schon Gelenius sah: *hac scilicet quod uel suopte motu uel exoratus — imp. — retinebit urbem* — vgl. meine Bemerkung zu 14, 11, 6.

25, 10, 16: illo adiecto quod ipsi quoque deferretur trabea consularis.

Lies *deferetur* (*defertur Vat. Gelen.*).

26, 5, 11: Valentinianus — repedare ad Illyricum destinabat.

Da wir im Folgenden (§ 12) lesen: *uerum ardens ad redeundum eius impetus molliebatur consiliis proximorum —*, so ist es klar, dass A. geschrieben hat *repedare — festinabat.*

26, 6, 3: e medio se conspectu discreuit (Procopius), maxime post Jouiani territus necem —, quem Juliano perempto — cruciabiliter didicerat interfectum.

Dass *didicerat* (*dedicer & Vat.*) falsch ist, geht aus einer Stelle des 25. B. (8, 16) klar hervor: als der unglückliche Jovian in den

Brunnen gestürzt wurde, befand sich Procop im Gefolge des Kaisers und nahm unzweifelhaft an jener für Jovian so verhängnissvollen Tafel selbst Teil. Es kann also füglich von *discere (opp. adesse 27, 3, 1)* keine Rede sein. *Didicerat* ist lediglich durch ein Versehn des Schreibers entstanden, dem wir es nicht allzuhoch anrechnen wollen, wenn seine müden Augen auf das unmittelbar folgende *didicerat* fielen. Was A. schrieb, lässt sich freilich nicht mit Sicherheit bestimmen; doch führt *de (diceret)* auf *do (cuimus)*, vgl. 21, 4, 7. 22, 3, 11. 29, 2, 1. 5, 47; sehr häufig steht in solchen Fällen *retulimus*. Unerträglich, wenn gleich andrer Natur, ist auch die Wiederholung der Worte *cadere memorantur 22, 15, 6.*

Wie häufig aber unser Historiker einer etwa eintretenden Gedächtnissschwäche des Lesers durch derlei Recapitulationen zu Hilfe kommt, ist dem aufmerksamen Leser zur Genüge bekannt.

26, 6, 11: Cui haec quae maturabat, ardenti fors hanc materiam dedit impendio tempestiuam.

Entweder ist vor *haec* — denn wer sagte wol je *ardeo alqd?* — *ad* ausgefallen, oder für *ardenti* zu lesen *audendi.*

Zu *ardeo ad alqd* vgl. *ardens ad transitum miles 25, 6, 15,* ausserdem *26, 5, 12. 27, 3, 12. flagro ad 24, 5, 11. 26, 6, 7.*

Zu *materia = occasio* mit fgd. *gen. gerund.* sehe man *16, 8, 11: essetque materia — grassandi — 21, 13, 10: consilii conuocandi mat. — 27, 5, 7: aderant — finiendi belli materiae tempestiuae — 28, 1, 10: accepta — nocendi materia —.*

26, 7, 5: commentum excogitatum est ualidum.

Die folgenden Worte: *Hacque callida fraude — Thraciae gentes sine cruore adquisitae* — zeigen deutlich, dass es sich um ein feines, nicht um ein kräftiges, wirksames Mittel (wie 14, 6, 23) handelte. Ich lese deshalb auch oben *commentum excogitatum est callidum.*

26, 7, 9: Transeuntes — turmae blandeque acceptae et liberaliter cum essent, omnesque in unum sitae iamque exercitus species appareret.

Ammian's Sprachgebrauch fordert die Verbindung in *unum quaesitae* — s. 15, 7, 7. 18, 6, 12. 26, 2, 2. 27, 5. 2. 28, 2, 13. 29, 1, 23.

Ebendas.: *hanc polliciti pertinaciam quod eum suis armis defensabunt.*

Statt *armis* ist mit Gelenius das schöne hsl. *animis* in den Text zu setzen; erst dann erhalten die Worte *hanc pertinaciam* Sinn und Bedeutung.

27, 1, 4: cum Seuerianum uidissent — telo peroffensum.

Lies *telo perfossum.*

27, 3, 3: quo (Symmacho) instante urbs — otio copiisque abundantius solito fruebatur.

Instante — denn Ammian gebraucht, um die Thätigkeit des *praef. Urbi* zu bezeichnen, nie den Ausdruck *instare* — ist entstellt aus *administrante* (t. t. neben *regere*) — letzteres findet sich häufig *absol.* gebraucht, z. B. 14, 6, 1. 15, 7, 6. 21, 12, 24. 27, 11, 1.

27, 4, 10: has gentes — uagantes — Marcus Didius ingenti destinatione pressit.

Dass A. geschrieben hat *repressit*, ergibt sich nicht nur aus der fgd. *gradatio* (*Drusus — continuit — (M.?) Minucius — strauit — residui ab Appio — deleti*), sondern auch aus dem *breuiarium* des *Festus* (*cap. 9*), den A. benutzt hat; auch *Flor.* p. 63, 10 hat *reppulit.*

27, 8, 5: Attacotti bellicosa hominum natio.

Ammian's Sprachgebrauch verlangt *omnium*; so heisst es 22, 15, 3 vom Nil: *beniuolo omnium flumine.* — Meist steht freilich in solcher Verbindung der Superlativ, z. B. 17, 5, 1. 19, 2, 3. 22, 8, 21. 31, 2, 9. Ebenso ist unten — *captiuorum funeribus hominum* — die La. der Hs. *omnium* aufzunehmen — vgl. 14, 2, 2: *latrones — obtruncatis omnibus merces opimas auertebant — 28, 5, 13: captiuis omnibus interfectis.* Wir sind demnach wol zu der Annahme berechtigt, dass es damals noch nicht Mode gewesen, den Herren Räubern Lösegelder zu zahlen.

26, 6, 3: rumore disperso, inter abeuntis anhelitus animae — Julianum sero mandasse, placere sibi, Procopio clauos summae rei gerendae committi —

sero scripsi: uero V. So Eyssenhardt. Wenn ein solches Gerücht nur halbwegs Glauben finden sollte, so musste es von einer schriftlichen letztwilligen Verfügung sprechen, welche der sterbende Kaiser zu Procopius' Gunsten getroffen — vielleicht schrieb A.: *Julianum cerae mandasse.*

28, 1, 33: Hisque recitatis ita homo ferus (Maximinus) exarsit ut machinas omnes in Aginatium deinde commoueret, uelut serpens uulnere noti cuiusdam adtritus.

Zu den ausgehobenen Worten bemerkt keiner der Herausgeber auch nur eine Silbe, so unverständlich, ja geradezu sinnlos dieselben auch sind. Dem auf der Hand liegenden Gedanken möchte etwa folgende Fassung entsprechen: *hisque rec. ita homo ferus exarsit, ut machinas omnes in Aginatium deinde commoueret, uelut serpens uenenatus calcibus clam adtritus.*

26, 1, 5: Quo itidem spreto, quia procul iacebat — Valentinianus — electus est —

iacere wird nach Ernesti von „den besten Schriftstellern“ in der Bedeutung von *morari, delitescere* gebraucht. Mag sein; bei Ammian

liegt jedenfalls näher zu schreiben *procul agebat* — so z. B. 3, 2. 20, 6, 1. 28, 1, 56. 31, 3, 6. 4, 3. 12, 12.

28, 2, 7: supplicabant, ne Romani — prauo deciperentur errore proterueque pactis calcatis rem adorirentur indignam —

proterueque pactis scripsi: prore pactisque V, bemerkt Eyssenhardt in der Note. Ich denke, *pro re* ist lediglich Wiederholung der vorhergehenden Buchstaben RRORE — vgl. 14, 2, 9 (p. 5, 18 Eyss.).

26, 6, 11: impraepedito.

Lies *impraepedite*, wie überall (17, 10, 5. 21, 10, 5. 22, 12, 7. 27, 10, 2).

28, 2, 12: ne per minutias gesta narrando saepius operis impediam cursum —

saepius scripsi: r.......enus V. Ich glaube der Wahrheit näher zu kommen, wenn ich schreibe *nimis* (wofür die Hs. fast immer *nemıf* bietet).

28, 3, 4: Valentinus quidam — — ob graue crimen actus in Britannias exul, quietis impatiens malefica bestia ad res perniciosas consurgebat.

Vor *malefica* ist *ut* ausgefallen — (30, 5, 10: *actus eius ut sagax bestia rimabatur*) — 26, 6, 10.

28, 3, 6: ne — reuiuiscerent prouinciarum turbines compositi.

Mit Recht hat Heinr. Valois für *compositi* geschrieben *consopiti*. Der von demselben angeführten Belegstelle (27, 5, 1) lassen sich hinzufügen 19, 11, 3. 7. *22, 5, 3.* 25, 8, 4 (*sopitis — turbinibus*). 31, 4, 3.

28, 4, 1: iustorumque distinctor.

Auch hier sah H. Vales. das richtige, wenn er, durch Homoeoteleuton, den Ausfall eines Wortes annahm und schrieb: *iustorum iniustorumque distinctor.* — Als Parallelstelle hat Vales. 18, 1, 2 angeführt. Ich füge hinzu 22, 3, 4. 30, 5, 5. 31, 14, 3 (wo Eyssenh. die Verbesserung von Vales. aufgenommen hat).

28, 4, 18: Pars eorum, si agros uisuri processerunt longius — Alexandri Magni itinera se putant aequiperasse uel Caesaris: aut si a lacu Auerni lembis inuecti sunt pictis Puteolos, uelleris certamen.

Für *uelleris* (so Hirschfeld) bietet die Hs. *uelle.* Abgesehn von der Dunkelheit des Ausdruckes (man vgl. dagegen 14, 8, 3: *a conmilitio Argonautarum cum aureo uellere direpto redirent — 22, 8, 15: cum eos Argo — nauis Colchos ad direptionem aurei properans uelleris praeterisset* —) lässt das Vorausgehende kaum einen Zweifel darüber, dass der fragliche Kampf bestimmt bezeichnet, mit andern Worten, dass der Name des Kämpfers von Ammian genannt worden ist. Um kurz zu sein, ich glaube, die Buchstaben (*pureol*) *ofuelle* führen auf *Duilli* und verweise auf 26, 3, 5: *Duillium — post gloriosa illa naualis rei certamina.*

28, 6, 26: cum Theodosius — uenisset in Africam et praescripti Romani rem mobilem — scrutaretur — inuenta est — epistola.

Für *praescripti* ist zu lesen *proscripti*; dass es sich hier um Aechtung handle, zeigt schon die Massregel der Haussuchung; überdies geht es aus 29, 5, 7 klar hervor. Hätte Ammian sagen wollen „des (vorher) erwähnten", so hätte er *antedico* oder *praedico* (auch *memoro*) gebraucht.

28, 6, 28: Hoc fortunae secundioris iudicio plene comperto.

So Eyssenhardt; bei Gelenius steht richtig *indicio* — dass nämlich Palladius sich erhängt habe.

29, 2, 9: Et quoniam longum est quae cruciarius ille conflauit, hoc unum edisseram.

Offenbar fehlt im Vordersatze, was noch Niemand beachtet zu haben scheint, das Subject, vielleicht *explanare* (*long. est exp*).

29, 2, 27: laniatus lacer trucidatus est.

Die lästige Tautologie wird durch leichte Aenderung beseitigt: *laniatis* (so die Hs.) *lateribus truc. est* — vgl. 19, 12, 13. Sonst gewöhnlich *fodicatis (29, 1, 28. 26, 10, 13)* oder *sulcatis lateribus (14, 9, 5. 26, 10, 5)*.

29, 3, 6: subagresti uerbo ridens respondit imperator: abi, inquit, comes et muta ei caput, qui sibi mutari prouinciam cupit.

Die ausgehobenen Worte rühren von Eyssenhardt her; die Hs. hat *uerbo pılıſ reſponderator.* — Das „*subagreste uerbum*" selbst aber besteht in einem nichts weniger als feinen Wortspiele, so dass wol zu lesen sein wird *subagresti uerborum lusu*.

29, 4, 5: satellites exciti idque quod acciderat suspecti — — regem — collibus abdiderunt.

Mit Recht steht bei Gelenius *suspicati*, wie 25, 5, 6: *suspicati quod acciderat* — richtig dagegen (nach *Tac.*) 16, 12, 27: *suspectiorque de obscuris*.

29, 5, 3: Maurus (Firmus) — ne — ut perniciosus et contumax condemnatus (indemnatus?) occideretur, ab imperii ditione desciuit et adiumenta . . . . tium ad uastandum.

Ich versuche folgende Ausfüllung der Lücke: *Maurus . . . desciuit et adiumenta [conquirebat uicinarum gen]tium ad uastandum [scil. imperium]*. — So heisst es 27, 12, 18 von Sapor: *uicinarum gentium auxilia conquirebat — 29, 5, 14: Mascizel — nationum confinium adminicula ductans — 37: Aethiopum iuxta agentium adminiculis.* — Was die Auslassung von Substantiva und Pronomina, welche der Leser hinzuzudenken hat, betrifft, so ist sie, wie schon Heinrich Valois (zu 16, 12, 6) hervorgehoben hat, bei Ammian nichts seltenes; vgl. 23, 2, 3. 29, 5, 6. Was endlich meine Zweifel an der Richtigkeit von *condem-*

natus anlangt, so glaube ich, Firmus befürchtete weniger eine Verurteilung als vielmehr — Meuchelmord ohne vorgängiges Urteil; ausserdem vgl man 15, 2, 5. 5, 15. 26, 6, 3.

29, 5, 8: ueniam confessionis praeteritorum -- poscebat (Firmus).

Heinr. Valesius' ebenso schöne als sichere Emendation *ueniam cum concessione praet.* wird von Eyssenhardt nicht einmal erwähnt. Ausser den von jenem angeführten Parallelstellen vgl man 14, 10, 14: *concessionem praeteritorum poscunt et pacem — 17, 10, 4: et eam (pacem) cum concessione praeteritorum sub hac meruit lege — 22, 8, 49: concessionem — delictorum et ueniam — 30, 6, 1: pacem cum praeteritorum oblitteratione* — änlich 29, 5, 15: *pacem obsecrando cum uenia.* —

27, 1, 3: ponteque breuioris aquae firma celeritate transmisso.

Was ist unter *firma celeritas* zu verstehn? Ich weiss es nicht, glaube aber, *firma* sei entstellt aus *festina.* A. liebt es, den Superlativ eines Adverbium durch den *abl. modi* zu umschreiben (besonders *celerrime*) — so *tota celeritate 16, 12, 51* (vgl. *tota facilitate 15, 1, 2*). *celeritate uolucri 17, 13, 6. cel. rapida 15, 5, 29 16, 12, 58. aliti uelocitate 31, 7, 7. agilitate uolucri 18, 6, 11. mira uelocitate 29, 5, 13. festina celeritate 30, 2, 6.*

29, 5, 19: comperit (Theodosius) Firmum per speciem fauentis et supplicis tectiore consilio id moliri, ut nihil hostile metuentem exercitum — conturbaret.

Abgesehen davon, dass *fauens* schwerlich je absolut [= gut (römisch) gesinnt] gebraucht wurde, verlangt Zusammenhang sowol als Sprachgebrauch des Schriftstellers ein Synonym zu *supplicis*, d. h. *pauentis* — vgl. 27, 10, 5.

29, 5, 42: dilatato uulneris hiatu discessit (Mazuca letaliter saucius).

Gelenius schreibt *decessit*, was allein richtig ist.

29, 5, 43: Ibi Euasium potentem municipem Florumque eius filium et quosdam alios per secretiora consilia temeratorem (Firmum) quietis iuuisse confutatos aperte flammis absumpsit.

Will Ammian den Begriff „Aufrührer, Rebell, Landfriedensbrecher" ausdrücken, so bedient er sich — neben *perduellis* und *rebellis* — vorzugsweise der Bezeichnung *turbator quietis publicae* (so 26, 6, 1. 29, 5, 21); 29, 5, 45 heisst derselbe *Firmus otii turbator.* Aenlich wird Constantin (21, 10, 8) *nouator turbatorque priscarum legum* genannt, Procopius (26, 9, 10) *rebellis et oppugnator internae quietis;* 30, 7, 10 endlich lesen wir: *Valentinum — molientem otium turbare commune.* Aber, wird man einwenden, Ammian gebraucht wenn auch nicht das *subst.*, so doch das *uerbum* (*temerare 20, 11, 3. 30, 3, 2*).

Ganz recht; allein sehn wir uns die beiden Stellen etwas näher an. An der ersten lesen wir: *nihil ausus (Arsaces) temerare postea promissorum* —; an der zweiten heisst es: *ausos temerare limitem barbaros.* — Gerade die Vergleichung dieser mit den oben angeführten Stellen zeigt deutlich, dass der Schriftsteller in dem einen Falle den Begriff der Störung (friedlicher Zustände), der Verwirrung (geordneter Verhältnisse) vor Augen hat, während in dem andern Falle die Vorstellung der Entweihung (geheiligten Wortes und Ortes) unabweislich sich aufdrängt. Ammian hat demnach wol geschrieben: — *Euasium* — — *et quosdam alios per secretiora consilia temere turbatorem quietis iuuisse confutatos aperte flammis absumpsit.*

29, 5, 47: hisque Jesaleni auxiliares accessere quam plures, quos adiumenta — docuimus promisisse.

Eine Vergleichung mit § 44 und 50 zeigt, dass für *Jesaleni* zu lesen ist *Jesalensium*; an Stelle des sprachlich unmöglichen *quam plures* setze ich *complures.*

30, 1, 15: Dumque hi (Danielus et Barzimeres) uenturum opperiuntur, ille (Para) regno incolumis restitutus et cum gaudio popularium summo susceptus fide grandi remansit immobilis, iniuriis, quas pertulerat, omnibus demussatis.

So vermutet Haupt statt des hsl. *fiderandi ne man sueti . . mobilis.* Ich wünschte, Hr. Prof. Haupt hätte eine Uebersetzung beigefügt; da es nicht geschehn, müssen wir uns mit der Vermutung begnügen, die Worte *fide grandi* seien als *aduerbiale* zu fassen, änlich etwa wie es 14, 9, 6 heisst: *fundato pectore mansit immobilis.* Aber selbst wenn wir davon absehn, dass die Natur der beiden *ablatiue* eine wesentlich verschiedne ist, so bleiben immer noch sehr gewichtige Bedenken gegen Haupt's Verbesserung. Oder hat wol je ein Römer der *fides* die Eigenschaft der *granditas* beigelegt? oder *remaneo* in der Bedeutung des Stammwortes gebraucht? endlich — und dies würde allein schon entscheiden — passt der Gedanke in den ganzen Zusammenhang? — Alle diese Fragen sind, glaube ich, zu verneinen. Ich wende mich sogleich — über die Bedeutung von *remaneo* vgl. 21, 4, 8. 23, 5, 5. 21. 25, 8, 3. 30, 1, 6. 8 — zu der letzten Frage. Jeder andre wäre nach solchen Erfahrungen, wie sie der Armenierfürst gemacht, entweder den Römern möglichst weit aus dem Wege gegangen oder hätte Rache gebrütet — an Sapor aber hätte Para einen ebenso trefflichen Gastfreund als tätigen Verbündeten gehabt (vgl. 27, 12, 14). Para aber bleibt, hält sich mäuschenstille und würgt all die bittern Pillen, die man ihm zu kosten gegeben, hinunter. — Wie erklärt sich dieses unter solchen Umständen unbegreifliche Benehmen? Ehe wir an die Beantwortung dieser Frage gehn, ist es notwendig, das Bild, welches Ammian von dem un-

glücklichen Fürsten entworfen, etwas in der Nähe zu betrachten. Der Grundzug, der uns aus demselben entgegentritt, ist Eitelkeit (verbunden mit Mangel an männlicher Energie — § 8. 14). Verletzte Eitelkeit ist es, die den Prinzen, lediglich auf Sapor's Sticheleien hin „er heisse zwar König, sei aber nur der gehorsame Diener eines Cylaces und Artabannes" — beide Männer morden lässt (27, 12, 14); Eitelkeit lässt ihn zu Tarsus mit offnen Augen nicht sehn (§ 4); ein gelungnes Reiterstückchen schmeichelt seiner Eitelkeit so sehr, dass er *exin solutus omni formidine* fürbass reitet (§ 8); Eitelkeit endlich ist es, die den Kurzsichtigen (*credulitas* § 22) in den Tod treibt. Ein kaiserliches Handbillet, worin Ihre Majestät ihn allerhöchst Ihrer Gnade zu versichern geruhn, die unverdiente Herablassung eines kaiserl. Generals, an seiner Tafel sich's wol sein zu lassen — das genügt ihm, arglos (*nihil aduersum metuens* § 19) einer Einladung eben dieses Generals zu einem Mahle Folge zu leisten, wo ihm der Ehrenplatz eingeräumt wird — — diesmal entrann das Opfer nicht wieder.

Welche Wirkung wird nun der begeisterte Empfang, der dem Fürsten bei seiner Rückkehr nach Armenien zu Teil wurde, der jauchzende, nicht endenwollende Zuruf der Menge auf ihn ausgeübt haben? — *liber formidine*, antworte ich, *mansit immobilis*, *iniuriis quas pertulerat omnibus demussatis*. — Die glänzende Ovation berauschte den schwachen, eitlen Mann so vollständig, dass er jede Furcht — und wie sehr hatte er Grund, das äusserste zu fürchten! — ablegte und in gänzliche politische Apathie versank.

Die Worte enthalten also, wenn anders meine Vermutung das richtige trifft, ein missbilligendes, nicht (das loyale Verhalten Para's) anerkennendes Urteil des Berichterstatters.

30, 1, 17: incessebant (Danielus et Barzimeres) falsis criminibus Param, incentiones Circeas in uertendis debilitandisque corporibus miris modis eum callere fingentes addentesque quod huiusmodi artibus offusa sibi caligine mutatus uasorumque forma transgressus tristes sollicitudines — excitabit.

Für das offenbar falsche *uasorumque* vermutete ich früher *suasorumque*. Da ich aber von der Unhaltbarkeit dieser Vermutung heute ebenso überzeugt bin, als damals von der Albernheit „eines wandelnden Topfes", so sei es mir vergönnt, jene Conjectur zurückzunehmen und durch eine andre zu ersetzen, welche der Situation oder, besser gesagt, der Intention jener beiden Ehrenmänner vollständig entspricht. Para stand nach ihrer Aussage mit den höllischen Mächten im Bunde: er war vor ihren Augen verschwunden; gleich darauf zieht ein schwefelichter Brodem an ihnen vorüber — Para war, es blieb kein Zweifel — verdunstet. Ich lese *uaporumque*.

30, 10, 6: Et licet — existimantes — postea mentis sollicitudine discussa uixere securius.

Statt *mentis* (so Gronov) bietet die Hs. *mens*, wofür Ammian wol geschrieben hat *omnes* (s. § 2).

31, 10, 15: multis — uariatis sententiis otioso milite circumuallari placuit barbaros inedia fatigatos, quia locorum iniquitate defendebantur.

Der Zusammenhang erfordert für *fatigatos* das *part. fut. pass.* *fatigandos*. Der Gebrauch dieses *partic.* für alle Satzarten ist bei A. ein sehr ausgedehnter.

31, 10, 21: Maurus nomine mittitur comes: idem quem — retulimus ambigenti super corona imponenda Juliano Caesari, dum inter eius armigeros militaret ut draconarius, confidenter torquem obtulisse collo abstractum.

Obige von mir vor geraumer Zeit in diesen Blättern vorgeschlagne Aenderung halte ich auch heute noch für richtig; nur hat mich wiederholte Beschäftigung mit dem Schriftsteller dahin belehrt, dass *ut* vor *draconarius* zu tilgen ist, indem die Verbindung des attrib. Subst. mit dem bezüglichen Worte auch bei Ammian unvermittelt erfolgt — so *15, 5, 16: dum militaret candidatus — 26, 6, 1: notarius diu — militans — 29, 2, 5: notarius militans inter primos.*

15, 2, 7: Indeque ad Julianum recens perductum calumniarum uertitur machina gemino crimine, ut iniquitas aestimabat, implicitum: quod a Macelli fundo in Cappadocia posito ad Asiam demigrarat liberalium desiderio doctrinarum et per Constantinopolim transeuntem uiderat fratrem.

Heinrich Valois bemerkt zu der Stelle: *sed Marcellinus* (vorher geht der Bericht des Libanius und Socrates) *Constantinopoli, non autem Nicomediae Gallum a fratre Juliano uisum esse commemorat.* Derselben Ansicht ist Teuffel (Studien und Charakteristiken etc. S. 153 f.) wenn mich mein Gedächtniss nicht täuscht. Was die Sache selbst betrifft, so stellt Julian *(ep. ad Ath p 273 A sq.)* jede Begegnung mit Gallus feierlich in Abrede: *καί τοι μὰ τοὺς θεοὺς οὐδὲ ὄναρ μοι φανεὶς ἀδελφὸς ἐπεπράχει· καὶ γὰρ οὐδὲ συνῆν αὐτῷ οὐδὲ ἐφοίτων οὐδὲ ἐβάδιζον παρ' αὐτὸν ὀλιγάκις δὲ ἔγραφον καὶ ὑπὲρ ὀλίγων* — Libanius (I, 527 R.) sagt: *ἐκεῖνος μὲν οὖν καὶ διὰ τῆς Βιθυνίας δορυφορούμενος ἐχώρει καὶ εἶδον ἀλλήλω* — Socrates (*hist. eccl. III, 1*) schreibt: *Γάλλος ὁ ἀδελφὸς αὐτοῦ Καῖσαρ ἀναδειχθεὶς ᾖκεν ὀψόμενος αὐτὸν εἰς τὴν Νικομήδειαν* — Ammian (a. a. O) fügt hinzu: *qui (Jul.) cum — ostenderet — neutrum sine iussu fecisse.*

Es ist für unsern Zweck ganz und gar gleichgültig, zu untersuchen, welche Gründe Julian bewogen haben, jene Begegnung in Abrede zu

stellen: Ammians eben angeführte Worte scheinen es ausser Zweifel zu setzen, dass die beiden Brüder sich wirklich getroffen hatten. Ich will nur darauf aufmerksam machen, dass weder Libanius noch Socrates bestimmt sagt, das mehrerwähnte Zusammentreffen habe in Nikomedia Statt gefunden; besonders aber will ich, und zwar aus Ammian's Sprachgebrauch beweisen, dass der zweite gegen Julian erhobne Vorwurf durchaus nicht behauptet, die Zusammenkunft beider Brüder habe in Constantinopel Statt gehabt, als Gallus auf seiner Reise nach dem Orient durch die Stadt kam; die Worte sagen nichts weiter als „Julian habe seinen Bruder gesehn (wo? wird nicht angegeben!), als dieser über Constantinopel seinen Weg nahm". Auch denke ich, nicht den Ort der Begegnung habe man strafbar gefunden, sondern die Begegnung selbst Jene Bedeutung von *per* erhellt aus folgenden Stellen: 16, 2, 3. 10, 20. 11, 6. 17, 2, 1. 20, 4, 11. 10, 3 21, 12, 2. 26, 7, 9. 29, 5, 35. Was die nicht in Abrede zu stellende zweideutige Form des Ausdruckes betrifft, so möchte ich zu bedenken geben, ob dieselbe nicht absichtlich gewält ist. Hätte A. deutlich sagen wollen, Julian habe den Bruder in Constantinopel gesehn, so hätte er sicher geschrieben: *apud Constantinopolim.* Ich beschränke mich auf die Anführung einer Beweisstelle 16, 3, 3: *per Treueros hiematurus apud Senonas oppidum — abscessit.*

Kempten. A. Kellerbauer.

Aeschylus Prometheus nebst den Bruchstücken des *Προμηθεὺς λυόμενος* für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein. Leipzig, Teubner. 1872.

Indem sich die vorliegende Bearbeitung als eine Schulausgabe einführt, wird damit von vornherein angenommen, dass es zweckmässig sei, den Prometheus im Gymnasium zu lesen, wie denn auch in den bayrischen Schulordnungen diese Tragödie neben den Persern als statthafte Lectüre für die Oberklasse aufgezählt wird. Man kann darüber streiten: der Unterzeichnete hat den Prometheus selbst einmal mit Schülern des Erlanger Gymnasiums gelesen, und erinnert sich, dass diese in sprachlicher Beziehung durchaus keine unüberwindlichen Schwierigkeiten fanden. Dagegen werden über das andere freilich die Meinungen auseinander gehen, ob nämlich das Verständniss der künstlerischen Anlage und des religiösen Gehaltes dieser tiefsinnigen Dichtung, insbesondere die Erkenntniss der tragischen Schuld*) nicht ein reiferes

*) „So wird Prometheus ein tragischer Charakter, der durch seine Menschenliebe, seine Thaten und den Starkmuth seines Duldens gross und erhaben ist und unser Interesse und unsere Sympathien in Anspruch nimmt, aber in Folge der Einseitigkeit seines Strebens und der Masslosigkeit seines Thuns schuldig ist und schuldig wird." Wecklein in der Einleitung S. 13.

Alter erfordere. In dieser Hinsicht wird man im Gymnasium nicht weiter gehen können, als dass der Schüler sich die vorgetragene Ansicht des Lehrers klar mache: ein Mitarbeiten des ersteren zur Lösung des dramaturgischen Problems ist noch nicht möglich. Zwei uns am nächsten stehende Autoritäten waren in dieser Frage getheilt. Nägelsbach, dem wir entschieden darin beistimmen, dass in der III. Gymnasialklasse der Schüler durch ein Stück des Euripides (er will zwei, wozu wir die Zeit nicht finden) in die Tragödie eingeführt werde, und darauf in der Oberklasse Sophokles folge, schloss den Aeschylus ganz vom Gymnasium aus. Döderlein sprach sich in einer Vorlesung über Gymnasialpädagogik in folgender Weise aus: „Prometheus, die Sieben und die Perser können gelesen werden. Sie sind nicht schwerer als Sophokles und pflegen die Jünglinge noch weit mehr anzusprechen: die imposante Schönheit des Aeschylus dringt mehr in die Augen durch ihre Riesenhaftigkeit, während die Schönheit des Sophokles in der Ueberwindung der Riesenhaftigkeit, in dem Masse besteht."

Herr Wecklein kommt in seiner mit Scharfsinn durchgeführten Untersuchung über die Composition des Prometheus, indem er sich an Schömann's Gedanken anschliesst, dass Aeschylus die Persönlichkeit des Prometheus, wie wir sie hier vorfinden, in freier Gestaltung des überlieferten Mythus geschaffen habe, zu folgendem Ergebniss. Aeschylus hat den Prometheus deswegen zum Sohn der Themis gemacht, um berechtigt zu sein, ihm die Kunde des für Zeus verhängnissvollen Geheimnisses beizulegen. Da die Darstellung bei Hyginus fab. 54 den Aeschylus als dessen Quelle erkennen lässt (die Einleitung S. 9 gibt nur in Kürze, was ausführlicher in Weckleins kurz vorher herausgegebenem Buche: Studien zu Aeschylus, Berlin bei Weber, begründet ist), so darf man schliessen, dass die Worte fide data (nämlich a Jove) monet Jovem, ne cum Thetide concumberet, auf die Art der Lösung bei Aeschylus hinweisen, dass nämlich der Offenbarung des Geheimnisses ein Vertrag zwischen Zeus und Prometheus vorausgieng und eine Annäherung der beiden Streitenden, wie sie v. 190 ff. in Aussicht gestellt ist.

Dass der *Προμηθεὺς λυόμενος* diese Aussöhnung enthalten habe, wird wohl jetzt von Niemand mehr bezweifelt. Streitig ist aber die Frage, ob der *Προμηθεὺς πυρφόρος* als erstes Stück der Trilogie dem *δεσμώτης* vorangegangen sei oder das dritte Stück gebildet habe. Ersteres, bekanntlich von Welcker angenommen, wird mit verschiedenen Gründen angefochten: einmal, weil der Feuerraub als Inhalt des ersten Stückes eine ästhetische Unmöglichkeit sei, indem „das, was im ersten Stücke den Zuschauern als Handlung dargestellt worden wäre, nun im zweiten von dem gefesselten Prometheus in aller Breite noch einmal als Erzählung vorgeführt würde." (Westphal Prolegomena zu Aeschylus Tragödien S. 220); dann, weil im *δεσμώτης* nichts vorkomme, was sicher auf ein vorhergehendes Stück zurückweise, endlich weil die Notiz des Scholiasten zu Prom. 94 *ἐν γὰρ τῷ πυρφόρῳ τρεῖς μυριάδας φησὶ δεδέσθαι αὐτόν* zeige, dass die Bestrafung des Prometheus dem Inhalt des *Πρ. πυρφόρος* vorausgehe und darin als eine Thatsache der Vergangenheit erzählt sei. Die von Welcker gesuchte Auskunft, *ἐν τῷ λυομένῳ* statt *πυρφόρῳ* zu lesen, kann keinen Beifall finden: eher könnte man sagen, dass die Uebersetzung, welche Westphal gibt, „dass er drei Myriaden Jahre lang gefesselt gewesen sei", nicht die einzig mögliche ist. Denn es kann auch heissen „dass er gefesselt sei" und die Erwähnung dieser Strafe in dem Scholion kann sich auf eine in dem ersten Stücke vorkommende Drohung oder Ankündigung des Zeus beziehen, in

ähnlichen Verbindungen des Perfects wie bei Lucian Prom. 1. *ᾧ τουτονὶ προςηλῶσθαι δεήσει*, ebendas. *ἐσταυρῶσθαι χρή . . . ἀνεσταυρώσθω*, 2. *κατειλήφθω*, 4 *ὡς δικαίαν τὴν ψῆφον ἔθετο, ἀνεσταυρῶσθαί με πλησίον τῶν Κασπίων πυλῶν*. Der aus diesem Scholion hergenommene Grund ist also nicht zwingend: noch weniger der andere, dass eine Zurückweisung auf ein vorhergehendes Stück nothwendig vorkommen müsse. Endlich ist auch der zuerst genannte Grund nur ein scheinbarer: denn über die den Sterblichen geschenkte Cultur spricht sich zwar Prometheus v. 440 ff. ausführlich aus, aber gerade wie die Entführung des himmlischen Feuers geschehen sei, das ist nicht „in aller Breite“ erzählt, sondern nur durch die Worte *ναρθηκοπλήρωτον δὲ θηρῶμαι πυρὸς πηγὴν κλοπαίαν* v. 109 angedeutet. Es scheint demnach, dass die Annahme, der *πυρφόρος* habe das Anfangsstück der Trilogie gebildet, doch nicht so entschieden abzuweisen sei. Die Hypothesen über den weiteren Inhalt dieses Stückes haben wir hier nicht zu prüfen: dass nicht einmal der Feuerraub unzweifelhaft durch den Titel *πυρφόρος* bezeichnet sei, hat Schömann erinnert und Westphal weiter ausgeführt. Wecklein entscheidet sich nach dem Vorgang des Letzteren für den *πυρφόρος* als Schlussstück, in welchem Prometheus als attischer Culturgott (*πυρφόρος θεὸς Τιτὰν Προμηθεύς* Soph. Oed. Col. 55) gefeiert worden sei.

In Bezug auf die Darstellung der Rolle des Prometheus war, wie Welcker und G. Hermann glauben, dem Schauspieler eine allzuschwierige Aufgabe zugemuthet, wenn er während des ganzen Stückes an dem Felsen angeschmiedet aushalten sollte. Sie nahmen daher an, dass Prometheus durch ein Bild oder eine Figur vorgestellt worden sei, hinter welcher der Schauspieler gesprochen habe, und gewannen damit zugleich den Vortheil, dass man nicht die Trilogie in die späteste Zeit des Dichters zu versetzen braucht, wo dieser den dritten Schauspieler nach dem Vorgange des Sophokles angenommen hatte, oder zu dem Parachoregema, d. h. der Darstellung des Kratos durch einen Choreuten, seine Zuflucht nehmen muss. Denn es konnte dann derselbe Schauspieler, welcher die Rolle des Hephästos*) gespielt hat, nach dessen Abtreten den Prometheus spielen. Das Schweigen des Prometheus in der ersten Scene, welches an sich eine psychologische Wahrheit hat, ist dann zugleich durch diese scenische Oekonomie begründet. Bei dieser in der That sehr ansprechenden Meinung besteht nun freilich die grosse Schwierigkeit, wie wohl der Statist, der zuerst den Prometheus spielte, nachdem er an den Felsen hingeführt worden war, dort mit dem Bilde vertauscht worden konnte, oder wie Prometheus, wenn er gleich von Anfang durch eine Puppe dargestellt wurde, von Kratos und Bia in

*) „Hephästos tritt mit v. 81 ab, während Kratos noch einige Augenblicke zurückbleibt und die v. 82—87 spricht. Dieses Kunstmittel ist wohl motivirt: der widerwillige und trotzige Hephästos geht, nachdem er den unangenehmen Auftrag erfüllt hat, seinen Worten gemäss ruhig seines Weges; die eifernde und schadenfrohe Dienerseele aber lässt ihrem Hohne noch einmal freien Lauf. Ausserdem ist nach v. 81 u. 84 eine kleine Pause zu denken, während welcher Kratos dasteht und sein Werk mit Befriedigung betrachtet. So hat der Schauspieler, welcher den Hephästos gegeben, einen Vorsprung; da bei ihm keine Umkleidung nöthig ist, genügt ihm die Zeit vollkommen, um in die gehörige Stellung zu kommen.“ Wecklein, Studien zu Aeschylus, S. 33.

einer für den Zuschauer täuschenden Weise hereingeführt worden ist. Diejenige Lösung, welche Wecklein versucht, indem er den falschen Prometheus durch Kratos und Bia nicht hereinführen, sondern hereintragen lässt, kann auf keine Zustimmung rechnen: es hat etwas widerstrebendes, den Titanen so als quadrupes constrictus herbeigeschafft zu denken. Dass aber der Dichter diesen besonderen Beweggrund haben musste, um dem Hephästos zwei Gehülfen und nicht Kratos allein beizugeben, ist eine ganz willkürliche Behauptung.

Der Commentar ist eine sehr gründliche Arbeit. Die Erläuterungen sind klar, eingehend, nach Form und Inhalt genau Es ist wohl nirgends eine Bemerkung zu vermissen, eher wird man einiges überflüssig finden. Zu letzterem rechnen wir die Citate zu v. 9 *σφε*, zu v. 10 *ὡς ἄν*, zu v. 244 *οὔτε — τε*, zu v. 973 *καὶ δέ*, zu v. 77 *ἐπιτιμητής*. Die Parallelstellen zu v. 23 *ἀσμένῳ σοι*, zu v. 73 *πρός* als Adverbium, zu v. 172 *οὔτε — τ'οὐ*, zu v. 306 *κάμπτομαι* (Uebergang in die erste Person) waren wenigstens in dieser Zahl nicht nöthig. So sehr die lexikalischen Bemerkungen über *ἄβροτος* v. 2 und *λεωργός* v. 5 am Platze sind, so entbehrlich sind die über *ἐπιστολάς* v. 3 und *μεταχωρεῖν* v. 1060. Wir erkennen im Uebrigen gerne die Sorgfalt an, mit welcher die im Vorwort erwähnte Absicht der Darlegung des tragischen und Aeschylischen Sprachgebrauchs ausgeführt ist. Einen eigenen Excurs verdiente einmal die kühne, von Aeschylus sehr geliebte Adjectivbildung wie in v. 148 *ἀδαμαντοδέτοισι λύμαις* für *λύμαις ἀδαμαντίνων δεσμῶν*, 580 *οἰστρηλάτῳ δείματι* für *οἴστρου ἐλαύνοντος δείματι*. Schwenck hat zu Eum. 257 und zu Sieben 866 Beispiele dafür gesammelt: Schneider's Sachregister ist uns nicht zur Hand.

Wir knüpfen zunächst nur wenige Bemerkungen an die Erläuterungen. v. 7 ist unklar, warum das deutsche prangen und Prunk zu *ἄνθος* verglichen werden soll. — v. 81 ist wohl richtig der Dativ *κώλοις* nicht durch *ἐν κώλοις* erklärt, sondern von dem in *ἀμφίβληστρ' ἔχει* liegenden Begriff *ἀμφιβάλλειν* abhängig gedacht. Ludwig Schmidt nennt es den Dativ des Besitzes, citirt aber Krüger § 48, 15. A. 3, was wohl verschrieben ist für 48, 12. A. 4 (*δῶρα τοῖς θεοῖς, τὴν θεῷ ὑπηρεσίαν*) und in diesem Falle auch auf diese Erklärung führen würde: *ἔχει τὰς πέδας τοῖς κώλοις ἀμφιβεβλημένας*. — v. 91. Ist es nöthig, bei *κύκλον ἡλίου* auf die Vorstellung von einem flammenden Rade zurückzugehen und genügt nicht die Sonnenscheibe? — Zu v. 221 *αὐτοῖσι συμμάχοισι* ist bemerkt: „der Artikel bleibt dabei regelmässig weg", wofür stehen sollte „in der Regel", denn der erste Ausdruck würde die andern Fälle ganz ausschliessen. — v. 239 *προθέμενος* im zeitlichen Sinne des *πρό* (so schon Schneider) ist bedenklich, weil *πρό* in diesem Compositum nirgends die temporale Bedeutung hat. Man kommt wohl ohne diese Neuerung aus mit der Erklärung *προτίθεμαί τι ἐν οἴκτῳ*, ich stelle mir etwas als bemitleidenswerth hin, also ziemlich gleich mit dem einfachen Verbum *τίθεμαι ἐν γέλωτι, ἐν αἰσχρῷ*. — v. 266 *ἑκὼν ἑκὼν* von *ἥμαρτον* durch einen Gedankenstrich zu trennen ist unnöthig. — v. 277 ff. sollen die Anapäste des Chors die Bewegungen der Maschinerie begleiten, durch welche Okeanos herbeigeführt wird, und hinwiederum v. 284 ff. die Anapäste des Okeanos die Bewegungen des aus den Flügelwagen in die Orchestra niedersteigenden Chors. Das letztere stimmt mit der Bemerkung des Scholiasten zusammen *Καιρὸν δίδωσι τῷ χορῷ καθήκασθαι τῆς μηχανῆς Ὠκεανὸς ἐλθών*, das erstere lässt sich ohne Störung des Schlusses der Scene nicht denken. Nach Wecklein zu v. 114 begleiten auch in der Elektra des Sophokles die Anapäste der Elektra das Auf-

treten des Chors. Welche Anapäste? Der ganze Monolog von v. 86 an? Oder nur ihre letzten Worte? Nicht einmal dieses ist wahrscheinlich: erst nachdem sie ihre Rede geendet hat, wird der Einzug des Chores begonnen haben, während dessen sie stumm auf der Bühne verharrt. — v. 440 παντελῶς kann nicht bedeuten „wenn man auf den Grund zurückgeht". — v. 952 τοῖς τοιούτοις haben viele von den Neueren mit den Scholien (τοῖς μὴ πειθομένοις αὐτῷ) als Masculinum genommen, andere wie Wecklein wohl richtiger als Neutrum („durch dieses"). Aber seine Beziehung desselben „auf die voraus angedeuteten Winkelzüge und Ausflüchte langer Verhandlungen" ist nicht zu billigen; einfacher Schneider „durch solche Prahlereien und Drohungen". Diese machen den Zeus nicht weich; vgl. v. 79 σὺ μαλθακίζου. Ohne Grund ist die Einrede von Weil: Si τοῖς τοιούτοις neutrius generis esset, μαλθάσσεται potius quam μαλθακίζεται dixisset. — v. 985 wird ὀφείλων aufgelöst in εἰ ὤφειλον, wogegen der Nachsatz spricht ἂν τίνοιμ' αὐτῷ χάριν. Die andern Ausleger folgen mit Recht den Scholien: τοῦτο ἐν εἰρωνείᾳ. — v. 987 ist W. gewiss mit Recht bei der gewöhnlichen Auffassung geblieben, dass τοῦδε Masculinum sei; L. Schmidt nimmt es als Neutrum. — v. 1065 παρέσυρας ἔπος, du hast ein Wort herbeigerissen, vielleicht nur ein stärkerer Ausdruck für ἔρριψας. Andere erklären: ein verkehrtes Wort; Wecklein sonderbar „ein unflätiges Wort".

Aus den Stellen, in welchen W. die Lesart des Mediceus zurückgeführt hat, heben wir v. 170 heraus: ἀφ' ὅτου statt ὑφ', 381 προθυμεῖσθαι (so auch Weil) statt προμηθεῖσθαι, 422 νέμουσιν statt νέμονται (412 νέμονται). v. 472 πέπονθας αἰκὲς πῆμ'· ἀποσφαλεὶς φρενῶν πλανᾷ hat auch Schömann vertheidigt, aber seine Erklärung, dass der Chor die Hoffnungslosigkeit und Unfähigkeit des Prometheus, sich selbst zu helfen, ἀεικὲς πῆμα, arg oder schimpflich nenne, weil, wie der Chor 1039 sagt, σοφῷ αἰσχρὸν ἐξαμαρτάνειν, würde hier in den Mund des Chors eine zu bittere Aeusserung legen, wie Hermann und Weil mit Recht bemerken. Wecklein fasst αἰκές als Ausdruck des Unwillens gegen Zeus, dessen ungerechte Fügung den Prometheus in diese hülflose Lage gebracht habe. Auch das Scholion τοῦτο διὰ τὸ φιλονεικῆσαι Διΐ hat diesen Sinn, dass der Chor mit Zeus hadert; αἰκές wird durch ἀπρεπές' ἀνάρμοστον wiedergegeben. Aber v. 223 hat doch wohl mit richtigem Gefühl Hermann τιμαῖς gegen den Med. für ποιναῖς aufgenommen, denn es ist gewiss eher das letztere eine Glosse für das erstere gewesen als umgekehrt. — Dass v. 41 Wecklein πῶς von οἷόν τε getrennt und zum Folgenden gezogen hat, wie in einigen Handschriften geschieht, können wir trotz Weils Behauptung Haec vocis πῶς sedes versu 261 (δόξει δὲ πῶς;) defendi nequit nicht billigen. Ausser den von L. Schmidt zu beiden Versen verglichenen Stellen findet man Nachweise auch bei Matthiä Gr. § 611, 4. — v. 52 ist mit Recht die Vulg. τῷδε beibehalten: Med. τῶνδε, welches L. Schmidt nach Ribbeck durch die Erklärung ferramentorum istorum ligamina zu vertheidigen sucht. — v. 59 haben alle Handschriften πόρον, das für den Sinn genügt, während man πόρους aus Citaten der Stelle bei Schol. Aristoph. u. a. aufgenommen hat. — v. 112. Die handschriftliche Lesart τοιάσδε ποινὰς ἀμπλακημάτων τίνω „von dieser Art, d. h. so verschuldet ist die Sündenstrafe, die ich büssen muss", ist mit Unrecht bei W. und anderen nach Stanley mit τοιῶνδε vertauscht worden, weil man dieselbe Form des Gedankens erwarte wie v. 8 τοιᾶσδε ἁμαρτίας δίκην und v. 564 τίνος ἀμπλακίας ποινάς. Den Zusatz von ἀμπλακημάτων nehmen wir lieber mit Schömann als eine für die Construction gleichgültige Fülle des Aus-

drucks, statt mit Hermann und L. Schmidt solche Stellen zu vergleichen, in denen wie Choeph. 40 τοιάνδε χάριν ἄχαριν ἀπότροπον κακῶν eine andere Beziehung des Pronomens (τοιῶνδε) erwartet werden sollte. — v. 642 nennt W. αἰσχύνομαι eine schlechte Correctur für ὀδύρομαι. In der That scheint aber der erstere Begriff nicht entbehrt werden zu können, es spricht auch das καὶ dafür, und der Schreiber konnte leicht auf ὀδύρομαι aus dem vorhergehenden ὀδύρασθαι kommen. — v. 378. Die in allen neueren Ausgaben beseitigte hdschr. Lesart ὀργῆς νοσούσης (W. hat nach einer „hariolatio" Hermanns ὀργῆς σφριγώσης geschrieben) dürfte doch vertheidigt werden. Die ὀργή, sagt Hartung, könne nicht νοσοῦσα genannt werden, weil sie nie gesund sei. Aber reden wir nicht auch von kranker Leidenschaft? Und behaupten, dass ein Prädicat wie νοσεῖν, was freilich eigentlich dem zürnenden oder leidenschaftlich eifernden zukommt, nicht auch dem Zorn und Eifer selbst beigelegt werden könne (was Hermann bezweifelte), das hiesse doch, wie Schömann in der Rec. von Hartungs Ausgabe N. Jbb. f. Phil. u. Päd. 67, p. 132 sich ausdrückt, dem Dichter die Freiheit des Ausdrucks etwas allzu peinlich beschränken. — v. 959 μή τί σοι δοκῶ ταρβεῖν — θεούς; πολλοῦ γε καὶ τοῦ παντὸς ἐλλείπω. Der Med. u. a. haben πολλοῦ δέ, was nicht zu verwerfen ist. „Nein, da fehlt viel". Man kann zu diesem δέ in der Antwort Soph. Oed. T. 378 vergleichen: ΟΙ. Κρέοντος ἢ σοῦ ταῦτα τἀξευρήματα; ΤΕΙ. Κρέων δέ σοι πῆμ' οὐδέν, ἀλλ' αὐτὸς σὺ σοί. — Wenn v. 980 auch zufällig in den uns erhaltenen Tragödien des Aeschylus das einzige Beispiel von einer Theilung des Trimeters unter zwei Personen ist (abgesehen von der zweifelhaften Stelle Sieben 217), so ist es doch sehr bedenklich, dieselbe dem Dichter abzusprechen. Bei Sophokles, wo die sogen. ἀντιλαβή nicht selten ist, wird in der Regel der Vers in zwei ähnliche Hälften dadurch getheilt; eine Theilung wie hier, versichert Wecklein, würde auch bei Sophokles auffallend sein. Aber man findet genau dieselbe (ΟΙΔ. ὤμοι. ΚΡ. τάχ' ἕξεις μᾶλλον οἰμώζειν τάδε) im Oed. Col. 820, einer Stelle, welche unter den von W. im Festgruss zur Würzburger Philologenversammlung p. 140 aufgeführten nicht fehlt. Uebrigens ist die neue Erklärung der Worte τόδε Ζεὺς τοὔπος οὐκ ἐπίσταται „Zeus lässt sich durch Wehklagen nicht erweichen", also etwa gleich νοῦν οὐ προσέχει, nicht möglich. Bothe: Jovem id vocabulum nosse atque uti eo negat, ut qui nunquam doleat, sed perpetua fruatur felicitate. — v. 1087 hat W. die hdschr. Lesart στάσιν ἀντίπνουν ἀποδεικνύμενα beibehalten, welche wegen der verlängerten Thesis in ἀντί vor πν und wegen der Contraction in ου von Kiehl angefochten worden ist. Dindorf meinte, dass ursprünglich auf ἀντίπνοον ein anderes, durch die Glosse ἀποδεικνύμενα verdrängtes, mit einem Consonanten anfangendes Wort (στασιαζόμενα oder διεριζόμενα nach Weil) gefolgt sei. Es läge nicht fern zu glauben, dass das Particip überhaupt als ein unechter Zusatz zu streichen sei und der Accusativ στάσιν ἀντίπνοον sich unmittelbar an das Vorhergehende anschliesse, eine Vermuthung, welche, wie ich nun sehe, auch Dindorf neben der andern ausgesprochen hat. Freilich müsste man dann, um die seit Hermann allgemein angenommene Responsion der anapästischen Systeme festhalten zu können, den Ausfall nicht bloss eines halben, sondern eines ganzen Verses zugeben.

Von den Conjecturen Weckleins machen wir zuerst solche namhaft, welche sich auf bisher unangetastete Stellen beziehen. v. 66 liest man σῶν ὑπὲρ στένω πόνων. Aber der Med. hat von erster Hand ὑποστένω, woraus W. mit Wahrscheinlichkeit σῶν ὑπὸ στένω πόνων herstellt. Im nächsten Verse folgt Διός τ' ἐχθρῶν ὕπερ, nach welchem jenes corrigirt

scheint. — v. 99 und 183 hat er *πῆ (πᾶ) ποτε* in *πῆ (πᾶ) πότε* geändert; aber der abhängige Satz verträgt hier nicht wohl die Doppelfrage, wie in v. 545 *εἰπὲ ποῦ τίς ἀλκά*; wo Hermann mit Recht ein Komma nach *εἰπέ* setzt und die Frage dadurch deutlicher als eine directe bezeichnet. — v. 782 verlangt W. *τούτοιν* für *τούτων*, weil die Zweizahl in den vorhergehenden Versen so nachdrücklich hervorgehoben sei: *τούτων* sei dadurch entstanden, dass man *τούτοιν* nicht als commune Form verstand. — v. 948 schreibt W. *ἐκπίπτοι* für *ἐκπίπτει*. Der Optativ soll ausdrücken, dass es sich nur in der Einbildung des Prometheus (*κομπεῖς*) so verhalte: die grammatische Rechtfertigung (nach dem vorausgehenden präsentischen Perfect *ἄνωγε*) dürfte schwierig sein. — v. 1010 *ὡς νεοζυγὴς πῶλος βιάζει*, du bist gewaltthätig. W. behauptet, *βιάζεσθαι* könne nur von dem gebraucht werden, der sich in offensiver Weise etwas erzwingt, nicht von dem störrischen Pferde, welches sich mit Gewalt gegen den Zwang wehrt. Der Scholiast, der es durch *ἀνθίστασαι* (d. i. du sträubst dich) erklärt, hat dieses Bedenken nicht gehabt. W. corrigirt *λιάζει*. „*Λιάζεσθαι*, seitwärts ausbeugen, nach der Seite ausspringen, bezeichnet die Weise ungezähmter Thiere, welche in den Zaum beissen und mit dem Hinterleibe sich seitwärts biegen, um der Gewalt der Zügel zu entweichen. Vgl. Hesych. *λιαζόμενοι· σκιρτῶντες*." Ein hübscher Gedanke, aber doch nicht zwingend genug, um gleich in den Text aufgenommen zu werden, was Herr W. überhaupt fast überall thut; nur bei den in der That müssigen Einfällen v. 872 *τόξοισι κλεινὸς ἶνις ὃς πόνων ἐμέ*, v. 893 *χερνῆταν γε μναστεῦσαι γάμον*, v. 1002 *εἰσελθέτω μή τινα θά σ' ὡς* hat er sich damit begnügt, sie im Anhang vorzutragen.

Wir können nicht auf solche Stellen eingehen, in welchen wir die Aufnahme von Emendationen anderer billigen. Nur v. 187 sei erwähnt, wo man *οἴω* für einen unechten Zusatz hielt, und wo der Unterz. schon in der Anzeige von Hermanns Aeschylus in den Münchner gel. Anz. 1854, S. 24 (einer von der Redaction mehrfach gekürzten, aber leider auch durch Druckfehler hie und da entstellten Arbeit) vielmehr *Ζεύς* als Glosse gestrichen und *ἔμπας δ' οἴω* geschrieben hatte, ohne zu beachten, dass früher Bothe ebenfalls *Ζεύς* und *ἀλλ'* getilgt und *ἔμπας οἴω* ohne Bindepartikel geschrieben hat. So nun auch W.

An nicht wenigen Stellen hat W. den früheren Besserungsversuchen seine eigenen entgegengesetzt. Dass v. 113, wo der Med. *πασσαλευμένος* bietet, *προυσελούμενος* ursprünglich gestanden habe, sieht glaublich aus. — v. 313 hat W. geändert in *τὸν νῦν χόλου παρόντα μόχθον*. Das ist keine wirkliche Besserung, *χόλος* kann den Artikel nicht entbehren. — v. 399 haben die Hdschr. *δακρυσίστακτον δ' ἀπ' ὄσσων — λειβομένα*. Da die Partikel das Metrum stört und doch nicht wohl ganz weggelassen werden kann (wie es Schömann thut), schreibt Hermann *δ' εἰβομένα*. Einfacher bessert W. *δακρυσίστακτα*: Hermann selbst hatte früher *δακρυσιστακτί* gewollt. — Die Ergänzung des fehlenden Wortes in v. 408 durch *θ' ἑσπέριοι* (West und Ost) hat vor allem das Bedenken gegen sich, dass man ein „sowohl — als auch" erwarten würde. — v. 426 schreibt W., zum Theil in Anschluss an Ribbeck und Dindorf, *δαμέντ' ἀκμάτοις εἰσιδόμαν θεόν, ὃς γᾶς αἰὲν ὑπέροχον σθένος κραταιὸν οὐράνιόν τε πόλον νώτοις ὑποστέγων στενάζει*. Früheren ähnlichen Behandlungen dieser Verse gegenüber hat Schömann die Beziehung des *ὑπέροχον σθένος* auf die Last des Himmels (statt auf die Kraft des Atlas) beanstandet und würde die Beziehung auf die Erde nicht minder bestritten haben; in sachlicher Hinsicht hat er ausführlich dagegen gesprochen,

dass der Atlas des Aeschylus, welcher (v. 348) auf der Erde im äussersten Westen steht, zugleich die Erde selbst tragen könnte. Nach Wecklein steht er allerdings auf der Erde: der Titan, welcher die κίονας, αἳ γαῖάν τε καὶ οὐρανὸν ἀμφὶς ἔχουσιν (Hom. Od. 1, 53) mit seinen Schultern stützt, drückt die Erde mit seinem Fusse nieder, und auf diese Weise soll der Ausdruck σθένος gerechtfertigt werden: „bei der Erde, welche niedergehalten werden muss, kommt die Stärke, mit welcher sie dem Drucke des Fusses entgegenwirkt, in Betracht". Wenn nun aber γᾶς σθένος ebenso wie οὐράνιον πόλον Object von ὑποστέγων ist, und beides nur ganz allgemein heissen soll, Atlas trage den Himmel und die Erde, so bekommt das Ganze durch diese Gestaltung des Textes eine (dem Dichter bewusste oder unbewusste) Unklarheit, mit der man sich nicht befreunden kann. — v. 598 nach κέντροις ergänzt W. die Lücke gut durch ἰώ, da die Hdschr. κέντροισι haben. — v. 601 ist wieder eine Lücke, die man seit Hermann allgemein durch Ἥρας ausfüllt, womit die Scholiasten übereinstimmen, allerdings so, dass man aus dem Schol. Med. (τοῖς τῆς Ἥρας) sieht, er habe selbst das Wort nicht mehr vor sich gehabt, sondern erklärend ergänzt. W. setzt ohne Wahrscheinlichkeit dafür ἄλλων: Io scheue sich, den Namen der Göttin, die ihr so viel Leid zugefügt, auszusprechen. — v. 677 vulg. Λέρνης τε κρήνην, Med. Λέρνης ἄκρην τε, worin man ἄκραν oder ἀκτήν gesucht hat. W. vermuthet, dass man dieses ἄκρην der Ueberschrift κρήνην über νᾶμα verdanke. — v. 688 Hdschr. οὔποτ' οὔποτ' ηὔχουν ξένους, W. οὔποθ' ὧδ', οὔποτ' ᾗν. ξ. Die Besserungen von Hermann oder Schömann liegen entschieden näher. — v. 712 vulg. ἀλλ' ἁλιστόνοις πόδας. W. hat mit Recht nach Anderer Vorgang ἀλλὰ γυῖ' ἁλιστόνοις aufgenommen, da die Hdsr. γύποδας haben, aber die Entstehung dieser Unform anders erklärt als Hermann, nämlich nicht aus einer Glosse πόδας über γυῖα, sondern umgekehrt, was man ihm trotz Hesychius γυῖα, χεῖρές τε καὶ πόδες nicht glauben wird. — v. 760 ὡς τοίνυν ὄντων τῶνδέ σοι μαθεῖν πάρα. Um den Begriff der Freude zu gewinnen, wollte Schütz γηθεῖν, Weil τῶνδ' ἰανθῆναι πάρα, Wecklein (weil in den Hdsr. μαθεῖν σοι gestellt ist) γηθῆσαι. Auf die Frage der Io „Sollte ich mich nicht freuen?" ist nichts an der Antwort des Prometheus auszusetzen, welche ihr die Versicherung gibt, dass die Entthronung des Zeus wirklich bestimmt sei. Schol. ὡς βεβαίων καὶ ἐνεστώτων τούτων ὄντων. An dem Genitiv des Particips aber durfte Weil nicht zweifeln: Beispiele bei Matthiä Gr. 569 und Lobeck zu Soph. Ai. 281. — Die Heilung der zweifelhaften Stelle v. 860 ist durch das vorgeschlagene Πελασγία δ' αἱμάξεται statt δὲ δέξεται nach unserer Ansicht nicht gefördert. — v 901 schliesst sich in der Heilung der verderbten Stelle Weckleins ἐμοὶ δὲ τιώμενος ὁμαλὸς ὁ γάμος ἄφοβος am meisten an Schömann an (ἐμοὶ δὲ τίμιος ὁμαλος γάμος ἄφοβος), ist aber wegen des Metrums diesem vorzuziehen. — An der Lesart der Hdsr. καὶ λίαν εἰρημένος v. 1031 wird, wenn auch der Med. εἰριμμένος hat, doch nicht zu ändern sein. „Zeus hat sein Wort darauf gegeben", oder, wie Weil erklärt: dictum est neque, ut indictum, revocabitur. W. εἱμαρμένος.

Neulich hat C. F. Müller in den Neuen Jahrb f. Phil. u. Päd. in einer sehr anerkennenden Anzeige dieser Ausgabe (1872, p. 680) mit Rücksicht auf den Schulgebrauch in der Einleitung eine eingehendere Charakteristik der Personen des Stücks für wünschenswerth erklärt, in ähnlicher Weise wie sie von Schneidewin den Dramen des Sophokles vorausgeschickt ist. Wir meinen, gerade für den Schulgebrauch seien diese Schneidewinischen Charakteristiken sehr unbequem, weil sie dem Lehrer

eine der schönsten Aufgaben, die er an das Lesen der Tragödien anknüpfen kann, aus der Hand nehmen.

Schliesslich möge eine andere Abschweifung zu Sophokles gestattet werden. Antig. 351, wo die von Nauck adoptirte Correctur von Franz ἵππον ὀχμάζεται sowohl dem hdsr. ἕξεται allzu fern steht, als auch den Accusativ ζυγόν unerklärt lässt, lag es nahe, an das Homerische ἵππον ὑπάγειν ζυγόν zu denken, aber das von Brunck u. a. vorgeschlagene ὑπάξεται ist wegen des Tempus jedenfalls unmöglich. Dagegen der Aorist ὑπήξατο würde vortrefflich passen, und die im Attischen ungewöhnliche Form würde ebendeshalb die Verderbniss um so leichter erklären. Bei einer so verzweifelten Stelle darf man ja mit Okeanos fragen: ἐν τῷ τολμᾶν τίνα ὁρᾷς ἐνοῦσαν ζημίαν; selbst auf die Gefahr der Antwort: μόχθον περισσόν.

Ansbach. Dr. L. Schiller.

Haug's Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische für mittlere Classen. I. Abtheilung. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, unter Mitwirkung von Prof. Kraut und Märklin besorgt von Prof. Rösch in Heilbronn. Heilbronn, bei Scheurlen. 1873. 142 S. in 8.

Dieses vor zwanzig Jahren in erster Auflage erschienene Uebungsbuch hat unter der sichtlich bessernden Hand des neuen Herausgebers eine solche Umarbeitung erfahren, dass es in seiner jetzigen Gestalt unbedenklich den besten Lehrbüchern dieser Art an die Seite gestellt werden kann, um so mehr, als es schon bei seinem ersten Erscheinen der Aufnahme in das Verzeichniss der an unseren Gymnasien sanctionirten Lehrbücher gewürdigt worden ist.

Die Aenderungen, welche dasselbe erfahren hat, sind verschiedener Art. Einmal wurde eine bedeutende Anzahl minder passender Uebungsstücke entfernt und durch geeignetere neue — dieselben sind im Inhaltsverzeichnisse mit einem Sternchen bezeichnet — ersetzt; sodann sind die beibehaltenen älteren Stücke sowohl hinsichtlich des deutschen Ausdrucks als auch des lateinischen Commentars vielfach verbessert worden, obschon wir in beiden Beziehungen hin und wieder eine noch durchgreifendere Ueberarbeitung nicht für ganz überflüssig erachten möchten. Dabei müssen wir aber ausdrücklich constatiren, dass, während die der ersten Auflage beigegebene Phraseologie, deren Ueberschwenglichkeit der Verfasser selbst (Vorrede S. IV, Absatz 4) rechtfertigen zu sollen glaubte, die geistige Thätigkeit des Schülers allzu wenig in Anspruch nahm, in der vorliegenden Ausgabe die Zahl der Anmerkungen bedeutend beschränkt und ihre Fassung möglichst präcisirt worden ist. Bezüglich der Anordnung des mit anerkennenswerther Umsicht und entsprechendem Geschmacke ausgewählten Uebungsstoffes endlich ist ein nothwendiger Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren nirgends zu verkennen. Von den grammatischen Citaten sind die aus Zumpt beibehalten, statt Bröder und Madvig aber — die Weglassung des Letzteren bedauern wir — die Grammatiken von Middendorf, F. Schultz, Ellendt-Seyffert und Englmann beigezogen worden.

Der Herausgeber schliesst sein Vorwort unter Anderm mit dem Passus: „Dass Schulbücher dieser Art immer von Neuem ein Bedürfniss

sind, ist allgemein anerkannt." Wir zweifeln nicht, dass Angesichts dieses „Bedürfnisses" trotz der Menge schon vorhandener ähnlicher Uebungsbücher und trotz der anerkannten Brauchbarkeit mancher derselben gleichwohl das vorliegende manchem Amtsgenossen und mancher Schule einen erspriesslichen Dienst zu leisten vermag.

Zweibrücken. Sand.

Literarische Notizen.

Griechische Literaturgeschichte von Theodor Bergk. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1872. 1024 S. in gr 8. Der Verf. war bemüht, nicht nur sorgfältig und gewissenhaft die Thatsachen zu prüfen, sondern auch frei von einseitiger Vorliebe oder Abneigung Gerechtigkeit des Urteils walten zu lassen. Freilich verkennt er selber nicht, dass eine völlige Freiheit von subjektiver Kritik kaum denkbar ist, und er zieht unbedenklich diese Aufrichtigkeit und Unmittelbarkeit, welche die Eindrücke, die sie empfangen hat, nach jeder Seite hin treulich wiedergibt, jener marmorglatten aber auch marmorkalten Ruhe vor, in welcher eine erkünstelte Objektivität sich gefällt. Der vorliegende erste Band handelt zunächst von Land und Volk der Griechen, ihrem Verhältniss zu den Barbaren, ihrer Sprache, dem Charakter ihrer Literatur, der Schrift und ihrem Gebrauche, den Leistungen der Griechen für die Geschichte der Literatur, den Perioden der griech. Literatur, und erstreckt sich auf die Vorgeschichte und die erste Periode derselben bis 776 v. Chr. Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass das Werk in jede Gymnasialbibliothek gehört und dass man der Fortsetzung desselben mit grossem Interesse entgegensehen kann.

Latein. Vocabularium für Anfänger, sachlich und etymologisch geordnet von Dr. E. Bonell. 15. Aufl. Berlin, Verlag von Thr. Chr. Fr. Enslin. 1873. Das hinlänglich bekannte und anerkannte Büchlein erscheint in der neuen Auflage mit grösserer Schrift neu stereotypiert, jedenfalls ein neuer Vorzug desselben. In der Orthographie sind die sicheren Ergebnisse der neueren Forschungen aufgenommen, doch der Deutlichkeit wegen der Buchstabe j beibehalten. Die Korrektur könnte sorgfältiger sein.

Sagen und Geschichten aus dem Alterthum für den Geschichtsunterricht in Sexta und Quinta der Realschulen und höheren Bürgerschulen von Dr. J. Buschmann. Münster. Ad Russell's Verlag. 1873. 218 S in kl. 8. Auf 86 S. sind die „Sagen" des klassischen Altertums, im Weiteren die „Geschichten" bis auf Augustus behandelt. Für die genannten Schulen wohl zu brauchen

Elementar-Grammatik der griech. Sprache. Von Dr. Rob. Enger. 3 vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. Verlag von F. E. C. Leuckart. 1873. Pr. 15 Ngr. 204 S in 8 Das Buch ist zunächst für solche Gymnasien bestimmt, die in den oberen Klassen Buttmann benützen, dessen Lehrgang der Verf. im Grossen und Ganzen angenommen hat. Zur Grammatik erschien von demselben Verf.: Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Griech. in das Deutsche, sowie aus dem Deutschen in das Griech. Für die mittleren Gymnasialklassen. 2. verm. u. verb. Aufl. 1872. 254 S. in 8. Preis 15 Ngr.

Allgemeine Erdkunde. Zur leichtern Uebersicht in Tabellenform für Seminare und höhere Lehranstalten bearbeitet von Dr. Bernh. Kleinpaul. Dresden. 1873. Bei C. C. Meinhold & Söhne. 99 S. in 4. Das Buch will dem Lehrer eine kurze, übersichtliche Zusammenfassung des Stoffes, dem Schüler ein Hilfsmittel zur Repetition sein. Die Länder Europa's, speziell unser Vaterland, sind ausführlicher, die aussereuropäischen Erdteile summarisch behandelt.

Schulgrammatik der ital. Sprache nach neuer theoretisch-praktischer, rationeller Methode von Prof. G. Bonifaccio. Stuttgart, bei Paul Neff. 1872. 299 S. in kl. 8. Pr. 1 fl. 30 kr. Dazu Lesebuch von demselben Verfasser. 236 S. in kl. 8. Pr. 1 fl. 30 kr.

Privatgrammatik der ital. Sprache nach neuer theoretisch-praktischer rationeller Methode von Prof. G. Bonifaccio. Stuttgart, bei P. Neff. 1872. 299 S. in kl. 8. Pr. 1 fl. 30 kr. Dazu Lesebuch von demselben Verf. 291 S. Pr. 1 fl. 30 kr.

Exercices intellectuels ou le Mot illustré par l'Idee. Par Mad. E. Crosnier. Stuttgart, P. Neff. 1873. 112 S. in kl. 8. Pr. 36 kr. Dazu im selben Format und Verlag: Clef des exercices intellectuels ou du Mot illustré par l'Idee. Par. Mad. Crosnier. 23 S. Pr. 12 kr.

Siebenzehnter Jahresbericht des Rathes der öffentlichen Schulen von St. Louis, für das am 1. Aug. 1871 endende Schuljahr. Offizielle Uebersetzung von C. L. Bernays. St. Louis, gedruckt bei Plate, Olshausen & Co. 1872. Ein stattlicher Band von mehr als 300 Seiten gibt Zeugniss von dem ausserordentlichen Eifer für die Schule in St. Louis.

Neues etymologisches Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Betonung und Aussprache von Karl Jürgens. Verlag von F. Henschel in Berlin. Das Werk erscheint in 18—20 monatl. Lieferungen à 5 Sgr.

Die Olmützer Schulbank. Für Gemeinden, Lehrer und Schulbehörden von Joh. Schober, Direktor der Olmützer städt Töchterschule. Mit einem Vorwort des Landesschulinspektors Dr. Erasmus Schwab und 3 Tafeln Abbildungen. Wien, 1873. Verlag von Pichler's Witwe u. Sohn. 23 S. in gr. 8. Pr. 20 kr. ö. W. Bei der Wichtigkeit, die man in neuerer Zeit mit Recht der Schulbankfrage beilegt, ist auch dieses Schriftchen von Interesse. Ein Modell der hier beschriebenen zweisitzigen Bank ist um 8 fl. ö. W. von dem Bautischler Horaczek in Olmütz zu beziehen.

Die griech. Philosophen in der arabischen Ueberlieferung von Aug. Müller. Besonders abgedruckt aus der Festschrift der Francke'schen Stiftungen zu dem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum des H. Geh.-Rats Prof. Bernhardy. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. 59 S. in gr. 8.

Grundriss der Chemie gemäss den neueren Ansichten. Von Dr. C. F. Rammelsberg. Der unorganischen Chemie dritte Auflage. Berlin, 1873. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung. 415 S. in 8. Der Verf. hat durch Aufnahme einer kurzen Uebersicht der organischen Verbindungen, wie sie für den ersten Unterricht in diesem Teil der Wissenschaft passend erscheint, die gegenwärtige Auflage zu einem Grundriss der Chemie umgestaltet und dadurch ihren Wert für Lehr- und Lernzwecke erhöht.

A complete school-grammar of the English Language by Dr. Rud. Degenhardt. Bremen. J. Kühlmann. 1873. 448 S. in 8.

François Rabelais und sein Traité d'éducation mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Grundsätze Montaigne's, Locke's und Rousseau's. Von Dr. F. A. Arnstädt. Leipzig, 1872. Verlag von Joh. A. Barth. 295 S. in 8. 2 Thlr. Der Verf. behandelt Rabelais' Leben, gibt eine kurze Geschichte der Helden seines berühmten Romans, verbreitet sich über seine Vorgänger und Nachfolger, speziell über Fischart, den Uebersetzer des Gargantua Eine Zusammenstellung der Urteile der bedeutendsten Männer über Rabelais und sein Werk soll den Wert dieses Philosophen hervorheben. Der Traité d'éducation, der Brief Gargantua's an seinen Sohn Pantagruel und die an andern Orten des Romans über Erziehung und Unterricht ausgesprochenen Ideen sind so zusammengestellt und betrachtet, dass kein Zug dem Bilde des Pädagogen verloren gehe. Endlich ist die Verwandtschaft mit Montaigne, Locke und Rousseau aus ihren pädagogischen Schriften nachgewiesen und Rabelais' Werk als Quelle derselben dargestellt worden. Das Ganze ist für die Geschichte der Pädagogik von hohem Interesse.

Deutsch-lateinisch-griechische Parallelgrammatik für Gelehrtenschulen. Herausgegeben von J. C. Schmitt-Blank. I. Deutsche Grammatik. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mannheim, Löffler, 1872. 128 S. Der Verfasser stellte sich eine Aufgabe, deren Lösung nach ihm schon mehrfach versucht wurde und manchen auch bereits gelungen ist. Auch der vorliegenden Arbeit, deren Brauchbarkeit freilich grossenteils von dem lateinischen Teil abhängt, ist, was die wissenschaftliche Behandlung anlangt, volles Lob zu spenden; für den grammatischen Unterricht in den unteren Lateinklassen dürfte sie sich indes kaum eignen. Dazu ist sie zu wissenschaftlich und wohl auch zu weitläufig; auch die stiefmütterlich behandelten Orthographie-Regeln dürften ein Hinderniss für den Gebrauch in Sexta und Quinta sein. Dagegen macht die gewissenhafte Verarbeitung des reichlich gesammelten Materials und namentlich auch die Rücksichtnahme auf das Mittel- und Althochdeutsche, — dem überdies ein eigner Anhang gewidmet ist, — Schmitt-Blanks Grammatik zu einem höchst empfehlenswerten Hilfsbuch für reifere Schüler, als welches es der Verfasser in der Vorrede selbst bezeichnet.

Statistisches.

Ernannt: Der Militärkurat Metzner in Bayreuth zum Religionsprofessor in Bamberg; Studl. Osthelder in Bergzabern zum Subrektor daselbst; der gepr. Lehramtskand. O. Adam (Konk. 1872) zum Studl. in Oettingen; Studl. Spälter in Hersbruck zum Subrector, Lehramtskand. Chr. Mehlis (Konk. 1871) zum Studl. in Hersbruck.

Versetzt: Studl. Jos. Kraus von Kempten an's Max-Gymn. in München; Studl. Soffel von Kirchheimbolanden nach Landau.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Beitrag zur Lehre von den isoperimetrischen Figuren.

Die in unser Unterrichtsprogramm aufgenommenen Lehrsätze über isoperimetrische Figuren bilden einen Unterrichtsstoff, der sich an keiner Stelle der Euklidischen Geometrie ungezwungen und als nothwendig zum System gehörig anschliessen will und den Herrn Autoren bei der Eintheilung und Anordnung des Lehrstoffes nicht weniger Mühe zu machen scheint, als den Schülern beim Unterricht. Lässt sich dieser Uebelstand auch nicht leicht heben, so scheint mir doch der Versuch, ihn zu mildern, kein ganz werthloses Unternehmen zu sein. Um freieren Spielraum zu gewinnen und wo möglich der wahrnehmbaren Lauheit der Schüler entgegenzuwirken und sie zu grösserem Eifer anzuregen, hab ich versucht, die Beweise derselben mit Hülfe der Trigonometrie zu begründen und unterbreite hiemit das Ergebniss meinen Herren Collegen zur geneigten Beurtheilung.

Vorerst kommt es darauf an, die Bedingungen festzustellen, unter denen das Produkt $\sin x \cdot \cos y$ ein Maximum wird, wenn x und y beliebige Winkel unter der Beschränkung sind, dass $x > y$ sei. Es versteht sich wohl von selbst, dass hier das absolute Maximum $= 1$, welches für $x = 90$ und $y = 0$ stattfindet und keiner weiteren Untersuchung bedarf, nicht gemeint sein kann; es sollen vielmehr unter x und y solche veränderliche Winkel verstanden werden, welche nicht völlig unabhängig von einander, sondern der Bedingung unterworfen sind, dass das Wachsen und Abnehmen ihrer Summe und Differenz an gegebene Grenzen in gegenseitiger Abhängigkeit gebunden ist.

Gehen wir zu diesem Zwecke von der Gleichung

$$\sin(x+y) + \sin(x-y) = 2 \sin x \cos y$$

aus, so ist ersichtlich, dass das fragliche Produkt ein Maximum wird, wenn die linker Hand stehende Summe ihren grösst möglichen Werth erreicht hat. Setzen wir $\sin(x+y) > \sin(x-y)$ voraus, so folgt, wie leicht einzusehen ist:

$$2 \sin(x+y) > \sin(x+y) + \sin(x-y) > 2 \sin(x-y);$$

ist dagegen $\sin(x-y) > \sin(x+y)$, was wegen $x > y$ im Allgemeinen bedingt, dass $x+y$ ein stumpfer und $x-y$ ein spitzer Winkel ist, insoferne wir über 180^0 nicht hinausgehen, so folgt

$$2 \sin(x-y) > \sin(x+y) + \sin(x-y) > 2 \sin(x+y).$$

In beiden Fällen ist die in Rede stehende Summe kein Maximum, weil sie noch zunehmen kann, indem gemäss der Voraussetzung nicht

ausgeschlossen ist, dass sin (x — y) grösser wird, als sin (x + y). Haben dagegen x und y solche Werthe, dass die einschliessenden Grenzen einander gleich sind, so hört jedes weitere Wachsen auf. Mithin hat diese Summe ihren grösst möglichen Werth erreicht, wenn

$$\sin(x+y) = \sin(x-y)$$

geworden ist, vorausgesetzt, dass überhaupt ein Maximum existirt, was an sich nicht bezweifelt werden kann. Diese Gleichheit tritt aber ein entweder, wenn $x + y = x - y$ d. i. $y = 0$ ist, welcher Fall voraussetzt, dass innerhalb der gegebenen Grenzen $x + y$ abnimmt, so lange $x - y$ zunimmt, oder wenn $x + y = 180 - (x - y)$ d. i. $x = 90^\circ$ geworden ist, welcher Fall bedingt, dass Summe und Differenz der Winkel gleichzeitig zu- und abnehmen können.

Aus diesem zusammen ergibt sich nun folgender Satz: Sind x und y beliebige Winkel, jedoch $x > y$, so wird das Produkt $\sin x \cos y$ ein Maximum entweder, wenn $y = 0$ und $x = x$, oder wenn $x = 90$ und $y = y$ ist, je nachdem $x + y$ ab- oder zunimmt, so lange $x - y$ wächst. Mit Hülfe dieser Vorbereitung ist es nicht schwierig nachstehende Lehrsätze zu beweisen.

1. Lehrsatz. Von allen über einer gegebenen Grundlinie $AC = b$ construirbaren Dreiecken mit gleichem Umfang hat das gleichschenkelige den grössten Inhalt.

Beweis. Sei ABC ein beliebiges Dreieck, welches den gegebenen Bedingungen entspricht, a und c die den Winkeln A und C gegenüber liegenden Seiten, deren Summe $a + c$ gegeben ist, so haben wir

$$\triangle ABC = \tfrac{1}{2} bc \sin A = \tfrac{1}{2} ab \sin C, \text{ oder}$$

$$\triangle ABC = \tfrac{1}{4} b (c \sin A + a \sin C).$$

Setzen wir $A > C$ voraus, dann ist auch $a > c$ und wir können setzen:

$$A = x + y; \qquad C = x - y, \text{ oder}$$

$$x = \tfrac{1}{2}(A + C); \quad y = \tfrac{1}{2}(A - C),$$

wodurch wir erhalten:

$$\triangle ABC = \tfrac{1}{4} b (a + c) \sin x \cos y - \tfrac{1}{4} b (a - c) \cos x \sin y.$$

Wenn in dieser Differenz der Minuend sein Maximum und der Subtrahend gleichzeitig sein Minimum erreicht hat, ist offenbar der Inhalt des Dreieckes ein Maximum. Da nun hier, wie aus der Natur der Sache erhellt, Winkel C d. i. $x - y$ zunimmt, wenn A d. i. $x + y$ abnimmt, so erreicht dem Vorausgehenden zufolge $\sin x \cos y$ und mit ihm der Minuend, indem $\tfrac{1}{4} b (a + c)$ constant ist, sein Maximum für $y = 0$, während der Subtrahend gleichzeitig Null, also ein absolutes Minimum wird. Es ist demnach $\triangle ABC$ ein Maximum, wenn $y = 0$, oder was dasselbe ist $A = C$, sohin das Dreieck gleichschenkelig ist.

Zus. Von allen isoperimetrischen Dreiecken hat das gleichseitige den grössten Inhalt.

2. Lehrsatz. Von allen Vierecken mit gegebenen Seiten hat das Sehnenviereck den grössten Inhalt.

Beweis. Seien a, b, c, d die vier Seiten, von denen a und d den Winkel A, b und c den Winkel C einschliessen, so ist Viereck

$$ABCD = \tfrac{1}{2} ad \sin A + \tfrac{1}{2} bc \sin C.$$

Ist ad > bc, so setzen wir $A = x - y$ und $C = x + y$, also

$$x = \tfrac{1}{2}(C + A),\ y = \tfrac{1}{2}(C - A);$$

ist aber ad < bc, so setzen wir $A = x + y$ und $C = x - y$, oder

$$x = \tfrac{1}{2}(A + C),\quad y = \tfrac{1}{2}(A - C).$$

Dem entsprechend erhalten wir nach einer leichten Reduktion beziehungsweise:

$$ABCD = \tfrac{1}{2}(ad + bc) \sin x \cos y - \tfrac{1}{2}(ad - bc) \cos x \sin y, \text{ oder}$$
$$ABCD = \tfrac{1}{2}(ad + bc) \sin x \cos y - \tfrac{1}{2}(bc - ad) \cos x \sin y.$$

Da nun y nicht Null werden kann, so lange ABCD nicht ein Parallelogramm ist, so wird in diesem Falle für $x = 90$ der Minuend ein Maximum und zugleich der Subtrahend ein absolutes Minimum nämlich $= 0$; folglich der Inhalt des Viereckes ein Maximum. Ist aber $x = 90$, so folgt $A + C = 180$ und $B + D = 180$; mithin lässt sich um ABCD ein Kreis beschreiben, was zu beweisen war.

Zus. 1. Ist $ad = bc$, so wird das Viereck ein Maximum, sowohl für $y = 0$, d. i. $A = C$, als auch für $x = 90$, d. i. $A + C = 180$. Weil aber das Viereck nur e i n Maximum hat, so folgt hieraus $A = 90$ und $C = 90$, während $B + D = 180$ ist. Dies stimmt mit dem Satze überein: Von allen Dreiecken mit zwei gegebenen Seiten ist jenes das grösste, in welchem diese Seiten aufeinander senkrecht stehen. Dieser Satz folgt übrigens direkt aus

$$\triangle = \tfrac{1}{2} ab \sin C.$$

Zus. 2. Ist $a = b = c \gtreqless d$, so haben wir

$$ABCD = \tfrac{1}{2} ad \sin A + \tfrac{1}{2} a^2 \sin C = \tfrac{1}{2} a^2 \sin B + \tfrac{1}{2} ad \sin D$$

oder weil nach Lehrsatz $\sin C = \sin A$ und $\sin D = \sin B$

$$ABCD = \tfrac{1}{2} a (a + d) \sin A = \tfrac{1}{2} a (a + d) \sin D, \text{ folglich}$$
$$\sin A = \sin D.$$

Daraus folgt entweder $A = D$ und in Folge dessen $B = C$, oder $+ D = 180$. Dieses Letztere ist aber mit der Voraussetzung $a = b = c \gtreqless d$ unverträglich, indem die daraus resultirende Folgerung AB $\#$ DC in Verbindung mit $AB = DC$ auf ein Parallelogramm hinweist, was der Voraussetzung widerspricht. Es ist also $A = D$ und $B = C$ oder BC $\#$ AD die einzig zulässige Folgerung. Dies gibt den Satz: Ist ein Viereck mit 3 gleichen Seiten ein Maximum, so ist es ein gleichschenkeliges Trapez, d. h. die Winkel an den parallelen Seiten sind beziehungsweise gleich. Aehnlich erhält man für $a = c$ und $b = d$

$$ABCD = ab \sin A,$$

also für $A = 90$ d. i. ein Rechteck als Maximum.

3. Lehrsatz. Von allen isoperimetrischen n-Ecken hat das reguläre den grössten Inhalt.

Beweis. Sei ABCDEF .... dasjenige nEck, welches bei gegebenem Umfang den grösstmöglichen Inhalt habe, so müssen erstens alle Seiten gleich sein. Denn wäre z. B. $AB \gtreqless BC$, so könnte man über AC ein gleichschenkeliges Dreieck construiren, welches denselben Umfang, aber nach Lehrsatz (1) einen grösseren Inhalt hätte, als $\triangle ABC$, was mit der Voraussetzung im Widerspruch wäre; folglich muss $AB = BC$ sein. Dasselbe gilt von allen übrigen Seiten. Es müssen aber auch alle Polygonswinkel gleich sein. Denn betrachten wir die Eckpunkte A, B, C, D, so ist, wenn wir die Diagonale AD ziehen, ABCD ein Viereck mit drei gleichen Seiten $AB = BC = CD$. Wäre nun Winkel $B \gtreqless C$, so könnten wir über AD ein anderes Viereck construiren, welches die Winkel an BC gleich, denselben Umfang und nach Zus. 2 einen grösseren Inhalt als ABCD hätte. Weil aber der Voraussetzung zufolge das Polygon ein Maximum ist, so muss auch ABCD für sich ein Maximum und mithin Winkel $B = C$ sein. Dasselbe gilt von den übrigen Winkeln. Da nun alle Seiten und Winkel einander gleich sind, so ist das Polygon regulär.

Zus. Von allen isoperimetrischen Polygonen mit gegebenen Seiten ist jenes das grösste, um welches sich ein Kreis beschreiben lässt.

4. Lehrsatz. Von allen isoperimetrischen Figuren hat das reguläre $(n+1)$ Eck einen grösseren Inhalt, als das reguläre nEck.

Beweis. Das reguläre nEck lässt sich dadurch zu einem irregulären $(n+1)$ Eck machen, dass man irgend eine Seite als Dreieck mit gestrecktem Winkel betrachtet; folglich hat es nach Lehrs. 3 einen kleineren Inhalt, als das reguläre $(n+1)$ Eck.

5. Lehrsatz. Von allen isoperimetrischen Figuren hat der Kreis den grössten Inhalt.

Beweis. Betrachtet man den Kreis als reguläres Polygon von unendlich vielen Seiten, so gibt es kein Polygon, welches mehr Seiten haben könnte als der Kreis; folglich hat auch der Kreis nach Lehrs 4 den grössten Inhalt von allen Vielecken, welche mit ihm gleichen Umfang haben.

Diese 5 Sätze wären nach meinem Dafürhalten das wesentlich Nothwendige, um mit Hülfe der vier ersteren zu dem Schlusssatz (5) aufzusteigen. Die hier in Anwendung kommenden Hülfssätze der Trigonometrie sind nur ganz wenige und durchweg solche, welche der Fassungskraft unserer Gymnasialschüler angemessen sind und, wie ich glaube, auch dem Verständniss der Sätze nirgends Schwierigkeiten entgegensetzen. Auch halte ich es für keinen zu verachtenden Vortheil, dass man diese Sätze als trigonometrische Uebung unterbringen kann, wann und wo man will. Es versteht sich wohl von selbst, dass sich ausser

den hier angeführten Sätzen nach Belieben noch andere einschalten lassen. Ohne den schönen Beweisen, welche die Herren Collegen Stegmann, Schröder und Recknagel in ihren Lehrbüchern der Geometrie geben, irgend welchen Abbruch thun zu wollen, glaube ich die Ansicht aussprechen zu dürfen, dass hierin auch die Trigonometrie ihre Vorzüge hat, indem sie eine grössere Selbstständigkeit verleiht und vorzüglich geeignet ist, die Heuristik zu fördern und die Schüler zu eigener Thätigkeit anzueifern und aufzumuntern. Indess bin ich jeder Zeit bereit, diese meine Ansicht nach dem Urtheile sachverständiger Schulmänner zu reguliren.

Münnerstadt. Dr. Walberer.

Zur Theorie der Fragesätze.

Wenn es wahr ist, dass man die Logik als Reinlichkeit im Denken ansehen muss, so wird in lateinischen Schulgrammatiken, jenen Turngerüsten des logischen Denkens, ganz besonders auf saubere Begriffsentwickelung zu achten sein. Es wäre nun gewiss sehr ungerecht, unserem Englmann diesen Vorzug im Allgemeinen absprechen zu wollen; aber den § 279, welcher in den früheren Auflagen von der Eintheilung der Fragesätze handelte und in der neuesten wenigstens davon handeln sollte, konnte ich immer nur mit dem Gefühle lesen, dass hier etwas logisch nicht in Ordnung sein müsse. Ich weiss nun zwar nicht, ob Herr E. und vielleicht noch andere Herren Collegen dieses Gefühl theilten; aber ich möchte es daraus schliessen, dass in der neuesten (8.) Auflage der genannte § gänzlich umgewandelt erscheint. Sein Text ist nämlich hier auf die vier Worte: „Beispiele von Wortfragen sind:" und 8 lateinische Beispiele beschränkt, während er früher ausser diesen 8 Beispielen noch 15 Druckzeilen in 3 Absätzen umfasste. Dies nenne ich nun keine Verbesserung, sondern eine Vernichtung. Gegen eine derartige Verbesserung möchte ich entschieden protestiren und dafür eine andere in Vorschlag bringen.

Bekanntlich hat E. in den früheren Auflagen die Fragesätze in Begriffs- und Satzfragen eingetheilt. Wer noch dieses Thema mit Schülern zu behandeln Gelegenheit hatte, wird bemerkt haben, wie leicht dieser Unterschied selbst von schwächeren gefasst wurde. E. hat diese Eintheilung sicherlich aus seiner eigenen Praxis geschöpft. Nun begegnete es ihm aber, dass er eine Unterscheidung gemacht hatte, welche Jedermann leicht verstand, für die er aber selbst eine logisch richtige Begriffsbestimmung nicht fertig bringen konnte.

In den früheren Auflagen nämlich sagte er: „Die Begriffsfragen

sind solche, in denen man nach einem einzelnen, durch ein interrogatives Pronomen oder Adverb bezeichneten Begriffe fragt." Die Unrichtigkeit dieser Definition springt in die Augen. Auch in den Fragesätzen mit *ne, num* und *nonne* und in denen ohne jedes Fragewort, welche E. sämmtlich unter der Benennung „Satzfragen" zusammenfasst, fragt man ja nach einzelnen Begriffen. Wenn ich z. B. frage: Ist Sokrates mit Recht verurtheilt worden? so setze ich bereits als bekannt voraus, dass Sokrates verurtheilt wurde, kann also vernünftiger Weise nicht mehr danach fragen, sondern frage blos nach dem einzelnen Begriff, ob mit Recht oder nicht mit Recht. Es ist dies ganz derselbe Fall, wie wenn ich fragte, wann Sokrates verurtheilt wurde; alsdann frage ich eben nach der Zeit seiner Verurtheilung gerade so, wie dort nach der Rechtmässigkeit derselben. Daraus erhellet, dass in „Satzfragen" ebenso, wie in „Begriffsfragen" nach einem einzelnen Begriff gefragt wird, und dass es unstatthaft ist, dieses Merkmal zu betonen, wenn man diese beiden Arten von Fragesätzen begrifflich unterscheiden will. Demnach könnte das Wort „einzelnen" ohne Schaden wegfallen.

Wenden wir uns nun zum zweiten Unterscheidungsmerkmal, welches E. für die „Begriffsfragen" angibt. Er sagt: In Begriffsfragen fragt man „nach einem einzelnen, durch ein interrogatives Pronomen oder Adverb bezeichneten Begriff." Alsdann müsste der Satz: *Jurene Socrates condemnatus est*? ebenfalls eine Begriffsfrage sein. Denn *ne* ist offenbar ein Frageadverb, so gut wie *num* und *nonne* (oder in welche Wortclasse soll man es stellen?); nun ist aber gerade der Begriff, nach dem man fragt, durch das *ne* bezeichnet; denn ich frage ja nach der Berechtigung der Verurtheilung; folglich wäre nach E.'s Definition der gegebene lateinische Satz eine Begriffsfrage.

Die in den früheren Auflagen gegebene Definition der Begriffsfragen ist demnach in ihren beiden Merkmalen unhaltbar; nicht minder aber auch die dort von E. aufgestellte Definition der Satzfragen. Er sagt nämlich: „Die Satzfragen sind solche, in denen man die Bejahung oder Verneinung des ganzen in Frage stehenden Satzes verlangt". Die Unrichtigkeit dieser Begriffsbestimmung geht schon aus der obigen Auseinandersetzung hervor. Wenn ich frage: „Ist Sokrates mit Recht verurtheilt worden? so frage ich nicht, ob S. verurtheilt wurde, auch nicht, ob er verurtheilt wurde. Vielmehr will ich lediglich den einzelnen Begriff, ob mit Recht, bejaht oder verneint wissen. Wollte Jemand einwenden, dass, wenn man mit „Ja" antwortete, dadurch der ganze Satz und nicht blos das „mit Recht" bejaht werde, so kann man diesen sofort seines Irrthums überführen, wenn man die Antwort „Nein" gegeben denkt. Wollte man diese verneinende Antwort auf den ganzen Satz und nicht blos auf den einzelnen Begriff „mit Recht" beziehen

so käme die Ungereimtheit zum Vorschein, dass am Ende **nicht der Sokrates** verurtheilt worden wäre, oder dass der Sokrates **nicht verurtheilt worden wäre**. Daraus geht hervor, dass in Satzfragen nicht die Verneinung des ganzen Satzes verlangt sein kann, ohne dass ein Widersinn entsteht.

Solche Erwägungen mögen Herrn E. bewogen haben, in der 8. Auflage auf eine logische Definition der mehrgenannten Begriffs- und Satzfragen völlig zu verzichten und den Text des § 279 bis auf 4 Worte und 8 lateinische Beispiele zusammenschrumpfen zu lassen.

Die 4 Worte lauten: „Beispiele von **Wort**fragen sind." Demnach hat E. statt „Begriffsfragen" den Ausdruck „Wortfragen" genommen. Wozu denn diese ganz gleichgültige Aenderung des Namens? Ein Wort ist eben nichts, als das sinnliche Zeichen für einen Begriff. Das Kind bleibt sich gleich, ob ich es nun Gajus oder Lucius nenne; und das, was E. unter Begriffsfragen meint und jeder Schüler leicht einsieht, bleibt das Nämliche, ob man es nun **Begriffs**- oder **Wortfrage** nennt. Eine solche Aenderung im *terminus technicus* wirkt höchstens verwirrend auf den Schüler, welcher seine wegen ihrer leichten Uebersetzbarkeit nicht ungern gesehenen **Begriffs**fragen in der neuen Auflage seiner Grammatik plötzlich unter dem Namen **Wort**fragen wiederauftauchen sieht. Keinesfalls ist aber diese formell störende und materiell völlig bedeutungslose Abänderung des Namens dazu geeignet, den Mangel einer logischen Definition dessen zu ersetzen, was denn eine „Begriffsfrage" und eine „Satzfrage" eigentlich sei. Nachdem E. seinen Veruch, beide Arten von Fragesätzen zu definiren, als einen missglückten erkannt hatte, verzichtete er in der 8. Auflage ganz und gar auf eine Definition dieser Fragesätze und setzt ohne Weiteres die alten 8 Beispiele von Begriffs-Wortfragen hin, jedenfalls mit der Voraussetzung, dass sich Schüler und Lehrer schon selber aus den Beispielen eine richtige Definition herausziehen werden. Dieses Verfahren ist freilich einfach genug, aber dem Verfasser einer Schulgrammatik kann es nicht erlassen bleiben, die *termini*, deren er sich bedient, auch logisch richtig zu definiren. Herr E. scheint von dem Grundsatz ausgegangen zu sein: Lieber gar keine Definition, als eine falsche! Und Jedermann wird ihm hierin wohl beistimmen. Aber ist denn überhaupt eine richtige Definition gar nicht aufzutreiben? Ich will versuchen, eine solche zu geben.

Um eine richtige Definition für beide Arten von Fragesätzen und auf Grund derselben auch den rechten Namen zu finden, muss man sie eben etwas schärfer in's Auge fassen und überlegen, welche Denkbewegung durch die eine und welche durch die andere Art von Fragen gefordert wird. Alsdann finden wir, dass bei den Englmann'schen Begriffs- oder Wortfragen ein Fortschreiten von einem allgemeineren Begriff zu einem besonderen verlangt wird. Dies wird leicht an Beispielen

klar. Wenn ich frage: Wann ist Rom erbaut worden? so will das heissen: Zu welcher Zeit ist Rom erbaut worden? und spricht die Forderung aus, dass ich von dem allgemeineren Begriff der Zeit fortschreite bis zum besonderen Begriff des Jahres 753 v. Chr., in welchem Rom erbaut wurde. Oder wenn ich frage: Wo liegt Rom? so will das heissen: An welchem Orte l. R.? und spricht die Forderung aus, dass man von dem allgemeinen Ortsbegriff zu einem specielleren Ort fortschreite, also zum Begriff Italien, Latium, Tiberufer u. dergl. Frage ich: Wer hat Rom gegründet: so verlange ich ein Fortschreiten vom allgemeineren Begriff einer Person bis zum Specialbegriff „Romulus".

Dagegen in den Englmann'schen Satzfragen wird ein Zurückgehen von einem besonderen Begriff zu einem allgemeineren gefordert. Wenn ich frage: Ist Rom im Jahre 753 gegründet worden? so wird eine Entscheidung darüber verlangt, ob das Jahr 753 die Zeit ist, in welche die Gründung Roms fällt. Sobald ich frage: Liegt Rom an der Tiber? so fordere ich ein Zurückgehen auf den Ortsbegriff, der viel allgemeiner ist, als der Begriff „an der Tiber." Und wenn ich frage: Hat Romulus Rom gegründet? so wird verlangt, dass man vom Specialbegriff „Romulus" zurückkomme auf den allgemeinen Begriff einer Person, welche Rom gegründet haben kann.

Nun gibt es aber in der Logik bereits einen feststehenden technischen Ausdruck für die Denkbewegung vom Allgemeinen zum Besonderen und für die entgegengesetzte vom Besonderen zum Allgemeinen. Die erstere nennt man bekanntlich synthetisch oder progressiv, die letztere dagegen analytisch oder regressiv.

Englmann's Begriffs- oder Wortfragen stellen sich demnach als synthetische oder progressive, Englmann's Satzfragen als analytische oder regressive Fragen dar.

Diese Bezeichnung scheint mir wissenschaftlich richtig zu sein. Jedoch wäre ich jedem dankbar, der mir einen etwaigen Irrthum in dieser Sache nachweisen würde.

Setzen wir nun statt der unerträglichen Namen „Wortfragesatz" und „Satzfragesatz", welche auch sachlich unrichtig sind, die Ausdrücke „progressiver und regressiver Fragesatz", so dürfen wir nicht fürchten, dass die Schüler an dem Fremdwort Anstoss nehmen könnten. Die Wörter *progredior* und *regredior* sind ihnen ja geläufig, und leicht kann man ihnen klar machen, dass man bei progressiven Fragen, welche im Deutschen mit Fragewörtern beginnen, vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreiten, bei regressiven aber, welche im Deutschen mit dem Verbum anfangen, vom Besonderen auf das Allgemeine zurückkommen soll.

Wunsiedel. Wirth.

Bemerkungen zu Sophokles.

Phil. 691.

Ἵν' αὐτὸς ἦν πρόσουρος, οὐκ ἔχων βάσιν. — Da namentlich v. 286 f. Philoktet mit bitterer Ironie klagt, dass er sich in der armseligen Wohnung habe selbst bedienen müssen (*διακονεῖσθαι*), glaube ich, dass an der Stelle des unerklärbaren *πρόσουρος* das Wort *οἰκουρός* gestanden habe. Also: Wo er allein Besorger des Hauswesens war, — er, der doch durch den Mangel des Fusses so ganz untauglich dazu ist.

Ant. 593 f.

Der Sinn, der in diesen Versen liegen muss, ist nach dem Zusammenhang und nach den zahlreichen Parallelstellen klar; also kann es sich bei der Herstellung des Textes hauptsächlich nur um das Wort *ἀρχαῖα* handeln. Denn dieses ist als Prädikat zu *πήματα* unerträglich und kann nur ein Adverbium ersetzen. Steckt aber in *ἀρχαῖα* ein Adverbium der Zeit im Sinne der Aufzählung, so muss in *τὰ Λαβδακιδᾶν οἴκων* die genaue Ortsbezeichnung enthalten sein. Daher vermuthe ich folgende Fassung:

ἀρχὰν κατὰ Λαβδακιδᾶν δόμους ὁρῶμαι
πήματα φθιτῶν ἐπὶ πήμασι πίπτοντ(α).

Ant. 1341 ff.

Οὐδ' ἔχω
ὅπᾳ πρὸς πότερον ἴδω, πᾷ καὶ θῶ· πάντα γὰρ
λέχρια τάδ' ἐν χεροῖν, τά τ' ἐπὶ κρατί μοι. —

Da *πρὸς πότερον* nur einer Glosse zu *ὅπᾳ* ähnlich sieht, ist es mir sehr unwahrscheinlich, dass auf Kosten der nächsten Worte dieser Ausdruck beizubehalten sei. Ich wage es, eine Aenderung vorzuschlagen, die freilich gewaltsamer ist, aber vielleicht auf die Spur des richtigen leiten kann:

ὅπᾳ νῦν ἴδω, πᾷ θῶμαι τὸ πᾶν·
λέχρια τ' ἐν χεροῖν, τὰ τ' ἐπὶ κρατί μοι. —

πᾷ θῶμαι τὸ πᾶν setze ich nach Vergleichung mit Phil. 451 *ποῦ χρὴ τίθεσθαι ταῦτα*; w i e s o l l m a n d a s v e r s t e h e n? *λέχρια* aber kann sich nur im eigentlichen Sinne auf die in den Armen Kreons liegende Leiche des Sohnes beziehen.

El. 162 f.

Διὸς εὔφρονι
βήματι μολόντα τάνδε γᾶν Ὀρέσταν.

Für *βήματι*, welches für *πομπῇ* zu nehmen schwerlich angeht, wurde schon früher *νεύματι* vermuthet; ich vermuthe *πνεύματι* nach Aesch. Suppl. 29 *αἰδοίῳ πνεύματι.*

El. 192.

Dass mit *κεναῖς δ' ἀμφίσταμαι τραπέζαις* auf die Pflicht der Elektra

hingewiesen wird, die sie früher übte, in den ἀνδρῶνες εὐτράπεζοι ihres Vaters (Aesch. Ag. 243) zu bedienen, hat R. Krüger (Jahrb. f. Phil 1870 p. 600) richtig gezeigt Doch fragt es sich, ob nicht geradezu für ἀμφίσταμαι der deutlich bezeichnende Ausdruck ἀμφιπολῶ zu setzen ist. Sehr leicht ist es anzunehmen, dass ἀξιοῖ v. 172 nur eine Erklärung eines ungewöhnlicheren Wortes ist, vielleicht ἀνύει.

Schweinfurt. Metzger.

Zu Cicero de oratore I, 3, 11.

An unserer Stelle rechnet es Sorof (cf. Philol. XXI. p. 654 u. ff.) dem verdienstvollen Gelehrten Kayser zu besonderem Lobe an, dass er *in* nach *atque* und weiter unten *quam poëtae* getilgt habe, während er ihm im Uebrigen den Vorwurf macht, er habe, auf die Autorität Bake's gestützt, die Einschliessungszeichen zu viel angewendet. Wenn ich nun auch mit Letzterem ganz einverstanden bin, so bin ich doch überzeugt, dass K. a. a. O. Bake's Bedenken mehr hätte berücksichtigen sollen. Tilgen wir nämlich hier *in* und *quam poëtae* und fassen *hoc ipso numero* als Abl. compar., so ist damit nicht geholfen, weil immer noch die Schwierigkeit bleibt, die der relative Satz *in quo — excellens* in Rücksicht auf das vorhergehende *egregiorum* bietet; denn was soll die recht kleine Zahl hervorragender Dichter, unter denen sehr selten ein vorzüglicher sich aufthut? wobei ich nicht urgiren will, dass weiter unten *pauciores oratores* statt *minor numerus oratorum* gesetzt ist. Es liesse sich nun vielleicht die Lesart der Hdschr. so retten, dass man die Worte *in hoc ipso numero* auf alle diejenigen bezöge, die sich mit rhetorischen Studien überhaupt beschäftigt haben; allein dem widersprechen entschieden die beiden Worte *atque* und *ipso*, die einerseits einen Fortschritt in der Darlegung, andererseits eine spezielle Beziehung auf die eben erwähnte *minima copia poëtarum* nothwendig involviren.

Bake tilgt daher *egregiorum* hinter *poëtarum* und schreibt *hunc ipsum numerum* statt *in hoc ipso numero*, indem er es von *comparare* abhängen lässt. Das erstere ist entschieden richtig; auch lässt sich ja leicht begreifen, wie das Wort *egregiorum* vom Rande, an den es ein ungeschickter Erklärer geschrieben hatte, in den Text kommen konnte. Mit der zweiten Emendation dagegen hat B. den Sinn nicht getroffen; denn vor Allem musste der für den Fortschritt des Gedankens wichtige Satz, dass sich unter der geringen Dichterzahl nur sehr selten ein hervorragender finde, aus seiner untergeordneten Stellung befreit werden. Die Anleitung zur richtigen Emendation gibt uns hier das *tamen* im Nachsatze; denn man schreibe *quum* statt *in quo* und verwandle *exoritur* in *exoriatur*, so passt Alles vollständig: Es gibt nur ganz wenige

Dichter; unter diesen ist selten ein hervorragender, und doch sind gute Redner noch seltener als gute Dichter.

Wie aus *quom* ein *quo*, das dann ein *in* erforderte, entstehen konnte, ist leicht erklärlich; das Schwanken aber in unseren Hdschr. zwischen Indic. und Conj. Praes. ist allbekannt.

Hof. Rubner.

Homerisches Allerlei.

I.

Verkehr und Handel.

Homerische Zeit — man pflegt sich darunter weniger einen bestimmt abgegrenzten Zeitraum, als diejenigen Zustände der Hellenen zu denken, welche in den homerischen Gedichten geschildert sind. Tritt man der Abgrenzung eines Zeitraumes näher, so ist das die Zeit zunächst vor den grossen Wanderungen, doch nicht allein; es finden sich, bemerkt E. Curtius, unverkennbare Züge von Zuständen, wie sie erst eine Folge der Wanderungen waren. Einzelne Teile der Ilias und Odyssee sind ja auch entschieden jünger als die anderen, und sie zeigen uns zuletzt das Volk in politischer und socialer Gährung. Fertige neue Culturverhältnisse treffen wir noch geraume Zeit nicht. Zwar die politischen Einrichtungen haben neue Formen gewonnen, welche einige Zeit andauerten und fortbestanden; in socialer und ethischer, in merkantilischer und technischer Beziehung sind die Dinge noch nicht wesentlich anders, als sie in den homerischen Liedern erscheinen, nur in einem immer rascher aufsteigenden Fortschritt begriffen. Erst die Zeit um die 40. Olympiade, das Ende des 7. Jahrhunderts, machte einen Abschluss; für dessen richtige Begründung will ich hier nur kurz daran erinnern, wie die Colonisationsthätigkeit im Grossen beendigt war, wie dadurch vermehrte Verkehrsstrassen und erweiterte Absatzgebiete für den Handel gefunden waren, wie das Handwerk unter dem bis dahin stark bemerkbaren Einfluss der orientalischen Industrie und der immer günstigeren Gestaltung seiner anderen Vorbedingungen, insbesondere des überseeischen Handels, auf seinem eigenen Boden einen grösseren Aufschwung nahm, jenem Einfluss sich entzog und dem Grossbetrieb sich näherte, aus und über sich aber zugleich die griechische Kunst im eigentlichen Sinn entstehen liess, welche um diese Zeit beginnt. Besitz- und Erwerb-, Standes- und Gesellschaftsverhältnisse wurden nun in einem neuen Lichte und von anderem Standpunkte aus betrachtet und geordnet; demokratische Anschauungen brachen sich Bahn und fanden Verwirklichung. Ich halte es daher für richtiger, die Zeit vom 12. bis zum 6. Jahrhundert oder Ol. 40 als eine zusammengehörige Epoche zu be-

trachten, in welcher wir nur zwei chronologisch nicht genau trennbare Abschnitte bemerken können, deren zweiter durch stark ausgeprägtes Streben nach Neubildungen von dem ersten in gewissen festen, patriarchalischen Formen verlaufenden sich unterscheidet. Suchen wir nach einer Benennung für diese ganze Epoche, so bietet uns W. Roscher in seinen Ansichten der Volkswirtschaft (S. 415 A. 30) die sachlich ganz richtige Bezeichnung als Mittelalter; nur ist diese praktisch nicht empfehlenswert, weil Mittelalter für uns ein anderweitig schon fixierter Begriff ist. Es genügt aber auch, wenn ich die Sache richtig fasse, diese ganze Epoche bis zur 40. Olympiade „homerische Zeit" zu nennen, wenn man daran gewöhnt wäre, und diese dann nur in eine früh- und späthomerische zu unterscheiden.

Indes nicht das ist es, wofür ich hier um Zulass gebeten habe. Ich musste dies nur vorausschicken zu meiner Rechtfertigung, wenn ich im Nachfolgenden von homerischer Zeit im weiteren Sinne spreche und einige Beobachtungen innerhalb dieser also umgrenzten Epoche mitteile. Dass die homerischen Gedichte dabei als geschichtliche Quelle für Kulturverhältnisse benützt sind, wird, denke ich, niemand befremden. Thirwall, W. Wachsmuth, Dunker, E. Curtius, Grote, J. Overbeck u. A. sind darüber einig, dass die Bilder der homerischen Gedichte als Typen damaliger Zustände geschichtlichen Wert haben.

Das griechische Leben ist danach schon in der althomerischen Zeit oder von anfang an, wie E. Curtius hervorhebt, auf Ackerbau und Landwirtschaft, auf Seefahrt und Handel begründet, aber auch mit einem gewissen Handwerksbetrieb verbunden. Der Handel ist es, welchen ich hier einer nähern Betrachtung unterziehen will. Zuletzt ist derselbe dargestellt worden von B. Büchsenschütz in seinem schönen, aus mühevollen Studien entstandenen Buche: „Besitz und Erwerb im griechischen Altertum. Halle. 1869." (S. 356 ff). Aber wie darin die älteste Zeit überhaupt und grundsätzlich etwas kurz behandelt wird, so scheint es mir auch und insbesondere, dass der griechische Handel der althomerischen Zeit zu ungünstig geschildert wird. S. 364 heisst es: „Der Handel, welcher in den (alt)homerischen Zeiten von Griechen betrieben wurde, war fast ausschliesslich Passivhandel und hatte nur einen sehr mässigen Umfang." Ich will versuchen, ob ich durch Zusammenfassung des quellenmässig Ueberlieferten eine günstigere Meinung und Ueberzeugung in diesem Betreff zu bewirken vermag.

Vorerst ist zu beachten, dass die Zeit, von welcher Thukydides (I. c. 2 u. 4) erzählt, es habe noch keinen Handel gegeben, der Verkehr zu Land und zu Wasser sei unsicher gewesen; man habe sein jeweiliges Gebiet nur nach dem Masse des eigenen Lebensbedarfes benützt, den Boden nicht angepflanzt und keinen Vermögensüberschuss oder Kapitalsvorrat gehabt, — diese ganz rohe Zeit des Nomadenlebens

war vorüber; sie lag vor der homerischen Zeit. Der Name des Minos, als des ersten Gründers eines hellenischen Kulturstaates, des Schöpfers der ältesten griechischen Seemacht und des Förderers verhältnismässig gesicherten Seeverkehrs ist der entfernteste Grenzstein unseres Zeitraumes; mochte damit auch nur für die Seestaaten der Morgen der Kultur angebrochen sein, jedenfalls war er da, und der Fortschritt des Verkehrs von der Küste nach dem Innern zu ist unbezweifelt (Thuk. I, 7; 8, 2).

Verkehr also gab es in der homerischen Zeit von anfang an. Seine Sicherheit war freilich eine sehr relative; bis zu einem gewissen Grade gewährte nur die Heiligkeit des Gastrechtes Schutz des Fremden und erleichterte den Verkehr zu Wasser und zu Land. So gewährt Nestor dem Telemach die Fahrgelegenheit nach Sparta und zurück (γ, 475 ff.); Menelaos bietet ihm desgleichen nach Argos und dem Festlande überhaupt an (ο, 80 ff); der Phäakenkönig verschafft dem Odysseus die Mittel zur Heimkehr. Der Thesproterkönig Pheidon vermittelt dem Odysseus nach seiner Erzählung die Weiterfahrt auf einem Thesprotischen Schiffe (ξ, 334 ff.). Auch auf beliebigem fremdem Schiffe konnte man als Passagier reisen oder fremde Schiffe leihen, wenn man nicht selbst über solche verfügte, wie Telemach es thun musste (β, 386). Aber so wenig man überall gastlicher Aufnahme sicher war, so wenig bequem war der Verkehr; im Gegenteil oft gefährlich für die persönliche Freiheit (ξ, 340 f.).

Solcher Verkehr fand nicht nur in persönlichen Angelegenheiten oder des Seeraubes und Krieges wegen statt, sondern auch zum Zwecke von Handelsgeschäften sowol zu Land als zur See. Auf jenen ersteren Verkehr kommt es hier nicht an, und ich kann also übergehen, dass wir z. B. von den Messeniern hören, sie seien auf Raub nach Ithaka gefahren (φ, 18 f.), wie es eben vorkam, dass „des Hungers wegen die stark gezimmerten Schiffe ausgerüstet wurden, Unheil zu bringen den Feinden" (ρ, 288). Für friedlichen Landverkehr sprechen schon deutlich genug zwar nicht die „geebneten Wege" (λεῖαι ὁδοί· κ, 104) aus den Wäldern zur Stadt für Holztransport, auch nicht wol der „Fahrweg" (ἁμαξιτός· X, 146), wie er z. B. rings um Ilion lief, aber die hiedurch noch mehr bestätigten „Heerstrassen" (λαοφόροι ὁδοί O, 682), wo Männer und Frauen, zu Fuss, mit Pferden und Maultieren, mit Reise- und Lastwagen verkehrten (γ, 486 ff.; ι, 241). Gebahnte Strassen in einem Lande sind immer ein Beweis nicht nur, dass der Verkehr in demselben rege ist, sondern auch, dass man Sinn für dessen Förderung und Erleichterung hat. Dem blossen Vergnügen zu dienen geschieht aber solches nicht; das Bedürfnis eines gewissen regelmässigen Verkehrs ruft sie hervor; so war es mit den Festzügen und dem Handel, welcher häufig gerade an jene sich anschloss. Wollte man sagen, dies

habe damals nur für Kleinasien gegolten, so tritt Nestor dem entgegen; in seinem Geiste und Munde gilt Land- und Seereise gleich möglich (γ, 323 f.). Und schon um das Jahr 1000 v. Chr. sollen die Aegineten von dem elischen Hafen Kyllene Landhandel nach Arkadien getrieben haben (Paus. VIII, 5, 8). Eine lebhafte Strasse von Krisa nach Delphi existierte sicher im 7. Jahrh. v. Chr. (Hom. hymn. i. Apoll. II, 339 f.).

Die Behauptung von Thukydides (I, c. 13) kann also ihre Geltung behalten, dass vor der Heraklidenwanderung der Verkehr der europäischen Griechen untereinander vorherrschend Landverkehr, und Korinth der älteste Stapelplatz gewesen, wo Norden und Süden von Griechenland ihre Waaren austauschten. Die uralten isthmischen Spiele, in der besten Jahreszeit gefeiert, waren eine günstige Gelegenheit zu Messen; ihr ältester Zusammenhang mit Melikertes, dem tyrischen Herkules, berechtigt zu einer solchen Voraussetzung. Die Lage der Stadt und ihr Verhältnis zu Aegina beschränkte sogar die Korinther damals auf Binnenhandel.[1]) Aber wenn auch erst später der Stand der Flotten einen schwunghaften Seeverkehr und Handel ermöglichte, so liegen nicht ganz kleine Anfänge weiter zurück. Es kann hier nur nebenbei bemerkt werden, dass ein Seeverkehr überhaupt viel älter ist, und dass sich Schiffahrt über ziemlich weite Strecken mit dem Haupt- oder Nebenzweck einer gewissen Einfuhr bis in die s. g. Steinzeit zurückverfolgen lässt. Jeden Zweifel darüber beseitigen die Berichte z. B. von Santorini (Thera), wo man die dem Boden fremdartigen Stoffe Eisen, Glasagat, Thongeschirr noch weit unter der Tuffschichte gefunden hat, ober welcher die phönizischen Ansiedelungen angelegt waren.[2]) Auch die Fahrten der Achäer, welche sie im Bunde mit Tyrrhenern, Sikelern u. s. w. im 14. Jahrh. v. Chr. nach Aegypten unternahmen, will ich ausser Ansatz lassen, so bestimmt dieselben auch durch die Denkmale des Merenptha jetzt beglaubigt sind. Um bei der homerisch-geschichtlichen Zeit stehen zu bleiben: nicht nur Jolkos, auch Orchomenos war ein Mittelpunkt des Verkehrs, da es noch in den Händen der seekundigen Minyer war; dort strömten Menschen und Güter zusammen (I, 381; λ, 458 f.); nicht allein lag es an der Wasserstrasse der Kopais, es stand auch mit Epidauros in Verkehr und war Mitglied der uralten

1) Ueber d. Alter s. Dunker, Gesch. des Altt. III, S. 176, 1; daz. Schömann, gr. Altt. II, S. 62. E. Curtius, Peloponnes II, S. 543. — Vgl. auch Strab VIII p. 378. — H. Barth, Corinthiorum commerc. et mercat. hist. Berl. 1844. p. 10 sq.

2) Man wird hierüber des Näheren belehrt durch F. Fouqué in Revue d. deux mondes 83. tom. p. 923 ss. (wichtig auch wegen seiner stillen Berichtigung von Archäol. Anzeiger 1866 S. 258*, Thongeschirr betr.), durch A. Dumont in Rev. archéol. (1867) XVI p. 144 u. Mortillet, Origines de la navigation, ebenda (1866) XIV p. 272.

Kalaureatischen Amphiktyonie von Seestaaten, welchen das Heiligtum des Poseidon zum Vereinigungspunkt diente, und zu welchen ausser Orchomenos noch Hermione, Epidauros, Aegina, Athen, Prasia und Nauplia gehörten. Damit vielleicht in Zusammenhang war die gleichfalls alte und um ein dem Poseidon geweihtes Heiligtum gebildete Amphiktyonie von Onchestos am See Kopais (S. Strab. VIII, p. 374 u. IX p. 412; daz. C. Müller, Aeginetica p. 32 sq., 34 et 35; C. Fr. Hermann, gr. Staatsaltt. § 11, 8). Und Ephyre — Korinth sogar stand in enger Beziehung zu den Argonauten (Barth. l. l. p. 10).

Lebhafter wird das Bild, wenn wir über das europäische Festland hinausgehen, die Inselgriechen und die Kleinasiaten beobachten. Wir finden alsbald bestimmte Seewege festgestellt und ausgewählt. Auch hier stehen die Minyer obenan als sichere Zeugen für damaligen Handelsverkehr; sie hatten Lemnos kolonisiert, und griechische Schiffe dieser Kolonie, wie O. Müller (Minyer S. 299 entgegen der Darstellung in Aeginetica p. 75) gezeigt hat, nicht barbarische, begegnen uns in der Ilias. Lemnische Schiffe sind es, welche im Auftrage des Euneos Wein an das troische Gestade verfahren und an die Griechen im Lager gegen Eisen, Erz, Häute, Rinder und Sklaven absetzen (*H*, 467). Umgekehrt brachte Patroklos einen gefangenen Priamiden, aber, da Achill vor dem Unglückstag des Patroklos viele lebendig gefangen und verkauft hatte, doch kaum diesen allein, sondern auch noch andere Gefangene nach Lemnos und verkaufte sie, den ersteren an den nämlichen Jasoniden Euneos um einen phöniz. silbernen Mischkrug. (*Φ*, 40 f. u. 102; *Ψ*, 746 f.). Lemnos war also ein Verkehrsmittelpunkt mit einheimischer und fremder, griechischer und phönizischer Aus- und Einfuhr. Eine Zwischenstation nach Troas hin mag Imbros gebildet haben, wo beiderseitige Gastfreunde wohnten (*Φ*, 42 f. cf. auch *Ω*, 753). Auch die Weinladungen kommen in Betracht, welche die Achäer in regelmässigen Fahrten nach dem Lager vor Ilion von Thrakien holten. Die Thraker wieder waren als Bundesgenossen mit Troja in Verbindung; Priamos selbst will als Gesandter bei jenen gewesen sein. (I, 71 f. — *Ω*, 235). Die Troer unterhielten Handelsverkehr mit Phrygien d. i. dem westlichen Bithynien und mit Mäonien d. i. Lydien; *πολλὰ δὲ δὴ*, sagt Hektor, *Φρυγίην καὶ Μηονίην ἐρατεινὴν κτήματα περνάμεν' ἵκει* (*Σ*, 291 f., daz. die Erkl.). Hier haben wir die frühesten echten Spuren des unter griechischer Beteiligung von Kleinasien nördlich führenden Seeweges, welcher im Laufe des homerischen Zeitraumes von den Milesiern weiter ausgedehnt wurde, deren Spuren im 7. Jahrh. auch die Megareer folgten. Samothrake kann sonst noch als althomerischer Verkehrsplatz gelten, wohin ebenfalls Sklaven verkauft wurden (*Ω*, 753) und mutmasslich noch andere Inseln des ägäischen Meeres.

Treten wir die Rückfahrt nach Europa an; die Odyssee weiset uns die Strasse. Nestor erzählt *γ*, 169 ff.: *ἐν Λέσβῳ δ' ἔκιχεν* (*Μενέ-*

λαος) δολιχὸν πτόον ὁρμαίνοντας ἢ καθύπερθε Χίοιο νεοίμεθα παιπαλοέσσης νῆσον ἔπι Ψυρίης, αὐτὴν ἐπ' ἀριστέρ' ἔχοντες, ἢ ὑπένερθε Χίοιο, παρ' ἠνεμόεντα Μίμαντα —· ὅγ' (θεὸς) ἡμῖν δεῖξε (durch ein τέρας) καὶ ἠνώγει πέλαγος μέσον εἰς Εὔβοιαν τέμνειν, ὄφρα τάχιστα ὑπὲκ κακότητα φύγοιμεν· — ἐς δὲ Γεραιστὸν ἐννύχιαι κατάγοντο (νῆες). Nach längerer Rast steuerte Diomedes nach Argos, Nestor nach Pylos. Daraus ist schon die später übliche Richtung des Seeweges von Lesbos nach Hellas und dem östlichen oder westlichen Peloponnes, die über Chios und die Südspitze Euböas führte, als die gewöhnliche erkennbar, von welcher man nur ausserordentlicher Weise abwich, um in gerader Richtung auf Geraistos zu halten. Diese Fixierung setzte regelmässigen Verkehr voraus, wie er bis nach Asien nur als Handelsverkehr denkbar ist. Ein solcher ist von Chalkis und Eretria wenigstens vor dem 8. Jahrh. gewiss, in welchem sie von dort Münz- und Gewichtsfuss zu den Joniern Europas brachten, nach ihren Vermittlern „euböisch" genannt (S. Dunker, Gesch. d. Altt. III, S. 455). Euböas Verbindung mit dem westlichen, dem jonischen Meere, wird durch die Seefahrten der Phäaken zuerst bezeugt, wenn wir die Namensgenossen des euböischen Chalkis an den dortigen Küsten nicht beachten wollen oder dürfen (η, 321 f.; mehr bei Dondorf, d. Jonier auf Euböa S. 41). Lauter noch spricht als Zeuge die älteste Griechenstadt an der Westküste Italiens, gegründet von den euböischen Kymeern im 9. Jahrh.; wollte man diese nicht dafür gelten lassen, so fällt das Verdienst der Verstärkung und Erneuerung des kampanischen Kyme den Chalkidiern im 8. Jahrh. um so gewisser zu. (S. Bursian, Geogr. v. Griechenland II, S. 427. Dunker a. O. III, S 411 u. Not. 1).

Im westlichen Meere scheint zumal Nestors Pylos einen von Griechen und Barbaren viel besuchten Hafen gehabt zu haben, und so auch die Küste von Elis. Wie Telemach seine Erkundigungen in Pylos beginnt, so wird Odysseus von Agamemnon in der Unterwelt gefragt, ob er nicht in Pylos gewesen sei (β, 214 u. λ, 459). Odysseus selbst erzählt von sich, er habe sich einem phönizischen Schiffe anvertraut gehabt; τοὺς (Φοίνικας), fügt er bei, μ' ἐκέλευσα Πυλόνδε καταστῆσαι καὶ ἐφέσσαι ἢ εἰς Ἦλιδα δῖαν. Auch für Verkehr zwischen Ithaka und Elis spricht es, dass der Ithakesier Noëmon dort Stuten und Maultiere auf der Weide hat. (δ, 635 ff.). Ausser Phöniziern und Kephallenen werden Euböer, Kreter und Taphier sich zumeist dort eingefunden haben. Denn Kreter und Taphier, von welchen die Teleboer wenig oder gar nicht verschieden waren, sind nebst den Phäaken bei Homer vor andern durch Seefahrten ausgezeichnet. Den Kretern wird die Fahrt nach Norden, Süden und Osten zugetraut (ξ, 257; 237. h. i. Apoll. II, 294).[1])

1) Will man einwenden, das seien Halbbarbaren, so bedenke man ausser dem oben über Minyer und Achäer Gesagten, dass Homer zwischen

Wie im Osten Euneos, so sind auch hier Fürsten selbst am Handelsverkehr beteiligt. Wenn Odysseus zu Schiffe steigt, um von Ephyre Gift zu holen, so ist das allerdings ein Geschäft, bei welchem die Freundschaft des ersten Besitzers den Ausschlag gibt (α, 259 ff.); wenn aber der Taphierfürst Mentes erklärt nach Temese zu fahren, um gegen Eisen sich Kupfer einzutauschen, so ist das echter Tauschhandel (α, 184). Ein ähnlicher Zweck nur kann vorausgesetzt werden bei dem thesprotischen Schiffe, auf welchem Odysseus eingeschifft worden sein will, da es eben nach dem „weizenreichen" Dulichion in See stach (ξ, 334 ff.). Ja die Aegineten, heisst es, haben schon vor dem 10. Jahrh. in Kyllene ihre Güter ausgeladen, wie vorhin erwähnt (Paus. VIII, 5, 8 mit Müller, Aeginetica p. 74 u. Büchsenschütz, Besitz und Erwerb S. 367, 2). Für Handelsverkehr überhaupt und zwar für alten und wichtigen Handel des Peloponneses sah O. Müller (Dorier II, S. 209) den bedeutendsten Beweis in dem äginäischen Gelde, dessen Münzen in der älteren Zeit und meist nur in der älteren Zeit mit wenigen Ausnahmen in ganz Griechenland, in den chalkidischen Kolonien Italiens und Siciliens, in Kreta und auf den Cykladen herrschend waren. (Vgl. auch Brandis, d. Münz-, Mass- und Gewichtswesen S. 129 ff.).

Die böotischen Bauern verfuhren ihr Getreide mindestens schon im 8. Jahrh. über See auf fremde Märkte (Hes. op. v. 631 ff.). Aus Attika, von dem wir es eben auch nur zufällig wissen, fand eine bemerkenswerte Ausfuhr von Landesprodukten, besonders Feigen und Oliven, vor dem 6. Jahrh. statt; nur so erklärt sich Solon's dahin zielendes Verbot, eine seiner ersten Bestimmungen (Plut. Sol. c. 24). Gleiches gilt von Chios, welches als ein eifersüchtiger Handelsplatz, besonders in Wein, wie es scheint, in die nächste Epoche eintrat. (Arist. Pol. I, 4, 5. Herod. I, 165). Aehnlich wird es mit andern Orten gewesen sein. Silphion z. B., das aus Kyrene stammt, wurde vor Solons Zeit ausgeführt, welcher desselben als gesuchten Gewürzes gedenkt (Sol. frg. 39).

Die zweite Strasse des ägäischen Meeres, welche von Lakonien über Delos nach Samos führte und in des Krösus Zeit von den Spartanern benützt wurde (Her. I, 70; VIII, 132, woz. Wesseling), kannte der Dichter der Odyssee wahrscheinlich auch, da er Odysseus vor dem Kriege nach Delos kommen lässt (ζ, 164); wenn aber nicht, so kam sie doch vor Ende der homerischen Zeit in Gebrauch. Delos war ein Verkehrszentrum im 9. Jahrh. durch die am Altare des Apollo, welchen Odysseus schon besuchte, gefeierten Opfer; diese zogen eine grosse Fremdenmenge mit ihren Kostbarkeiten dahin, Jonier mit Frauen und Kindern, Schiffen und Schätzen, wie der Hymnos auf den Delischen Apollo mit

den Sitten der Achäer, Minyer, Troer, Taphier keinen Unterschied kennt.

reichem Lobe singt.[1]) Der Verkehr wuchs gewiss noch mehr, als die im folgenden Jahrhundert eingeführten Wettkämpfe die Anziehungskraft noch erhöhten. Sein Ruf als uraltes Emporium blieb unter den Griechen bestehen, selbst als es vereinsamt war, wie Thukydides (III, c. 104) und Pausanias (III, 13, 3) berichten.

Hienach ist es kaum nötig, die Frage zu wiederholen, welche Nestor an seine griechischen Gäste richtet: Ἥ τι κατὰ πρῆξιν ἦ μαψιδίως ἀλάλησθε οἷά τε ληιστῆρες, ὑπεὶρ ἅλα; (δ, 72 f.). Wenn wir Telemachs Antwort entnehmen, dass Staats- und Privatgeschäfte (πρῆξις δήμιος und ἰδίη) zu Seefahrten bestimmten, so werden wir nicht mehr zweifeln, zu den letzteren auch Handelsgeschäfte zu rechnen. Der schon erwähnte Tauschhandel des Taphierfürsten mit Eisen ist ein solches Privatgeschäft; die Taphier trieben es auch mit Sklaven (ξ, 452; ο, 427), um an die anderen Beispiele nicht nochmals ausdrücklich zu erinnern. In all' diesen Fällen fand ein Absatz in die Ferne, mit Transport über Land oder See statt, eine Ausfuhr, welcher von selbst eine Einfuhr entsprechen musste, da Tauschhandel noch vorherrschte.

Im Gegensatz dazu ist aber auch ein lokaler Umsatz in den Städten der althomerischen Zeit bezeugt, da sich die Landleute Roheisen aus der Stadt zu holen pflegten, war aber sicher nicht auf diesen Gegenstand beschränkt. (Ψ, 833 ff.). Aus analogen Erscheinungen möchte man schliessen, dass dies besonders an Festtagen geschehen sei. (S. C. Fr. Hermann, gr. Privataltt. § 45, 3). Von einem gewissen griechischen Hausierhandel, zu welchem die Phönizier von alters her das Beispiel gegeben hatten (ο, 459 ff.), singt das alte Lied Κεραμεῖς (Hom. epigr. XIII, 3 ff.): εὖ τε πεπανθεῖεν κότυλοι καὶ πάντα κανάστρα φρυχθῆναί τε καλῶς καὶ τιμῆς ὦνον ἀρέσθαι πολλὰ μὲν εἰν ἀγορῇ πωλεύμενα, πολλὰ δ' ἀγυιαῖς. (Vgl. ο, 441 ἐν ἀγυιῇ.)

Stellen wir noch hieher, was die Phönizier nach dem Zeugnisse der Ilias und Odyssee im Handel den Griechen brachten, so waren das Sklaven (ο, 415 ff. Her. II, 1 u. 54), Metallwaaren feiner Sorte (Ψ, 741 ff.), Schmucksachen aller Art, besonders mit Elektron (ο, 416), vielleicht auch feine, bunte Gewebe (Ζ, 289). Sehen wir von den Sklaven ab, welche von beiden, Griechen und Phöniziern, als Tauschobjekte in den Verkehr gebracht wurden, so ist ersichtlich, dass auf Seite der Griechen im Verkehre Bodenerzeugnisse und Rohstoffe überwogen, während die Phönizier nur Arbeiten eines entwickelteren Gewerbfleisses zum Kaufe ausboten. Gleichwol fehlt es nicht an einem gegenteiligen Beispiele: nicht nur ist vom Töpfer und Erzarbeiter, welche nachweisbar bereits in der althomerischen Zeit handwerksmässig thätig waren, dies nur

---

1) Vgl. ζ, 162. Hom. h. i. Apoll. I, 147 ff.; daz. Hüllmann, griech. Handelsgeschichte S. 38. Büchsensch., Besitz S. 370 f. Zeitbestimmung b. Dunker, a. O. III, S. 307; 72; 216.

denkbar, wenn sie in Partien arbeiteten und entsprechenden Absatz hatten, sondern speziell Aias von Salamis bezog seinen Schild aus Böotien, wo er für ihn angefertigt wurde (*H*, 219 ff.). Das lässt doch einigen Absatz griechischer Gewerkserzeugnisse in die Ferne in sehr früher Zeit voraussetzen, von Böotien zunächst, aber auch von Euböa, Aegina und Korinth. Denn sobald diese in den Verkehr eintraten, wie wir gesehen haben, konnten sie kaum mit anderem Geschäfte machen als Handwerksprodukten; ihre Hauptrohstoffe, Erz und Thon, verarbeiteten sie selbst, an Bodenerzeugnissen dürften sie bei dichter Bevölkerung keinen Ueberfluss gehabt haben, Aegina und Korinth gewiss nicht (S. Barth l. l. p. 9.). Für Handel mit Töpferwaare erinnere ich nochmals ausdrücklich an das alte Zeugnis der *Κεραμεῖς*. Dass Korinth die ältesten Vasenfabriken hatte, wird seit Kramers Untersuchungen über den Styl und die Herkunft der bemalten griechischen Thongefässe so ziemlich allgemein angenommen (S. O. Jahn, Beschrbg. der Vasensammlung König Ludwigs S. CXLVI). Aber auch nur im allgemeinen Zeugnis gegen Zeugnis gehalten, soweit sie den homerischen Gedichten entnommen und hier vollzählig aufgeführt sind, kann man nicht sagen, dass die Stellen für die Phönizier durch Menge oder Gehalt schwerer wögen als die für die Griechen.

Also schon die Griechen der althomerischen Zeit hatten nicht nur passiven, sondern auch aktiven Handel. Der Sänger der Odyssee ist sich der Wichtigkeit des Seeverkehrs für die bürgerliche Gesellschaft bewusst, wenn er die Cyklopen beklagt, dass sie keine Tektonen und sohin keine Schiffe hätten und vieles entbehren müssten, was diese herbeischaffen könnten (*ι*, 125—30). Die Odyssee kennt ferner zweierlei Schiffe, ausser den S c h n e l l s e g l e r n, *νῆες θοαί*, deren eines Telemach zu seiner Reise verlangt (*β*, 212), und die einmal noch *ὠκεῖαι* zubenannt werden (s. Ameis z. *η* 34), auch noch die L a s t s c h i f f e, *φορτίδες εὐρεῖαι*, und zwar solche, welche der Dichter selbst bauen sah; er nimmt darauf ausdrücklich Rücksicht (*ε*, 250; *ι*, 323). Diese griechischen Lastschiffe dienten dann zum Zwecke weiterer Reisen, wie die Schnellsegler; von beiden Schiffsarten wird die nämliche Wendung gebraucht: *λαῖτμα μέγ' ἐκπερόωσιν* (vgl. *ι*, 323 mit *η*, 35). Fragen wir, wozu man also der Lastschiffe bedurfte, so können wir an die üblichen Raubzüge nicht denken; dabei findet der Schnellsegler natürlichere Verwendung, und auch dieser konnte Beutestücke aufnehmen, wie daraus erhellt, dass Odysseus mit seiner nach Chryse bestimmten Hekatombe eine *νῆα θοήν* benützte (*A*, 309). Blosse Fähren z. B. bei Viehtransport nach oder von Weideplätzen waren die *φορτίδες* auch nicht, da sie zu weiten Fahrten über das Meer dienten, wie vorbin gehört. Dann bleiben doch nur Handelsgüter übrig, für deren Fortschaffung man „breiter Lastschiffe" bedurfte. Endlich bemerke ich, dass den Schiffen

der phönizischen Händler die Beiwörter *μελαίνη* (o, 416), *γλαφυρή* (456 u. ξ, 304), *κοίλη* (457), *ὠκύαλος* (473), *ποντοπόρος* (ξ, 295) und *κυανόπρωρος* (311), dem thesprotischen Weizenschiffe die Epitheta *ἐυσσελμος* (ξ, 345) und *γλαφυρή* (357) beigelegt werden, dass diese alle auch wie das Schiff des auf einer Handelsfahrt begriffenen Mentes schlechtweg als *νῆες* bezeichnet werden (o, 446; ξ, 298 u. 334; α, 182), aber *νῆες θοαί* heissen sie nirgends.[1]) Wo es also eigene Handelsschiffe gab, kann ein Handel nicht bezweifelt, ja auch nicht ein nur so ganz unbedeutender Handel vorausgesetzt werden, sondern ein relativ wichtiger Handelsverkehr.

Hesiod (op. v. 42—46; 629 u. 683 ff.)[2]) spricht von dem aktiven Seehandel als von einem gewöhnlichen und nicht unbedeutenden Erwerbszweig, auf welchen die Menschen von den Göttern ausser dem Feldbau zur Fristung des Lebens angewiesen seien. Blos passiver Handel kann nie Nahrungsquelle sein. Waren nun aber diese Geschäfte der Griechen wirklich „Handel"? In dem Sinne, welchen man gewöhnlich dem Worte gibt, wird es niemand bestreiten. Ueber die griechische Anschauung erhalten wir bei Plato (Soph. p. 223) Aufklärung. Er nimmt für Erwerb (*κτητικὴ τέχνη*) zwei Arten an: Stoffgewinnung (*τὸ θηρευτικόν*) und Tausch (*τὸ ἀλλακτικόν*); indem er diesen Tausch als „Schenkung" (*δωρητικόν*) und Marktgeschäft (*ἀγοραστικόν*) unterscheidet, lässt er das Marktgeschäft geteilt sein in *τὴν τῶν αὐτουργῶν αὐτοπωλικὴν* und *τὴν τὰ ἀλλότρια ἔργα μεταβαλλομένην μεταβλητικήν* d. i. „Eigenumsatz", wenn ich so sagen darf, und „Handel", welch' letzterer in Detailhandel (*καπηλική*) und Grosshandel (*ἐμπορική*) zerfällt. Handel ist also im strengen Sinne des Wortes der „Umsatz von Sachen in wesentlich unveränderter Form als Gewerbe betrieben" (H. Thöl.). Solch' ein eigentlicher Handel, welcher seinen Erwerb durch die blosse Vermittelung zwischen Produzent und Consument, ohne Veränderung der auszutauschenden Güter, anstrebt, war der damalige griechische Handelsverkehr im ganzen nicht; aber solchen bezeugen die homerischen Lieder an sich auch für die Phönizier nicht. Und darum kennt Homer keine Bezeichnung für den Kaufmann, dessen eigentümliches Wesen eben im gewerbmässigen Vermittelungsgeschäft besteht. Aber selbst die Juristen unserer Tage sprechen von uneigentlichen Handelsgeschäften und rechnen dahin z. B. den Ankauf von Sachen, um sie verarbeitet wieder zu verkaufen, den Verkauf des Handwerkers, wenn er auf den Absatz in ganzen Partien arbeitet, auch ein einzelnes nicht gewerbshalber abgeschlossenes Umsatzgeschäft, je nach verschiedenen Partikular-

1) Dass das Verhältnis im Schiffskatalog und Hes. op. 631 ein anderes ist, kann die Bedeutung dieser Beobachtung nicht stören.

2) Die Deutung von *πηδάλιον* als „Ruder" (v. 45) ist durch v. 629 zweifellos.

rechten. Und die Gesammtheit der eigentlichen und uneigentlichen, gewerblichen und nicht gewerblichen Handelsgeschäfte wird „Handelsverkehr", auch Handel schlechthin genannt (S. H. Thöl, Handelsrecht. Göttingen (1862) §§ 12 u. 13). Das entspricht dem τὸ ἀγοραστικὸν bei Platon; und dessen Unterart, die αὐτοπωλική ist es, welche den Handelsverkehr in der homerischen Epoche bis fast zu ihrem Ende am richtigsten bezeichnet. Denn auch aus der spätbomerischen Zeit können wir einen eigentlichen Handel nicht beweisen, wenn auch sicher vermuten. Was Strabo (VIII, p. 378) über die Ausbeutung des Handels in Korinth durch die Bakchiaden während des 8. u. 7. Jahrh. sagt, ist eine solche Vermutung. Die ältesten Beweise sind meines Wissens die Tartessosfahrt des Samiers Kolaios um Ol. 37 (Her. I, 152), dann die Beispiele von Solon und Thales, in deren zweitem besonders die Handelsspekulation hervortritt. (Hermipp. b. Plut. Sol. c. 2. Aristot. Pol. I, 4, 5 u. 8). Auch diesen Fällen geht noch der Begriff des Gewerbmässigen ab, wenn sie auch für sich wieder bezeugen, dass sie nicht in Wirklichkeit die ältesten Fälle eigentlichen Handels waren. Vermutungsweise aber ist ein eigentlicher, nur nicht gewerbmässiger Handel ebensogut auf dem minyschen Lemnos zu erkennen; brachten die Griechen von Troja ihre Gefangenen in grösserer Zahl nach Lemnos, so waren die Lemnier gezwungen, dieselben weiter zu verhandeln und so auch den im troischen Lager eingetauschten Vorrat von Häuten, um vom Metall nicht zu reden, bei dem wir annehmen können, dass es auf Lemnos Verarbeiter gefunden habe. Grosse Heere zogen überhaupt unter damaligen Verhältnissen Handel und Händler an.

Der „Eigenumsatz", ἡ αὐτοπωλική, ist aber in der homerischen Zeit wieder nicht mit καπηλική synonym zu fassen, wie C. Fr. Hermann (gr. Privataltt. § 45, 2) thut; denn es war nicht blos ἡ κατὰ πόλιν ἀλλαγή, sondern er wurde von Ort zu Ort, ἐξ ἄλλης εἰς ἄλλην πόλιν betrieben, er war Land- und Seehandel, er hatte die Form von Aus- und Einfuhrhandel und insofern Aktiv- und Passivhandel, ersteres von Seite der Griechen in zweifachem Sinne, weil sie, so lange Tauschhandel obwaltete, eine Ausfuhr ohne entsprechende Rückfracht nicht bewerkstelligen konnten. Einen Massstab für die Höhe und den Wert des Umsatzes können wir natürlich weder aufstellen noch verlangen.

Mit der Verbreitung des gemünzten Geldes mag der eigentliche Handel unter den Griechen, wie erleichtert, so angebahnt worden sein; denn während des 8. u. 7. Jahrh. wuchs der Seeverkehr ausserordentlich durch die Ausdehnung der griechischen Kolonien, welche durch die Stammverwandtschaft Gegenden mit den verschiedensten Erzeugnissen und Bedürfnissen einander näher brachten; gleichzeitig trat der Verfall des phönizischen Handels auf dem Archipelagus ein, und wurde Aegypten den Joniern dauernd erschlossen, während diesen wieder von

da an auf dem Landwege durch Lydien die orientalischen Produkte zukamen. Die Sicherheit des Verkehrs nahm durch die Bemühung der Korinther zu, und durch dieselben wurden die Verkehrsmittel verbessert (Thuk. I, c. 13). Hatte für die Unterkunft der Reisenden früherer Zeit, so sie keinen Gastfreund fanden, die öffentliche Schmiede oder Lesche ausgereicht, so entstanden jetzt Gasthäuser, „Häuser für Reisende“, *ἐμπορικοὶ οἶκοι*, deren ältester Beleg für uns von Stesichoros (fr. 80, b. Hesych. s. v. *ναυκληρώσιμοι στέγαι*), sohin aus dem 7. Jahrh. herrührt.

Ueber *ἔμπορος* und einiges andere in einem zweiten Artikel.

Würzburg. **A. Riedenauer.**

Xenophontis Hellen. I, 1, 28.

Οἱ (στρατιῶται) δ' ἀναβοήσαντες ἐκέλευον ἐκείνους ἄρχειν, καὶ μάλιστα οἱ τριήραρχοι καὶ οἱ ἐπιβάται καὶ οἱ κυβερνῆται. Οἱ δ' οὐκ ἔφασαν δεῖν στασιάζειν πρὸς τὴν ἑαυτῶν πόλιν· εἰ δέ τις ἐπικαλοίη τι αὐτοῖς, λόγον ἔφασαν χρῆναι διδόναι, μεμνημένους ὅσας τε ναυμαχίας αὐτοί τε καθ' αὑτοὺς νενικήκατε καὶ ναῦς εἰλήφατε, ὅσα τε μετὰ τῶν ἄλλων ἀήττητοι γεγόνατε ἡμῶν ἡγουμένων, τάξιν ἔχοντες τὴν κρατίστην διά τε τὴν ἡμετέραν ἀρετὴν καὶ διὰ τὴν ὑμετέραν προθυμίαν καὶ κατὰ γῆν καὶ κατὰ θάλατταν ὑπάρχουσαν.

Diese Stelle ist in ihrer handschriftlichen Fassung, wie sie hier steht, vielfach beanstandet und desswegen geändert worden. Besonders hat man den Ausdruck *λόγον ἔφασαν χρῆναι διδόναι* und den Zusammenhang zwischen *μεμνημένους — ὑπάρχουσαν* und dem Vorausgehenden unerklärlich gefunden. Mir scheint nun die Stelle in der handschriftlichen Leseart nicht nur einen befriedigenden, sondern sogar einen dem Zusammenhange ganz entsprechenden Sinn zu haben. Zum Beweise meiner Behauptung gebe ich zuerst an, welchen Sinn die Stelle nach ihrer grammatischen Form hat, und weise dann nach, dass dieser Sinn dem Zusammenhange entspricht.

Die syrakusanischen Capitäne hatten zu den Soldaten gesagt, sie sollten sich einstweilen Interimscapitäne wählen. Die Soldaten aber und unter diesen die einflussreichsten und tüchtigsten, sagten, sie sollten ihr Commando behalten. Bis daher ist Alles in Ordnung; nun kommen die Schwierigkeiten. *Οἱ δ' οὐκ ἔφασαν δεῖν στασιάζειν πρὸς τὴν ἑαυτῶν πόλιν.* Die *οἱ* sind die *στρατηγοί*, der Gegensatz zu *στρατιῶται.* Das *οὐκ* gehört dem Sinne nach zu *δεῖν* und ist in den regierenden Satz gezogen. Das Subject von *στασιάζειν* ist ebenfalls *στρατηγοί*, wie es schon die Grammatik verlangt. Die Feldherren aber sagten, sie dürften sich gegen ihre Vaterstadt nicht auflehnen, sondern müssten ihren heimischen Obrigkeiten gehorchen. Desswegen müssten sie, da

sie einmal verbannt und abgesetzt seien, ihr Commando niederlegen und sich von der Flotte entfernen. *Εἰ δέ τις ἐπικαλοίη αὐτοῖς λόγον ἔφασαν χρῆναι διδόναι.* Wir haben natürlich indirekte Rede abhängig von *ἔφασαν*, nur ist das *ἔφασαν* wiederholt, wie das im Griechischen ganz gewöhnlich geschicht. *Λόγον διδόναι* steht in seiner gewöhnlichen Bedeutung Rechenschaft geben, Rede stehen, sich verantworten. Wenn aber einer ihnen etwas vorzuwerfen habe, so müssten sie, sagten sie, Rede stehen, sich verantworten. Das Particip *μεμνημένους* stimmt überein mit dem Subjekte von *ἔφασαν*, nämlich *στρατηγοί*, und steht im Causalverband. Da sich das Participium nicht unmittelbar an das Subjekt von *ἔφασαν* anschliesst, sondern erst durch *χρῆναι* mit demselben verbunden ist, so kann natürlich entweder der Nominativ *μεμνημένοι* oder der Akkusativ *μεμνημένους* stehen. (Kurz § 163, 3. Kühner § 646.) Dass nach *μεμνημένους* die indirekte Rede in die direkte übergeht, ist ohnehin eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Wenn ihnen aber Jemand etwas vorzuwerfen habe, so müssten sie Rede stehen, eingedenk oder da sie sich erinnerten, wie viele glückliche Thaten sie mit einander ausgeführt hätten. Die Stelle hat also einen ganz guten Sinn und es fragt sich nur noch, ob dieser Sinn in den Zusammenhang passt, ob er den Persönlichkeiten und Thatsachen entspricht. Um dieses nachzuweisen, muss ich etwas weiter ausholen.

Als die Flotte und das Landheer der Athener von den Syrakusanern in Verbindung mit den Spartanern vernichtet worden war, so kam in Syrakus die aristokratische Partei zur Regierung und diese schickte einestheils aus Dankbarkeit und anderntheils aus politischem Interesse den Spartanern eine Hilfsflotte, zu deren Anführern auch Hermokrates gehörte. Dieser Hermokrates hatte sich bei der Vertheidigung von Syrakus gegen die Athener ausgezeichnet, gehörte (wol aus Ueberzeugung) zur aristokratischen Partei und war, wie es scheint, ein tüchtiger und rechtschaffener Mann. Diesem nämlichen Hermokrates gelang es später, den Diokles, das Haupt der demokratischen Partei in Syrakus, zu stürzen; allein als er selbst mit 3000 Streitern heranzog, vielleicht um sich zum Herrn von Syrakus zu machen, wurde er erschlagen.

Gehen wir nun zum näheren Zusammenhange über. Im Jahre 411 war durch Diokles in Syrakus die demokratische Partei zur Regierung gekommen. In Folge davon wurden die Commandanten der sicilischen Hilfsflotte abgesetzt und verbannt. Als nun Hermokrates die Nachricht hievon erhalten hatte, so versammelte er seine Mannschaft, theilte ihr diese Nachricht mit, bedauerte, dass er gegen Recht und Gesetz verbannt worden sei und forderte die Soldaten auf, einstweilen Interimscommandanten zu wählen, bis ihre Nachfolger eintreffen würden. Die Soldaten aber sagten, sie wollten sich keine anderen Anführer wählen,

sie seien ganz zufrieden mit ihnen und sie sollten nur trotz ihrer Absetzung und Verbannung das Commando fortführen. Darauf sagten die Commandanten, sie dürften sich nicht gegen ihre Vaterstadt auflehnen, sondern müssten, ihren heimischen Behörden gehorsam, den Oberbefehl niederlegen und die Flotte verlassen, da ja auch die syrakusanischen Schiffe ein Theil des Vaterlandes seien. Sie erklärten aber weiter, wenn sie auch ihr Commando niederlegen müssten, so seien sie doch verpflichtet Jedem Rechenschaft zu geben, wenn sie ihm irgend ein Unrecht zugefügt hätten, eingedenk, dass sie so viele glückliche Thaten mit einander ausgeführt hätten.

Hermokrates handelt zwar scheinbar ganz correkt, indem er sagt, sie dürften das Commando nicht weiter führen, da sie verbannt seien. Allein dass es ihm damit nicht Ernst war, geht klar und offenbar daraus hervor, dass er sich, wie es einige Zeilen weiter unten heisst, Söldner und Schiffe zu verschaffen suchte, um mit Hilfe derselben nach Syrakus zurückzukehren (I, 1, 31. *Παρεσκευάζετο πρὸς τὴν εἰς Συρακούσας κάθοδον ξένους τε καὶ τριήρεις*). Seine Unterwerfung war nur eine scheinbare. Er wollte die Gesinnung seiner Soldaten auf die Probe stellen und sich erst noch besser rüsten, ehe er mit Gewalt auftreten wollte.

Und wenn er ferner sagt, er müsse Jedem Rechenschaft geben, der gegen ihn Etwas vorzubringen habe, so hat das den nämlichen Grund. Er weiss recht gut, dass Niemand gegen ihn auftritt; allein gerade desswegen fordert er jeden auf. Er will constatiren, dass er seine Pflicht erfüllt habe und dass er desswegen mit Unrecht verbannt worden sei. Eben dadurch suchte er seine Soldaten gegen die heimischen Behörden zu erbittern und für sich zu gewinnen. Dieses Verfahren findet sich ja noch jetzt jeden Tag. Nicht derjenige Vorgesetzte, der sich schuldig weiss, fordert seine Untergebenen auf, es ihm zu sagen, wenn er einem Unrecht gethan hat, sondern derjenige, der sich bewusst ist, dass er seine Schuldigkeit gethan hat. Die Verpflichtung ist freilich keine amtliche sondern eine kameradschaftliche.

Zu eben diesem Gedanken gehört die in *μεμνημένους* liegende Bestimmung. Hermokrates sagt im Namen seiner Mitfeldherren: Da wir soviel Gutes und Grosses mit einander ausgeführt haben, da ihr uns immer so gehorsam waret, da wir eine so grosse Liebe zu euch haben, desswegen soll kein Misston zwischen uns herrschen. Und wenn wir irgend einem von euch irgend ein Unrecht gethan haben, so sage er es, damit wir es gut machen können.

Ich sehe da nirgends einen Widerspruch. Die ganze Stelle muss eben durch die Persönlichkeit des Hermokrates und durch Erwägung der ganzen Situation erklärt werden. Es kommt mir vor, als könne sich Hermokrates nach seiner Persönlichkeit, seinen Verhältnissen und

seinen Absichten gar nicht anders ausdrücken. Die Absicht, die er bei seiner Rede hat, kann unmöglich die sein, die Autorität seiner Gegner zu stärken und die Soldaten wirklich zum Gehorsam zu bewegen, sondern sie kann im Gegentheil nur die sein, seine Gegner herunterzusetzen und die Soldaten für seine eigenen Zwecke zu gewinnen. Denn 1) war Hermokrates nach seiner Ueberzeugung und seinem Interesse, nach seiner Vergangenheit und Zukunft Aristokrat, 2) war er durch seine Verbannung erzürnt und erbittert; und 3) hat er unmittelbar nach dieser Rede Vorbereitungen getroffen, um mit Gewalt nach Syrakus zurückzukehren und die demokratische Regierung zu stürzen. Um aber seine Zwecke zu erreichen, um die Soldaten für sich zu gewinnen, schmeichelt er ihnen, indem er sie 1) als Sieger und als ihre Kameraden bezeichnet, und 2) stellt er sich und seine aristokratischen Freunde als unschuldig Verurtheilte, als politische Martyrer, seine Gegner aber und mit ihnen die ganze demokratische Partei als ungerechte Verfolger dar. Hätte er sich den Befehlen der syrakusanischen Regierung offen widersetzt, so musste er riskiren, von seinen Soldaten, deren Gesinnungen er in dieser Frage noch nicht kannte, gefangen genommen oder getödtet zu werden. Indem er sich aber scheinbar unterwirft und die Soldaten selbst aussprechen lässt, dass er ein tüchtiger und rechtschaffener Mann ist, gelingt es ihm am ersten, ihr Mitleid und ihre Zuneigung zu gewinnen. Es ist das Ganze ein Manöver, welches im Parteileben jeden Tag vorkommt. Wenn man freilich die Rede des Hermokrates als baare Münze nimmt, dann ergeben sich unlösbare Widersprüche; nimmt man sie aber als Parteimanöver, was sie nach den gegebenen Verhältnissen sein muss, so lösen sich alle Schwierigkeiten und man muss sagen, dass Hermokrates gar nicht anders reden konnte.

I, 6, 15.

Καλλικρατίδας οὐκ ἔφη ἑαυτοῦ γε ἄρχοντος οὐδένα Ἑλλήνων εἰς το ἐκείνου δυνατὸν ἀνδραποδισθῆναι.

Büchsenschütz sagt in seiner Ausgabe: „Man erwartete das Futurum.“ Kurz erklärt den Infinitiv als Befehlsatz; *οὐδεις* statt *μηδείς*, weil es nur die zum regierenden Verbum gezogene Negation *οὐ* wiederholt. Die letztere Erklärung dürfte doch etwas ungewöhnlich sein.

Ich halte den Satz für einen behauptenden Satz und zwar für einen sehr kategorisch behauptenden; auch erwartete ich das Futurum nicht. Gerade im Munde des geraden, offenen, ehrlichen Kallikratidas, eines ächten Spartaners, nimmt sich der Inf. Aor. im Sinne der Gegenwart sehr gut aus. Es ist ächt spartanisch gedacht und gesagt, wenn sich Kallikratidas ausdrückt: „So lange ich das Commando habe, wird kein Grieche als Sklave verkauft“. Der Indic. Praesent. klingt viel spartanischer als das Futurum oder der Imperat.

In der ganz gleichen Weise spricht sich der nämliche Kallikratidas weiter unten aus.

I, 6, 32.

Kallikratidas steht mit 120 Schiffen der athenischen Flotte gegenüber, welche 100 und etliche 50 Schiffe zählt und sich auf die Arginusen stützt. Sein Steuermann rieth ihm, die Schlacht aufzugeben und eine bessere Gelegenheit abzuwarten. *Καλλικρατίδας δὲ εἶπεν ὅτι ἡ Σπάρτη οὐδὲν κάκιον οἰκεῖται αὐτοῦ ἀποθανόντος, φεύγειν δὲ αἰσχρὸν εἶναι ἔφη.* Sparta wird nicht schlechter verwaltet, wenn ich falle.

Curtius, IX, 13.

(Alexander) discordesque et vetera odia retractantes Porum et Taxilen, Indiae reges, firmatae per affinitatem gratiae relinquit in suis regnis, summo in aedificanda classe amborum studio usus. Hiezu bemerkt Zumpt. Er hinterlässt sie ihrer durch Verschwägerung befestigten Freundschaft, d. h. er musste sie, ohne weitere Aufsicht, ihrem wiederhergestellten Freundschaftsverhältniss überlassen, nachdem er dieses noch durch Bande der Verwandtschaft möglichst befestigt hatte.

Diese Erklärung scheint mir den Verhältnissen nicht ganz entsprechend. Taxilas (Amphis) und Porus waren sich immer Feinde gewesen und erst dem Alexander gelang es Freundschaft zwischen ihnen zu stiften und diese Freundschaft durch Verschwägerung zu befestigen. Es war also keine wiederhergestellte, sondern eine erst begründete Freundschaft. Und was will das sagen; er hinterlässt sie ihrer Freundschaft. Dieses hinterlässt könnte doch nur im Sinne von überlässt stehen. Er überlässt sie ihrer Freundschaft würde aber den Gedanken enthalten, dass er sie thun liess, was ihnen ihre gegenseitige Freundschaft eingab. Das aber ist, glaube ich, zu viel gesagt. Denn wenn auch Alexander, von seinen Soldaten gezwungen, umkehrt, so gibt er doch die Herrschaft in diesen entfernten Gegenden nicht auf. Es ist zwar von grossem Interesse für Alexander, dass die beiden mächtigen Könige an der fernen Grenze seines Reiches sich nicht gegenseitig bekriegen oder aus Hass gegen einander sich vielleicht mit einem benachbarten Könige verbinden, es ist mit einem Worte für Alexander von grossem Interesse, dass Freundschaft zwischen beiden besteht, aber desswegen überlässt er sie noch nicht ihrer Freundschaft. Weder dies dürfte richtig sein, dass sich Alexander gefallen lässt, dass die beiden Könige sich in ihrer Freundschaft gegen ihn empören, noch dürfte das richtig sein, dass Alexander die beiden Könige ohne Unterstützung lassen würde, wenn sie von einem Feinde angegriffen würden. Und doch schiene mir das unbedingt in dem Ausdrucke zu liegen „er überliess sie ihrer Freundschaft."

Der Gedanke kann nach dem ganzen Zusammenhange und nach den obwaltenden Verhältnissen nur der sein: er liess sie, die vorher immer Feinde gewesen waren, als Freunde, in Freundschaft zurück. Diesen Gedanken erhält man aber ganz natürlich und ohne allen Zwang, wenn man *firmatae gratiae*, nicht, wie es Zumpt thut, als Dativ sondern als Genit. qualitatis fasst. Er hinterliess sie als Leute von befestigter Freundschaft, er liess sie in einer durch Verschwägerung befestigten Freundschaft zurück.

Dillingen. Geist.

Kleinigkeiten. (Fortsetzung.)

X. Deutsche Epigramme in's Lateinische übersetzt.

1.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen. (Göthe.)

Si quid erat pulchrum in mundi egregiumque theatro,
Hoc semper quisquam reppetet atque leget.

2.

Gross willst du und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein. (Lessing.)

Idem grandis aves bellusque, Marulle, videri?
Nequidquam certas: bella pusilla fere.

3.

Auf Fr. Bouterweck's Grabmal.

Dir, den lächelnd Apoll zu Pallas Tempel geleitet,
Welket nimmer der Kranz, welchen Urania dir beut.

Palladis in templum quem laetus duxit Apollo,
Marcebit nunquam sacra corona tibi.

4.

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Desswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen.
Harte Bissen gibt es zu kauen,
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen. (Göthe.)

Non datur humanas res ut mellita placenta
Tractare: Alcinoi mente teneto cohors!
Dura vorare dedit fatum; nos concoquere illa
Debemus, fauces aut premit offa nocens.

5.

Auf Julius Hammer's Grab.

Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Quae fugere semel, non possunt illa redire;
Si fulsere, diu lux tamen inde venit.

6.

Auf Horaz.

Wahres verkündetest du; denn selbst in die Wälder des Nordens
Drang des lateinischen Lieds blühende Stimme hindurch.
Deines August's Altäre zerbröckelten, deine Gesänge
Nicht, ums römische Haupt fliegen die Vögel des Ruhms.
(Platen.)

Vera es effatus: coeli nemora alta borei
Voce melos liquida personat Ausonium.
Caesaris ara jacet, vivunt tua carmina, circum
Romanum volitat gloria sacra caput.

7.

Willst schon zierlich erscheinen und bist noch nicht sicher? Vergebens,
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor. (Göthe.)

Nondum certus aves nobis limatus haberi?
Non nisi perfecta gratia ab arte venit.

8.

Alter Spruch.

Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede;
Man soll sie billig hören beede.

Unius ore valet nil causa relata; priusquam
Judicet, et judex quid proferat, audiat, alter!

9.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
So vom Schicksal gebeugt strebet das Gute empor. (Herder.)

Ut facis inversae lumen contendit in auras,
Sic pressus fato se levat ipse bonus.

XI. Ein Epigramm des Meibom in's Deutsche übersetzt.

Sinnig und schön ist nachstehendes Epigramm von Meibomius und war wohl werth, von dem Dichter Ed. Mörike verdeutscht zu werden.

Somne levis, quanquam certissima mortis imago,
Consortem cupio te tamen esse tori.
Alma quies, optata, veni! nam sic sine vita
Vivere quam suave est, sic sine morte mori!

Versuchen wir eine Uebertragung im Metrum des Originals und fügen wir die gereimte von Mörike bei, da sie ja wohl nicht allen Lesern gleich zur Hand sein dürfte!

a.

Lieblicher Schlaf! Wohl bist du des Todes treuestes Abbild,
Auf dem Lager doch hier heiss' ich willkommen dich gern.
Nahe mir, wonnige Ruh! So ohne Leben zu leben,
Ohne zu sterben dahinsterben, o süsser Genuss!

b.

Schlaf! Süsser Schlaf! obwohl dem Tod wie du nichts gleicht,
Auf diesem Lager doch willkommen heiss' ich dich!
Denn ohne Leben so, wie lieblich lebt es sich!
So weit vom Sterben, ach, wie stirbt es sich so leicht!

XII. Ein altes lateinisches Liedchen in's Deutsche übersetzt.

Neben der eben angeführten Uebersetzung des Epigramms „*Somne levis* etc.“ findet sich in Mörike's Gedichten auch die folgender Verse:

Jesu benigne!
A cujus igne
Opto flagrare
Et te amare:
Cur non flagravi?
Cur non amavi
Te, Jesu Christe?
— O frigus triste!

Sie lautet:

Dein Liebesfeuer,
Ach Herr! wie theuer
Wollt' ich es hegen,
Wollt' ich es pflegen!
Hab's nicht geheget
Und nicht gepfleget,
Bin todt im Herzen —
O Höllen schmerzen!

Geben wir hier eine neue Uebersetzung, die wenigstens an Treue mit der des berühmten Dichters wetteifern mag!

Jesu, mein Treuer,
An dessen Feuer
Ich will entbrennen,
Dich mein zu nennen,

Ach, nicht entbrannt' ich,
Nicht mein dich nannt' ich,
Dich, süss und minnig —
Wie kalt, ach, bin ich!

Speyer a. Rhein.

Heinrich Stadelmann.

Untersuchungen über die gotischen Adverbien und Partikeln von Dr. Ad. Bezzenberger. Halle. 1872.

Ein Meisterwerk im vollen Sinne. Die herrliche Arbeit ist dem berühmten Sprachforscher Benfey gewidmet. Herr Bezzenberger ehrte aber durch diese Widmung nicht blos einen Benfey: alle Coryphäen, wie namentlich Fick, Curtius, Corssen, Bopp etc. werden hier durch getreues Hinweisen auf ihre Werke ausgezeichnet. — Unter den vielen kostbaren Ergebnissen dieser Forschungen war mir z. B. die Erklärung des schwierigen Wortes „übel" überraschend zutreffend. Seite 50 sagt Hr. B. also: das gothische ubila hängt jedenfalls nahe mit altnord. illr = malus zusammen. Im Worte illr entstand aber das ll, wie so oft, aus ld; ilda aber führt auf ein ilja' = skr. irya heftig, zornig, böse, ir-in gewaltthätig, verw. zu *ἔρις* und ira. Hierzu stelle ich auch ubila = ub-ila (ub = uf = *ὑπό*.)

Ebenso gelungen ist die Erklärung des Wortes gabaurjaba = *ἡδέως*, mit Lust, vom Thema bair-an ferre, gabaura commessatio. Dem Leser bietet sich hier von selbst das verwandte con-for-table, the con-for-tation, das zum Sanskritworte bhar die Pflege, udarabharaṇa die Pflege des Bauches gehört.

Seite 97 wird die wichtige Partikel auk = „auch" besprochen und zum altnord. auk = augmentum gezogen. Grimm und auch Bopp (Gloss. 20) hatten auk aus awa-k entstehen lassen. Schon Schmeller 18 hatte zu „auch" die Bemerkung angefügt, dass dabei an das Verbum „auhhôn" = addere, augere gedacht werden könne. Diesen grossen Sprachforscher wollte Ref. hier namentlich erwähnen, weil ihn Hr. B. überhaupt unerwähnt lässt. Schmeller zählt aber zu den Coryphäen.

S. 124 ist zu us = aus bemerkt, dass die Etymologie unklar sei. Und das ist sie auch. Das Sanskritwort für „aus" lautet âwis; âwis besteht aus â+wis; â für sich allein ist das lat. â, wie „â" radice = skr. „â" mûlât." Nun ist aber dieses â nur der Instrumentalis vom Pronomen a; (Bopp „Vergl. Grammatik § 158. Delbrück „Ablat" S. 22.) Auch an das kurze ă, an das Thema, konnte sich das Suffixum -wa ansetzen, so dass sich die Form a-wa ergab, wie à-pa = *ἄ-πὸ* vom nämlichen a hervorging, nur mit dem Suffix -pa-awa = lat. ab und mit s abs, vergleichlich zu a-wa mit s = a-was a-ws = us, „aus." An dieses in a-wa und a-pa = von, von her liegende a setzte sich ein drittes Suffix, nämlich -ka an und das gab a-ka, apocopirt a-k = goth. a-k sed, sondern, autem, *αὖ*; die griech. Sprache weist in ihrem *ἐκ* auf die Entstehung aus ă-k, lat. ec, wie ecfero, altlat. ec se produnte hin. Stellen wir unser sondern = goth. ak zum verwandten sonder = *ἐκ*, so können wir *ἐκ-τὸς φόβου* füglich mit sonder Furcht übersetzen. Schliesslich kann sich wie bei a-b (abs), ap (*ἄψ*), aw (aus) auch an dieses Suffix das s ansetzen und es ergäbe sich ek-s *ἐξ* = lat. ex. Wir

begegnen hier dem nämlichen Vorgange wie beim Zahlwort „eins" = *οἶϝος* (aus einem ê-wa), skr. êka unus (aus ê-ka). Statt des Suffixus -pa, wie bei unserer Präposition der Fall ist, stellt das Zahlwort „eins" ein viertes Suffix, nämlich -na dar und das ê des *οἶϝος* und êka erscheint als ê-nas = altlat. oinos, unus, goth. ai-ns. Referent erlaubt sich auf den Artikel „unio" in diesen Blättern zu verweisen.

Referent kann sich's nicht versagen, den Lesern unserer „Blätter" die glückliche Beseitigung der irrthümlichen Herleitung unseres Wortes -„lich", goth. leiks z. B. svaleiks = welcher vom skr. *drç* = *δέρκομαι* namentlich noch hervorzuheben. Hr. B. bringt S. 34 „leiks" in Zusammenhang mit skr. liṅg-a n das Kennzeichen. Wie treffend! Das Petersb. W. B. gibt noch mehr Licht Dieses zeigt die Verwandtschaft dieses liṅg-a mit dem Verbum lag-âmi haereo, ich hänge, wornach also liṅga und das mit ihm verwandte la*x́*-man ein inhaerirendes Merkmal bezeichnet. Die Bedeutung von liṅga = goth. leik entspricht so ganz genau der vom lat. signum = liṅga, la*x́*man. Signum ist nämlich nichts anderes als das Particip. Perf. Pass. von skr. sa*ǵ*- = haerere, lag-âmi. Die Form ist vergleichbar mit tignum, verwandt zu skr. ta*x́* = *τέκτων εἰμί*. Wenn wir unser Wort g·„leich" nicht von leiks trennen wollen, so darf hier nicht unerwähnt bleiben, wie schön es Fick S. 15 auch zu skr. „*riǵ*"-u = gerade eben g·„leich" stellt.

S. 53 wird saihvan, sehen mit sec-are verbunden. Ueberraschend, aber richtig. Was wäre auch natürlicher, als dass das Auge und die Function des Auges vom Durchdringen, von seiner Schärfe und einschneidenden Kraft benannt wird? Daher heisst das Auge selbst schon im skr. a*x́*a = oc-ulus, verw. zu *ὀξύς*, skr. aç- treffen, ac-utum esse. Video kann nicht von vid- in di-vid-o getrennt werden. Und dieses vid- ist wieder der Stamm zu skr. wêd-mi = *ϝοῖδ-α*, ich weiss, eig. ich habe durchdrungen, gesichtet. Und Curtius nimmt auch das lat. scio = *οἶδα* in diesem Sinne des Scheidens. Scio, sciscitor gehören ihm zu de-sci-sco eig. ich scheide, verabscheide mich, scitum der Bescheid. Ja über den Begriff von Wissen, der im Griechischen durch *γνῶναι* gegeben wird, denkt der gelehrte Sonne desgleichen. Ihm ist nämlich *ǵ*an- = *γεν-έσθαι* und kennen = *γνῶ-ναι*, skr. *ǵ*nâ- stammverwandt; beiden gemeinschaftlich liegt *ǵ*a- = *γα* zu Grunde, mit der allgem. Bed.: „kei"-nen, goth. kei-nan, us-ki-jan hervor-kei-men, verw. zu *κε-άζειν* scheiden, spalten. Das Subst. die Kunst = rima, die Spalte und die Ku-nst = das Ke-nnen stehen also in derselben Gedankenverwandtschaft wie *γενέσθαι* = spalten, hervorbrechen, herausstechen, kei-men und kenn-en = rimari, eindringen, sehen, einsehen, sichten. Man könnte noch weiter gehen und to skill = *γνῶναι* vergleichen mit altnord. skilja diffindere. Nur das goth. ga-tilaba möchte ich anziehen, weil Hr. B. S. 47 dieses til ganz richtig zu skr. dar-, dal- zieht, welches sehen, besichtigen heisst. Dieses dar- begegnet in *ὑπό-δρα* und Ref. fügt noch bei, dass von der Form dal-âmi to deal, ich theil-e (= divido, verw. zu video) und dass von dem identischen dar-âmi = dal-âmi auch das Verbum dar-ç = *δέρ-κ-ομαι* ich sehe gehöre, Eines Stammes mit dem Subst. dar-p-ana der Spiegel.

Nicht blos das Gesicht, auch das Hören kann nach diesem Begriff bezeichnet sein. So hat im Grunde oc-ulus und *ἄκ-ροάομαι* ein und dieselbe Wurzel mit dem gemeinschaftlichen Begriffe des Scharfen, Spitzigen, Eindringenden; denn *ἀκροάομαι* ist eben nur eine Weiterbildung von *ἄκ-ρος* und *ἀκ* gehört zu ac-utus. Das dynamische Medium *ἀκροϝάομαι* ist von Horaz genau mit auribus „ac"utis gegeben.

S. 74 findet sich ufta = oft trefflich erklärt, indem es als Superlativ-Form von uf = ὑπ-ό (also ufta = ὕπατον) genommen wird; ὕπατον, ufta = sehr hoch, höchlich, viel. Ich möchte hier nur noch an das franz. souvent = ufta, ital. sovente erinnern, welches diese Erklärung noch anziehender macht, weil es gar mit uf-ta stammverwandt ist; sovente entstand nämlich aus dem lat. subinde*) = ufta, sub aber steht für es-„up", (wie ab für ap steht; Curtius 272), und „up" hängt zusammen mit uf-, wie apa = ab mit goth. af-tara, engl. of.

S. 25 ist angedeutet, dass nefrones, die Nieren statt nevrones stehe. Hierüber hat erst neulich Savelsberg in der Zt.-Schr. XXI 140 den gründlichsten Aufschluss gegeben, indem er die Formen νεφροί nebrundines, altn. nyr = althd. niero, die Nieren auf skr. nîw- pinguesco zurückgeführt.

Es ist schwer, sich von einem solchen Werke zu trennen! Also noch etwas! S. 60 weicht nämlich Hr. B. von Corssen darin ab, dass er svad als Neutralform von sva (woher „so") erklärt, indess Corssen es für eine feminine Ablativform ansieht; Zt.-Schr. XVIII 244. Was ist es aber mit dem bayr. sod = svad, z. B. asoda = also, asodσla?

S. 4 endlich fügt Hr. B. über die Endung -âm = goth. -ô des Genitiv plur. die Bemerkung bei: Dieses „âm" vermuthlich aus-sâm. Ref. zweifelt hieran nicht, denn -sâm hat Sinn; es ist mit seinem s in Verwandtschaft mit dem Schluss-„s" des Nominat., z. B. ἵππο-„ς" = ἱππο-„ό" d. h. ἱππο-sa und sâm ist der Genit. plur. = der, die-se-r. Und doch verdient Misteli's Ansicht über dieses sâm hier wörtlich wiedergegeben zu werden. Er sagt: Grundform des Gen. pl. ist asăms, dann asâm mit gedehntem a wegen des Nasals, der vor s als anuswâra d. h. mit zwei Nasalirungen gesprochen wurde und sein vocalisches Element mit dem vorhergehenden „a" verband, woher aâm = όων; Zt.-Schr. XI 319. XIX, 102.

Wir schliessen den Bericht mit dem lebhaftesten Wunsche, dass dieses durch und durch grundgelehrte Werk recht rasche und weite Verbreitung finde.

Zehetmayr.

Abriss der bairischen Geschichte von Dr. H. Dittmar. 3. verb. Aufl., besorgt von J. Dreykorn. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1872.

Die vorliegende neue Auflage ist, die dankenswerthe Fortsetzung der bair. Geschichte bis auf unsre Tage abgerechnet, von der vorhergehenden zweiten im Allgemeinen nur wenig verschieden. Dass jedoch statt einer blossen Revision eine vollständige Umarbeitung sowohl nach Inhalt als Form wünschenswerth, ja nothwendig gewesen wäre, lässt, wie uns scheint, der H. Bearbeiter selbst im Vorworte durchblicken. Wird das Büchlein in dieser doppelten Beziehung vereinfacht werden, knapper und bündiger in der Form, die gegenwärtig viel zu wünschen übrig lässt, kürzer seinem Inhalte nach durch Hinweglassung alles dessen, was der Schüler in seinem Lehrbuch der allgemeinen und deutschen Geschichte findet, durch Beseitigung oder wenigstens kürzere

*) Sovente für sobende, wie la pentola = pendula, la pente für pende, verw. zu pendeo.

Fassung jener Fakta, die entweder nicht sicher verbürgt, oder mit der bair. Geschichte nur lose zusammenhängen und für dieselbe von untergeordneter Bedeutung sind, dann wird es nicht nur gegenwärtig, wo die bairische Geschichte als besonderer Unterrichtszweig besteht, weitere Verbreitung finden, sondern auch in der Zukunft, wenn einerseits die bairische Geschichte nur mehr im engsten Verbande mit der deutschen zu lehren, andrerseits doch wieder ein eingehender Unterricht über die Geschichte des bairischen Regentenhauses, wobei nach unsrer Ansicht ein kurzer Abriss zu Handen der Schüler nicht entbehrt werden kann, zu ertheilen sein wird, andern umfangreicheren Lehrbüchern bei der Kürze der zugemessenen Zeit im Interesse der Lehrenden und Lernenden vorgezogen werden.

Stellen, die bezüglich der Form ändernswerth erscheinen, lassen sich fast auf jeder Seite finden. Fakta, die wir aus einem „Abriss" theils ganz verbannt, theils in möglichster Kürze angedeutet wünschten, sind z. B. die Erzählung von Autharis Brautwerbung S. 4, von der hl. Walburgis S. 10, besonders vom Ungarkönig Bulzo S. 17, Aba S. 19, von dem „Ortlinger" (ohnehin unverbürgt) S .31, von dem Polen S. 44 und ähnliche, die wir in ein Lesebüchlein zur bairischen Geschichte, das als Vorstufe für die oberen Klassen der lat. Schule eine wünschenswerthe Erscheinung wäre, verweisen. Auch scheint es uns nicht zweckmässig, die Hypothese von den Theodonen in solcher Ausführlichkeit in einem „Abriss" aufzunehmen, nachdem selbst ausführliche Lehrbücher es sich genügen lassen, dieselbe im Allgemeinen anzudeuten. Wozu soll es auch dienen, da ja, wie es S. 7 heisst, die Sache sich vielleicht nie völlig sicher stellen lässt? Höchstens dazu, dass dem Schüler die bair. Geschichte gleich vom Anfang an gründlich verleidet wird.

Dass übrigens das Büchlein auch in dieser Auflage manche dankenswerthe Verbesserungen im Einzelnen erfahren hat, lehrt schon ein flüchtiger Blick in dasselbe. Als der Verbesserung noch bedürftig seien unter anderen erwähnt: S. 2 Langobarden, während S. 3 Longobarden; S. 6 wird Juvavum nochmals erklärt, wie schon S. 3. S. 11. Die Vollendung des Ludwigs-Canales wird S. 84 nochmals erwähnt mit der richtigen Jahrzahl 1845. S. 21 am Rande 1001 st. 1101. S. 22. Ulms Eroberung fällt 1134, vgl. Stälin, wirt. Gesch. II, 64. S. 25. Das Jahr 1113 der Uebergabe Scheyerns ist zu früh angesetzt; vgl. Graf Hundt, Kloster Scheyern etc. S. 28. Die Bezeichnung Pfullendorf, in Schwaben ist ungenau. Jedermann denkt an den bair. Kreis. In Nr. 36 muss es statt beiden heissen drei Oheime. Friedrich fehlt; vgl. ausser Freudensprung bes Häutle, Genealogie etc. S. 3. — Die Markgrafschaft Cham besteht nicht mehr! S. 30 Ludwig wurde ermordet 15. September. Die Oertlichkeit ist falsch angegeben. S. 31. Nr. 42 steht 1556 statt 1256. S. 33. Wozu Heinrich XIII. Sohn als Heinrich XIV. mitzählen? S. 38. Kann der Schüler fragen: war denn Villach in Kärnthen bairisch? S. 41 C. lese man: Johann II. — Zum Beinamen Kneyffel gehört wohl eine kurze Bemerkung. S. 45. Die Bezeichnung „Thurm zu Landshut" ist ungewöhnlich. Derselbe wurde erst unter Georg dem Reichen vollendet, was übrigens so wenig als die Notiz vom Antwerpener Thurm in diesen Abriss gehört. S. 45 C. lies Wilhelm III. S. 46. Wilhelm III. hinterliess einen Sohn, Adolf, der erst nach 1441 starb und zuerst mit Ernst, dann noch mit Albert III. gemeinsam regierte. — Die Darstellung bezüglich der Agnes Bernauer ist ungenau. S. 48 lese man 1485 statt 1458. Abs. 5 soll es heissen: die nachgebornen Prinzen. S. 50 waren die beiden Verbesserungen bei Wilhelm V.

wirklich entbehrlich, oder es durfte S. 54 bei Jakob Balde und Christ. Schreiner nicht unerwähnt bleiben, dass sie Jesuiten waren. S. 52 Abs. 2 lies 25. Febr. (st. 23.); dann N. 72 13 Mill. st. 15. S. 53 Johann von Werth schrieb sich selbst: Jean de Wörtth. S. 55. letzt Abs. fehlt nach Jos. Clemens „von Köln". S. 58 fehlt bei Westenrieder „des Historikers". S. 61. Rupert I. stirbt 1390 (st. 1395). S. 65 Abs. 4 lies Ludwig VI. S. 66. Johann II. st. I. Das. Abs. 2. 1673 st. 72. vid Stammtafel. S. 67 Nr. 98 1 lies 1543 st. 1443. S. 68 Z. 1 lies 1597 st. 1598. Ueber die Benennung Pfalz-Vohenstrauss vgl. Häutle, p. 154. Das. Nr. 100 am Rande lies 1690—1716 st. 1740. S. 70 Nr. 103. 2. Jan.? S. 85. Die Walhalla liegt bei Donaustauf. S 91 Die förmliche Uebergabe der Oberpfalz ist S. 52 gar nicht erwähnt. S. 92 verbessere man: Otto der Erlauchte † 1253. Ludwig III † 1296. Stephan I. † 1310. Stephan II. † 1375. S. 93. Ludwig VI. statt IV. Georg Wilhelm in Birkenfeld † 1669. Theodor (in Sulzbach) † 1732. Karl XI. von Schweden † 1697. Johann Karl Ludwig † 1789. Wilhelm † 1837. Pius † 1837.

Schliesslich geben wir der Versicherung Ausdruck, dass vorstehende kurze Bemerkungen (eine eingehendere Besprechung verbietet uns der einer Anzeige gestattete Raum) lediglich in der Absicht geschrieben wurden, ein kleines Scherflein zur Verbesserung eines Büchleins beizutragen, dem wir gerne noch grössere Verbreitung in unsern Schulen wünschten; immerhin aber sei es auch in dieser neuen Bearbeitung allenthalben und besonders jenen Anstalten empfohlen, an denen der Unterricht in der bair. Geschichte ohne Lehrbuch oder gar nach Dictaten ertheilt wird.

Landshut. Höger.

Literarische Notizen.

Das Leben der Griechen und Römer von E. Guhl und W. Koner. 3. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1872. 805 S. in gr. 8. Die neue Aufl. ist unter Benützung des in den letzten 8 Jahren gewonnenen Materials an archäologischen Forschungen vielfach verbessert und vermehrt. Vollständig umgearbeitet sind die Abschnitte über das griechische Anakten-Haus, das Mausoleum von Halikarnass, das Schiff und das römische templum. An zahlreichen anderen Stellen finden sich grössere und kleinere Zusätze und Berichtigungen. Hervorzuheben ist das über die griech. Wasserleitungen, das Dionysostheater in Athen, das amentum, die römische Befestigungskunst, die Bewaffnung der Römer und den Hildesheimer Silberfund Hinzugefügte. Von bildlichen Darstellungen wurde einzelnes ausgeschieden, anderes neu aufgenommen. So ist denn das Werk, das keiner Empfehlung mehr bedarf, in der neuen Auflage wieder wertvoller geworden. Es eignet sich vorzüglich zu Prämien, darf aber auch in Schülerbibliotheken nicht fehlen.

Das schon mehrmals erwähnte Theol. Universal-Lexikon zum Handgebrauche für Geistliche und gebildete Nichttheologen (Verlag von Friedrichs in Elberfeld) ist bis zu Lfg. 23 gediehen und geht demnach der Vollendung entgegen.

Deutsche Monatshefte. Zeitschrift für die gesammten Culturinteressen des deutschen Vaterlandes. Im Auftrage der Redaktion des „Deutschen Reichsanzeigers" und „Königl. preussischen Staatsanzeigers" herausgegeben. Carl Heymanns Verlag in Berlin. — Die „Deutschen Monatshefte" sind die Fortsetzung der Viertel-

jahrshefte des „Deutschen Reichs- und Königlich Preussischen Staats-Anzeigers", und in ihrem Inhalte identisch mit der „Besonderen Beilage", welche dem Reichs- und Staatsanzeiger allwöchentlich beigegeben wird. Bestimmt die Culturinteressen des Deutschen Reichs in seiner Gesammtheit und in den Einzelstaaten in der Presse zu vertreten, stellen sie sich die Aufgabe, ein klares und umfassendes Bild der wirklichen Zustände und Verhältnisse im Kulturleben des deutschen Volkes zu geben; sie werden versuchen das geistliche und sittliche, das wirtschaftliche und sociale, das Rechts- und Staatsleben der Nation in objekiven Darstellungen zur Anschauung zu bringen, der Schule, den bildenden u. beschreibenden Künsten u. besonders der vaterländischen Geschichte; ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden und die mit Hilfe der Statistik auf den verschiedenen Gebieten gewonnenen Resultate wiedergeben. Sie wollen eine von allen einseitigen und Partei-Interessen völlig unabhängige Zeitschrift sein. Durch die Redaktion stehen sie mit den statistischen Centralbureaus des Deutschen Reichs, sämmtlicher deutschen Staaten und Oesterreichs in Verbindung, nicht minder mit den Vorständen deutscher Geschichts- und Altertumsvereine. Die „Deutschen Monatshefte" erscheinen Ende jeden Monats in Heften von ca 6 Bog. gr. 8 in elegantester Ausstattung und mit zahlreichen Illustrationen. 6 Hefte bilden einen Band. Der Preis des Bandes beträgt 2 Thaler.

J. A. Pflanz, Geometrie-Hefte. Verlag von Poenicke's Schulbuchhandlung in Leipzig. In dem vorliegenden 1. Hefte sind die geometrischen Figuren nebst Voraussetzung und Behauptung für die Lehrsätze sowie die Figg. für die Definitionen und Aufgaben enthalten; ob jedoch dieselben ein vollständiges Lehrbuch der Elementar-Geometrie (Planimetrie), wie angenommen wird, ersetzen können, lässt sich aus diesem Hefte noch nicht ersehen, und ist sehr zu bezweifeln, dass sie zum Selbstunterrichte sonderlich geeignet sind, obwol nicht verkannt wird, dass sie für den Schüler eine wesentliche Erleichterung bieten.

H. Brandi, Mathematisches Uebungsbuch mit eingereihten Erklärungen und Sätzen für höhere Lehranstalten. Münster. Adolph Russells Verlag 1873. Enthält im 1. Teil Aufgaben aus der Arithmetik und die geometrischen Grundbegriffe für die unteren Klassen. Die hier vorliegende Aufgabensammlung unserscheidet sich von andern durch die eingereihten Fragen und Sätze, wird jedoch kaum die Stelle eines systematischen Lehrbuches vollständig vertreten können, da im 2. Teil insbesonders, welcher die Arithmetik und Algebra für die mittleren Klassen (2. umgearbeitete und erheblich vermehrte Auflage), enthält, die Erklärungen wie zu „Subtrahiren ist das Aufsuchen eines Summanden" oder „Dividiren ist das Aufsuchen eines Faktors" etc doch wohl zu kurz sind; doch sind hier die Resultate bei den Gleichungen angegeben, was bei den Aufgaben im 1. Teil leider nicht der Fall ist, während doch ein Uebungsbuch für den Schüler nur dann von Nutzen ist, wenn er sich von der Richtigkeit der Lösung einer Aufgabe sofort überzeugen kann.

Die Bildungsfrage gegenüber der höheren Schule. II. Das Gesammtgymnasium, ein Vorschlag zur Begründung und Ausführung der Reform der höheren Schulen Deutschlands, nach den Anforderungen der modernen Bildung. Von einem Schulmann. Berlin 1873. Verlag von Jul. Springer. Der Verf. gibt hier eine Ausführung und nähere Begründung der in der gleichnamigen Broschüre vom vorigen Jahre

(s. Bd. VIII. S. 334 dieser Bl.). Er schildert die Mängel des höheren Schulwesens, des Gymnasiums und namentlich der Realschule, und entwickelt seine Ansichten von dem zu schaffenden Gesammtgymnasium, das eine Verknüpfung und gegenseitige Durchflechtung der bisherigen höheren Schulen oder vielmehr ihrer Bildungswege sein soll. Von dieser Neugestaltung erwartet er sich die Reform all der Uebelstände, mit denen jetzt unsere höheren Bildungsanstalten ringen.

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische im Anschluss an Xenophons Anabasis für die mittleren und oberen Gymnasialklassen bearbeitet von Dr. Moritz Seyffert. 4. Auflage, Berlin. Verlag von Jul. Springer 1873. 276 S. in 8. Die erste Auflage dieses Buches wurde Bd. 1 S. 231 besprochen. Es blieb sich seitdem ziemlich gleich. Die vorliegende 4. Aufl. hat keinen Zuwachs von Material, sondern lediglich Berichtigungen und Verbesserungen im Einzelnen erhalten.

„Zeitklänge“. Von Heinrich Stadelmann. Memmingen. Verlag von Besemfelder 1872. 3 Bogen. Die Freunde, welche sich der Verfasser derselben auf dem Gebiete metrischer Uebertragungen erworben, werden mit Vergnügen wahrnehmen, welch edle deutsche Klänge ihm die grossen Thaten unseres Volkes zu entlocken wussten. Auch die Latinität ist dem Werkchen nicht fern geblieben: „in reditum pacis“, „Germanus Rhenus esto“, „Cantilena Kutschkeana“. Austattung niedlich. Einige Licenzen in Synkopa wie „Greul“, „reit'n,“ „kehr'n“, fallen auf, so auch: „Wie bald rafft den Gatten der Tod“, und ähnliches; doch sagt auch Schiller, (452a): Er kann den Gräul nicht länger ansehen; und J. E. Schlegel 1, 56: Kein Fluss verwäscht den Gräul von abscheuvollen Dingen. Auch der Gebrauch von raffen ist durch Nicolai, 1, 230, Schiller 686 und 510b u. a. gedeckt.

Mittheilungen aus der historischen Literatur herausgegeben von der histor. Gesellschaft in Berlin und in deren Auftrage redigirt von Prof. Dr. R. Foss. Verlag von R. Gärtner in Berlin. Von diesen Mitteilungen erscheint vierteljährig ein Heft à 15 Sgr. Der Jahrgang kostet einen Thaler 10 Sgr. Sie wollen nicht selbständige Arbeiten, noch eigentliche Kritik, sondern nur ausführliche Berichterstattungen über die neuesten histor. Werke mit möglichster Bezugnahme auf den bisherigen Stand der betreffenden Forschungen liefern. Diesem Programm entspricht auch das vorliegende 1. Heft, das auf 72 Oktav-Seiten 10 solcher Berichterstattungen bringt.

Englisches Lesebuch zum Gebrauch an Gewerbeschulen und gehobenen Bürgerschulen mit sprachlichen und sachlichen Anmerkungen und einem technischen Unterrichte. Von Dr. J. B. Peters. Berlin, Verlag von Jul. Springer. 1873. 187 S. in 8.

Naturgemässer Lehrgang zur schnellen und gründlichen Erlernung der englischen Sprache von Dr. Rud. Degenhardt. Elementarkursus. 16. (verb. Stereotyp-)Aufl. Bremen, 1873. Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung 271 in 8.

Seven tales from the history of England and the United states. Ein Lesebuch für die mittlere Stufe des Unterrichts im Englischen, mit Wörterverzeichniss und Aufgaben zu schriftlichen Uebungen, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Georg Helms. 2. Aufl. Bremen, 1873. Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung 444 S. in kl. 8.

G. Wenz, Zusammenstellung der wichtigsten arithmetischen und algebraischen Sätze in Formel, Wort und Beispiel in 2 Abteilungen. München, Theodor Ackermann, 1873. Die 1. Abteilung enthält auf 32 S. die Rechnungsarten für Volks- u. Mittelschulen von den Verbindungszeichen an, die 4 Spezies, Proportionen, Teilverhältnisszahlen, sowie in einem Anhange die Formeln zu den wichtigsten Flächen und Körperberechnungen; die II. Abteilung auf 58 S. die Rechnungsarten für die höhern Lehranstalten, Kettenbrüche, positive und negative Zahlen, Potenzen, Wurzeln, Reihen, Zinseszins- und Rentenrechnung, sowie die Gleichungen des I. und II Grades und die diophantischen Gleichungen. Die Formeln, kurz zusammengestellt, immer in Worten ausgedrückt und an Beispielen erläutert, bieten den Schülern eine wesentliche Erleichterung und ist daher diese Sammlung zu empfehlen.

Auszüge.

Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien. 10.

I. Zu Aeschylus (Sept.). Von J. Oberdick. — Zu Eur. Hippol. (V. 290. 566. 1040). Von H. Cron.

III. Ueber die Lehrziele der österr. Gymnasien und Realgymnasien. Ein schönes Bild von der Thätigkeit des aus Lehrern von Mittelschulen bestehenden Vereins „Mittelschule" in Wien entwickeln die skizziert mitgeteilten Sitzungsberichte desselben.

11.

I. Das Verhältniss der Grafen von Schaunberg zu Rudolph IV. und Albrecht III. von Oesterreich, mit besonderer Berücksichtigung der österr. Freiheitsbriefe. Von Ludwig Edelbacher in Linz.

1873. 1.

I. Göthe als Student in Leipzig. Hemmende und befreiende Einflüsse. I. Von K. Tomaschek. Zu Horatius' Brief an Augustus. Erneute Erwägungen, durch Vahlen veranlasst, über die Epistel an Augustus. Von K. Lehrs. Leipzig, 1871. Beleuchtet von J. Vahlen. — Zu Livius (XLV, 5, 4; 12, 8; 13, 14; 15, 4). Von J. Vahlen.

II. Unter den literar. Anzeigen befindet sich eine Besprechung von Sörgel's Schrift „Die gegenwärtige Gymnasialbildung mit besondrer Berücksichtigung des bayer. Gymnasialwesens" von Englmann.*)

Zeitschrift für das Gymnasialwesen 11.

I. Nochmals die Authadie des Oed. Tyr von Th. Hertel. Gegen die Aufstellungen von Berch in derselben Zeitschr. gerichtet, der den Oed. durch *αὐθαδία* und *ῥᾳθυμία* schuldig werden lässt.

12.

I. Moritz Ludwig Seyffert von Kiessling. Ein ansprechendes Lebensbild des am 8. November v. J. heimgegangenen, verdienten Gelehrten und Schulmannes.

---

*) Die Red. dieser Bl. hat vor längerer Zeit einem desfalls gestellten Ansuchen gemäss die Zusage einer Anzeige dieser interessanten Schrift in den bayer. Gymn.-Bl. erhalten. Nachdem aber der betr. Ref. bisher verhindert war sein Wort einzulösen, und mittlerweile die Broschüre, welche in den weitesten Kreisen die Aufmerksamkeit auch der Tagespresse auf sich gezogen hat, gewiss jedem bayer. Gymnasiallehrer bekannt geworden ist, dürfen wir wohl darauf verzichten, eine jedenfalls verspätete Besprechung zu bringen.
D. Red.

1873. 1.

I. Ueber den Chor in der Antigone. Von Dr. Berch. Der Verf. verficht die Ansicht, dass in der Reflexion des Chors durchaus die eigenen Vorstellungen des Dichters zu finden seien.

III. Ueber Organisation des Realschulwesens. Von J. Lattmann

2.

I. Zur Reform des lat. Unterrichts auf Gymnasien und Realschulen. Von Herm. Perthes. Der Verf. kündigt eine neue Methode an, die demnächst in einer Anzahl von Lehrbüchern für den lat Unterricht zur Anwendung kommen soll, wobei das den Schülern durch die Lektüre Bekanntgewordene in mannigfach gruppierender Weise im Anschluss an das aus der Lektüre Neuzuerlernende wieder vorgeführt werde — die gruppierende Repetitionsmethode. — Die Realschule und die weniger befähigten Schüler. Von Harms. Der Verf. besteht darauf, dass „die gebildeten und höheren Stände nur ihre weniger befähigten Kinder der Realschule anvertrauen", und „dass die Realschule weniger geistige Befähigung erfordere als das Gymnasium".

Statistisches.

Ernannt: Studl. Hohenbleicher am Ludw.-Gymn. in München zum Seminardirektor in Neuburg; Studl. Schweighofer in Würzburg zum Math.-Prof. daselbst; Prof. Dr. Chr. Cron zum Rektor des Gymnasiums zu St. Anna in Augsburg; Studl. Keppel in Schweinfurt zum Gymn.-Prof. daselbst; zum Direktor des Erziehungsinstitutes bei St. Anna in Augsburg Prof. Dr. Schreiber daselbst; zum Direktor des Erziehungsinstituts in Landshut Prof. Pusl in Landshut; zum Gymn.-Prof. in Speier Studl. Weiss und zum Studl. Ass. Harster (Konk. 1870) daselbst; Math.-Ass. Röllinger bei St. Stephan in Augsburg (Konk. 1864) zum Studienl.; Lehramtskand. Leiling (Konk. 1872) zum Studl. in Bergzabern.

Versetzt: Studl. Brunner von Eichstätt nach Landshut; Studl. Zeitler von Kusel nach Eichstätt; Studl. Römer von Frankenthal an's Ludw.-G. in München; Prof. Dombart von Schweinfurt nach Erlangen; Prof. Dr. Schreiber von Ansbach nach Augsburg; Prof. Lechner von Hof nach Ansbach

Quiesciert: Schulrat, Rektor und Prof. Dr. Mezger in Augsburg; Prof. Vierheilig in Würzburg; Studl. Schredinger in Passau; Prof. Borscht in Speier.

Enthoben: Der Relig.-Lehrer an der lat Schule zu Speier, Domvikar L. Kuhn; Prof. Sörgel in Erlangen (folgte einem Rufe an das Lyzeum in Mühlhausen).

Gestorben: Studl. und Instituts-Direktor Fr. X. Kohl in Landshut (27. Febr.); qu. Prof. Schuster in Landshut (12. Mai). — Am 21. März starb Dr. Joh. Chr. v. Held, Ritter des Verdienstordens der bayr. Krone, des Michaelsordens und des Ludwigsordens, der auch über Bayerns Grenzen bekannte und hochverehrte Schulrat und einstige Studienrektor in Bayreuth. Es bedarf in den Kreisen dieser Blätter keines näheren Nachweises, welch' ausgezeichneter Schulmann, welche liebenswürdige Persönlichkeit und welch' ein ehrenfester Charakter Held gewesen ist. Sein Andenken wird bei uns in Segen bleiben.

Literarische Anzeigen.

Schulgrammatik und Sprachwissenschaft.

Von Dr. Julius Jolly, Priv.-Doc. in Würzburg.

I.

Wenn in der Chemie ein neues Element oder eine neue Analyse gefunden, wenn irgend im Bereich der Naturwissenschaften eine Entdeckung gemacht wird, so pflegt nicht nur der Fabrikant, der davon erfährt, den Betrieb einer Fabrik schleunig und geräuschlos umzugestalten, rasch tritt auch in der Schulliteratur ein Autor hervor, der den Fund des Gelehrten für die Zwecke des Unterrichts nutzbar macht. Die lebhafteste Opposition, der zäheste Widerstand macht sich dagegen geltend, jedesmal wenn Jemand versucht die Methode des sprachlichen Elementarunterrichts mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang zu bringen. Besonders zwischen der lateinischen und griechischen Grammatik, wie sie auf Schulen gelehrt wird, auf der einen, der vergleichenden Sprachwissenschaft auf der andern Seite besteht noch immer ein Gegensatz, zu dessen Ausgleichung kaum die ersten Schritte gethan sind. Erklärlicher war diese Erscheinung früher als heutzutage, wo man denken sollte, dass die Grundsätze einer verjüngten Pädagogik mehr Verbreitung gefunden hätten. In der That ist es nöthig auf eine etwas frühere Zeit zurückzugehen, es ist nicht weniger unerlässlich, die ganz parallele Entwicklung der deutschen Schulgrammatik ausführlich zu verfolgen, wenn man die Motive und die volle geschichtliche Bedeutung des Zwiespalts, welcher die wissenschaftliche von der Schulgrammatik geschieden hält, verstehen und damit den ersten Schritt zu seiner Beseitigung thun will.

Man hat oft an sich und Anderen die Bemerkung gemacht, und jede neue Generation wiederholt sie, dass es unmöglich ist, der Grammatik, wie sie auf Schulen gelehrt wird, Reiz oder gar ein dauerndes Interesse abzugewinnen. Keines seiner Elementarbücher legt auch der strebsame Schüler lieber und früher aus der Hand als die Schulgrammatik, Jeder wendet sich, wie ein berühmter Sprachforscher sagt,[1]) mit Aerger von der Erinnerung an jene qualvollen Zeiten ab, als *j'aime*, *tu aimes*, *mensa*, *mensae*, *τύπτω τύπτεις* und andere Jugendlustverderber memorirt werden mussten. Auch Max Müller äussert sich dahin, dass die Paradigmen der Nomina und Verba immer etwas von dem ermüdenden Charakter behalten, den sie beim ersten Bekanntwerden damit auf der

1) Schleicher, Deutsche Sprache S. 3.

Schulbank für uns zu haben pflegen. Dass man gar „Grammatik" sich zur ausschliesslichen Lebensaufgabe machen könne, ist, wie Schleicher an der bez. Stelle weiter ausführt, den Meisten ein Unbegreifliches, an dem sie, wo es ihnen einmal begegnet, nur mit herzlichem Bedauern oder mit gleichgiltigem Achselzucken vorübergehen können. So spricht ein Gelehrter, der selbst ein ganzes Forscherleben auf grammatische Arbeiten verwendet und wahrlich nicht übel angewendet hat.

Freilich sprachliche Arbeiten in einem ganz anderen Sinn als in dem der Schulgrammatik waren die grammatischen Untersuchungen, welche Schleicher im Dienste der vergleichenden Sprachwissenschaft ausgeführt hat. Solcher Art von Grammatik gegenüber ist denn auch das Verhalten des Publicums ein weit anderes; Widerwille und Unlust, die man der Schulgrammatik schwerlich ganz ohne Grund entgegenbringt, weichen der Sympathie und zustimmenden Theilnahme, sowie von den grossartigen Ergebnissen, von den interessanten Aufgaben und schönen Zielen der vergleichenden Sprachwissenschaft die Rede ist. Schon beim ersten Bekanntwerden in Europa lenkte die von einigen englischen Enthusiasten hervorgezogene Sprache und Literatur der alten Indier die Aufmerksamkeit einiger der geist- und phantasiereichsten Köpfe auf sich, die es damals in Deutschland gab, und ebnete, nachdem man rasch die enge Verwandtschaft des uralterthümlichen Sanskrit mit den europäischen Cultursprachen erkannt hatte, die Bahn für ein tieferes Studium der Sprachen überhaupt. Als dann Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Grammatik, von Osten ausgehend, die Glieder des indogermanischen Sprachstammes in einer langen Kette aufreihte, als Jacob Grimm durch seine meisterhafte, unnachahmliche Behandlung des deutschen Sprachgebiets der Gründer der historischen Grammatik wurde, als Wilhelm v. Humboldt die Sprachen des Erdkreises in ein riesiges Gemälde zusammenfasste, da kam dieser völlig neuen Richtung, dieser wissenschaftlichen Vertiefung des Sprachenstudiums das Interesse des gebildeten Publicums in seltenem Masse entgegen. In viel weitere Kreise hat in jüngster Zeit Max Müller's blendende Darstellungs- und Popularisirungsgabe die Ergebnisse und die Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft getragen; es war ihm geglückt in eine anmuthige, selbst dem weniger gebildeten englischen Publicum leicht fassliche Form zu bringen, was bis dahin nur in gelehrten Compendien ein verstecktes Dasein geführt hatte, und so fand seine Lehre ein Echo in allen Zeitungen und Zeitschriften, englischen und deutschen, grossen und kleinen. Selbst aus dem Kreise der Naturwissenschaften heraus werden neuerdings, nachdem lange die Lehrsätze und Schlagwörter des Zoologen Darvin Alles übertönt hatten, Stimmen laut, welche die entscheidende Bedeutung der Sprachwissenschaft für die grossen Tagesfragen der Anthropologie anerkennen und betonen. Nur eine Gruppe innerhalb

des gelehrten Publicums hat sich noch immer nicht in die intimen Beziehungen zur vergleichenden Sprachwissenschaft gesetzt, die doch sie vor allen zu pflegen berufen wäre: die Schaar der Schulgrammatiker.

Gewiss konnte nichts natürlicher, den Umständen angemessener sein, als wenn sich zwischen Schulgrammatik und vergleichender Sprachwissenschaft rasch ein Freundschaftsbund entwickelt hätte; und zwar mussten für beide Theile die grössten Vortheile aus diesem Bündniss erwachsen. Die Schulgrammatik konnte auf diesem Wege endlich jene Anfrischung erlangen, nach der die heranwachsende Generation von fast zwei Jahrtausenden vergeblich geseufzt hatte. Die Sprachwissenschaft kann mit einem Strome verglichen werden, welcher in seinem mächtigen Laufe durch Deutschland manche Nebengewässer aus Frankreich und England aufnehmend, immer breiter und wasserreicher wird; leicht kann er also auch dem versandeten Bett der Schulgrammatik, wenn er in dasselbe geleitet wird, von seiner Fülle abgeben, ohne selbst an Tiefe zu verlieren. Aber die Sprachwissenschaft erlitt nicht nur keine Einbusse durch ihre Anwendung auf die Schulgrammatik, es musste ihr vielmehr aus dieser Verbindung nothwendig jener unschätzbare Gewinn entstehen, welche jeder, auch der stolzesten Wissenschaft die Beziehung zum praktischen Leben einbringt. Auf die Dauer kann nun doch einmal keine Wissenschaft Bestand haben, welche gar keinen praktischen Wirkungskreis zu erobern vermag; sie wird, wenn ihr dies nicht gelingt, früher oder später in müssige Träumerei versinken und damit unaufhaltsam ihre feste Basis, nemlich das Interesse des gebildeten Publicums, unter den Füssen verlieren. Ohne Zweifel aber richtet sich, während überhaupt die sogenannten Geisteswissenschaften nicht auf die Vermehrung der materiellen sondern der geistigen Güter gehen, der praktische Wirkungskreis der Sprachwissenschaft vor Allem auf die Schule. Der Elementarunterricht ist seit lange, und es wird wohl immer dabei bleiben müssen, ein sprachlicher, grammatikalischer; offenbar besitzt also die Wissenschaft, welche sich auf dieses Object des Unterrichts, auf die Sprache, bezieht, durch ihre Beziehung zum Elementarunterricht eine grosse praktische, ich möchte sagen politische Bedeutung. Jede Verbesserung, welche von den Entdeckungen der Sprachwissenschaft aus in den Betrieb der Schulgrammatik eingeführt wird, muss auch auf die Wissenschaft zurückwirken, das Selbstvertrauen der Forscher stärkend, ihren Bestrebungen Schwung und Richtung gebend. So selbstverständlich, wie nur etwas sein kann, möchte man ausrufen! Dennoch ist der eben ausgesprochene Satz eine der hausbackenen Wahrheiten, welche das Schicksal haben, zwar von Allen anerkannt, aber von sehr Wenigen zur Richtschnur ihres Handelns gemacht zu werden.

In der That, wenn die Vermählung von Theorie und Praxis, von vergleichender und Schulgrammatik, welche den Gegenstand dieser Ar-

beit bildet, nicht alsbald erfolgt, wenn noch heute von keiner der beiden Seiten ein lautes, bindendes Jawort gegeben ist, wo möchte die Schuld an diesem beklagenswerthen Zwiespalt zunächst nicht wie wohl sonst bei solchen Zwistigkeiten jede Partei gleich sehr im Unrecht ist, so auch hier den Vertretern beider Richtungen gleichmässig aufzubürden sein. Mögen Andere die Geistesträgheit der Schulgrammatiker bitter anklagen, mir scheint bei dem beklagenswerthen Riss, der zwischen der schulmässigen und der wissenschaftlichen Behandlung der Grammatik entstanden ist, zunächst die Wissenschaft die grössere Verschuldung auf sich geladen zu haben. Denn man täusche sich doch darüber ja nicht, unmittelbar lassen sich in keinem Wissenskreise die Ergebnisse der Forschung für die Praxis, für die Schule verwerthen, überall bedarf es einer vermittelnden Thätigkeit, der des Münzmeisters vergleichbar, welcher das aus den Schachten zu Tag geförderte Gold in ein gangbares Tauschmittel umprägt. Auch die Ergebnisse der Sprachvergleichung bedurften einer solchen Aus- und Umprägung, um ein verkehrsfähiges Gut zu werden, es war noch einmal eine ernste geistige Arbeit nöthig, um die Resultate, welche die auf das Ganze, auf Erkennung der grossen Zusammenhänge gerichtete Forschung erzielt hatte, nun auch für die Auffassung und Darstellung jeder Einzelsprache zu verwerthen und endlich die Scheidemünze, welche die Schulgrammatik braucht, daraus zu schlagen. Blieb auch diese letzte Arbeit dem Heer der Schulgrammatiker billig überlassen, war es desshalb eine vernünftige Forderung, dass sie auch den ersten Theil der so schwierigen Aufgabe übernehmen sollten? Sollten sie etwa nach und nach mit Einführung der wichtigsten Einzelergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft in die Schulgrammatik vorgehen, in gleichem Schritte das ganz Veraltete und unhaltbar Gewordene beseitigend? Aber bei solchem Verfahren musste im besten Falle ein Flickwerk entstehen, welches weder den Praktikern, noch gar den Vertretern der Theorie zu genügen vermocht hätte. Und ganz unmöglich war es in der ersten Hälfte des Jahrhunderts für einen Schulmann, der, ohne selbst Forscher zu sein, sich die Ergebnisse der neueren Forschungen durch das gewissenhafteste Studium der Hauptwerke von Bopp, Humboldt, Grimm und Pott angeeignet hatte, aus diesem Meer von Einzelheiten jene Thatsachen alsbald herauszugreifen, welche einerseits dem Widerstreit der Meinungen schon entrückt, andrerseits auch dem Schüler leicht zugänglich zu machen waren; wozu dann erst noch das eben erwähnte Bedenken hinzukam, ob und wie sie sich dem festgeschlossenen System der traditionellen Grammatik einfügen liessen. Nur für allmälige, stillschweigende Beseitigung der ärgsten Auswüchse der alten formalen Grammatik durfte also der Verfasser einer griechischen oder lateinischen Schulgrammatik seit dem Erscheinen von Bopp's Conjugationssystem in Anspruch genommen werden. Aber war es nicht

im Gegentheil besser — und dieses Motiv, nicht die Negative der Bornirtheit wird man diesen Männern zutrauen dürfen — zu warten, bis das ganze System der traditionellen Grammatik durch die vergleichende Sprachwissenschaft über den Haufen geworfen sein würde und dann erst mit der Aufrichtung eines von Grund aus neuen Gebäudes zu beginnen, bis dahin aber mit den alten, durch zweitausendjährigen Schulbetrieb sanctionirten Lehren weiter zu wirthschaften? Wer so dachte, schlug freilich den allerbequemsten, am nächsten sich darbietenden Weg ein, traf aber damit vielleicht keine so üble Wahl. Wer billig urtheilt, wird es heute dem Praktiker von damals nicht stark verargen, wenn er die esoterischen Lehren einer tiefgelehrten Forschung, die er selbst bei dem Mangel jeder Anleitung dazu in der Universitätszeit kaum zu verstehen mochte, in der Schule lieber ganz aus dem Spiele liess, man wird es weder seltsam noch unverzeihlich finden können, dass zu einer Zeit, als noch Sanskritparadigmen, mannigfache fremde Schriftsysteme, Kunstausdrücke der indischen Nationalgrammatiker die Hauptwerke der vergleichenden Sprachwissenschaft durchzogen, Fernerstehende sich nicht damit zu befreunden vermochten. Der Schulgrammatiker wandte sich mit einem ungeduldigen und ärgerlichen „dies verstehe ich nicht", oder „das ist zu gelehrt für mich" von Bopp's vergleichender Grammatik ab und blieb entweder in allen Stücken der traditionellen Methode getreu oder er griff zu Becker's Organism, wo ihm in einer gespreizten, aber durch philosophischen Aufputz und fliessende Darstellung blendenden Form gefälligere und wie es schien fruchtbarere Lehren entgegentraten. Hier schien die Wissenschaft wirklich einmal von ihrem hohen Katheder herabgestiegen zu sein, um dem armen Praktiker freundlich und in der populären und doch edeln Form, die ihr so gut ansteht, die Lehren tiefer Weisheit mitzutheilen. Unleugbar war es vor Allem das anmuthige Gewand, in welchem die Becker'sche Verstandesgrammatik auftrat, welches ihr so weite Verbreitung und Eingang in so viele Schulbücher, zunächst wohl in deutsche, aber unter den angeseheneren griechischen und lateinischen Grammatiken auch in die von Kühner und wie es scheint, auch in die Satzlehre der Englmann'schen veranlasst hat. Und wie musste die Becker'sche Scheinwissenschaft in den Augen des Schulmanns gewinnen, wenn er ihr entgegenkommendes, glattes Auftreten mit dem „jähen Trutzwort" verglich, welches der eine Begründer der heutigen Sprachwissenschaft und unter den drei Koryphäen der neuen Richtung der bekannteste, allverehrteste, J. Grimm, den Schulgrammatikern entgegengeschleudert hatte.

In der berühmten Vorrede zur ersten Auflage seiner deutschen Grammatik war es, wo Grimm seine geharnischte Kriegserklärung gegen den Schulunterricht in deutscher Grammatik verkündete. Jeder Deutsche ist mit seiner Sprache eine selbsteigene, lebendige Grammatik, kann

kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen. Es ist eine Thorheit, die eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zählen zu wollen; denn alles was man damit erreicht, ist, dass in den Kindern die freie Entwicklung des Sprachvermögens gestört wird, das sich auf unbewusste, ungelehrte Weise von selbst bildet. Das grammatische Studium kann kein anderes als ein streng wissenschaftliches sein, „die Grammatik ihrer Natur nach ist nur für Gelehrte".[1]) Aber grammatischen Schulunterricht in der deutschen Muttersprache zu ertheilen, ist eine unsägliche Pedanterei, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen.

In dieser Weise trat einer der Begründer der neuen, wissenschaftlichen Behandlung der Sprache den Schulgrammatikern gegenüber. Jede Berührung zwischen Schule und Wissenschaft sollte durch diesen Bannspruch abgeschnitten, Schulgrammatik und Sprachwissenschaft sollten fortan als excentrische Kreise betrachtet werden. Und nicht für deutsche Grammatik allein, die ja freilich Jedem als einer der ärgsten Quälgeister aus der Knabenzeit in Erinnerung steht, sollte dieser Gegensatz zwischen Theorie und Praxis gelten, welch letztere also Grimm für das Deutsche ganz und gar aus der Welt schaffen will, ausdrücklich erklärte er die Grammatik überhaupt für ein Arcanum der Hochgelehrten.[2]) War es zu verwundern, wenn die Schulgrammatiker überhaupt von der Sprachwissenschaft nichts hören wollten, da sie sich auf einen so abweisenden Ausspruch aus solchem Munde berufen durften? Hätte es Befremden erregen dürfen, wenn der Schulunterricht in deutscher Grammatik, was sich zugleich als der bequemste Weg empfahl, einfach radical beseitigt worden wäre? Dennoch hat der Betrieb des deutschen Sprachunterrichts bald eine ganz andere, fast entgegengesetzte Richtung genommen als die, welche der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft ihm vorgezeichnet hatte. Der vielfach wechselnden Strömung dieser historischen Entwicklung bis auf die Gegenwart nachzugehen, dürfte schon desshalb von grossem praktischen Interesse sein, weil sich aus der Geschichte der deutschen Schulgrammatik von selbst die Anwendungen auf die brennenden Fragen des deutschen Unterrichtswesens

1) So in der Vorrede zu Bd. I des Deutschen Wörterbuchs Sp. VII.

2) Linnig in einem frisch geschriebenen und sehr vieles Beachtenswerthe enthaltenden Aufsatz „Ueber den Unterricht in deutscher Grammatik an den mittleren und unteren Classen der Gymnasien" im neuesten Heft von Jahn's Jahrb., irrt darin, dass er Grimm nur als Gegner der deutschen Grammatik, wie sie zu seiner Zeit auf Schulen getrieben wurde, nicht als Feind des deutschgrammatikalischen Unterrichts überhaupt hinstellt. Vgl. desshalb die im Text angef. Stelle aus der Vorrede zum Wörterbuch.

ergeben. Aber auch dem Hauptgegenstand dieser Artikel liegt dieselbe nur scheinbar fern, in der That steht die deutsche Schulgrammatik der historischen Sprachforschung wesentlich in derselben Weise gegenüber wie der vergleichenden, die man ja mit Recht auch die universalbistorische genannt hat, die nur eine Erweiterung der geschichtlichen Betrachtungsweise ist.

Keineswegs blieben die scharfen Worte Grimms ohne Wirkung, wenn auch wie gesagt die beabsichtigte Wirkung zunächst nicht eingetreten ist; ein historischer Ueberblick über die gesammte Entwicklung der deutschen Schulgrammatik lässt doch so gut wie in der germanischen Philologie auch auf diesem praktischen Gebiet zwei streng geschiedene Entwicklungsstufen auseinandertreten, und beidemale ist es Grimm, durch welchen die zweite Stufe eingeleitet wird. Auf seiner älteren Stufe ist der deutsche Unterricht bekanntlich aus patriotischen Motiven, aus dem Bedürfniss auch die Schule national zu gestalten hervorgewachsen. „Die Knaben sollen erstlich recht deutsch lernen, ehe man ihnen das Lateinische oder eine andere Sprache fürgibet" sagt ein Deutschlehrer des XVII. Jahrhunderts. Aber in den Mitteln, durch die man dieses gewiss billigenswerthe Ziel zu erreichen suchte, vergriff man sich völlig. An der Köthener Anstalt,[1]) an welcher jener Lehrer wirkte, wurde der Anfänger in das Studium der Grammatik überhaupt zuerst durch den Unterricht in der Muttersprache eingeführt. Die Schüler, heisst es in der angeführten Relation ferner, lernen im Deutschen die grammatischen Terminos, was da sei Numerus, Casus, Declinatio, Conjugatio u. s. w., welches ihnen dann hernach in der lateinischen Grammatica eine treffliche Hülfe ist. Noch weiter geht ein Gesinnungsgenosse aus dieser Zeit, der gelehrte Semitist Helwig, der darauf dringt, dass die Tyrannei der latein. Sprache abgeschafft werde, dann könne einer nach Gefallen diese, jener eine andere Sprache lernen. Man sieht, es ist hier die Absicht, dass jene formale Schulung des Geistes, derentwegen die Grammatik einen so wichtigen Bestandtheil des Unterrichts bildet, durch grammatische Unterweisung in der deutschen, anstatt in der griechischen oder lateinischen Sprache erzielt werden solle. Und so gelangten diese „Sprachmeister" des 17. und 18. Jahrhunderts, wie man sie genannt hat, (Adelung ist unter ihnen der bekannteste Name) dazu, ein dichtes Netzwerk spitzfindiger Definitionen und Schemata grammatischer Kategorien und Terminologieen, die sie schlankweg aus dem reichen Vorrath der griechischen und römischen

1) Sie hat in ihrer Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt, wie die auf Verlangen an den schwedischen Reichskanzler Oxenstierna eingesandten Relationen einiger Lehrer dieses Gymnasiums beweisen; der Relation von Kromayer sind die obigen Stellen entnommen. S. das schöne Buch von Laas „Der deutche Unterricht". Berlin 1872. S. 49 f.

Grammatiker herübernahmen, über unsere schöne Muttersprache auszubreiten, ohne zu bedenken, dass diese Kategorieen für ganz andere Sprachgebiete ersonnen, dem deutschen Sprachgenius die ärgste Gewalt anthaten, ohne es zu achten, dass sie durch ihre grammatischen Klügeleien gerade dem eigenen Hauptzweck und Wunsch entgegenarbeiteten und dem Schüler den Zugang zum Deutschen verbauten, anstatt ihn zu erleichtern.

Diese wirklich „unsägliche Pedanterei" muss man sich vergegenwärtigen um den Heldenzorn zu begreifen und zu würdigen, mit welchem Grimm in das deutschgrammatikalische Unwesen hineinfuhr. Wenn Grimm mit dieser seiner Philippika eine ausserordentliche Wirkung erzielt hat, wenn die einst in so üppiger Blüthe stehende grammatische Analyse der deutschen Sprache heutzutage fast gänzlich aus den Schulbüchern verschwunden ist, so kommt dies nicht daher, dass er mit seinen Forderungen ganz im Recht gewesen ist, sondern dass er sie mit einem schonungslosen Radicalismus aufgestellt hat. Die „Sprache, gleich Allem Natürlichen und Sittlichen, ist ein unvermerktes, unbewusstes Geheimniss, welches sich in der Jugend einpflanzt . . ., auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgbare, sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt". In dieses Heiligthum sollen „die abgezogenen, matten und missbegriffenen Regeln der Sprachmeisterei" nicht eindringen. „Wer betrübt sich nicht über Kinder und Jünglinge, die rein und gebildet reden, aber im Alter kein Heimweh nach ihrer Jugend fühlen?" Recht schön, aber —. Ein Pädagog, den man gewiss nicht des Mangels an Idealität zeihen wird,[1]) bemerkt zu dieser Grimm'schen pietas der Muttersprache gegenüber, die ein Anhänger bis zur Respectirung und Pflege der Dialecte getrieben haben will und damit der Lächerlichkeit verfällt[2]): Wir hören die leidenschaftlich wehmüthige Sprache eines sinnigen, poetischen Gemüths, das flehentlich bittet, seinen heiligen, stillen Frieden zu schonen . . . Und wer sollte sie nicht schonen, diese zarten, schämigen und gefühlsreichen Geister? Ob sie aber praktische Vorschläge machen, muss man gleichwohl erwägen; erwägen, ob sie nicht in aufgeregtem Widerwillen gegen anders geartete Naturen zu Lehren vorschreiten, die „hart" sind, weil sie ihre Eigenart zur bindenden Norm für allgemeine Einrichtungen machen möchten.

Die Praxis hat gegen Grimm und die anderen Gegner des deutschsprachlichen Schulunterrichts überhaupt entschieden. Ging oder gieng?

---

1) Laas l. c. 115.

2) Ph. Wackernagel „Der Unterricht in der Muttersprache" 13.

giebst oder gibst? Gründe![1]) Derselbe sprachkundige Verfasser schreibt stielt aber befiehlt, warum? Soll man malen und mahlen, wider und wieder, Ton und Thon unterscheiden? Adlich, adlig, adelich? allmählich, allmälich, allmälig? Und wieder: der Heide, aber die Haide? Soll die Schrift überhaupt dazu verwendet werden, Bedeutungsunterschiede zur Anschauung zu bringen? Heissts Hilfe oder Hülfe? giltig oder gültig. Diese und zahllose ähnliche Fragen werden von den Schülern gestellt, der arme Lehrer muss sie beantworten, sieht sich vielleicht dadurch ins Gedränge gebracht; kann er sie, wie es die Consequenz der Grimm-Wackernagel'schen Auffassung verlangen würde, durch einen Appell an das Sprachgefühl des Knaben zum Schweigen bringen? Die Unterweisung in deutscher Orthographie blieb und bleibt trotz Grimm unentbehrlich. Aber weiter. Wessen Sprache ist Normalsprache? die unserer Classiker? Dürfen wir mit Lessing schreiben: Keinen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht? mit Schiller: der Oehm (Oheim)? mit Uhland: den Hammer kunnt er schwingen! er forcht sich, er sprong in Stücken? mit Göthe: eracht't; wir kriegen Schelten; gangen? Wofür soll man die Abweichungen der Classiker halten? für Anknüpfungen an den Dialekt? Wie verhält sich die Normalsprache zum Dialekt? oder ist sie auch ein Dialekt, die Sprache irgend einer bestimmten deutschen Landschaft? etwa des obersächsischen Kreises? Was geschieht, wenn sich nord- und süddeutscher Usus widerstreiten? Und noch eine Legion von Fragen ist es, die sich, wie aus den Eigenthümlichkeiten der deutschen Rechtschreibung, so aus dem eigenthümlichen Verhältniss der deutschen Schriftsprache zu den Dialekten ergibt, Fragen, auf die man den Ausspruch von den Problemen der Philosophie anwenden könnte, dass sie niemals den denkenden und strebenden Menschen verlassen werden. Jedenfalls entspringen sie unmittelbar, wie gleich näher zu berühren ist, aus der natürlichen oder vielmehr künstlichen Beschaffenheit der neuhochdeutschen Schriftsprache; sie sind so alt als diese selbst ist, sie werden nicht wieder verschwinden, so lange sie besteht.

Solchen Fragen sahen sich auch die mit Grimm zeitgenössischen Pädagogen gegenübergestellt; dass die deutsche Grammatik oder richtiger ausgedrückt, eine ausdrückliche Anleitung zum richtigen Gebrauch und richtiger Schreibung der deutschen Muttersprache, nicht fallen durfte, musste daraus dem Praktiker sofort klar werden, wenn es auch dem Theoretiker von seinem einseitigen Standpunkte aus entgangen war. Da er sich von der Wissenschaft zurückgestossen sah, warf sich

---

1) Diese und alle folgenden Fragen sind wirklich von Schülern oder auch wissbegierigen Collegen und Laien an einen das deutsche Unterrichtsfach vertretenden Oberlehrer an einem preussischen Gymnasium gerichtet worden. Laas S 211 ff.

der Schulmann dem Rationalismus in die Arme, und so begann für den deutschen Schulunterricht die Periode, welche man mit einem Schlagwort als die Herrschaft des Becker-Wurst-Diesterweg'schen Verstandesgrammaticismus bezeichnet hat.[1]) Weniger als in Norddeutschland hat glücklicherweise in Bayern diese ebenso verkehrte als prätentiöse Richtung Schulansehen erlangt. Freilich steht auch Heyse, dessen grössere Grammatik lange Zeit hindurch in allen bayrischen Schulen durch kgl. Entschliessung eingeführt war, dessen „Leitfaden" noch heute viel beliebt ist, wie Becker, dessen Einfluss er in Bayern paralysirt hat, auf einem viel mehr philosophischen als germanistischen Standpunkt, zumal bis auf die 17. Auflage. Aber selbst der pure, nackte Beckerianismus — sollte man es für möglich halten — behauptet für ein hochwichtiges Capitel der Grammatik, die Satzlehre, seine volle Herrschaft in einem an den meisten bayrischen Gymnasien eingeführten Schulbuch, der Fr. Bauer'schen Grammatik.[2]) Nur ein Aushängeschild war es, wenn diese Becker'sche Richtung, die sich eine so unverdiente Geltung erworben hat, sich selbst als die organische bezeichnete.[3]) Der Grundgedanke Becker's ist ein nichts weniger als neuer Dualismus: die Sprache hat zwei Seiten, eine innere, welche der Intelligenz, und eine äussere, welche der Erscheinung zugewendet ist; nur diese äussere Seite, der lautliche Ausdruck, ist in den Sprachen verschieden, die Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe sind überall (also auch bei den Hottentotten wie bei den Griechen) dieselben, alle Sprache ist, weil sich in ihr nur der menschliche Gedanke ausdrückt, Eine Sprache (sic). Becker will nun, ausgehend von gröblich missver-

---

1) Linnig l. c.

2) Vgl. d. Vorr. zur neuesten Aufl. „Für die logische Behandlung der Sprache (!) ist Ferd. Becker Meister, und für die syntaktischen Verhältnisse ist er massgebend gewesen und wird es bleiben (??) . . . Die Durchdringung der Form mit dem Gedanken . . . die Betrachtung der Sprache als Organismus ist sein Verdienst. . . Im Syntaktischen hat sich diese Behandlungsweise völlig eingebürgert."

3) Steinthal Log., Gramm. u. Psychol. in der Vorr. „Als Becker auftrat, war Organismus das Schlagwort, das in allen Kreisen geistiger Thätigkeit wiedertönte. Er führte daher den Begriff des Organismus in die Grammatik ein, und Alle, die sich für Grammatik interessirten, mussten um so lebhafter davon ergriffen werden, je unklarer ihnen das Wort blieb." Dies zur Würdigung der angeblichen Verdienste Becker's. Es geht etwas weit, heute noch davon zu reden; man sollte doch wenigstens, wenn man ja die Becker'sche Methode in der Satzlehre beibehalten will, das allein noch etwa zulässige Argument des Nothstands in's Feld führen: dass der versprochene 5. Band von Grimm's Grammatik, der den mehrfachen Satz behandeln sollte, nicht erschienen, dass die historische Syntax auch seitdem für Verwerthung in der Schule wohl noch nicht weit genug gediehen sei.

standenen Ideen W. v. Humboldt's[1]) eine völlige Umgestaltung in dem ganzen Betrieb der Sprachwissenschaft dadurch herbeiführen, dass er nicht wie die bisherige Grammatik die phonetische, sondern die begriffliche, gedankenhaltige Seite der Sprache zur Grundlage seines Systems macht; seine (Becker's) Grammatik soll, indem sie jene vermeintlich bei allen Völkern übereinstimmenden „Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe" zum Object ihrer Betrachtung nimmt, die Eine Grammatik sein, welche für alle Sprachen gleich gültig und gerecht ist. — Dies ist ungefähr, aus einem unendlichen Schwall von bombastischen Phrasen herausgeschält, der Kern des seiner Zeit angestaunten grammatisch-philosophischen Systems, welches Becker in seinen viel aufgelegten Werken niedergelegt hat. Jetzt urtheilt ein Schulmann (Linnig) von dieser „Sprachdenklehre", dass sie eines der grausamsten Folterwerkzeuge sei, mit denen je das Gehirn eines Knaben gemartert worden ist; und ein Sprachforscher von historischem Blick (Steinthal) bemerkt, dass Becker nicht der Begründer einer neuen Grammatik geworden sei, so oft er einen Anlauf dazu nimmt, so anmassend er auftritt; sondern ohne der neben ihm entstehenden historischen Grammatik Beachtung zu schenken, dem uralten Erbübel der Sprachphilosophen, der Vermischung von Logik und Grammatik, von Anfang an rettungslos verfallen, verfolgt und übertreibt er die einseitige Richtung der antiken Sprachwissenschaft, deren letzter Ausläufer er ist.[2])

Noch vor dem Erscheinen von Steinthals[3]) glänzender und vernichtender Kritik war die Schulmacht der Becker'schen Ansichten thatsächlich gebrochen durch das Heraufkommen einer jungen Generation von germanistisch vorgebildeten Lehrern. Unmöglich konnte ein solcher es vor seinem wissenschaftlichen Gewissen verantworten, seine Schüler mit einer auf anderen Gebieten längst beseitigten Begriffsreiterei zu peinigen. Leicht durchschaute er die Falschheit der philosophischen Grundansicht Becker's und empfand selbst den heftigsten Widerwillen gegen die logischen Disjunctionen, gegen die weitverzweigte Terminologie, mit denen sie umkleidet ist; denn in der Schule der Germanisten

1) Ueber diesen Punkt vgl. R. v. Raumer Gesch. d. germ. Phil. S. 628.

2) Germanisten wie R. v. Raumer, Ph. Wackernagel haben längst die Becker'sche Richtung als ebenso unwissenschaftlich wie unpädagogisch verdammt. In letzterer Beziehung sagt Ph. W. aus eigener Erfahrung: Die besseren Talente werden dadurch von dem Studium der Sprache ab auf den Weg der Philosophie hingeführt; die Schwächeren haben von dem ganzen Unterricht nichts als den bedenklichen Erfolg, welchen man den sogenannten Denkübungen beimisst. (D. Unterr. in der Mutterspr. S. 49 f.)

3) Ihr ist die ganze erste Hälfte des schönen Werks „Logik, Grammatik und Psychologie". Berlin 1855 gewidmet.

hatte er ja gelernt, dass die Grammatik eine historische, keine philosophische Wissenschaft ist, er hatte deutlich eingesehen, dass es die Aufgabe der Sprachwissenschaft nicht ist, die von der Logik gefundenen Kategorien des Denkens auf die Sprache zu übertragen, sondern die unbewussten Ziele des schaffenden Sprachgeistes nachzudenken. „Historische Grammatik" wurde jetzt überall auch die Losung der Praktiker, auch der grosse und der kleine Heyse konnten mit ihrer halb philosophischen Richtung nicht mehr genügen: sie wurden daher in Bayern, wo sie manches Jahr hindurch an allen Schulen eingeführt waren, wie anderwärts abgeschafft, und an ihre Stelle trat an den meisten Gymnasien Bayerns und vielen Oesterreichs die in der Laut- und Formenlehre[1]) ganz auf dem historischen Boden stehende, nun schon viel aufgelegte deutsche Grammatik von Friedr. Bauer. Und noch lange scheint die Fluth der germanistischen Schulgrammatiken nicht ablaufen zu wollen, noch fortwährend sieht man, sobald ein tieferes Verständniss dem forschenden Lehrer sich an deutscher Grammatik eröffnet, seine Receptionskraft sich alsbald in Production verwandeln, um auch Andere an dem das eigene Herz erfreuendem Lichte theilnehmen zu lassen. So menschenfreundlich diese Bestrebungen aber auch sind, der Wissenschaft wie den Forderungen der Praxis dienen sie gleich wenig.[2])

In der That, die Germanisten haben sich zu weit treiben lassen, die Kromayer'schen Irrthümer blicken auf's Neue durch. Das ist doch eben wieder der Grundsatz, den Grimm so schonungslos bekämpft hatte, wenn jetzt seine eigenen Anhänger forderten und fordern, dass schon auf den untersten Klassen des Gymnasiums, auf der Lateinschule, die neuhochdeutsche Grammatik in systematischer Weise, wenn auch ganz dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend, gelehrt werde. Ist es denn glaublich, und diesem Argument werden sich die exclusiven Germanisten, oder, wie man sie gescholten hat, die Grimmnachbeter, am wenigsten verschliessen können, dass Grimm selbst seine Zustimmung zu dieser Vulgarisirung seiner Forschungen für 10—12jährige Schüler geben würde, wenn er noch am Leben wäre? Aber er hat ja, wie früher ausgeführt ist, fortwährend an seiner anfänglichen Ueberzeugung festgehalten, dass die deutsche Grammatik eine Wissenschaft, also für Schulknaben ungeeignet und unverständlich sei. Wenn aber schon der Theoretiker so von seiner eigenen Lehre denkt, wie viel schärfer wird der Praktiker urtheilen.

---

1) Nicht aber in der Satzlehre, und so ist eine Discrepanz zwischen beiden Haupttheilen der Grammatik entstanden, die der B.'schen, wie freilich fast allen anderen, auch griech. Grammatiken nicht eben zum Vortheil gereicht. Vorschläge zur Verbesserung dieses fundamentalen Missstands folgen in einem späteren Artikel.

2) Linnig a. a. O.

Von den verschiedensten Seiten her lassen sich, nachdem der erste Enthusiasmus verflogen, in der neuesten Zeit Stimmen vernehmen, welche über die „Ueberspanntheiten" der Germanisten laute Klage erheben und ebenso energisch die Beseitigung der germanistischen Lehrmethode auf den unteren Classen verlangen, als früher Grimm gegen die Schulgrammatiker seiner Zeit, als vor Kurzem die Germanisten gegen die Becker'schen Denkübungen aufgetreten waren. „Ich werde doch wohl nicht," sagt ein rheinischer Lehrer, „mit der Lehre von der Vocalsteigerung und Brechung, von Umlaut und Ablaut und ähnlichen höchst wichtigen Punkten den Katheder der Sexta oder Quinta besteigen sollen? Gewiss nicht. Was folgt daraus? Wir lassen die Lautlehre fallen oder versparen sie uns für bessere Zeiten (d. h. für die oberen Classen des Gymnasiums)". In derselben Weise weist Linnig auch für die übrigen Theile der deutschen Grammatik, für die Formenlehre so gut wie für die Lautlehre, offenbar aus reicher Erfahrung nach, wie wenig dieselbe dem Verständniss der Anfänger nahe gebracht zu werden vermag, nirgends gilt dies aber mehr als von der Satzlehre. Allerdings, ruft er den Theoretikern zu, „ihr begnügt euch mit dem Schematisiren der Sätze, mit Theoretisiren und Rationalisiren, und die Frucht Eurer mühevollen Thätigkeit im Vergleich zu der aufgewendeten Zeit? Ich denke, jeder Schulmann hat schon einmal die traurige Erfahrung gemacht, dass es mit der Satztheorie in den unteren Classen eine verfehlte Sache ist, und wohl dem, der sich nur einmal die Reue erkauft, die schöne Zeit verloren und die Schüler da belästigt zu haben, wo sie nur Lust und Erheiterung finden sollten." Eine Erfahrung, gegen deren praktische Consequenzen sich, meine ich, auch die germanistischen Schulgrammatiker nicht, und sie gerade am wenigsten, sträuben sollten. Ist es doch in der Satzlehre nicht die historische, sondern die Becker'sche Methode, die von dieser und wohl von den meisten Seiten, den schärfsten Anfechtungen unterliegt; hat doch ein tüchtiger wissenschaftlicher Vertreter der ersteren in seiner Schrift über den deutschen Unterricht sich schon längst über die ganze Becker'sche Methode, die in der Syntax noch immer einen unbegreiflichen Einfluss behauptet, ganz in demselben Sinne ausgesprochen, als es hier von einem Praktiker geschieht. Aber auch die Laut- und Formenlehre könnten die Germanisten für die untersten Klassen beruhigt preisgeben, da man ihnen ja zugesteht, sie im Gymnasium so ausführlich als möglich durchzunehmen, nicht nach der temperierten Methode, wie sie z. B. in der deutschen Grammatik von Fr. Bauer durchgeführt ist, sondern aus dem vollen Strome der Wissenschaft schöpfend, in engster Verbindung des Nhd. mit dem Mhd. oder selbst Ahd. Es scheint mir im höchsten Grade beachtenswerth, wie genau mit den soeben vorgeführten Ansichten die gleichzeitig, also unabhängig davon hervorgetretenen Erörterungen einer

allgemein anerkannten Autorität auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts übereinstimmen. Auch Laas will allein den wissenschaftlichen Unterricht in deutscher Grammatik gelten lassen, auch er will ihn auf die oberen Classen des Gymnasiums beschränkt und in Verbindung mit der Unterweisung im Mhd. gesetzt wissen. Ueberhaupt würde man die ungemein fruchtbare Auffassung des Berliner und des Kölner Pädagogen viel zu enge definiren, wenn man sie als eine blosse Negation des deutsch-grammatischen Unterrichts auf den unteren Classen ansähe. Vielmehr macht Laas, ein grosser Freund der historischen und selbst der vergleichenden Grammatik, eingehende Vorschläge, wie diese Richtungen auf den deutschen Unterricht in den oberen Classen anzuwenden seien; für die beiden untersten Classen hält er dagegen nur einen Unterricht in Orthographie [1]) und Interpunction für erforderlich, worin Linnig sehr nahe mit ihm übereintrifft. Dagegen gehen für die 3. und 4. Classe die Vorschläge von Laas [2]) und von Linnig etwas auseinander, indem jener ausdrückliche Unterweisung in deutscher Declination und Conjugation fordert, dieser, wohl praktischer, den ganzen deutschgrammatischen Unterricht der vier unteren Classen in Verbindung mit der latein. und griechischen Grammatik gesetzt haben will und ins Einzelne gehende Propositionen zur Verwirklichung dieses Gedankens macht. Es ist ungefähr dieselbe Idee, welche auch die vielbeliebten Englmann'schen u. a. Parallelgrammatiken in's Leben gerufen hat; sie würden auf diese Weise entbehrlich werden, dadurch aber der deutsche Unterricht endlich, nachdem die grammatisch-formale Geistesschulung völlig den lateinischen und griechischen Stunden überwiesen ist, die Zeit zur Lösung der hohen Aufgaben gewinnen, deren er sich mehr und mehr bewusst wird: Lectüre der deutschen Classiker, Pflege einer höheren allgemeinen Bildung und, als schönstes Endziel, Erhaltung und Belebung des Nationalgefühls.

In der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Schulgrammatik wären also wohl vier Stufen zu unterscheiden. In edler aber unklarer Begeisterung für die nationale Schule wird der Unterricht in deutscher Grammatik an den Mittelschulen eingeführt, d. h. man übt von nun an auch an der Muttersprache die traditionellen Conjugations- und Declinationsschemata ein und man überträgt auch auf das Deutsche alle die Kategorien und logischen Disjunctionen der griech. und latein. National-

---

1) Detaillirte Vorschläge über die Methode desselben s. in dem vortrefflichen Berliner Programm von Wilmanns.

2) Sie hier zu reproduciren, wäre mehr als überflüssig, da ich wohl voraussetzen darf, dass sein vortreffliches Buch in den Händen jedes Deutschlehrers ist oder doch bald sein wird.

grammatiker, wobei es als eine sehr begreifliche Consequenz dieser formalen Richtung erscheint, wenn einzelne Heisssporne des Deutschthums durch solchen Betrieb des deutschen Unterrichts der grammatischen Geistesschulung überhaupt Genüge gethan glauben und als Vorläufer des modernen Realismus die Tyrannei des Lateinunterrichts abzuwerfen trachten. Gegen diese gedankenlose Schablonengrammatik tritt schon am Beginn seiner Laufbahn der Begründer der historischen Grammatik mit bewusster Schroffheit in die Schranken, und Grimm hat es noch erlebt, dass die neue Bahn, die er in der Wissenschaft gebrochen hatte, auch in der Praxis der Gymnasien durchgedrungen ist. Freilich gegen den eigenen Willen des Gründers der Disciplin, der sie nur als Wissenschaft, nicht als Gegenstand des Unterrichts begründet haben wollte, freilich erst nachdem ein schwerer Rückfall in die philosophisch-logische Richtung, welche Becker und Heyse in einer verjüngten Form neu auflegten, mit Mühe überwunden war. Auch die dritte Entwicklungsstufe, auf welcher der deutschgrammatische Schulunterricht noch heute an den allermeisten, bayrischen und norddeutschen, österreichischen und Reichsgymnasien stehen geblieben ist, hält an den Becker-Heyse'schen Traditionen in der Satzlehre noch mit einer unverbrüchlichen Zähigkeit fest, welche einer besseren Sache würdig wäre; um so eifriger sucht die herrschende germanistische Richtung auch in der Laut- und Formenlehre und in der Lehre von der Wortbildung auch in der Schulpraxis, auch für die untersten Classen des Gymnasiums die Grundsätze der historischen Schule zur Geltung zu bringen. Diesen Betrieb, welcher im Ganzen auf richtige Grundsätze gestützt, durch viel zu doctrinäre Uebertragung der Theorie auf den Schulunterricht fehlt, welcher das jugendliche Gehirn der Anfänger mit richtigeren, aber nicht weniger abstrusen Theorien zermartert als die Becker'schen Denkübungen, welcher endlich mit auffallender Inconsequenz den aus den übrigen Gebieten verdrängten Beckerianismus auf dem nicht unwichtigen Gebiete der Satzlehre glaubt beibehalten zu müssen: kurz der Fr. Bauer'schen Methode gegenüber, um einen der bedeutendsten Vertreter herauszugreifen, scheint bereits eine vierte Wendung im nahen Anzuge zu sein. Keineswegs von der wissenschaftlichen, historischen Grundrichtung der herrschenden Methode abweichend, sondern vielmehr von der Absicht beseelt, den vollen Strom der Wissenschaft in alle Elemente des deutschen Schulunterrichts zu leiten, gehen die Vertreter dieser Richtung doch in der Grammatik vor Allem darauf aus, das durch die Germanisten erschütterte Gleichgewicht zwischen Theorie und Praxis herzustellen. Ihre Forderungen liessen sich, nach Massgabe der bayerischen Verhältnisse, etwa wie folgt formuliren:

1) Der Unterricht in deutscher Grammatik muss auf den Lateinchulen aufgegeben, die bestehenden Lehrbücher für neuhochdeutsche

Grammatik müssen für die unteren Stufen des Unterrichts abgeschafft werden.

2) Nur die Unterweisung in Orthographie und Interpunktionslehre ist beizubehalten, wofür das Programm von Wilmanns als Leitfaden dienen kann. Alles was man dem Schüler von Declination und Conjugation, je nach den localen Bedürfnissen, zur Steuer der Provincialismen beizubringen für nöthig findet, wird in die für lateinische und griechische Grammatik bestimmten Stunden verlegt. Die deutschen Unterrichtsstunden werden ihrer natürlichen Bestimmung, der Lectüre, zurückgegeben, an welche die herkömmlichen Satzübungen leicht angeschlossen werden können; bei diesen hat man sich aber vor dem allzu vielen Becker'schen Schematisiren zu hüten.

3) Dagegen muss auf den Gymnasien die deutsche Grammatik ausführlich und ganz nach den Ergebnissen der Wissenschaft vorgetragen werden, also natürlich mit Zurückgehen auf die älteren Sprachstufen, worauf ohnedies die mhd. Lectüre fortwährend hinführt. Es muss demnach eines der einschlägigen Lehrbücher für mhd. und nhd. Formenlehre eingeführt werden; nicht genug zu beachten sind für diesen Zweig des Gymnasialunterrichts die Vorschläge, welche Laas (D. d. U. 239—244) in seinem Unterrichtsplan für die deutsche Grammatik macht.

Noch Eines muss ich betonen. Es sind preussische Pädagogen, welche in der jüngsten Zeit ungefähr in dem hier postulirten Sinne ihre Forderungen für die Umgestaltung des deutschen Unterrichts präcisiren, durch deren Verwirklichung auch, wie mir aus mehrseitigen freundlichen Mittheilungen bekannt ist, ein Herzenswunsch manches bayrischen Schulmannes erfüllt würde. Aber die Wissenschaft in ihren berufensten Vertretern ist schon längst für dieselben Postulate kräftig eingetreten, Raumer und Ph. Wackernagel haben in ihren viel angerufenen Schriften über den deutschen Unterricht ganz dieselbe Scheidung befürwortet zwischen praktischer Unterweisung in der nhd. Schriftsprache, welche der Lateinschule anheimfällt, historischer Grammatik, die für das Gymnasium gehört. Wenn der Praktiker die deutschgrammatische Geistesschulung verbannen, wenn er die deutsche Grammatik auf den unteren Classen nur als Mittel zum Zweck betrieben haben will, und unter diesem Zweck die richtige, von Provincialismen freie Handhabung der Muttersprache versteht, so stimmt dies fast wörtlich mit dem überein, was R. v. Raumer schon vor Jahren so treffend entwickelt hat: dass die wissenschaftliche Grammatik den obersten Stufen der gelehrten Bildung angehöre, dass dagegen die Schulgrammatik überall den praktischen Gesichtspunkt im Auge behalten müsse, nemlich die naturwüchsige Mundart des Schülers mit der Schriftsprache vermitteln zu helfen u. s. w. Und so tritt auch in diesem vierten Entwicklungsstadium der deutschen Schulgrammatik, welchem nur ein recht

baldiger, vollständiger Durchbruch zu wünschen bleibt, dieselbe erfreuliche Erscheinung hervor, welche wir schon in der dritten Periode wahrnahmen: die Schulpraxis folgt der Wissenschaft auf dem Fusse nach.

Wie weit ist man auf dem viel wichtigeren Gebiet der griechischen und lateinischen Grammatik noch von dieser segensreichen Harmonie der Praxis mit der Theorie entfernt! Wie hartnäckig hält sich hier der freilich durch eine viel längere Tradition gefestigte Widerstand der überlieferten gegen die wissenschaftliche Grammatik! Und dies obwohl schon längst nicht mehr wie in einer oben geschilderten, jetzt glücklich überwundenen Epoche die Vertreter der Wissenschaft den Bedürfnissen der Schule schroff und gleichgültig gegenüberstehen. Während noch keiner der Koryphäen der deutschen Sprachwissenschaft sich herabgelassen hat, eine germanistische Grammatik für Schulen zu schreiben, geht der erste umfassende und wohlgelungene Versuch, die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft auf den Gymnasialunterricht zu übertragen, von einer der ersten lebenden Autoritäten in dieser Wissenschaft aus. Zu schildern, wie dadurch die Sachlage völlig verändert und die griechische, vielleicht auch die lateinische Schulgrammatik in ein ganz neues Entwicklungsstadium getreten ist, wird die Aufgabe der folgenden Darstellung sein; zunächst soll eine möglichst in's Detail gehende Erörterung des epochemachenden Schulbuchs selbst folgen, mit dem ich natürlich nur die griechische Schulgrammatik von Curtius meinen kann.

Homerisches Allerlei.

II.

Ἔμπορος, ἐμπόριον, ἐμπορία, ἐμπορεύεσθαι.

Es ist mir nicht bekannt, dass der Begriff *ἔμπορος* seit des Claudius Salmasius Schrift de usuris (Lugd. Bat. 1638) in seiner ganzen Ausdehnung von jemand eingehender behandelt worden wäre. Und auch Salmasius hat zwar c. XII. p. 335 u. c. XVII p. 516 den Unterschied des *ἔμπορος* und *κάπηλος*, c. XV p. 421 sq. u. c. XVIII p. 535 die Bedeutung des Wortes bei Homer und Hesiod, dann c. XVI p. 457 kurz den Unterschied von *ναύκληρος* erörtert, aber wie schon aus dieser Reihenfolge ersichtlich ist, nicht die geschichtliche Entwickelung des Wortes verfolgt. So mag es verzeihlich sein, wenn einer *τῶν ὀψιγόνων ἀνθρώπων* auf den Gedanken kommt, diese Betrachtung nachzuholen.

Die Bedeutung von *ἔμπορος* in der Odyssee ist zweifellos. Es bezeichnet jeden beliebigen, auf einem fremden Schiffe (*νηὸς ἐπ' ἀλλοτρίης· ω*, 300) Reisenden. Beispiele dafür sind Odysseus und Telemach; *εἴμι μὲν — ἔμπορος*, sagt dieser und fügt zur Erklärung selbst bei: *οὐ γὰρ*

νηὸς ἐπήβολος οὐδ' ἐρετάων (β, 318 f.), oder wie die Scholien hiezu bemerken: τὸ ἑξῆς· εἰμι μὲν ἔμπορος, ὅ ἐστιν ἐπιβάτης, ἐπὶ νηὸς ἀλλοτρίας, ἀντὶ ναυκλήρου, φησὶ δι' ὑμᾶς ἐπιβάτης γενόμενος. Ein weiteres Scholion lautet: οὐ μέντοι ὁ ἔμπορος ἀπὸ τοῦ πορίζειν πεποίηται παρ' Ὁμήρῳ, ἀλλ' ἀπὸ τοῦ πόρου τουτέστι τῆς πορείας· τὸν δὲ πόρον κυρίως ἐπὶ τοῦ ὕδατος τάττει, ὡς τὸ μ, 259, Β, 592, Ξ, 433 δι' τὴν δ' ὑγροῦ διάβασιν. Und das ist richtig. Ἔμπορος ist in seinem Grundbegriff ὁ ἐν πόρῳ ὤν d. i. der auf einer Fuhre, einem Durchgang Begriffene, auf einer Fahrstrasse Befindliche. Das Wort ist also ebenso zusammengesetzt, wie ἔγκληρος, ἔλλεσχος, ἐλλιμένιος, ἐνόδιος, ἔνοικος, ἔνυδρος, ἔντοπος, ἔμμορος, ἔμπεδος und andere, wovon noch ἔμπειρος erwähnt sei neben der Verbindung ἐν πείρᾳ γενέσθαι. Xen. An. I, 9, 1. Wie hievon, um andere Analogien zu übergehen, ἐμπειρία und ἐμπειρέω, so ist von ἔμπορος gebildet ἐμπορία und ἐμπορεύομαι. Ich kann mir denken, dass dies den Lesern kaum etwas neues sei, doch sei daran erinnert, weil Pape's und Passow's Lexica die Etymologie anders darstellen und auch Döderlein im Homer. Glossar II, S. 143 andere Erklärungen vermutungsweise vorbringt. Ἐμπορεύεσθαι drückt sohin die Ausübung der dem ἔμπορος zukommenden Thätigkeit aus, und ἐμπορία die Beschaffenheit oder die Thätigkeit des Grundwortes, wie ναυτιλία von ναυτίλος. Beide, das Abstraktum und das Verbum, finden sich bei Homer nicht, — „noch nicht", dürfen wir sagen, wie mir scheint. Beide aber mussten der Bedeutung des Grundwortes folgen, ἐμπορεύεσθαι ist somit nicht mit Pape zu übersetzen: „hineingehen", sondern „reisen". Ganz so, absolut, gebraucht es des älteren Hiero Tischgenosse, Epicharmus, ἐν Ἥβας γάμῳ (b. Athen. III, p. 9, c): ἐχῖνοι τοὶ — πεζᾷ δ' ἐμπορεύονται μόνοι. Aber ganz das nämliche, „iter facere", wie das Lexicon Sophocl. von Ellendt auch richtig übersetzt, bedeutet es Soph. O. R. 456: ξένην ἔπι — γαῖαν ἐμπορεύσεται, El. 405: ποῖ δ' ἐμπορεύει; — das nämliche Plat. Legg. XII. p. 952, e: χρηματισμοῦ χάριν ἐμπορευόμενοι. Vergleichen wir nun die Etymologie des Wortes ἔμπορος und seinen Gebrauch bei Homer, so ist daraus zu entnehmen, dass man zuerst bei Ueberfahrten zwischen nahegelegenen Orten sich fremder Schiffe bediente, dass also der Dienst als Fährmann am frühesten geschäftmässig versehen wurde. Dazu stimmt genau das Verhältnis der Bedeutungen von πορθμεύς und ναύτης in der homerischen Zeit.

Ebenfalls aus der Grundbedeutung von ἔμπορος ist, wie sich noch erkennen lässt, der Begriff ἐμπόριον entstanden. Die Substantiva auf —ιον benennen unter anderm bekanntlich Orte nach substantivischen oder adjektivischen Grundwörtern, wie γυμνάσιον den Ort der γυμνάδες, Νυμφαῖον den der N., Ἑλλήνιον den der Hellenen (in Memphis), also ἐμπόριον (gebildet wie αἰπόλιον) den „Ort, wo sich die Reisenden, die Fremden aufhalten." Denn wir wissen von Memphis, dass die Phönizier

dort seit alter, nicht mehr bestimmbarer Zeit eine Niederlassung in der inneren Stadt, die Karier und Hellenen ihre (militärischen) Lagerstellen ausserhalb der Stadt hatten. (S. Movers, Phönizier II, 2 S. 187 ff.) Solche abgeschlossene Niederlassungen gab es auch in Phönizien selbst und in Palästina. Fremden wurden überhaupt in Orten, wohin sie in grösserer Zahl und regelmässig kamen, bestimmte Bezirke zum Wohnen angewiesen (Movers a. O. II, 3 S. 125 f.; 115 f.; I S. 49 f.). In der Zeit des Amasis, wo der griechische Handel den phönizischen auf dem östlichen Mittelmeer überbot, wurde den Griechen Naukratis zur Ansiedelung überlassen, *τοῖσι δὲ μὴ βουλομένοισι αὐτῶν οἰκέειν, αὐτοῦ δὲ ναυτιλλομένοισι ἔδωκε χώρους ἐνιδρύσασθαι βωμοὺς καὶ τεμένεα θεοῖσι* (Her. II, 178); das sog. *Ἑλλήνιον* war davon das bedeutendste; wenn eben dieses *Ἑλλήνιον* gleich nachher *ἐμπόριον* heisst mit den Worten: *τούτων* (der aufgezählten Städte) *μέν ἐστι τοῦτο τὸ τέμενος, καὶ προστάτας τοῦ ἐμπορίου αὗται αἱ πόλιες εἰσι παρέχουσαι*, so haben wir kaum ein deutlicheres Zeugnis für die Entstehung und Grundbedeutung des Wortes zu wünschen. Denn wir haben keinen Grund, die Beobachtung jener Mittelmeersitte in der hier gemeinten Zeit den Griechen abzusprechen. Plato in seinen nach dem Massstab gewöhnlicher Bürgerverhältnisse entworfenen Gesetzen nimmt diese Sitte wieder auf; er schreibt XII p. 952, c: (*τοὺς χρηματισμοῦ χάριν ἐμπορευομένους ξένους*) *ἀγοραῖς καὶ λιμέσι καὶ δημοσίοις οἰκοδομήμασιν ἔξω τῆς πόλεως πρὸς τῇ πόλει ὑποδέχεσθαι χρὴ τοὺς ἐπὶ τούτοις ἄρχοντας τεταγμένους.* Wenn also die Griechen einen solchen Ort, wo Reisende in grösserer Anzahl zusammenwohnten, *ἐμπόριον* nannten, so war das dem homerischen Begriff entsprechend und sehr natürlich, und nicht weniger natürlich, wenn sich an diese Bedeutung der Begriff eines Mittelpunktes für Waarentausch und Handelsverkehr anknüpfte, wie es ein solcher Ort der Vereinigung von Fremden in der That werden musste. Wie früh aber machte sich eine solche Prägnanz bemerkbar?

Der unter Hesiods Namen gehende Vers *ἔργ. κ. ἡμ.* 646 scheint mir dafür ein zweifelhaftes Zeugnis, man mag v.v. 646—648 noch für echt hesiodeisch oder für jünger halten. Es ist wahr, diese drei Verse stören (nach Ausscheidung der gewiss unechten v.v. 649—662) den Uebergang zu v. 663 ff. nicht; sie sind aber auch nicht notwendig, sondern überflüssig; der Uebergang ist durch v. 645 genugsam vermittelt. Was mehr wiegt, sie entsprechen der vorausgehenden Darstellung nicht. V. 646: *εἰ δ'* (codd. *εὖτ'*) *ἂν ἐπ' ἐμπορίην τρέψας ἀεσίφρονα θυμόν*, sagt nichts anderes als v. 618: *εἰ δέ σε ναυτιλίης δυςπεμφέλου ἵμερος αἱρεῖ.* Ferner kann der Dichter nicht mehr von dem möglichen Unternehmen einer Seereise bedingsweise sprechen; denn er hat voraus schon zwei Ratschläge für diesen Fall erteilt, erstens im allgemeinen die passende Zeit abzuwarten, und zweitens in der Auswahl des Schiffes das rechte

Mass zu treffen. Danach macht er keine Abschweifung, er braucht also auch nicht mit einer neuen Anfangsformel auf das Thema zurückzukommen, wie v. 641; und selbst da that er es in ganz anderer, kürzerer, zusammenfassender Weise. Ebendeshalb stören die abermaligen Einleitungsverse 646—48 das ganze, wenn sie nicht als untergeschoben mit ausgestossen werden. Ich halte sie also für jüngeres Einschiebsel. Aber auch wenn sie noch im 8. oder 7. Jahrh. entstanden, ja sogar wenn sie von Hesiod selbst herrührten, wären sie noch kein Beweis, dass ἐμπορία in jener Zeit schon „Handel" bedeutete. Der Dichter meint den „Seehandel" schon vorher, wo er Rat gibt, wie die Waare, φόρτος, zu verladen, und Gewinn heimzubringen sei u. s. w., er denkt sich in dem ganzen Zusammenhang keine andere Seefahrt als zum Zweck des Handels: gleichwol nennt er diese schlechtweg „Seefahrt", ναυτιλίη v. 618 und 641, und nur aus dem Zusammenhang ergibt sich der Sinn von „Handelsfahrt", gerade so wie Od. ϑ, 162 ff. Gehörte also v. 646 Hesiod zu, so hiesse ἐμπορίη wie ναυτιλίη — Seefahrt, Reise, bei welcher man Handel, aber nicht gewerbmässig, betreibt; sind die Verse nicht von Hesiod, so beweisen sie ohnehin nichts für das 8. Jahrhundert In diesem also erscheint sprachlich noch immer die Seefahrt als die Hauptsache, der Handel nur nebenbei.

Aus dieser Grundbedeutung entstand auch die Bezeichnung der Gasthäuser als „Häuser für Reisende", ἐμπορικοὶ οἶκοι, deren ich im ersten Artikel erwähnte; wenigstens gebraucht diesen Ausdruck in diesem Sinn Stesichorus (fr. 80) bei Hes. s. v. ναυκληρώσιμοι στέγαι· τὰ πανδοκεῖα, ἐπεὶ ἔνιοι ἐμπορεῖα λέγουσιν, ὡς καὶ Στησίχορος· ἐμπορικὸς οἶκος. Entstehen konnte diese Bezeichnung wol früher, aber jedenfalls nicht später, als im 7. Jahrh. v. Chr.; denn im nächsten schon erscheint ἐμπορίη deutlich auch in der Bedeutung „Handel" bei Theogn. v. 1165 f.: εὖτ' ἂν ὁδοῦ τελέῃς τέρματ' ἐπ' ἐμπορίην. Wichtiger noch ist, dass das 6. Jahrh. die Thätigkeit des Kleinhändlers mit καπηλεύειν besonders bezeichnete, was wir aus Hippon. frg. 42, 2 ersehen. Herodot ferner, welcher uns noch selbst, wie wir gesehen, die Entstehung des Wortes ἐμπόριον nach seiner Grundbedeutung erkennen lässt, gebraucht doch für sich das Wort ἐμπορία entschieden im Sinne von „Handel" III, c. 139: ἀπίκοντο Ἑλλήνων οἱ μὲν, ὡς εἰκὸς, κατ' ἐμπορίην, οἱ δὲ στρατευόμενοι —, οἱ δὲ — ϑεηταί. Dabei gieng die ältere allgemeinere Bedeutung noch lange nicht verloren; die Dichter, welche ὁμηρικώτατοι waren, bewahrten dieselbe und das sogar in einem weiteren Sinne als wir es bei Homer finden. Bei Aeschylos Coeph. 661 ist ἔμπορος ein beliebiger Seereisender, bei Sophocles O. C. 304 u. 901 überhaupt ein Reisender, auch ein Wanderer auf der Landstrasse. Im Einklang damit ist das oben von ἐμπορεύεσϑαι Gesagte; vgl. auch Thuk. II, 67, 4.

In der weiteren Entwicklung können wir noch beobachten, dass die speziellen Merkmale des ἔμπορος nach seiner Grundbedeutung jetzt zwar

zurücktreten, aber doch an ihm haften bleiben: im Gegensatz zu κάπηλος erscheint er als der reisende Kaufmann (Grosshändler), im Gegensatz zu ναύκληρος als der Kaufmann, der eines fremden Schiffes sich bedient, was von Salmasius l. l. auf Grund der Hauptstellen bei Plat. Pol. II, p. 371, c und Ar. Pol. I, 4, 2 (c. 11 Bkk.) des näheren und hinreichend erörtert, neuerdings von Becker und Hermann im Charikles (II, S. 130 ff.), von Büchsenschütz in „Besitz und Erwerb" (S. 454 ff.) behandelt worden ist. Für das Alter des Wortes ναύκληρος weiss ich keinen Anhaltspunkt als einmal seine Identifizierung mit ναύκραρος, welch' letzteren Begriff wir bei Herodot (V, 71)*) bis zum Kylonischen Frevel zurückverfolgen können, somit noch weiter als das Wort κάπηλος. Ausserdem dient für Aeschylos (Sept. 652; Suppl. 177) und Sophocles (Ant. 994) das ναυκληρεῖν schon als Bild.

Spricht nun nicht all' das, musste ich mich fragen, gegen die Annahme eines griechischen Handels in der homerischen Zeit? Keineswegs; es spricht nur dafür, dass man in der althomerischen Zeit mit eigenem Schiffe seine Waaren verfuhr, also auch in diesem Sinne für αὐτοπωλική. Es spricht ferner dafür, dass wie aus andern Umständen, so auch aus der Geschichte des Wortes ἔμπορος (soweit wir eine solche herzustellen vermögen), auf das 7. Jahrh. ungefähr zu schliessen ist als die Zeit, in welcher die αὐτοπωλική im Handelsverkehr der Griechen zurücktrat, und dieser den Charakter von eigentlichem Handel annahm.

Das genügt für meine Aufgabe. Zur Ergänzung der Wortgeschichte wäre allerdings noch beizufügen, dass ἐμπορεύεσθαι = importieren, also mit falscher Etymologie, meines Wissens erst bei Lucian (Nigr. 1) und Athenäus (XIII, p. 569, f.) gebraucht ist; endlich während καπηλεύω schon bei Aesch. Sept. 545: ἔοικεν οὐ καπηλεύσειν μάχην, einen schlimmen Nebensinn hat, gilt ἐμπορεύεσθαι (oder das Aktiv) erst bei Polybius 38, 4, 5 und im neuen Testament (s. II. Petr. 2, 3) so viel als „betrügerisch handeln."

W. A. R.

Ziegler, Fundamente der Stereometrie in neuer und verbesserter Durchführung zum heuristischen Unterrichte. München. 1872. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

In dieser Schrift, die nur 79 Oktavseiten umfasst, ist ein viel reicherer Stoff verarbeitet, als diess in manchem weit umfangreicheren Buche der Art der Fall ist. Wir wollen in Kürze den Inhalt mittheilen: I. Buch. Ebenen: A. Parallelismus von Geraden und Ebenen

*) Vgl. daz. Hermann, gr. Staatsaltt. § 99, 6. Böckh Staatshsblt. II, S. 87.

mit einem Anhange über Stereoskopie. B. Normalprojektionen. Diese Abtheilung enthält die Sätze über die senkrechte Lage einer Geraden zu einer Ebene. Durch Vorausschickung des höchst einfach bewiesenen Satzes: „Die Normalprojektion eines Rechten, dessen einer Schenkel in der Tafel liegt, ist wieder ein Rechter", gelingt dem Verf. eine überaus einfache Beweisführung aller hieher gehörigen Sätze. Auch wird hier das später so geschickt verwendete Normalvierflach definirt. Als Anhang findet sich eine kurze aber vortreffliche Theorie der Axonometrie. C. Der Keil, mit einem Anhange über Planspiegel. II. Buch. Oberflächen: A. Sphärik, d. i. eine gedrängte aber vorzüglich ausgearbeitete Lehre von der Kugelfläche, unabhängig vom Dreikante, wobei der Verf. bei Anordnung der Sätze sowie bei der Art der Beweisführung sich genau an die von ihm in seinem Lehrbuche der Planimetrie gegebene Anordnung hält, wie überhaupt die stete Verweisung auf die Planimetrie keiner der geringsten Vorzüge der Schrift ist. B. Messung von Rotationsflächen enthält die Komplanation der Cylinder- und Kegel-, abgestumpften Kegelfläche (Kegelzone), sowie der Theile der Kugelfläche und der ganzen Kugelfläche selbst, mit einem Anhange über Hohlspiegel. C. Kegelschnitte. Hier gibt Z. eine kurze, elementare Theorie dieser Kurven, in welcher hauptsächlich deren Konstruktion Berücksichtigung findet. Ein Anhang hiezu enthält eine gedrängte, durch Einfachheit sich auszeichnende Theorie der stereografischen Projektion. III. Buch. Körper: A. Prismen und Cylinder. B. Pyramide, Kegel und Kugel mit einem Anhange über die parabolischen Kegel. C. Schichten. Darunter versteht der Verf. einen Körpertheil der von zwei parallelen Ebenen begrenzt wird. Es werden hier das Volumen der abgekürzten Pyramide und des abgekürzten Kegels, des Prismatoides und des Obelisken berechnet, welch' letztere Körper unter der allgemeinen Definition Schichten ohne Zwischenecken zusammengefasst sind. Ausserdem wird noch die Kubatur der Rotationsschichten d. i. eines zwischen zwei Parallelebenen enthaltenen Theiles eines Rotationskörpers gelehrt. Mittels des vom Verf. schon in I B. definirten Normalvierflaches wird eine allgemeine Methode zur Auffindung des cubischen Inhaltes einer Rotationsschicht angegeben, und diese auf die Kugelschicht, das Sphäroid, das Paraboloid (das schon in III A kubirt wurde), das zweimantelige und einmantelige Rotationshyperboloid angewendet. D. Polyeder. Nachdem die allgemein über Polyeder giltigen Sätze (Euler'scher Satz und Aehnlichkeit der Polyeder) vorausgeschickt sind, geht der Verf. zur Betrachtung der regulären Polyeder über, welche man hier ausführlich und auf eine ganz neue überaus lehrreiche Weise behandelt findet. Ausserdem sind auch die Sternpolyeder und archimedischen Körper kurz und gediegen besprochen. Da noch überdiess diesem reichen Inhalte an passenden Stellen lehrreiche Uebungen (im Ganzen 179) eingefügt sind, so wird der Leser die im Eingange ausgesprochene Behauptung gerechtfertigt finden. Wie es schon die Anordnung des verarbeiteten Stoffes erheischt, sind die vom Verfasser gegebenen Beweise grösstentheils sein geistiges Eigenthum. Ich glaube daher mit Recht diese Schrift als eine bedeutende literarische Erscheinung im Gebiete der Elementargeometrie bezeichnen zu dürfen, die sich in den Händen eines jeden Mathematiklehrers an den Gymnasien befinden soll.

Dr. F. X. Stoll, Anfangsgründe der neueren Geometrie für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Bensheim 1872. Verlag der Lehrmittelanstalt. Erhard & Comp.

Es wird in der Schrift ein Abriss der neueren Geometrie gegeben im engen Anschlusse an die euklidische Geometrie, und werden die Grenzen der letzteren nicht überschritten, indem z. B. die schönen Sätze über Kurven zweiter Ordnung, welche uns die neuere Geometrie zu Tage förderte, auf den Kreis beschränkt sind; doch fehlen nicht Fingerzeige über eine allgemeinere Giltigkeit dieser Sätze. Es wird dabei fast nur die Bekanntschaft mit der euklidischen Planimetrie vorausgesetzt. Nur in den letzten §§ wurden die allergewöhnlichsten Sätze aus der ebenen Trigonometrie angewendet und ganz geringe Kenntnisse aus der Stereometrie verlangt. Der Inhalt der Schrift ist folgender: § 1 Zeichenregel. § 2 Lehrsatz des Menelaus. § 3 Lehrsatz des Ceva. § 4 Anwendungen beider Sätze. § 5 harmonische Theilung einer Geraden. § 6 harmonische Strahlenbüschel. § 7 harmonische Eigenschaften des vollkommenen Viereckes und Vierseites. § 8 Pol und Polare. § 9 Anwendungen des § 8. § 10 der Carnot'sche Satz. § 11 Paskal's und Brianchon's Satz. § 12 Chasles' Satz. § 13 Potenzlinie und Potenzpunkt. § 14 Involutorische Punktereihen und Strahlenbüschel. § 15 Aehnlichkeitspunkt und Aehnlichkeitsaxen. § 16 das Berührungsproblem. § 17 Projektivität der Punktereihen und Strahlenbüschel. § 18 Einige Anwendungen von § 17. § 19 Perspektivische und kollineare Lage von Figuren § 20 einige Anwendungen von § 19 § 21 das Prinzip der Reziprozität (Dualität). Man ersieht, dass der Inhalt ein ziemlich reicher ist. Lehrer an höheren Lehranstalten finden auch in diesem Buche einen reichen Stoff zu Uebungen für ihre (namentlich strebsamen) Schüler. Das Buch aber einem Studierenden der neueren Geometrie gleichsam als Vorschule zum Studium der klassischen Werke über diese Wissenschaft in die Hand zu geben, ist wegen der ungewöhnlichen Anzahl von höchst sinnstörenden Druckfehlern sowohl im Texte als in den Figuren, von denen zwar eine namhafte Anzahl, aber bei weitem nicht alle verzeichnet sind, nicht rathsam Wir können nicht umhin, unser Bedauern darüber auszudrücken, dass der Fleiss des Verfassers gerade wegen des erwähnten Mangels die verdiente Belohnung nicht finden wird.

Pleibel, Handbuch der Elementar-Arithmetik. Fünfte verbesserte und vermehrte Aufl. Stuttgart 1872 bei E. Schweizbart.

Dieses ausführliche, mit Ausschluss der Kombinationslehre 616 Druckseiten in Grossoktavformat umfassende Lehrbuch ist für solche, welche durch Selbststudium ihre Kenntnisse in dieser Wissenschaft erweitern und befestigen wollen, also z. B. für strebsame Lehrer an Volksschulen, wegen der in der That durchsichtigen und vom Konkreten zum Abstrakten übergehenden Methode ganz vorzüglich geeignet, zumal da die ausserordentlich reiche Sammlung von Aufgaben, deren Resultate immer angegeben, für deren Lösung häufig Fingerzeige gegeben, und die gerade an passenden Stellen eingefügt sind, die Benützung besonderer Aufgabensammlungen ersparen. Dieses Ziel im Auge behaltend stimmen wir gerne den günstigen Beurtheilungen bei, die schon frühere Auflagen des Buches erfahren haben. Zu einem Lehrbuche aber, das einem Schüler in die Hand gegeben werden soll, taugt es nach unserem Dafürhalten schon wegen seines allzubeträchtlichen Volumens nicht.

Straubing. **Eilles.**

Ein amerikanisches und ein spanisches Werk über Sprachwissenschaft.[1]) Von Dr. Julius Jolly, Priv.-Doc. in Würzburg.

Die verschiedensten Völker der älteren Zeit, Inder, Araber und Hebräer, Griechen und Römer, haben zu der Ausbildung der Sprachwissenschaft beigetragen, aber unter den neueren Nationen gebührt das Verdienst, diese zerstreuten und vereinzelten Forschungen, die ganz heterogenen grammatischen Systeme theils indogermanischer, theils semitischer Grammatiker vergleichend verwerthet, geistig durchdrungen, wissenschaftlich vertieft zu haben, unstreitig der gelehrten Forschung eines einzigen Volkes, des deutschen. Die rege Thätigkeit, die im letzten Decennium in England, Frankreich und namentlich seit Kurzem auch in Italien auf dem Gebiete der Sprachwissenschaften erwacht ist, knüpft übersetzend, berichtigend, ergänzend, polemisirend durchaus an die deutschen Forschungen an. Nur in einem nicht unwichtigen Punkte ist die ausländische Sprachwissenschaft bis jetzt entschieden über die deutsche hinausgelangt, in der übersichtlichen Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse in Lehrbüchern: Lehrbüchern allerdings nicht in dem stricten deutschen Sinne, dass darunter Werke von streng wissenschaftlicher Haltung zu verstehen sind, sondern von der Art, dass die Hauptlehren dieses Wissenskreises in klarer und leicht fasslicher Form für ein grösseres Publicum dargestellt werden. Diese Tendenz war es, aus der die berühmten „Lectures on the Science of Language" von Max Müller hervorgegangen sind, die, obwohl von einem Deutschen verfasst, doch nicht blos der Sprache, sondern auch dem ganzen Ton der Darstellung, dem ganzen Zug der Auffassung nach ein specifisch englisches Werk sind; mit zwei ebenso in der erwähnten Grundrichtung übereinstimmenden, als in der Detailausführung von einander abweichenden populären Werken ist seit Kurzem die bisher auf diesem Felde unthätige Forschung Spaniens und Nordamerikas in die Mitbewerbung eingetreten. Ich will zunächst das ältere und zugleich bedeutendere von beiden besprechen, die Vorlesungen von Professor Whitney in Newhaven, dem durch die im Verein mit Prof. Roth in Tübingen veranstaltete Ausgabe des Atharva-Veda und zahlreiche kleinere Arbeiten aus dem Gebiete der Sanskritphilologie und Linguistik viel verdienten Sanskritisten. Diese „Lectures", welche eine erweiternde Umarbeitung einer Reihe in Washington und Boston in den Jahren 1864 und 65 gehaltener Vorträge sind, liegen in dritter Auflage vor mir (London 1870; die erste Aufl. erschien 1867), und gewiss hätte schon allein der rasche Erfolg, den es in seinem Vaterlande erzielt hat, dem bedeutenden Buche auch in Deutschland eine grössere Aufmerksamkeit zuwenden sollen, als ihm bisher zu Theil geworden ist.[2])

Ueber die Richtung desselben und das Publikum, für welches Whitney geschrieben haben will, wird es am besten sein, ihn selbst sprechen zu lassen. „Es kann einem Zweifel wohl nicht unterliegen, sagt der amerikanische Forscher (preface p. VII), dass wenigstens so viel von dem Wesen,

---

[1]) Language and the study of language. 12 lectures. By W. D. Whitney. 3d edition. London 1870. 504 S. — Francisco García Ayuso. El estudio de la filología en su relacion con el sanskrit. Madrid 1871. 328 S.

[2]) Eine [illegible] kurz gehaltene, doch [illegible] Anzeige der ersten Auflage von [illegible] s. in Kuhn's Zeitschrift f. vgl. Sprachf. XVII, 154 f.

der Geschichte und Classification der Sprachen, als dieses Buch enthält, an jeder Hochschule gelehrt werden sollte, und zwar auch für die, welche sich nicht ex professo mit vergleichender Sprachwissenschaft zu beschäftigen gedenken. Unumgänglich ist natürlich eine solche Anleitung für diejenigen, welche diese Absicht hegen. Es ist nach meiner Ueberzeugung ein Fehler, jungen Leuten, die nur den gewöhnlichen Gymnasialunterricht in den alten und neueren Sprachen oder in beiden hinter sich haben, ohne Weiteres die Beschäftigung mit vergleichender Grammatik zuzumuthen; denn die gewöhnliche Folge ist, dass sie entweder Ueberdruss über den Ocean von Einzelheiten empfinden, die man ihnen mittheilt, oder dass sie ganz und gar darin untergehen und ihnen die grossen Gesichtspunkte abhanden kommen, welche ihren Studien Reiz und Richtung verleihen sollten. So dass man nicht selten mit grammatischem Tact und etymologischem Scharfsinn ganz verschrobene und phantastische Ansichten über die Beschaffenheit und die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen verbunden findet." Das sind wahre und auch für den deutschen Universitätsbetrieb der Sprachwissenschaft recht beherzigenswerthe Worte; sehen wir zu, wie der Verfasser der hier ausgesprochenen Tendenz, die also auf Gemeinfasslichkeit, jedoch nicht in dem oft mit diesem Worte verbundenen Sinne der Flachheit geht, gerecht wird.

Warum sprechen wir so wie wir sprechen? In die Beantwortung dieser Frage drängt nach einigen einleitenden Bemerkungen über Geschichte der Sprachwissenschaft Whitney kurz die Aufgabe seiner Untersuchungen zusammen Die vorläufige Antwort lautet: Weil wir es von unseren Eltern oder Erziehern oder überhaupt den Personen, in deren Umgebung wir aufgewachsen sind, so gelernt haben. Also nicht in Folge unserer Abstammung sagen wir water und milk, bemerkt, hier wie überall vom Englischen ausgehend, Whitney, nicht eau und lait, hydor und gala, sondern vermöge unserer Erziehung; ein Kind englischer Eltern würde, in frühester Kindheit nach Frankreich gebracht, nicht die Sprache seiner Eltern, sondern die französische zur „Muttersprache" haben. Dass dieser anscheinend so einfache, auch von Max Müller schon in's Licht gesetzte Punkt doch immer noch der Hervorhebung bedarf, wird uns nachher die Betrachtung des spanischen Werks zeigen. Der Ueberlieferung der Sprache gegenüber, die er also von seiner Umgebung annimmt, verhält sich nun aber der Einzelne nicht rein receptiv, sondern Jeder an seinem Theile nimmt gewisse Veränderungen theils an dem Lautbestand der Wörter vor, zu dem Behuf um sich durch Abschleifung der Laute, Abwerfen der Endungen u. dgl. die Aussprache zu erleichtern, theils an der Bedeutung der Wörter und Formen, welche unabhängig von ihrem Ursprung in willkürlicher Weise verändert wird. Diese geschichtlichen Veränderungen der Sprache sind es, welche den Gegenstand der sprachlichen Forschungen bilden, die Sprachwissenschaft ist also eine historische Disciplin, wie in der zweiten Vorlesung mit polemischer Wendung gegen diejenigen Forscher ausgeführt wird, welche sie wie Schleicher und Max Müller zur Naturwissenschaft machen wollten. Zur Stütze dieser Auffassung hatte Max Müller (Vorles I, S. 34 der deutschen Ausg.) zwei Geschichten von mächtigen Alleinherrschern, Tiberius und Kaiser Sigismund angeführt, welche lateinische Sprachschnitzer begingen und darüber Verweise von zwei einfachen Grammatikern hinnehmen mussten, weil, wie in der ersten Erzählung der Grammatiker Marcellus dem Tiberius bemerkt, ein Kaiser das Bürgerrecht wohl Menschen, aber nicht Worten ertheilen kann.

Sofern nun mit diesen Anekdoten bewiesen werden soll, dass selbst der absoluteste Monarch nicht im Stande sei, ein Titelchen an der Sprache zu ändern, stellt ihnen Whitney treffend eine andere Anekdote gegenüber, welche uns aus dem Leben eines französischen Monarchen überliefert ist: Ludwig der Heilige hat die bekanntlich falsche Bezeichnung der Tataren als Tartaren aufgebracht, indem er, wie erzählt wird, bei der ersten Meldung von dem verheerenden Einfall dieses Volksstamms in Osteuropa ausrief: „Wohl mag man sie Tartaren heissen, denn in ihren Thaten gleichen sie Dämonen aus dem Tartarus.“ In diesem Falle hat also wirklich ein Monarch vermöge seines gebietenden Einflusses auf die Sprache ein Wort umgestaltet, und es ist in dieser umgestalteten Form aus dem Französischen auch in die übrigen Cultursprachen übergegangen. Nachdem er in eingehender Erörterung, mit der jetzt Clemm's anregendes Schriftchen „Ueber Aufgabe und Stellung der classischen Philologie etc.“ Giessen 1872, zu vergleichen ist, der Sprachwissenschaft ihre Stellung innerhalb der Gesammtheit der Wissenschaften angewiesen hat, setzt er in der zweiten und dritten Vorlesung die Principien der historischen Grammatik und Etymologie auseinander, wobei neben Grimm's Lautverschiebungsgesetz und anderen Lautgesetzen auch der Wechsel der Bedeutung als ein wichtiger Factor im Sprachleben mehr als bei Max Müller und Schleicher zur Geltung kommt. Gegen letzteren, den übrigens schon Steinthal in diesen Punkten widerlegt hatte, sind auch die Bemerkungen über den sogen. Sprachsinn oder das Sprachgefühl gerichtet, welches nach Schleicher „der Schutzgeist der sprachlichen Form“ ist; in dem Masse wie es weicht und zuletzt schwindet, breche das lautliche Verderben über das Wort herein.[1]) Mit viel mehr Recht bemerkt Whitney, dass der rasche Wechsel der Bedeutungen gerade ein Hauptprincip sprachlicher Entwicklung sei, welches daher besonders in den höchst entwickelten Sprachen vorherrscht. Was von der Geschichte der Sprachen, das gilt auch von dem Wachsthum der Dialekte, wie in der 4. Vorlesung an der Geschichte des Latein, der germanischen Dialekte und des amerikanischen Englisch dargethan wird. Alle Dialekte aber gehen auf eine ursprüngliche Einheit zurück (5 Vorlesung); die entgegenstehende eigenthümliche Ansicht Renan's und Max Müller's, wonach die Dialekte vor der Sprache vorhanden sind, beruht, wie mir scheint, auf einer Ueberschätzung des sogen. dialektischen Wachsthums, welches allerdings in Neger- und Indianersprachen, auf die sich Müller beruft, sehr stark hervortritt, während in unseren Cultursprachen die üppige Particularität des Individuums im Sprachleben wie anderwärts durch die Macht der Gesellschaft zurückgedrängt wird. Und jede Vielheit verwandter Völker geht doch auch schliesslich auf einen Stamm zurück. Die Sprachstämme bespricht Whitney in dem zweiten Haupttheil seiner Vorlesungen (V—IX), zunächst den indogermanischen oder wie er aus einem recht kleinlichen Motiv nationaler Eifersucht lieber will, den „indoeuropäischen“. In der Frage nach der Urheimat der Indogermanen zeigt er ebenso wie in Betreff der Chronologie der Sprachentrennung und der Bestimmung der inneren Gliederung der idg. Sprachen eine grosse Zurückhaltung. Auch in der deutschen Forschung scheint in diesen schwierigen Fragen neuestens eine skeptische Strömung die Oberhand zu gewinnen, wie in Bezug auf die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen Joh. Schmidt's bez. Abhandlung

1) Schleicher „Deutsche Sprache“ S. 63. 65 der 2. Aufl.

(Weimar 1872), in Betreff des erstgenannten Problems die jetzt vielfach auftretende Ansicht zeigt, dass die Indogermanen nicht aus Asien eingewandert zu sein brauchten, sondern ihre Ursitze mit ebensoviel oder mehr Wahrscheinlichkeit in Europa zu suchen seien.[1]) Was Pictet aus den Ermittlungen über den Culturzustand der Indogermanen, der sprachlichen Paläontologie, wie man diese Untersuchungen auch genannt hat, mittheilt, sowie die gutentwickelten Gründe für die hervorragende principielle Bedeutung und allgemeine Bevorzugung des Studiums der indogermanischen vor anderen Sprachen darf ich hier wohl als bekannt übergehen. Zu der auch eine anziehende Uebersicht über die betreffenden Literaturen enthaltenden Geschichte der übrigen Sprachstämme ist das Material hauptsächlich aus Steinthals grundlegender „Charakteristik der Haupttypen des Sprachbaus" entnommen. Nachdem er sich in der 9. Vorlesung noch sehr energisch gegen die auch von der deutschen Wissenschaft einstimmig verurtheilte „turanische Familie" ausgesprochen hat, welche fast alle bekannten Sprachen mit Ausnahme der semitischen und indogermanischen umfassen sollte, nach Whitney aber nur eine ganz unwissenschaftliche Conglomeration, keine Classification ist, gelangt er in der 10. Vorlesung zu den Methoden sprachlicher Classification überhaupt, wobei er mit Recht der genealogischen den Vorzug vor der morphologischen gibt, die sich blos auf äussere Aehnlichkeit der Structur stützt. Die Versuche, die verschiedenen Sprachstämme durch Vergleichung der Wurzeln mit einander zu vermitteln und die ursprüngliche Einheit der getrennten Rassen aus der Sprache nachzuweisen, werden als chimärisch abgewiesen und in der 11. Vorlesung zu der Eingangsfrage zurückgekehrt: Warum sprechen wir so wie wir sprechen? Hier werden nun sowohl die Wauwautheorie als die Pahpahtheorie, wie M. Müller die beiden früheren Hauptansichten über den Ursprung der Sprache benannt hat, aber auch Müllers eigene, die Klingklangtheorie verworfen. Eine neue Ansicht über dieses schwierigste aller Probleme, welches soeben die Göttinger Akademie wieder zum Gegenstand einer Preisfrage gemacht hat, stellt Wh. nicht auf, gesteht aber der ersten unter den drei genannten Theorieen, der onomatopoetischen, innerhalb gewisser Grenzen und mit gewissen Modificationen eine grosse Berechtigung zu. Die Wechselwirkung zwischen Sprache und Gedankenbildung wird in der 12. Vorlesung erörtert und aus der Geschichte der Schrift in anziehender Weise erläutert, endlich schliesst sich an ein etwas nach nationaler Voreingenommenheit schmeckendes Lob der englischen Sprache, worin freilich Whitney sich auf einen so competenten Vorgänger wie J. Grimm hätte berufen können, der Hinweis, dass jeder Einzelne pro virili parte durch klares, männliches Denken und Sorgfältigkeit im Ausdruck zur Ausbildung und Veredlung seiner Muttersprache beitragen könne und solle. Mit dieser Nutzanwendung steht der ganze Zug der Auffassung Whitney's, die er mit grosser Consequenz durch alle Theile der Sprachwissenschaft durchgeführt hat, im besten Einklang. In scharfem

---

1) Die zuerst von dem Engländer Latham aufgestellte Annahme von der europäischen Herkunft der Indogermanen wird mit grösserer oder geringerer Entschiedenheit vertreten von Benfey in der Vorrede zu Fick's Wörterbuch, Lazar Geiger in seiner Entwicklungsgeschichte der Menschheit, Stuttgart 1871, Spiegel Eranische Alterthumskunde S. 426 ff. und J. G. Cuno Forschungen auf dem Gebiete der alten Völkerkunde S. 21 f.

Gegensatz zu einer viel verbreiteten Richtung, welche die Sprache als ein rein instinctives, einem Naturorganismus ähnliches Produkt ansieht und folgerichtig die Wissenschaft davon zu den naturwissenschaftlichen Disciplinen stellen will, geht die Tendenz Whitney's — und nur auf diese, nicht auf die sehr zahlreichen und pikanten Beispiele aus der Sprachgeschichte, die eine Hauptzierde des Buches bilden, konnte ich hier eingehen — darauf hin, ihre geistige Seite hervorzukehren, wodurch sie allen guten oder schlimmen Einflüssen geistiger Cultur oder Uncultur unterworfen ist. Mögen die Consequenzen dieser Anschauungsweise mehrfach zu weit erstreckt sein, sie selbst ist ebenso richtig als durch ihren praktischen, ethischen Hintergrund ansprechend, während die entgegenstehende Ansicht der modischen Bevorzugung der Naturwissenschaften huldigt und eine Losreissung der Sprachwissenschaft von der Philologie anstrebt, die für beide Theile gleich unheilvoll sein würde, wenn sie überhaupt ausführbar wäre.

Dass es in diesem wichtigen Punkte die gleiche Auffassung wie Whitney's geistvolles Buch vertritt, zeigt schon der Titel des spanischen Werks, zu dem ich mich nun wende: Das Studium der Philologie in seiner Beziehung zum Sanskrit. Auch der spanische Gelehrte bietet uns mit diesem fleissigen Buche keine Erstlingsarbeit; durch eine arabische Grammatik, die wesentlich nach der Ollendorff'schen Methode eingerichtet ist, hatte sich Ayuso schon früher als gründlichen Kenner der arabischen Sprache gezeigt, mit der er sich durch einen längeren Aufenthalt in Nordafrika auch eine praktische Vertrautheit erworben hatte. Aber sein Hauptinteresse nahmen von Anfang an das Sanskrit und die damit unzertrennlich verknüften Entdeckungen der vergleichenden Sprachwissenschaft in Anspruch, die er in Spanien einzuführen den Plan fasste, und um sich darüber selbst aus bester Quelle zu informiren, vertauschte er seinen gewöhnlichen Wohnsitz Madrid mit München, wo er unter der bewährten Leitung der Professoren Haug und M. J. Müller den orientalischen und sprachvergleichenden Studien mit einem erfolgreichen Fleisse oblag, wie seinen damaligen Commilitonen noch wohl erinnerlich ist. Es sind die Früchte dieser Studien, welche er seinen Landsleuten in dem vorliegenden Werke darbietet, welches den Zweck verfolgt, durch eine knapp gehaltene Darstellung der wichtigsten Ergebnisse und sehr sorgfältige und mit kritischem Blick abgefasste Nachweise über die einschlägigen Werke der deutschen, sowie auch der englischen und französischen Literatur dem gebildeten Theil des spanischen Publikums einen Ueberblick über Umfang, Inhalt und Methode einer Wissenschaft zu geben, um deren Ausbildung sich zwar Spanien in früheren Jahrhunderten von dem Polyglottenwerk des Cardinals Ximenes bis herab zu dem 1800 erschienenen Catalogo von Hervás mannigfache Verdienste erworben hat (doch nicht so grosse, als sie Ayuso auf S. 282 ff. schildert), die aber seitdem wie der ganze wissenschaftliche Betrieb überhaupt, wenn man von einigen Ansätzen in der Medicin und in der Geschichtsforschung absieht, völlig brach gelegen hat.

Ayuso hat seinen reichen Stoff in drei Theile eingetheilt, von denen der erste im Anschluss an W. von Humboldt die allgemeinen Grundbegriffe, der zweite ähnlich wie bei Whitney, dessen Werk aber Ayuso nicht gekannt zu haben scheint, die Geschichte und Charakteristik der Haupttypen des Sprachbaus, der dritte die Geschichte der Philologie und Sprachwissenschaft behandelt. Die Sprachphilosophie des Verfassers ist, soweit sie von den erwähnten deutschen Vorgängern abweicht, nicht frei von Spuren orthodoxer Befangenheit, und die ebenfalls im ersten

Theil enthaltene Ansicht, dass ein Kind, welches bevor es sprechen kann in ein fremdes Land versetzt wird, die fremde Sprache schwerer erlernen wird als es die seiner Heimat gelernt haben würde, widerlegt sich durch die oben aus Whitney beigebrachten Ausführungen. Viel bedeutender ist der zweite Abschnitt, die Hauptmasse des Werks, und es verdient hier besonders die sehr sorgfältige Geschichte der Entzifferung der Keilschriften hervorgehoben zu werden, wenn auch, worauf ich schon anderswo hingewiesen habe, der jetzige Stand dieser rasch fortschreitenden Forschungen Ayuso's Darstellung weit überholt hat. Zu Schrader's Resultaten über den semitischen Theil der Inschriften, die von diesem Forscher zum ersten Mal mit philologischer Akribie untersucht sind, kommt in der allerjüngsten Zeit noch die Uebersetzung und Erklärung der mit den ägyptischen Denkmälern an Alter wetteifernden akadischen Inschriften hinzu, die uns von der französischen Sprachwissenschaft dargeboten wird. Ist dieser zweite Abschnitt durch den Reichthum an interessantem Detail und durch das Geschick, mit welchem der Verfasser den Formenbau selbst entlegener Sprachen anschaulich darzustellen weiss, recht geeignet den Laien in die geistige Werkstätte der Sprachforschung einzuführen, so enthält der dritte eine Reihe feiner Charakteristiken, die auch für den Fachgenossen von Interesse sind. Besonders die eigenthümlichen Vorzüge der zu wenig gekannten indischen Nationalgrammatik finden sich gut hervorgehoben. Auch ergibt sich aus dem Gegensatz zur indischen Sprachwissenschaft das Wesen der griechischen: so bedeutende Köpfe sich an dem Ausbau derselben durch eine Reihe von Jahrhunderten betheiligt haben, so stehen doch ihre Leistungen nicht im Verhältniss zu der aufgewendeten Mühe, weil ihr Standpunkt nicht der richtige war. Sie traten von der Philosophie, von der Logik aus an die Sprache heran mit der Tendenz, die mittelst des abstracten und subjectiven Denkens gewonnenen Kategorien in derselben wiederzufinden, dagegen warfen sich die indischen Grammatiker ohne solche vorgefasste Meinung auf die Sprachforschung, vor Allem auf die Beobachtung der Laute und ihrer gesetzlichen Veränderungen und begründeten durch ihr Zerlegungssystem — *vaijākaranā*, wie ihnen die Grammatik heisst — die Etymologie in einer Weise, welche die phantastischen Spielereien der griechischen und römischen Grammatiker tief beschämt und den Forschungen der modernen Sprachwissenschaft vielfach als Ausgangspunkt dienen konnte. Freilich ist auch die Methode der Sanskritgrammatiker von willkürlichen Combinationen und einseitigen Auffassungen keineswegs frei, weil ihr Blick sich nicht über eine einzige Sprache hinaus erstreckte. Erst durch die Aufdeckung des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen ist eine tiefere Einsicht in den Organismus dieser und weiterhin aller Sprachen überhaupt erreicht, erst die Aufgabe unserer Zeit ist es geworden, die Lehren sowohl der griechisch-römischen als der indischen Grammatik von Grund aus zu reformiren, die Einzelsprachen auf Grund der vergleichenden Grammatik unseres Sprachstammes darzustellen.

So enthält auch für den deutschen Leser dieses Werk des Interessanten Vieles, von besonderem Werthe ist noch das angehängte Literaturverzeichniss, welches mit sehr viel Tact zusammengestellt ist. Auch wird das Angeführte genügen, um erkennen zu lassen, wie sehr es sich bei gleicher Tendenz in der Ausführung von dem amerikanischen Werke unterscheidet. Geht der spanische Gelehrte darauf aus, die Details, den Büchervorrath, die Geschichte der Sprachwissenschaft vorzuführen, so hat dagegen Whitney einen neuen Grundgedanken mit

grossem Geschick durch alle Theile derselben durchgeführt und durch anmuthige Darstellung die Methode und Ergebnisse der Sprachwissenschaft einem viel grösseren Kreise mit viel Gewandtheit und Erfolg näher gebracht.

Beiden Werken hat die deutsche Literatur nichts Aehnliches an die Seite zu stellen, da Heyse's schätzbares System der Sprachwissenschaft, das sich mit dem Inhalt des Ayuso'schen Buches nahe berührt, entschieden antiquirt ist und eine Ergänzung nach dem jetzigen Stand der Forschung erfordert. Durch Originalität der Gedanken und Eleganz der Formgebung erheben sich die „Vorlesungen" von Whitney zu einem Werk von selbständiger und allgemeinerer Bedeutung, das freilich, worauf schon Clemm a. a. O. hingewiesen hat, zunächst nur für ein englisch sprechendes Publikum zugänglich ist, weil der Verfasser überall vom Englichen ausgeht; eine deutsche Bearbeitung würde daher sehr Vieles zu ändern haben und könnte wohl nur von einem Sprachforscher mit Erfolg unternommen werden.

Römische Alterthümer von L. Lange. Dritter Band. Der Staatsalterthümer dritter Theil. Erste Abtheilung. Berlin, Weidmann 1871. (XII und 586 S.)

Der Verfasser, der im ersten Band seiner Alterthümer S. 42 ff. versprochen hatte, im dritten Band die Verfassungsgeschichte von den Gracchen bis zur Begründung der Alleinherrschaft durch Octavian und das Kriegs- wie Gerichtswesen zu behandeln, sah sich, wie leicht vorauszusehen war, in Folge des weitschichtigen Materials, das der Arbeit über die Verfassung jener Zeit vorlag, genöthigt die Darstellung der Verfassungsentwicklung für sich besonders als erste Abtheilung des dritten Bandes erscheinen zu lassen, gewiss nicht zum Nachtheil des Werkes. Denn die Wichtigkeit der Sache selbst wie der theilweise grosse Reichthum der Quellen verlangten geradezu eine gewisse Ausführlichkeit der Behandlung. Ebensowenig wird Jemand mit dem Verf. rechten, dass er nicht ausschliesslich Verfassungsgeschichte gegeben, sondern dieselbe in den Rahmen der allgemeinen inneren wie äusseren Geschichte Roms gefasst hat. Denn nur dadurch wird der Verlauf, den das Verfassungsleben jener Zeit genommen, verständlich und in die rechte Beleuchtung gebracht. — Wie die vorhergehenden Bände, so zeichnet auch diesen die umsichtige Benützung des Quellenmaterials aus, und da in demselben die Mängel der Eintheilung des Stoffes, welche erfahrungsgemäss den Anfängern im Studium der römischen Verfassung die Lektüre namentlich des ersten Bandes sehr erschweren, in Wegfall kommen, so ist derselbe diesen sowie allen, die sich mit der darin behandelten Geschichte sei es um ihrer selbst sei es um der Lektüre Ciceros und anderer Classiker willen eingehend und quellenmässig beschäftigen, angelegentlich zu empfehlen.

Griech. Alterthümer von G. F. Schoemann. I. Band. Das Staatswesen. 3. Auflage. Berlin, Weidmann 1871 (VIII u. 600 S.).

Die neue Aufl. des allbekannten Buchs hat gegenüber der vor zehn Jahren erschienenen zweiten im Text wie in den unter dem-

selben stehenden Anmerkungen verschiedene Aenderungen und Zusätze erfahren. Die Spuren der erweiternden und ergänzenden Hand treten schon äusserlich in der vermehrten Seitenzahl entgegen: während die vorangehende Aufl. 558 S. Text und Anmerkungen hat, finden wir in der neuen bei gleichem Druck und Format 572, also eine Vermehrung von 14 S. Die Zusätze in den Anm. bestehen hauptsächlich in Angaben von Hülfsschriften und Citaten aus den Quellen, soweit diese oder jene anzuführen der Verf. für gut befunden hat. Doch sind die Zusätze und zwar meist im Zusammenhang mit Textänderungen auch anderer Art. So ist z. B. S. 108 A. 1 eine Bemerkung über die Nothwendigkeit periodischer Vermögensschätzung oder Aenderung der Censussätze in timokratischen Verfassungen aufgenommen, S. 135 A. 1 über die Unwahrscheinlichkeit, dass in griechischen Adelsstaaten ein gesetzliches Verbot des Connubium mit Nichtadeligen bestanden habe, S. 464 A. 1 über die Ekklesiasten in Athen, die auf's Triobolon verzichteten (ἐκκλησιασταὶ οἰκόσιτοι nach einer Stelle des Dichters der mittleren Komödie Antiphanes bei Athen. VI, 52) u. a. dgl. Andere Anm. haben eine etwas andere Fassung erhalten. So lautet S. 2 A. 2 in der früheren Aufl.: „dass die Leleger zu den pelasgischen Völkerschaften zu zählen seien, wird so ziemlich allgemein zugestanden", in der neuen steht statt der letzten Worte „scheint kaum bezweifelt werden zu dürfen", und ebenda in der zweiten Auflage: „Am rathsamsten dürfte es sein, die Karer für einen mit Phoeniciern stark gemischten Theil des Lelegerstammes zu erklären", in der neuen ist nach den Worten „mit Phoeniciern stark gemischten" noch eingefügt „und ihnen assimilirten", ein Zusatz, der allerdings dem gegenwärtigen Stand der so schwierigen Forschung über die Nationalität der Karer besser entsprechen dürfte als die Weglassung desselben; dagegen werden sich die Anhänger der wohlbegründeten Hypothese, dass die Leleger nicht mit den Pelasgern zu identificiren (vgl. auch Zeitschr. f. M. G. 17, 649), sondern als vorpelasgische Bevölkerung Griechenlands anzusehen seien, mit der anderen Accommodation an die neueren Untersuchungen über diesen Gegenstand schwerlich zufrieden geben.

Statt der „Zusätze und Berichtigungen" der zweiten Aufl. folgt S. 573—588 ein „Anhang", welcher den besonderen Zweck verfolgt die im Text vorgetragenen Ansichten gegen andersmeinende zu vertheidigen. S. 573—577 tritt der Verf. der Ansicht von der Entstehung des spartanischen Doppelkönigthums, welche Curt Wachsmuth in den Jahrbb. 1868 H. 1 aufgestellt hat, mit verschiedenen Bedenken entgegen, aber wohl kaum mit Erfolg. W. behauptet bekanntlich, dass das eine der beiden Königshäuser, das der Agiaden, vordorischen (achaeischen), das andere, das der Eurypontiden, dorischen Ursprungs sei, dass man mithin in den beiden Häusern eine Repräsentation zweier verschiedener Niederlassungen auf spartanischem Stadtgebiet zu sehen und das Institut des Zweikönigthums als aus einem Synoikismos dieser Sondergemeinden hervorgegangen zu betrachten habe. Seine Ansicht hat W. bei Gelegenheit der Besprechung des Schoemann'schen Buches im Philol. Anz. IV, 1, 45 gegen Schoemanns Ausstellungen auf's neue begründet, worauf Ref. der Kürze wegen verweist. — Ebensowenig scheint dem Ref. die Vertheidigung der im Text S. 356 festgehaltenen und allerdings von gleich anerkannten Autoritäten auf dem Gebiet der griechischen Alterthumskunde, wie Sauppe, E. Curtius und anderen getheilten Ansicht, dass die Losung bei der Archontenwahl bereits von Klisthenes eingeführt worden sei, allen Zweifel beseitigt zu haben. Sollte der

die Bilderbeilage erfuhr eine Verbesserung und Bereicherung. Gleichzeitig erschien auch der III. Bd. dieses Lehrbuches (284 S. in 8) in dritter, durchgehends verbesserter Auflage.

Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen. Von Dr. Wilhelm Schrader, Provinzialschulrath. 2. durchgesehene Aufl. Berlin 1873. Verlag von G. Hempel, 554 S. in gr. 8. Die Redaktion dieser Blätter war seinerzeit nicht in der Lage, auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam zu machen; indes derartige Bücher finden ihren Weg in die Bibliotheken von selbst, und wir irren kaum, wenn wir annehmen, dass dasselbe keinem bayer. Gymnasiallehrer unbekannt geblieben ist. Wenn wir das Erscheinen der neuen Auflage anzeigen, so geschieht es lediglich, um dem Gefühle der Freude und Genugthuung Ausdruck zu geben, dass der Absatz ein so rascher war. Die zweite Auflage stimmt im wesentlichen mit der ersten überein, wie das selbstverständlich ist bei Grundsätzen, die der Verf. nicht erst seit gestern hat; sie hat nur einige Zusätze und an manchen Stellen grössere Klarheit und Bestimmtheit erhalten; ausserdem ist ein Sachregister hinzugefügt; Kritik an solchen Werken zu üben ist unnötig, da sie den Verf. kaum von wohlerwogenen und lange geprüften Ansichten abzubringen vermöchte, und der Leser, wo er etwa nicht zustimmen zu können glaubt, selber seine Gründe abwägen mag; indes gestehen wir, dass wir uns fast durchweg den Anschauungen des auf allen Gebieten des Gymnasialwesens einheimischen Verf. anschliessen können.

Die astronomische Geographie der Griechen bis auf Eratosthenes. Von Dr. H. W. Schäfer, Oberlehrer am Gymn. in Flensburg. Berlin, Verlag von Calvary & Co. 1873. 32 S. in 4. Das interessante Schriftchen behandelt: I. die Himmelsbeobachtungen der vorgriechischen Zeit; II. die mythischen Anschauungen des hellenischen Volksglaubens; III. die spekulativen Behauptungen der Philosophen; IV. die wissenschaftliche Forschung der Mathematiker bis auf Eratosthenes.

Die deutsche Geschichte in ihren wesentlichen Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang. Von Dr. Heinr. Dittmar. 7. Aufl. Durchgesehen nnd bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Dr. K. Abicht. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlung. 1873. 588 S. in 8. Pr. 1 Thlr. 10 Sgr. Nach denselben Grundsätzen wie die 5. und 6. Aufl. (vgl. S. 327 des VII. Bds. dieser Bl.) bearbeitet ist die gegenwärtige 7. Aufl. durch die Geschichte des jüngsten franz.-deutschen Krieges bereichert, im übrigen sorgfältig revidiert und berichtigt.

Römische Privatalterthümer für höhere Lehranstalten und weitere Kreise bearbeitet von Dr. W. Kopp. Mit 5 Holzschnitten. Zweite erweiterte Auflage. Berlin 1873. Verlag von Jul. Springer. 98 S. in 12. Enthält das Unentbehrlichste von den genannten Disciplinen. Bei aller Beschränkung ist der Verf. doch bemüht, die Altertümer nicht bloss interessant, sondern auch ethisch verwertbar zu machen. — Von demselben Verf. und nach den gleichen Grundsätzen bearbeitet erschien in dem nemlichen Verlage: Römische Staatsalterthümer und Religionsalterthümer. Zweite erweiterte Auflage. 140 S. in 12. Mit einem Plane von Rom. Beide Schriftchen können zum Gebrauche für Schüler ebenso empfohlen werden, wie die S. 227 des VIII. Bds. dieser Bl. angezeigte Röm. Literaturgeschichte desselben Verfassers.

W. Sommer's praktische Aufsatzschule für Elementarschüler. 4. Heft. Anleitung und Muster zu Geschäftsaufsätzen und Geschäfts-

briefen enthaltend. 4. Aufl. Paderborn, bei Ferd. Schöningh. 1873. 112 S. in kl 8. 13½ Sgr. Das Büchlein lässt sich auch noch in den unteren Lateinklassen verwerten.

Die Ueberreste altdeutscher Dichtungen von Tyrol und Fridebrant. Gesammelt, herausgegeben und erläutert von E. Wilken. Paderborn, bei Ferd. Schöningh. 1873. 44 S. in kl. 8. 12 Sgr. Eine hübsche handliche Ausgabe.

Hêliand. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. 2. verb. Aufl. Paderborn bei Ferd. Schöningh. 1873. 375 S. in 8. 2. Thl. Dem Texte ist der C. Monacensis zu Grunde gelegt; zur Ausfüllung der Lücken wurde der Cottonianus benützt. Im übrigen ist der Text neu durchgesehen und das Wörterbuch mannigfach berichtigt.

Beówulf. Mit ausführlichen Glossen herausgegeben von Moritz Heyne. 3. Aufl. Paderborn, bei Schöningh. 275 S. in 8. 1 Thlr. 18 Sgr. Unter Festhaltung seines sehr konservativen Standpunktes hat der Verf. die seit dem Erscheinen der 2. Aufl. veröffentlichten einschlägigen Arbeiten von Müllenhoff, Bugge und Rieger benützt.

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner Von Dr Dan. Sanders, Berlin Verlag von J. Guttentag. 1873. 145 S. in 8. Die Tendenz des Büchleins ist eine lobenswerte, denn die Einigung in der Orthographie kann man nur sehnlichst wünschen. Auch die Grundsätze sind richtig, dass nemlich im Ganzen und Grossen der Schreibgebrauch für ganz Deutschland bereits feststehe, und dass die Regeln und Feststellungen über deutsche Rechtschreibung möglichst einfach und fasslich sein müssen. Allein im einzelnen dürfte Sanders doch gar zu konservativ, d. h. gar zu wenig geneigt sein, das Einfachere dem Althergebrachten vorzuziehen.

Erzählungen aus der Geschichte. Für Schule und Haus. Von H. W. Stoll. 1. Bdchn.: Vorderasien und Griechenland. 2. Bdchn.: Römische Geschichte. 3. Bdchn.: Das Mittelalter. 4. Bdchn.: Von der Reformation bis zur französ. Revolution. Leipzig, bei Teubner. Diese Erzählungen sind nach Anlage und Durchführung recht brauchbare Lesebücher für Schüler der III. und IV. Lat.-Klasse, sollten daher in den einschlägigen Lesebibliotheken nicht fehlen. Die Behandlung der Reformation im 4 Bdchn. möchte manchem Katholiken weniger zusagen.

Choix de comédies. Les Précieuses ridicules et Les Femmes savantes par Molière. Avec une notice littéraire et des notes explicatives par E. Perréaz, professeur au gymnase de Schaffhouse. Deuxième édition. Revue avec soin. Schaffhouse. Ch. Baader, éditeur. 1873. 114 S. in kl. 8. Druck und Papier sind gut, die Noten spärlich.

Praktisches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen. Eine Auswahl von Fabeln, Balladen, Romanzen, poetischen Erzählungen, Idyllen etc. von Johannes Meyer, Prof an der thurgauischen Kantonsschule. Zugleich als poetischer Anhang zu Götzinger's deutschem Lesebuch für die unteren Klassen. Schaffhausen, Verlag von Karl Baader. 1873. 160 S. in 8 Das Buch ist zunächst zur Ergänzung des (prosaischen) Lesebuches von Götzinger, also auch für Schüler von 12—15 Jahren bestimmt und deshalb mit Recht die epische Gattung,

Ein amerikanisches und ein spanisches Werk über Sprachwissenschaft.[1]) Von Dr. Julius Jolly, Priv.-Doc. in Würzburg.

Die verschiedensten Völker der älteren Zeit, Inder, Araber und Hebräer, Griechen und Römer, haben zu der Ausbildung der Sprachwissenschaft beigetragen, aber unter den neueren Nationen gebührt das Verdienst, diese zerstreuten und vereinzelten Forschungen, die ganz heterogenen grammatischen Systeme theils indogermanischer, theils semitischer Grammatiker vergleichend verwerthet, geistig durchdrungen, wissenschaftlich vertieft zu haben, unstreitig der gelehrten Forschung eines einzigen Volkes, des deutschen. Die rege Thätigkeit, die im letzten Decennium in England, Frankreich und namentlich seit Kurzem auch in Italien auf dem Gebiete der Sprachwissenschaften erwacht ist, knüpft übersetzend, berichtigend, ergänzend, polemisirend durchaus an die deutschen Forschungen an. Nur in einem nicht unwichtigen Punkte ist die ausländische Sprachwissenschaft bis jetzt entschieden über die deutsche hinausgelangt, in der übersichtlichen Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse in Lehrbüchern; Lehrbüchern allerdings nicht in dem stricten deutschen Sinne, dass darunter Werke von streng wissenschaftlicher Haltung zu verstehen sind, sondern von der Art, dass die Hauptlehren dieses Wissenskreises in klarer und leicht fasslicher Form für ein grösseres Publicum dargestellt werden. Diese Tendenz war es, aus der die berühmten „Lectures on the Science of Language“ von Max Müller hervorgegangen sind, die, obwohl von einem Deutschen verfasst, doch nicht blos der Sprache, sondern auch dem ganzen Ton der Darstellung, dem ganzen Zug der Auffassung nach ein specifisch englisches Werk sind; mit zwei ebenso in der erwähnten Grundrichtung übereinstimmenden, als in der Detailausführung von einander abweichenden populären Werken ist seit Kurzem die bisher auf diesem Felde unthätige Forschung Spaniens und Nordamerikas in die Mitbewerbung eingetreten. Ich will zunächst das ältere und zugleich bedeutendere von beiden besprechen, die Vorlesungen von Professor Whitney in Newhaven, dem durch die im Verein mit Prof. Roth in Tübingen veranstaltete Ausgabe des Atharva-Veda und zahlreiche kleinere Arbeiten aus dem Gebiete der Sanskritphilologie und Linguistik viel verdienten Sanskritisten. Diese „Lectures“, welche eine erweiternde Umarbeitung einer Reihe in Washington und Boston in den Jahren 1864 und 65 gehaltener Vorträge sind, liegen in dritter Auflage vor mir (London 1870, die erste Aufl. erschien 1867), und gewiss hätte schon allein der rasche Erfolg, den es in seinem Vaterlande erzielt hat, dem bedeutenden Buche auch in Deutschland eine grössere Aufmerksamkeit zuwenden sollen, als ihm bisher zu Theil geworden ist.[2])

Ueber die Richtung desselben und das Publikum, für welches Whitney geschrieben haben will, wird es am besten sein, ihn selbst sprechen zu lassen: „Es kann einem Zweifel wohl nicht unterliegen, sagt der amerikanische Forscher preface p. VII, dass wenigstens so viel von dem Wesen,

---

1) Language and the study of language: 12 lectures. By W. D. Whitney. 3d edition. London 1870. 504 S D. Francesco García Ayuso: El estudio de la filología en su relacion con el sanskrit. Madrid 1871. 376 S.

2) Eine ziemlich kurz gehaltene, doch empfehlende Anzeige der ersten Auflage von Clemm s. in Kuhn's Zeitschrift f. vgl. Sprachf. XVIII, 119 ff.

der Geschichte und Classification der Sprachen, als dieses Buch enthält, an jeder Hochschule gelehrt werden sollte, und zwar auch für die, welche sich nicht ex professo mit vergleichender Sprachwissenschaft zu beschäftigen gedenken. Unumgänglich ist natürlich eine solche Anleitung für diejenigen, welche diese Absicht hegen. Es ist nach meiner Ueberzeugung ein Fehler, jungen Leuten, die nur den gewöhnlichen Gymnasialunterricht in den alten und neueren Sprachen oder in beiden hinter sich haben, ohne Weiteres die Beschäftigung mit vergleichender Grammatik zuzumuthen; denn die gewöhnliche Folge ist, dass sie entweder Ueberdruss über den Ocean von Einzelheiten empfinden, die man ihnen mittheilt, oder dass sie ganz und gar darin untergehen und ihnen die grossen Gesichtspunkte abhanden kommen, welche ihren Studien Reiz und Richtung verleihen sollten. So dass man nicht selten mit grammatischem Tact und etymologischem Scharfsinn ganz verschrobene und phantastische Ansichten über die Beschaffenheit und die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen verbunden findet." Das sind wahre und auch für den deutschen Universitätsbetrieb der Sprachwissenschaft recht beherzigenswerthe Worte; sehen wir zu, wie der Verfasser der hier ausgesprochenen Tendenz, die also auf Gemeinfasslichkeit, jedoch nicht in dem oft mit diesem Worte verbundenen Sinne der Flachheit geht, gerecht wird.

Warum sprechen wir so wie wir sprechen? In die Beantwortung dieser Frage drängt nach einigen einleitenden Bemerkungen über Geschichte der Sprachwissenschaft Whitney kurz die Aufgabe seiner Untersuchungen zusammen Die vorläufige Antwort lautet: Weil wir es von unseren Eltern oder Erziehern oder überhaupt den Personen, in deren Umgebung wir aufgewachsen sind, so gelernt haben. Also nicht in Folge unserer Abstammung sagen wir water und milk, bemerkt, hier wie überall vom Englischen ausgehend, Whitney, nicht eau und lait, hydor und gala, sondern vermöge unserer Erziehung; ein Kind englischer Eltern würde, in frühester Kindheit nach Frankreich gebracht, nicht die Sprache seiner Eltern, sondern die französische zur „Muttersprache" haben. Dass dieser anscheinend so einfache, auch von Max Müller schon in's Licht gesetzte Punkt doch immer noch der Hervorhebung bedarf, wird uns nachher die Betrachtung des spanischen Werks zeigen. Der Ueberlieferung der Sprache gegenüber, die er also von seiner Umgebung annimmt, verhält sich nun aber der Einzelne nicht rein receptiv, sondern Jeder an seinem Theile nimmt gewisse Veränderungen theils an dem Lautbestand der Wörter vor, zu dem Behuf um sich durch Abschleifung der Laute, Abwerfen der Endungen u. dgl. die Aussprache zu erleichtern, theils an der Bedeutung der Wörter und Formen, welche unabhängig von ihrem Ursprung in willkürlicher Weise verändert wird. Diese geschichtlichen Veränderungen der Sprache sind es, welche den Gegenstand der sprachlichen Forschungen bilden, die Sprachwissenschaft ist also eine historische Disciplin, wie in der zweiten Vorlesung mit polemischer Wendung gegen diejenigen Forscher ausgeführt wird, welche sie wie Schleicher und Max Müller zur Naturwissenschaft machen wollten. Zur Stütze dieser Auffassung hatte Max Müller (Vorles I, S. 34 der deutschen Ausg.) zwei Geschichten von mächtigen Alleinherrschern, Tiberius und Kaiser Sigismund angeführt, welche lateinische Sprachschnitzer begingen und darüber Verweise von zwei einfachen Grammatikern hinnehmen mussten, weil, wie in der ersten Erzählung der Grammatiker Marcellus dem Tiberius bemerkt, ein Kaiser das Bürgerrecht wohl Menschen, aber nicht Worten ertheilen kann.

Sofern nun mit diesen Anekdoten bewiesen werden soll, dass selbst der absoluteste Monarch nicht im Stande sei, ein Titelchen an der Sprache zu ändern, stellt ihnen Whitney treffend eine andere Anekdote gegenüber, welche uns aus dem Leben eines französischen Monarchen überliefert ist: Ludwig der Heilige hat die bekanntlich falsche Bezeichnung der Tataren als Tartaren aufgebracht, indem er, wie erzählt wird, bei der ersten Meldung von dem verheerenden Einfall dieses Volksstamms in Osteuropa ausrief: „Wohl mag man sie Tartaren heissen, denn in ihren Thaten gleichen sie Dämonen aus dem Tartarus.“ In diesem Falle hat also wirklich ein Monarch vermöge seines gebietenden Einflusses auf die Sprache ein Wort umgestaltet, und es ist in dieser umgestalteten Form aus dem Französischen auch in die übrigen Cultursprachen übergegangen. Nachdem er in eingehender Erörterung, mit der jetzt Clemm's anregendes Schriftchen „Ueber Aufgabe und Stellung der classischen Philologie etc.“ Giessen 1872, zu vergleichen ist, der Sprachwissenschaft ihre Stellung innerhalb der Gesammtheit der Wissenschaften angewiesen hat, setzt er in der zweiten und dritten Vorlesung die Principien der historischen Grammatik und Etymologie auseinander, wobei neben Grimm's Lautverschiebungsgesetz und anderen Lautgesetzen auch der Wechsel der Bedeutung als ein wichtiger Factor im Sprachleben mehr als bei Max Müller und Schleicher zur Geltung kommt. Gegen letzteren, den übrigens schon Steinthal in diesen Punkten widerlegt hatte, sind auch die Bemerkungen über den sogen. Sprachsinn oder das Sprachgefühl gerichtet, welches nach Schleicher „der Schutzgeist der sprachlichen Form“ ist; in dem Masse wie es weicht und zuletzt schwindet, breche das lautliche Verderben über das Wort herein.[1]) Mit viel mehr Recht bemerkt Whitney, dass der rasche Wechsel der Bedeutungen gerade ein Hauptprincip sprachlicher Entwicklung sei, welches daher besonders in den höchst entwickelten Sprachen vorherrscht. Was von der Geschichte der Sprachen, das gilt auch von dem Wachsthum der Dialekte, wie in der 4. Vorlesung an der Geschichte des Latein, der germanischen Dialekte und des amerikanischen Englisch dargethan wird. Alle Dialekte aber gehen auf eine ursprüngliche Einheit zurück (5 Vorlesung); die entgegenstehende eigenthümliche Ansicht Renan's und Max Müller's, wonach die Dialekte vor der Sprache vorhanden sind, beruht, wie mir scheint, auf einer Ueberschätzung des sogen. dialektischen Wachsthums, welches allerdings in Neger- und Indianersprachen, auf die sich Müller beruft, sehr stark hervortritt, während in unseren Cultursprachen die üppige Particularität des Individuums im Sprachleben wie anderwärts durch die Macht der Gesellschaft zurückgedrängt wird. Und jede Vielheit verwandter Völker geht doch auch schliesslich auf einen Stamm zurück. Die Sprachstämme bespricht Whitney in dem zweiten Haupttheil seiner Vorlesungen (V—IX), zunächst den indogermanischen oder wie er aus einem recht kleinlichen Motiv nationaler Eifersucht lieber will, den „indoeuropäischen“. In der Frage nach der Urheimat der Indogermanen zeigt er ebenso wie in Betreff der Chronologie der Sprachentrennung und der Bestimmung der inneren Gliederung der idg. Sprachen eine grosse Zurückhaltung. Auch in der deutschen Forschung scheint in diesen schwierigen Fragen neuestens eine skeptische Strömung die Oberhand zu gewinnen, wie in Bezug auf die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen Joh. Schmidt's bez. Abhandlung

---

1) Schleicher „Deutsche Sprache“ S. 63. 65 der 2. Aufl.

(Weimar 1872), in Betreff des erstgenannten Problems die jetzt vielfach auftretende Ansicht zeigt, dass die Indogermanen nicht aus Asien eingewandert zu sein brauchten, sondern ihre Ursitze mit ebensoviel oder mehr Wahrscheinlichkeit in Europa zu suchen seien.[1]) Was Pictet aus den Ermittlungen über den Culturzustand der Indogermanen, der sprachlichen Paläontologie, wie man diese Untersuchungen auch genannt hat, mittheilt, sowie die gutentwickelten Gründe für die hervorragende principielle Bedeutung und allgemeine Bevorzugung des Studiums der indogermanischen vor anderen Sprachen darf ich hier wohl als bekannt übergehen. Zu der auch eine anziehende Uebersicht über die betreffenden Literaturen enthaltenden Geschichte der übrigen Sprachstämme ist das Material hauptsächlich aus Steinthals grundlegender „Charakteristik der Haupttypen des Sprachbaus" entnommen. Nachdem er sich in der 9. Vorlesung noch sehr energisch gegen die auch von der deutschen Wissenschaft einstimmig verurtheilte „turanische Familie" ausgesprochen hat, welche fast alle bekannten Sprachen mit Ausnahme der semitischen und indogermanischen umfassen sollte, nach Whitney aber nur eine ganz unwissenschaftliche Conglomeration, keine Classification ist, gelangt er in der 10. Vorlesung zu den Methoden sprachlicher Classification überhaupt, wobei er mit Recht der genealogischen den Vorzug vor der morphologischen gibt, die sich blos auf äussere Aehnlichkeit der Structur stützt. Die Versuche, die verschiedenen Sprachstämme durch Vergleichung der Wurzeln mit einander zu vermitteln und die ursprüngliche Einheit der getrennten Rassen aus der Sprache nachzuweisen, werden als chimärisch abgewiesen und in der 11. Vorlesung zu der Eingangsfrage zurückgekehrt: Warum sprechen wir so wie wir sprechen? Hier werden nun sowohl die Wauwautheorie als die Pahpahtheorie, wie M. Müller die beiden früheren Hauptansichten über den Ursprung der Sprache benannt hat, aber auch Müllers eigene, die Klingklangtheorie verworfen. Eine neue Ansicht über dieses schwierigste aller Probleme, welches soeben die Göttinger Akademie wieder zum Gegenstand einer Preisfrage gemacht hat, stellt Wh. nicht auf, gesteht aber der ersten unter den drei genannten Theorieen, der onomatopoetischen, innerhalb gewisser Grenzen und mit gewissen Modificationen eine grosse Berechtigung zu. Die Wechselwirkung zwischen Sprache und Gedankenbildung wird in der 12. Vorlesung erörtert und aus der Geschichte der Schrift in anziehender Weise erläutert, endlich schliesst sich an ein etwas nach nationaler Voreingenommenheit schmeckendes Lob der englischen Sprache, worin freilich Whitney sich auf einen so competenten Vorgänger wie J. Grimm hätte berufen können, der Hinweis, dass jeder Einzelne pro virili parte durch klares, männliches Denken und Sorgfältigkeit im Ausdruck zur Ausbildung und Veredlung seiner Muttersprache beitragen könne und solle. Mit dieser Nutzanwendung steht der ganze Zug der Auffassung Whitney's, die er mit grosser Consequenz durch alle Theile der Sprachwissenschaft durchgeführt hat, im besten Einklang. In scharfem

1) Die zuerst von dem Engländer Latham aufgestellte Annahme von der europäischen Herkunft der Indogermanen wird mit grösserer oder geringerer Entschiedenheit vertreten von Benfey in der Vorrede zu Fick's Wörterbuch, Lazar Geiger in seiner Entwicklungsgeschichte der Menschheit, Stuttgart 1871, Spiegel Eranische Alterthumskunde S. 426 ff. und J. G. Cuno Forschungen auf dem Gebiete der alten Völkerkunde S. 21 f.

Gegensatz zu einer viel verbreiteten Richtung, welche die Sprache als ein rein instinctives, einem Naturorganismus ähnliches Produkt ansieht und folgerichtig die Wissenschaft davon zu den naturwissenschaftlichen Disciplinen stellen will, geht die Tendenz Whitney's — und nur auf diese, nicht auf die sehr zahlreichen und pikanten Beispiele aus der Sprachgeschichte, die eine Hauptzierde des Buches bilden, konnte ich hier eingehen — darauf hin, ihre geistige Seite hervorzukehren, wodurch sie allen guten oder schlimmen Einflüssen geistiger Cultur oder Uncultur unterworfen ist. Mögen die Consequenzen dieser Anschauungsweise mehrfach zu weit erstreckt sein, sie selbst ist ebenso richtig als durch ihren praktischen, ethischen Hintergrund ansprechend, während die entgegenstehende Ansicht der modischen Bevorzugung der Naturwissenschaften huldigt und eine Losreissung der Sprachwissenschaft von der Philologie anstrebt, die für beide Theile gleich unheilvoll sein würde, wenn sie überhaupt ausführbar wäre.

Dass es in diesem wichtigen Punkte die gleiche Auffassung wie Whitney's geistvolles Buch vertritt, zeigt schon der Titel des spanischen Werks, zu dem ich mich nun wende: Das Studium der Philologie in seiner Beziehung zum Sanskrit. Auch der spanische Gelehrte bietet uns mit diesem fleissigen Buche keine Erstlingsarbeit; durch eine arabische Grammatik, die wesentlich nach der Ollendorff'schen Methode eingerichtet ist, hatte sich Ayuso schon früher als gründlichen Kenner der arabischen Sprache gezeigt, mit der er sich durch einen längeren Aufenthalt in Nordafrika auch eine praktische Vertrautheit erworben hatte. Aber sein Hauptinteresse nahmen von Anfang an das Sanskrit und die damit unzertrennlich verknüften Entdeckungen der vergleichenden Sprachwissenschaft in Anspruch, die er in Spanien einzuführen den Plan fasste, und um sich darüber selbst aus bester Quelle zu informiren, vertauschte er seinen gewöhnlichen Wohnsitz Madrid mit München, wo er unter der bewährten Leitung der Professoren Haug und M. J. Müller den orientalischen und sprachvergleichenden Studien mit einem erfolgreichen Fleisse oblag, wie seinen damaligen Commilitonen noch wohl erinnerlich ist. Es sind die Früchte dieser Studien, welche er seinen Landsleuten in dem vorliegenden Werke darbietet, welches den Zweck verfolgt, durch eine knapp gehaltene Darstellung der wichtigsten Ergebnisse und sehr sorgfältige und mit kritischem Blick abgefasste Nachweise über die einschlägigen Werke der deutschen, sowie auch der englischen und französischen Literatur dem gebildeten Theil des spanischen Publikums einen Ueberblick über Umfang, Inhalt und Methode einer Wissenschaft zu geben, um deren Ausbildung sich zwar Spanien in früheren Jahrhunderten von dem Polyglottenwerk des Cardinals Ximenes bis herab zu dem 1800 erschienenen Catalogo von Hervás mannigfache Verdienste erworben hat (doch nicht so grosse, als sie Ayuso auf S. 282 ff. schildert), die aber seitdem wie der ganze wissenschaftliche Betrieb überhaupt, wenn man von einigen Ansätzen in der Medicin und in der Geschichtsforschung absieht, völlig brach gelegen hat.

Ayuso hat seinen reichen Stoff in drei Theile eingetheilt, von denen der erste im Anschluss an W. von Humboldt die allgemeinen Grundbegriffe, der zweite ähnlich wie bei Whitney, dessen Werk aber Ayuso nicht gekannt zu haben scheint, die Geschichte und Charakteristik der Haupttypen des Sprachbaus, der dritte die Geschichte der Philologie und Sprachwissenschaft behandelt. Die Sprachphilosophie des Verfassers ist, soweit sie von den erwähnten deutschen Vorgängern abweicht, nicht frei von Spuren orthodoxer Befangenheit, und die ebenfalls im ersten

Theil enthaltene Ansicht, dass ein Kind, welches bevor es sprechen kann in ein fremdes Land versetzt wird, die fremde Sprache schwerer erlernen wird als es die seiner Heimat gelernt haben würde, widerlegt sich durch die oben aus Whitney beigebrachten Ausführungen. Viel bedeutender ist der zweite Abschnitt, die Hauptmasse des Werks, und es verdient hier besonders die sehr sorgfältige Geschichte der Entzifferung der Keilschriften hervorgehoben zu werden, wenn auch, worauf ich schon anderswo hingewiesen habe, der jetzige Stand dieser rasch fortschreitenden Forschungen Ayuso's Darstellung weit überholt hat. Zu Schrader's Resultaten über den semitischen Theil der Inschriften, die von diesem Forscher zum ersten Mal mit philologischer Akribie untersucht sind, kommt in der allerjüngsten Zeit noch die Uebersetzung und Erklärung der mit den ägyptischen Denkmälern an Alter wetteifernden akadischen Inschriften hinzu, die uns von der französischen Sprachwissenschaft dargeboten wird. Ist dieser zweite Abschnitt durch den Reichthum an interessantem Detail und durch das Geschick, mit welchem der Verfasser den Formenbau selbst entlegener Sprachen anschaulich darzustellen weiss, recht geeignet den Laien in die geistige Werkstätte der Sprachforschung einzuführen, so enthält der dritte eine Reihe feiner Charakteristiken, die auch für den Fachgenossen von Interesse sind. Besonders die eigenthümlichen Vorzüge der zu wenig gekannten indischen Nationalgrammatik finden sich gut hervorgehoben. Auch ergibt sich aus dem Gegensatz zur indischen Sprachwissenschaft das Wesen der griechischen: so bedeutende Köpfe sich an dem Ausbau derselben durch eine Reihe von Jahrhunderten betheiligt haben, so stehen doch ihre Leistungen nicht im Verhältniss zu der aufgewendeten Mühe, weil ihr Standpunkt nicht der richtige war. Sie traten von der Philosophie, von der Logik aus an die Sprache heran mit der Tendenz, die mittelst des abstracten und subjectiven Denkens gewonnenen Kategorien in derselben wiederzufinden, dagegen warfen sich die indischen Grammatiker ohne solche vorgefasste Meinung auf die Sprachforschung, vor Allem auf die Beobachtung der Laute und ihrer gesetzlichen Veränderungen und begründeten durch ihr Zerlegungssystem — *vaijākaranā*, wie ihnen die Grammatik heisst — die Etymologie in einer Weise, welche die phantastischen Spielereien der griechischen und römischen Grammatiker tief beschämt und den Forschungen der modernen Sprachwissenschaft vielfach als Ausgangspunkt dienen konnte. Freilich ist auch die Methode der Sanskritgrammatiker von willkürlichen Combinationen und einseitigen Auffassungen keineswegs frei, weil ihr Blick sich nicht über eine einzige Sprache hinaus erstreckte. Erst durch die Aufdeckung des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen ist eine tiefere Einsicht in den Organismus dieser und weiterhin aller Sprachen überhaupt erreicht, erst die Aufgabe unserer Zeit ist es geworden, die Lehren sowohl der griechisch-römischen als der indischen Grammatik von Grund aus zu reformiren, die Einzelsprachen auf Grund der vergleichenden Grammatik unseres Sprachstammes darzustellen.

So enthält auch für den deutschen Leser dieses Werk des Interessanten Vieles, von besonderem Werthe ist noch das angehängte Literaturverzeichniss, welches mit sehr viel Tact zusammengestellt ist. Auch wird das Angeführte genügen, um erkennen zu lassen, wie sehr es sich bei gleicher Tendenz in der Ausführung von dem amerikanischen Werke unterscheidet. Geht der spanische Gelehrte darauf aus, die Details, den Büchervorrath, die Geschichte der Sprachwissenschaft vorzuführen, so hat dagegen Whitney einen neuen Grundgedanken mit

grossem Geschick durch alle Theile derselben durchgeführt und durch anmuthige Darstellung die Methode und Ergebnisse der Sprachwissenschaft einem viel grösseren Kreise mit viel Gewandtheit und Erfolg näher gebracht.

Beiden Werken hat die deutsche Literatur nichts Aehnliches an die Seite zu stellen, da Heyse's schätzbares System der Sprachwissenschaft, das sich mit dem Inhalt des Ayuso'schen Buches nahe berührt, entschieden antiquirt ist und eine Ergänzung nach dem jetzigen Stand der Forschung erfordert. Durch Originalität der Gedanken und Eleganz der Formgebung erheben sich die „Vorlesungen" von Whitney zu einem Werk von selbständiger und allgemeinerer Bedeutung, das freilich, worauf schon Clemm a. a. O. hingewiesen hat, zunächst nur für ein englisch sprechendes Publikum zugänglich ist, weil der Verfasser überall vom Englichen ausgeht; eine deutsche Bearbeitung würde daher sehr Vieles zu ändern haben und könnte wohl nur von einem Sprachforscher mit Erfolg unternommen werden.

Römische Alterthümer von L. Lange. Dritter Band. Der Staatsalterthümer dritter Theil. Erste Abtheilung. Berlin, Weidmann 1871. (XII und 586 S.)

Der Verfasser, der im ersten Band seiner Alterthümer S. 42 ff. versprochen hatte, im dritten Band die Verfassungsgeschichte von den Gracchen bis zur Begründung der Alleinherrschaft durch Octavian und das Kriegs- wie Gerichtswesen zu behandeln, sah sich, wie leicht vorauszusehen war, in Folge des weitschichtigen Materials, das der Arbeit über die Verfassung jener Zeit vorlag, genöthigt die Darstellung der Verfassungsentwicklung für sich besonders als erste Abtheilung des dritten Bandes erscheinen zu lassen, gewiss nicht zum Nachtheil des Werkes. Denn die Wichtigkeit der Sache selbst wie der theilweise grosse Reichthum der Quellen verlangten geradezu eine gewisse Ausführlichkeit der Behandlung. Ebensowenig wird Jemand mit dem Verf. rechten, dass er nicht ausschliesslich Verfassungsgeschichte gegeben, sondern dieselbe in den Rahmen der allgemeinen inneren wie äusseren Geschichte Roms gefasst hat. Denn nur dadurch wird der Verlauf, den das Verfassungsleben jener Zeit genommen, verständlich und in die rechte Beleuchtung gebracht. — Wie die vorhergehenden Bände, so zeichnet auch diesen die umsichtige Benützung des Quellenmaterials aus, und da in demselben die Mängel der Eintheilung des Stoffes, welche erfahrungsgemäss den Anfängern im Studium der römischen Verfassung die Lektüre namentlich des ersten Bandes sehr erschweren, in Wegfall kommen, so ist derselbe diesen sowie allen, die sich mit der darin behandelten Geschichte sei es um ihrer selbst sei es um der Lektüre Ciceros und anderer Classiker willen eingehend und quellenmässig beschäftigen, angelegentlich zu empfehlen.

Griech. Alterthümer von G. F. Schoemann. I. Band. Das Staatswesen. 3. Auflage. Berlin, Weidmann 1871 (VIII u. 600 S.).

Die neue Aufl. des allbekannten Buchs hat gegenüber der vor zehn Jahren erschienenen zweiten im Text wie in den unter dem-

selben stehenden Anmerkungen verschiedene Aenderungen und Zusätze erfahren. Die Spuren der erweiternden und ergänzenden Hand treten schon äusserlich in der vermehrten Seitenzahl entgegen: während die vorangehende Aufl. 558 S. Text und Anmerkungen hat, finden wir in der neuen bei gleichem Druck und Format 572, also eine Vermehrung von 14 S. Die Zusätze in den Anm. bestehen hauptsächlich in Angaben von Hülfsschriften und Citaten aus den Quellen, soweit diese oder jene anzuführen der Verf. für gut befunden hat. Doch sind die Zusätze und zwar meist im Zusammenhang mit Textänderungen auch anderer Art. So ist z. B. S. 108 A. 1 eine Bemerkung über die Nothwendigkeit periodischer Vermögensschätzung oder Aenderung der Censussätze in timokratischen Verfassungen aufgenommen, S. 135 A. 1 über die Unwahrscheinlichkeit, dass in griechischen Adelsstaaten ein gesetzliches Verbot des Connubium mit Nichtadeligen bestanden habe, S. 464 A. 1 über die Ekklesiasten in Athen, die auf's Triobolon verzichteten (ἐκκλησιασταὶ οἰκόσιτοι nach einer Stelle des Dichters der mittleren Komödie Antiphanes bei Athen. VI, 52) u. a. dgl. Andere Anm. haben eine etwas andere Fassung erhalten. So lautet S. 2 A. 2 in der früheren Aufl.: „dass die Leleger zu den pelasgischen Völkerschaften zu zählen seien, wird so ziemlich allgemein zugestanden", in der neuen steht statt der letzten Worte „scheint kaum bezweifelt werden zu dürfen", und ebenda in der zweiten Auflage: „Am rathsamsten dürfte es sein, die Karer für einen mit Phoeniciern stark gemischten Theil des Lelegerstammes zu erklären", in der neuen ist nach den Worten „mit Phoeniciern stark gemischten" noch eingefügt „und ihnen assimilirten", ein Zusatz, der allerdings dem gegenwärtigen Stand der so schwierigen Forschung über die Nationalität der Karer besser entsprechen dürfte als die Weglassung desselben; dagegen werden sich die Anhänger der wohlbegründeten Hypothese, dass die Leleger nicht mit den Pelasgern zu identificiren (vgl. auch Zeitschr. f. M. G. 17, 649), sondern als vorpelasgische Bevölkerung Griechenlands anzusehen seien, mit der anderen Accommodation an die neueren Untersuchungen über diesen Gegenstand schwerlich zufrieden geben.

Statt der „Zusätze und Berichtigungen" der zweiten Aufl. folgt S. 573—588 ein „Anhang", welcher den besonderen Zweck verfolgt die im Text vorgetragenen Ansichten gegen andersmeinende zu vertheidigen. S. 573—577 tritt der Verf. der Ansicht von der Entstehung des spartanischen Doppelkönigthums, welche Curt Wachsmuth in den Jahrbb. 1868 H. 1 aufgestellt hat, mit verschiedenen Bedenken entgegen, aber wohl kaum mit Erfolg. W. behauptet bekanntlich, dass das eine der beiden Königshäuser, das der Agiaden, vordorischen (achaeischen), das andere, das der Eurypontiden, dorischen Ursprungs sei, dass man mithin in den beiden Häusern eine Repräsentation zweier verschiedener Niederlassungen auf spartanischem Stadtgebiet zu sehen und das Institut des Zweikönigthums als aus einem Synoikismos dieser Sondergemeinden hervorgegangen zu betrachten habe. Seine Ansicht hat W. bei Gelegenheit der Besprechung des Schoemann'schen Buches im Philol. Anz. IV, 1, 45 gegen Schoemanns Ausstellungen auf's neue begründet, worauf Ref. der Kürze wegen verweist. — Ebensowenig scheint dem Ref. die Vertheidigung der im Text S. 356 festgehaltenen und allerdings von gleich anerkannten Autoritäten auf dem Gebiet der griechischen Alterthumskunde, wie Sauppe, E. Curtius und anderen getheilten Ansicht, dass die Losung bei der Archontenwahl bereits von Klisthenes eingeführt worden sei, allen Zweifel beseitigt zu haben. Sollte der

Polemarch in der Schlacht bei Marathon, der nach Lugebils umfassender Beweisführung (Jahrbb. Supplementbd. V „Zur Geschichte der Staatsverfassung von Athen“ S. 564 ff.) Vorsitzender des Kriegsraths und Oberanführer des attischen Heeres gewesen ist, in jener kritischen Zeit durch den Zufall des Loses, wie Herodot VI, 109 bemerkt, zu jenem so ausserordentlich wichtigen Posten gekommen sein? Wie kommt es ferner, fragen wir mit den Gegnern der herkömmlichen Meinung, dass bis 477 v. Chr. Männer wie Themistokles und Aristides Archonten waren, nach jener Zeit aber kein einziger bedeutender Mann, der sich an die Spitze des Volkes stellen wollte, unter den Archonten sich findet? Sollte dies ein neckisches Spiel des Zufalls sein? Schoemann meint, um diese auffallende Thatsache zu erklären, dass es in der Zeit unmittelbar nach Klisthenes noch Mittel gab, um ungeeignete Bewerber vom Archontat auszuschliessen und dass die angesehensten Männer es nicht verschmähten sich zum Los zu melden; allein welches die Mittel waren, um ehrgeizige aber unfähige Leute, wie jener Glaukon bei Xenophon (Memorab. III, 6) gezeichnet ist, ferne zu halten, gibt er uns nicht an. Man wird sich eben zu der von Lugebil begründeten Annahme entschliessen müssen, dass die Erlosung wie der übrigen Beamten so auch der Archonten nicht vor der Reform des Aristides eingeführt wurde, wobei dahin gestellt bleiben kann, ob die Erlosung der Archonten schon damals oder erst mit der Reform des Ephialtes an die Stelle der Wahl trat. — Ausser diesen Abweichungen von des Verfs. Ansichten möchte Ref. noch eine berühren, welche die Verf. Athens nach dem Tod des Kodrus betrifft. Sch. gibt S. 340 die herkömmliche Ansicht wieder, dass unmittelbar nach jener Katastrophe das Königthum abgeschafft und das Archontenamt eingeführt worden und eine geraume Zeit in der Familie der Kodriden oder Medontiden erblich geblieben sei. Gesetzt es sei jenes Archontat ein „beschränktes und verantwortliches Königthum“ gewesen — aber die Verantwortlichkeit ist mit der Lebenslänglichkeit des Archonten, wie schon Lugebil (l. l. S. 556 ff.) bemerkt, nicht vereinbar —, so konnte der damalige alleinige Träger der obersten Gewalt keinenfalls ἄρχων genannt werden; dies verbot einfach die Beziehung der Staatsgemeinde zu den Göttern, welche von einem βασιλεύς bedient werden mussten. Wenn nun mit Rücksicht darauf E. Curtius, um den Archontennamen für jene Zeit zu retten, das Oberpriesterthum und die Aufsicht über das Religionswesen überhaupt damals von dem Archontat abgetrennt werden lässt, so ist das eine Hypothese, die schwerlich irgendwo Beifall gefunden haben wird. Man wird also den Sturz des Königthums in Attika um viele Jahrhunderte später ansetzen müssen, als nach der Tradition geschieht, und die Einführung des Archontats wie des Archontentitels in die Zeit verlegen, als die Befugnisse der höchsten Gewalt unter neun nur auf ein Jahr gewählte Personen vertheilt wurden.

Doch lassen wir diese mehr thesenartig behaupteten als ausführlich motivirten Differenzen bei Seite; freuen wir uns vielmehr, dass es dem hochbetagten Forscher, dem die griechische Alterthumskunde seit mehr als einem halben Jahrhundert so vieles zu verdanken hat, gegönnt war diesen Band seines Werkes in neuer Auflage erscheinen zu lassen. Möge das nämliche auch mit dem zweiten Band der Fall sein!

E. J. M.

Literarische Notizen.

Adnotationes ad fragmenta historicorum Graecorum. Scripsit Dr. Reinh. Dorschel. (Abhandlung zum Osterprogramm des Königl. und Gröning'schen Gymnasiums zu Stargard in Pommern.) 32 S. gr. 4°. Die in neuerer Zeit, besonders durch C. und Th. Müllers fragm. historicor. Graecor. Paris 1841—1870. 5 Bde. eifrig in Angriff genommenen „älteren Griech. Historiker einer besonderen Betrachtung" zu unterwerfen, wurde der Verf. dieser Abhandlung schon im Jahre 1862 in seiner Inauguraldissertation (Qualem in usurpandis veterum scriptorum testimoniis Natalis Comes praestiterit fidem Gryphiswaldiae 1862) veranlasst. In der früher hochangesehenen und viel benutzten Mythologie des Italienischen Humanisten Natalis Comes nämlich finden sich sehr viele griechische Citate, die zum Teil anderweitig nicht überliefert sind und daher in Fragmentsammlungen bis auf unsere Tage Berücksichtigung gefunden haben: deren Echtheit zu prüfen, war die Aufgabe, die sich Dr. Dorschel gestellt. Das Resultat war folgendes: die „Fragmente", die nur bei Nat. Com. sich vorfinden, sind sehr verdächtig, weil dieser Italiener es nicht verschmäht hat, seine grosse Belesenheit in den Alten zu offenbaren Fälschungen zu benützen.

Da aber Prof. Mor. Schmidt in Jena, der einst den Verf. zu der Arbeit angeregt, bei mündlicher Besprechung von Dorschel's Dissertation erklärt hatte, er sei noch nicht überzeugt, dass Natalis Comes ein blosser Fälscher gewesen, sondern halte ihn noch immer für eine Fundgrube von sonst nicht erhaltenen Resten des Altertums, die der Beachtung wert sei, so benutzte Gymn.-L. Dr. Dorschel die ihm gebotene Gelegenheit, um in dem obigen Programm für eine Reihe von Griechischen Historikerfragmenten den Nachweis zu liefern, dass die Ansicht des ausgezeichneten Philologen in Jena nicht haltbar, sondern dass Natalis Comes ein falsarius à la Pseudo-Fulgentius etc. sei. —

Das Wichtigste von den Modis und der Konstruktion der Verba im Lateinischen zur Repetition in den oberen Klassen höherer Lehranstalten übersichtlich dargestellt von Dr. H. Siedler. 3. verb. und vermehrte Aufl. Leipzig E. Günthers Verlag. 1873. 59 S. in 8. Preis 6 Sgr. Das Büchlein bietet, was der Titel besagt, doch dürfte es mehr für mittlere, als für obere Klassen passen, es müsste denn nur sein, dass auch hier noch die Wiederholung des Wichtigsten not thäte.

Dr. Martin Luther's Katechismus. Spruch- und Liederbuch für den Religionsunterricht in evangelischen Schulen. Uebersicht des christlichen Kirchenjahres und Zeittafeln für die biblische und Kirchengeschichte. Nebst einem Anhang, enthaltend: Lieder für Morgenandachten und für besondere Schulfeiern. Nach den Allgemeinen Bestimmungen des Königl. Preussischen Herrn Ministers der Unterrichts-Angelegenheiten vom 15. Oktober 1872 zusammengestellt von Dr. Herm. Hippauf, Rektor der mittleren Bürgerschule zu Halberstadt. Leipzig. E. Günthers Verlag. 1873. 175 S. in 8. Preis 10 Sgr.

Lehrbuch der allg. Geschichte für Obergymnasien von Anton Gindely. 1. Bd. 3. verb. Aufl. mit zahlreichen Abbildungen zur Erläuterung der Kulturverhältnisse. Prag, 1873. Verlag von F. Tempsky. 402 S. in 8. Der auch in diesen Blättern schon mehrfach mit Anerkennung genannte Verf. hat die neue Auflage abermals einer sorgfältigen Revision unterzogen und zahlreiche Verbesserungen angebracht. Auch

die Bilderbeilage erfuhr eine Verbesserung und Bereicherung. Gleichzeitig erschien auch der III. Bd. dieses Lehrbuches (284 S. in 8) in dritter, durchgehends verbesserter Auflage.

Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen. Von Dr. Wilhelm Schrader, Provinzialschulrath. 2. durchgesehene Aufl. Berlin 1873. Verlag von G. Hempel, 554 S. in gr. 8. Die Redaktion dieser Blätter war seinerzeit nicht in der Lage, auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam zu machen; indes derartige Bücher finden ihren Weg in die Bibliotheken von selbst, und wir irren kaum, wenn wir annehmen, dass dasselbe keinem bayer. Gymnasiallehrer unbekannt geblieben ist. Wenn wir das Erscheinen der neuen Auflage anzeigen, so geschieht es lediglich, um dem Gefühle der Freude und Genugthuung Ausdruck zu geben, dass der Absatz ein so rascher war. Die zweite Auflage stimmt im wesentlichen mit der ersten überein, wie das selbstverständlich ist bei Grundsätzen, die der Verf. nicht erst seit gestern hat; sie hat nur einige Zusätze und an manchen Stellen grössere Klarheit und Bestimmtheit erhalten; ausserdem ist ein Sachregister hinzugefügt; Kritik an solchen Werken zu üben ist unnötig, da sie den Verf. kaum von wohlerwogenen und lange geprüften Ansichten abzubringen vermöchte, und der Leser, wo er etwa nicht zustimmen zu können glaubt, selber seine Gründe abwägen mag; indes gestehen wir, dass wir uns fast durchweg den Anschauungen des auf allen Gebieten des Gymnasialwesens einheimischen Verf. anschliessen können.

Die astronomische Geographie der Griechen bis auf Eratosthenes. Von Dr. H. W. Schäfer, Oberlehrer am Gymn. in Flensburg. Berlin, Verlag von Calvary & Co. 1873. 32 S. in 4. Das interessante Schriftchen behandelt: I. die Himmelsbeobachtungen der vorgriechischen Zeit; II. die mythischen Anschauungen des hellenischen Volksglaubens; III. die spekulativen Behauptungen der Philosophen; IV. die wissenschaftliche Forschung der Mathematiker bis auf Eratosthenes.

Die deutsche Geschichte in ihren wesentlichen Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang. Von Dr. Heinr. Dittmar. 7. Aufl. Durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Dr. K. Abicht. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlung. 1873. 588 S. in 8. Pr. 1 Thlr. 10 Sgr. Nach denselben Grundsätzen wie die 5. und 6. Aufl. (vgl. S. 327 des VII. Bds. dieser Bl.) bearbeitet ist die gegenwärtige 7. Aufl. durch die Geschichte des jüngsten franz.-deutschen Krieges bereichert, im übrigen sorgfältig revidiert und berichtigt.

Römische Privatalterthümer für höhere Lehranstalten und weitere Kreise bearbeitet von Dr. W. Kopp. Mit 5 Holzschnitten. Zweite erweiterte Auflage. Berlin 1873. Verlag von Jul. Springer. 98 S. in 12. Enthält das Unentbehrlichste von den genannten Disciplinen. Bei aller Beschränkung ist der Verf. doch bemüht, die Altertümer nicht bloss interessant, sondern auch ethisch verwertbar zu machen. — Von demselben Verf. und nach den gleichen Grundsätzen bearbeitet erschien in dem nemlichen Verlage: Römische Staatsalterthümer und Religionsalterthümer. Zweite erweiterte Auflage. 140 S. in 12. Mit einem Plane von Rom. Beide Schriftchen können zum Gebrauche für Schüler ebenso empfohlen werden, wie die S. 227 des VIII. Bds. dieser Bl. angezeigte Röm. Literaturgeschichte desselben Verfassers.

W. Sommer's praktische Aufsatzschule für Elementarschüler. 4. Heft. Anleitung und Muster zu Geschäftsaufsätzen und Geschäfts-

briefen enthaltend. 4. Aufl. Paderborn, bei Ferd. Schöningh. 1873. 112 S. in kl. 8. 13½ Sgr. Das Büchlein lässt sich auch noch in den unteren Lateinklassen verwerten.

Die Ueberreste altdeutscher Dichtungen von Tyrol und Fridebrant. Gesammelt, herausgegeben und erläutert von E. Wilken. Paderborn, bei Ferd. Schöningh. 1873. 44 S. in kl. 8. 12 Sgr. Eine hübsche handliche Ausgabe.

Hêliand. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. 2. verb. Aufl. Paderborn bei Ferd. Schöningh. 1873. 375 S. in 8. 2. Thl. Dem Texte ist der C. Monacensis zu Grunde gelegt; zur Ausfüllung der Lücken wurde der Cottonianus benützt. Im übrigen ist der Text neu durchgesehen und das Wörterbuch mannigfach berichtigt.

Beówulf. Mit ausführlichen Glossen herausgegeben von Moritz Heyne. 3. Aufl. Paderborn, bei Schöningh. 275 S. in 8. 1 Thlr. 18 Sgr. Unter Festhaltung seines sehr konservativen Standpunktes hat der Verf. die seit dem Erscheinen der 2. Aufl. veröffentlichten einschlägigen Arbeiten von Müllenhoff, Bugge und Rieger benützt.

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner. Von Dr. Dan. Sanders, Berlin Verlag von J. Guttentag. 1873. 145 S. in 8. Die Tendenz des Büchleins ist eine lobenswerte, denn die Einigung in der Orthographie kann man nur sehnlichst wünschen. Auch die Grundsätze sind richtig, dass nemlich im Ganzen und Grossen der Schreibgebrauch für ganz Deutschland bereits feststehe, und dass die Regeln und Feststellungen über deutsche Rechtschreibung möglichst einfach und fasslich sein müssen. Allein im einzelnen dürfte Sanders doch gar zu konservativ, d. h. gar zu wenig geneigt sein, das Einfachere dem Althergebrachten vorzuziehen.

Erzählungen aus der Geschichte. Für Schule und Haus. Von H. W. Stoll. 1. Bdchn.: Vorderasien und Griechenland. 2. Bdchn.: Römische Geschichte. 3. Bdchn.: Das Mittelalter. 4. Bdchn.: Von der Reformation bis zur französ. Revolution. Leipzig, bei Teubner. Diese Erzählungen sind nach Anlage und Durchführung recht brauchbare Lesebücher für Schüler der III. und IV. Lat.-Klasse, sollten daher in den einschlägigen Lesebibliotheken nicht fehlen. Die Behandlung der Reformation im 4. Bdchn. möchte manchem Katholiken weniger zusagen.

Choix de comédies. Les Précieuses ridicules et Les Femmes savantes par Molière. Avec une notice littéraire et des notes explicatives par E. Perréaz, professeur au gymnase de Schaffhouse. Deuxième édition. Revue avec soin. Schaffhouse. Ch. Baader, éditeur. 1873. 114 S. in kl. 8. Druck und Papier sind gut, die Noten spärlich.

Praktisches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen. Eine Auswahl von Fabeln, Balladen, Romanzen, poetischen Erzählungen, Idyllen etc. von Johannes Meyer, Prof. an der thurgauischen Kantonsschule. Zugleich als poetischer Anhang zu Götzinger's deutschem Lesebuch für die unteren Klassen. Schaffhausen, Verlag von Karl Baader. 1873. 160 S. in 8. Das Buch ist zunächst zur Ergänzung des (prosaischen) Lesebuches von Götzinger, also auch für Schüler von 12—15 Jahren bestimmt und deshalb mit Recht die epische Gattung,

in klassischen Mustern, daneben auch in mundartlichen Gedichten von Hebel vorgeführt.

Klein, Herm. Elemente der analyt. Geometrie und höhern Analysis mit besonderer Berücksichtigung physikalischer Aufgaben zum Gebrauch an höheren Lehranstalten. Dresden. Justus Naumann's Buchhandlung. Ohne Jahrzahl. Das Buch enthält in 50 §§. die Sätze aus der analyt. Geometrie, Differential- und Integralrechnung, soweit dieselben insbesondere in ihren Anwendungen auf die physikalischen Gesetze notwendig sind. So wünschenswert die Kenntniss dieser Sätze für das Studium der Physik und so gut die Zusammenstellung und Wahl der Aufgaben hier ist, so lässt sich doch bei der verhältnissmässig geringen Anzahl der Stunden für die genannten Fächer eine solche Anforderung an die humanistischen Gymnasien Bayerns nicht stellen, da doch vor allem wenigstens die Mehrzahl der Schüler mit dem vorgeschriebenen Pensum vertraut sein muss, ehe man zur höhern Mathematik übergeht.

Der 4. Jahresbericht über das städt. Gymnasien zu Waren enthält ausser den Schulnachrichten: „Der Satzbau des Cornelius Nepos. I. Der einfache Satz (Fortsetzung); vom Gymnasiallehrer Dr. B. Lupus." Es handelt diese Fortsetzung vom Ablativ incl. Ablativus absolutus (§ 37—51), Vocativ (§ 52), von den Präpositionen (§ 53—56) und der syntaxis convenientiae. (Vgl. S. 227 des VIII. Bds. dieser Bl.)

Auszüge.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen 3.

I. Das dritte Stasimon des Oed. Col. Von Hölzer. (Oed. sei auch im Oed. Col. schuldbeladen; demnach müsse dieses Stasimon vollständig anders erklärt werden als bisher. Der ganze Gesang beziehe sich speziell auf Oed., und zeige, wie viele Leiden er sich dadurch, dass er nicht Mass zu halten wusste, zugezogen.) — Ueber den lat. Unterricht in Sexta. Von Ellger. — Zu Cic. Lael, 1, 2. Von Anton. (Bei qui tum fere multis erat in ore sei fere multis zu tilgen.) — Zu Curtius IV, I (4) 22. Von demselben (aeternisque sei aus tabeque corrumpiert).

Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien. 2. 3.

I. Göthe als Student in Leipzig. (1765—68.) II. Von K. Tomaschek. — Miscellen. Von Maehly. (Zu Lucret. V. 311 sqq. — Horat. Epist. ad Pis. v. 57 sqq. (ut silvae e foliis, pronos nutant ubi in annos, prima cadunt etc.). — Ov. Trist I, VI, wird die Reihenfolge der Verse geändert. — Zu Avians Fabeln (Verbesserungsvorschläge zu 20 Stellen). — Gell. noct. Att. II. XII. 4. [ad alterutram partem discidi (discidii) esse adjunxerint]. — Zu Liv. Von Vahlen. (Emendationen zu XLII, 11, 5. XLIV. 39, 1 sqq. XLV. 17, 2. 38, 3.) — Einiges über das Thrakische. Von R. Rösler. (Der Vorrat thrakischer Glossen und Eigennamen wird einer neuen Prüfung unterzogen. Illyrisch, Thrakisch, Getisch, Dakisch, Skythisch, Sarmatisch, Alanisch seien als Wellen einer und derselben von Osten aus, durch die nördl. Pforten Irans, in Anstoss versetzten Völkerflut anzusehen.)

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Schulgrammatik und Sprachwissenschaft.

Von Dr. Julius Jolly, Priv.-Doc. in Würzburg.

II.

Die Wechselbeziehungen zwischen der schulmässigen und der von Jacob Grimm begründeten historischen Grammatik, mit deren geschichtlichem Verlaufe wir uns im vorigen Artikel vornemlich beschäftigt haben, sind rasch sehr innige geworden. Nicht nur ist der Einfluss der Wissenschaft auf den Unterricht in deutscher Formenlehre vollkommen durchgedrungen und als ein legitimer allgemein anerkannt, sondern die Einwirkung der Wissenschaft auf den Schulbetrieb hat hier sogar mehrfach die nothwendig zu ziehenden Grenzen weit überschritten, so dass hiedurch seit Kurzem eine rückläufige Bewegung hervorgerufen ist, welche im Begriff steht, nicht den unentbehrlichen Zusammenhang zwischen Schulgrammatik und Sprachwissenschaft zu lockern, sondern im Gegentheil das verknüpfende Band noch straffer anzuziehen, ebendesshalb aber die bisher in die untersten Classen verlegte wissenschaftliche Unterweisung in deutscher Grammatik den höheren Stufen des Unterrichts zuzuweisen, die historische Grammatik des Nhd. in enge Verbindung mit dem Unterricht im Ahd. zu setzen. Es ist nicht schwer, hieraus eine Moral für den grammatischen Unterricht in den classischen Sprachen, welcher den Hauptgegenstand des vorliegenden und eines folgenden Artikels bilden soll, zu entnehmen. So begreiflich der Eifer ist, mit dem die Freunde der vergleichenden Sprachwissenschaft auf die Einführung von deren Methode und Resultaten in die griechische und lateinische Schulgrammatik seit lange zu dringen pflegen, so kann es doch der Erreichung dieses Zweckes auf die Dauer nur nachtheilig sein, wenn sofort eine völlige Neugestaltung der Schulgrammatik auf Grund der sprachvergleichenden Forschungen ins Werk zu setzen gesucht wird; ein Schaden, der freilich nur dann entsteht, wenn solche ebenso wohlgemeinte als unpraktische Schulbücher[1]) wirklich zur Einführung an einem Gymnasium gelangen, was jedoch selten der Fall ist.

Unter diesen Umständen, deren Schwierigkeit sich der Verfasser des in der Anmerkung citierten und die Urheber geistesverwandter Schulbücher

1) Dahin gehört z. B. die lateinische Schulgrammatik von Widmann, München 1866, welche in diesen Blättern III, S. 195 f. besprochen ist.

niemals klar gemacht haben, war es ein grosses Glück, dass der erste umfassende und überlegte Versuch dieser Art von einem Manne ausging, der in allen seinen Schriften neben grosser Beherrschung des Stoffes insbesondere auch eine glückliche Gabe des Masshaltens an den Tag gelegt hat, zu deren Bewährung es in einer so jungen und daher an Meinungsverschiedenheiten und Controversen so ergibigen Disciplin, als es die Sprachwissenschaft ist, bekanntlich die reichste Gelegenheit gibt. Schon an sich war es keine leichte Aufgabe, die in mancherlei gelehrten Arbeiten zerstreuten, nicht wie die Forschungen über deutsche Grammatik in einem grossen Meisterwerke niedergelegten Resultate, welche die vergleichende Grammatik für Griechisch und Lateinisch herausgestellt hatte, in eine übersichtliche, für die Schule verwendbare Form zu bringen. Namentlich aber war die Zurückhaltung in der Einführung von Neuerungen, aus der auch die Verfasser deutscher Schulgrammatiken nur, wie wir gesehen haben, zum Schaden der Sache herausgetreten sind, noch viel dringender in einer grichischen oder lateinischen Grammatik geboten. Denn hier gilt es eine mehr als zweitausendjährige Tradition zu überwinden, während der Schulunterricht in deutscher Grammatik erst nach wenigen Jahrhunderten zählt, und dazu kommt, dass wohl in einer deutschen Schulgrammatik hie und da eine Regel durch Zurückgehen auf die älteren Sprachstufen erläutert werden darf, nicht aber in einer für die Schule bestimmten Grammatik von einer der classischen Sprachen die Anführung von Sanskrit- oder Zendwörtern und Paradigmen zulässig ist. Nur soweit sie vom Standpunkt der Einzelsprache aus fasslich gemacht werden kann, darf man der vergleichenden Sprachwissenschaft Einfluss auf die Anordnung und Erklärung der Spracherscheinungen verstatten.

Tact und Beherrschung, besonders aber Mässigung und gesunden Conservatismus gab es da fortwährend anzuwenden. Dass Curtius die griechische Grammatik zum Feld seiner Thätigkeit nahm, war schon eine mit richtigem Tact getroffene Wahl. Bei ihr springen die Vorzüge der neuen Methode am meisten in die Augen, deren Anwendung bisher hauptsächlich den Formenbau der indogermanischen Sprachen in ein neues Licht gerückt hat; an Formen ist ja aber das Griechische unter allen europäischen Sprachen unseres Stammes die reichste. Ferner ist, da der Unterricht in griechischer Grammatik erst zwei Jahre nach dem lateinischen beginnt, eine weniger an das Gedächtniss, sondern vornemlich an das Nachdenken appellirende Methode auf der reiferen Altersstufe schon mehr am Platze als in dem lateinischen Elementarunterricht. Damit hängt es wohl zusammen, dass schon in den älteren griechischen Schulgrammatiken seit mehr als einem Jahrhundert Ansätze zu einer rationellen Methode vorliegen, welche in freilich sehr unvollkommener Weise die Spracherscheinungen durch Aufstellung von

Stämmen u. dgl zu erklären versuchte. Mag endlich auch persönliche Liebhaberei dabei im Spiele gewesen sein, dass Curtius sich gerade dem Griechischen zuwandte und mit warmer Liebe sich der Aufgabe unterzog, den Unterricht darin mit den Fortschritten der Wissenschaft in Einklang zu bringen, so hatte auch diese Vorliebe einen wissenschaftlichen Hintergrund; gerade die Beschäftigung mit vergleichender Grammatik lässt die Vorzüge einer Sprache auf's deutlichste erkennen, welche ebenso sehr das Latein durch die Fülle, als das Sanskrit durch die zweckmässige und feinsinnige Verwendung des Wort- und Formenschatzes übertrifft; nur wenn sie nach der neuen Methode gelehrt wird, kommt aber ihre unvergleichliche bildende Kraft zur vollen Anwendung. Es wird nun die Aufgabe der folgenden Blätter sein, den Weg zu bezeichnen, auf welchem es Curtius gelungen ist, ein allgemein beliebtes und bereits in allen Culturländern verbreitetes Schulbuch zu schaffen, darzulegen, wie er in den verschiedenen Haupttheilen der Grammatik den Forderungen der mächtig fortgeschrittenen Wissenschaft auf der einen, der Schulpraxis auf der anderen Seite gerecht geworden ist.

Vor Allem in der Lautlehre, um freilich gleich mit dem am weitesten vorgeschrittenen Theile der neueren Sprachwissenschaft zu beginnen, sind die traditionellen Auffassungen durchaus umgestaltet oder verdrängt. Hier musste ja der neuere Aufschwung der Naturwissenschaften den unmittelbarsten, fördernden Einfluss ausüben, und wenn sie die einfachen Wahrnehmungen der Alten über die Natur der Laute im Ganzen bestätigt hat, so hat doch die Physiologie unserer Tage, deren glänzendste Namen (z. B. Helmholtz, Brücke) sich auf diesem Gebiete vertreten finden, mit den unendlich vervollkommneten Mitteln der Beobachtung und des Experiments, die ihr zu Gebote stehen, die primitiven Anfänge des Alterthums in der Phonetik nach allen Richtungen erweitert und zu einer eigenen Wissenschaft, der Lautphysiologie, vertieft. Es fragt sich nun, welche Stellung die Schulgrammatik diesem Fortschritt der Wissenschaft gegenüber einzunehmen hat. Ist es ein berechtigtes Verlangen, dass mit der herkömmlichen Weise, in der die Phonetik im engen Anschluss an die alten Grammatiker in unseren Schulbüchern vorgetragen wird, vollkommen gebrochen werde, dass namentlich die längst überlebte Terminologie der Alten aus denselben verschwinden solle? Demnach würde man z. B. die „Spiranten" künftighin fricativae oder zu deutsch „Reibungsgeräusche" zu nennen haben, man würde für die Dentalen die präciseren Bezeichnungen alveolares oder interdentales einführen müssen, je nachdem sie an den Rändern der oberen Zahnreihe, oder zwischen den Zahnreihen an der Zunge hervorgebracht werden.[1]) Aber bei einer Vergleichung derjenigen Dar-

1) Rumpelt „Das natürliche System der Sprachlaute", Halle 1869. S. 12 f., S. 21.

stellung, welche Curtius, selbst einer der ersten Forscher auf dem Gebiete der historischen Phonetik, in seiner Schulgrammatik von den griechischen Consonanten gibt, mit den entsprechenden Abschnitten in Grammatiken der älteren Richtung, z. B. der Buttmann'schen, der Englmann'schen, stellt sich das Resultat heraus, dass Curtius' Lautlehre, abgesehen von einer sorgfältigeren Auseinanderhaltung der drei Eintheilungsarten der Consonanten nach dem Organ, der Art und der „Stufe" ihrer Hervorbringung und einer wissenschaftlich genauen Vertheilung der einzelnen Consonanten unter diese drei übrigens schon längst bekannten Hauptreihen der Phonetiker keine andere Neuerung enthält als 1) den übrigens in eine Anmerkung verlegten Hinweis auf die in der wissenschaftlichen Literatur allgemein recipirten und bezeichnenderen Ausdrücke momentane und Dauerlaute statt der herkömmlichen mutae und semivocales, 2) die Aufnahme der in der Praxis des Unterrichts und auch in der grammatischen Literatur schon längst eingebürgerten Ausdrücke harte und weiche Consonanten, woneben aber die traditionellen: mutae und mediae auch noch in Klammern aufgeführt werden. Weniger konnte in der That aus den mannigfaltigen Ergebnissen der Lautphysiologie nicht aufgenommen werden, sollte überhaupt der Contact mit den Fortschritten der Wissenschaft hergestellt werden. Auf der anderen Seite wird man anerkennen müssen, dass gerade die für die Schule wichtigsten Punkte getroffen sind, in denen die Phonetik unserer Physiologen sich von der älteren unterscheidet. Viel präciser und leichter fasslich als der Unterschied zwischen tönenden und halbtönenden sind die Bezeichnungen momentane und Dauerlaute; jeder Schüler kann sich jeden Augenblick davon überzeugen, dass jene wie z. B. t, p nur einen Moment in der Aussprache in Anspruch nehmen, während die Dauerlaute wie z. B. l, r längere Zeit angehalten werden können. Es ist daher zu wünschen, dass die beiden ersteren Ausdrücke auch in der Schule, wie sie es in der Wissenschaft schon lange sind, durch die beiden letzteren ganz und gar verdrängt und ersetzt werden möchten. Noch mehr würde gewonnen sein, wenn sich der Terminus *μέσα*, mediae einmal definitiv beseitigen liesse; denn was man sich hierunter eigentlich zu denken habe, welche Mitte zwischen den tenues *κ*, *τ*, *π* und den aspiratae *χ*, *ϑ*, *φ* die „mittleren" Consonanten g, d, b einhalten sollen, das entzieht sich völlig der Fassungskraft, und es hat auch noch nicht gelingen wollen, einen plausibeln Grund aufzufinden, der die alten Grammatiker zur Prägung des fraglichen Ausdrucks bewogen haben mag. Freilich sind uns auch die Physiologen bis jetzt den Nachweis schuldig geblieben, worin eigentlich die verschiedene Qualität eines t und d beruht und gehen die Meinungen darüber weit auseinander; bis die Gelehrten sich hierüber geeinigt haben, wird es für die Schulgrammatik ohne Zweifel das beste sein,

sich der allgemein verständlichen und bekannten Ausdrücke: harte und weiche Consonanten zu bedienen. — Auch in der Lehre von den Vocalen hat sich Curtius nur wenig von der bräuchlichen Form der Darstellung entfernt, und die einzige Neuerung, die er darin angebracht hat, ist nicht der Lautphysiologie, sondern der vergleichenden Grammatik entnommen, welche zeigt, dass zwischen den drei Vocalen α, ε, ο, die aus dem einen a einer älteren Sprachstufe allmälig differenzirt sind, ein regelmässiger Austausch besteht, wesswegen man sie den beiden übrigen, dem ι und υ, als Gruppe gegenüberstellen kann.[1]) Da die beiden letzteren Vocale ihrerseits ein gemeinsames Merkmal darin haben, dass sie leicht in die Halbvocale Jod und Vau erweicht werden, so hat Curtius für sie die naheliegende Bezeichnung: weiche Vocale gewählt, um sie dadurch von den harten Vocalen, dem α, ε, ο zu unterscheiden. Auch mit dieser Neologie ist wieder eines der wesentlichsten Resultate der Wissenschaft zweckmässig herausgegriffen; wie wichtig die berührte Eintheilung der Vocale für das gesammte Gebiet der Nominal- und Verbalflexion im Griechischen ist, wird unten erhellen.

Unter dem Namen „Lautlehre“ pflegt die neuere Wissenschaft mit Recht auch diejenigen Forschungen zu begreifen, welche sich auf dem Gebiet der Lautgeschichte bewegen und Ermittlungen über die geschichtlichen Veränderungen, welchen die Laute unterworfen sind, zum Zwecke haben. So greifen in der erst im 19. Jahrhundert emporgediehenen Disciplin die beiden wissenschaftlichen Hauptrichtungen, historische und Naturforschung einträchtig in einander, und es findet eine Cooperation der Gelehrten verschiedener Fächer statt, bei der die Forschung über die Erzeugung der Laute (nicht die Kenntniss von den Resultaten derselben) am besten den Physiologen überlassen bleibt, während die geschichtliche Betrachtungsweise derselben die eigenste mit glänzendem Erfolge angebaute Domäne der vergleichenden Sprachwissenschaft bildet. Denn ihrem Grundcharakter nach ist doch die Grammatik eine historische Wissenschaft, wie gegen entgegengesetzte, mehr blendende und der Mode entgegenkommende als wahre Behauptungen hervorzuheben ist. Dass aber auch nach dieser und besonders nach dieser historischen Seite hin die neuere Lautlehre zu den allerbedeutendsten neuen Resultaten gelangt ist, bedarf nur eines Hinweises. Man kann den Gegensatz zwischen der herkömmlichen und der Lautlehre, wie sie jetzt verstanden wird, in einem Schlagwort zusammenfassen: die wissenschaftliche Lautlehre statuirt Lautgesetze, d. h. sie weist gesetzliche, regelmässig verlaufende Processe in dem Wechsel der Laute nach, während die ältere

1) Vgl. Curtius Ueber die Spaltung des A-Lauts in den Verhandl. der K. Sächs. Ges. d. Wiss. 1864.

Lautlehre mit reiner Willkür schaltete, die seltsamsten Metamorphosen ohne Scrupel vor sich gehen und ganze Regimenter von Lauten wie auf Commando antreten und wieder verschwinden liess.

Natürlich musste in diesem zweiten Theile der Lautlehre den Ergebnissen der Wissenschaft eine umfassendere und tiefergehende Einwirkung auf die Darstellung der Schulgrammatik verstattet werden als in dem ersten; die Lehre von der Erzeugung der Laute kann dem Schüler nicht fassbar gemacht werden und ist zudem, sobald sie über die allerallgemeinsten Grundbegriffe hinausgeht, für die Schule vollkommen entbehrlich; dagegen ist die Lehre von ihrer gesetzlichen Veränderung leicht aufzufassen und gibt die nothwendige Grundlage zu den Capiteln von der Flexion und Wortbildung ab, die zumal im Griechischen ohne Kenntniss der Lautgesetze absolut unverständlich sind. Der Abschnitt über die Lautverbindungen und Lautveränderungen, der ebendesshalb schon längst in den griechischen Schulgrammatiken ausführlicher zu sein pflegte als in den lateinischen, hat daher bei Curtius noch einen erheblich grösseren Umfang gewonnen, als den er z. B. in der Formenlehre von Englmann einnimmt. Das dankt ihm kein Schüler, wendet ein erfahrener Lehrer ein, der es beim Unterricht probat gefunden hat, über die Abstractionen der Lautlehre rasch hinwegzueilen, um die Schüler möglichst bald mit den Thatsachen der Flexion bekannt zu machen, sie hienach sogleich zum Uebersetzen anzuhalten und so gleichsam in medias res einzuführen. Ich will daher bemerken, dass gerade in diesem Abschnitt der Grammatik eine erhebliche Anzahl von Paragraphen sich findet, welche klein gedruckt und demnach späterer Einübung vorbehalten sind. Aber es gibt unter den Gesetzen und neuen Begriffen, welche die vergleichende Sprachwissenschaft in der Lautlehre festgestellt hat, einige die dem Schüler die schätzbarsten Dienste bei Erlernung der Wortbiegung und Wortbildung zu leisten im Stande sind, während andrerseits die Erklärungsversuche, welche die traditionelle Grammatik in der Lehre von dem Lautwechsel vorbringt, namentlich der dehnbare und desshalb freilich sehr bequeme Begriff der Euphonie aus der Schulgrammatik radical eliminirt werden müssen, wie sie aus der wissenschaftlichen Literatur längst verschwunden sind. Dass Curtius mit der Euphonie oder dem Wohllaut in dem fraglichen Abschnitte, so viel ich sehe, ganz und gar nicht operirt, ist unstreitig ein Fortschritt; denn es dient gewiss nicht zur Förderung der Denkkraft, wenn man dem jungen Gemüthe einen so höchst schwankenden Begriff beibringt, der nicht nur von Angehörigen verschiedener Nationen, z. B. von Deutschen, Engländern, Slaven, sondern kaum irgend von zwei Individuen gleicher Nationalität in dem nemlichen Sinne verstanden wird. Umgekehrt, wie fruchtbar ist auch für die Schulgrammatik der Begriff der Ersatzdehnung,

den ein classischer Philologe entdeckt oder doch zuerst benannt, ein Sprachforscher neuerlich als ein wichtiges und tiefeingreifendes Princip der Lautveränderung in der gesammten Geschichte der indogermanischen Sprachen nachgewiesen und zugleich auf eine physiologische Basis zurückgeführt hat.[1]) Früher musste man, um den Nominativ von Participien wie *διδο-ντ δεικνυ-ντ*, oder von dem Stamme *παντ* jeder, bilden zu können, zwei Unregelmässigkeiten wissen, den Ausfall der beiden Consonanten *ν* und *τ* und die Dehnung des Vocals; jetzt sind beide früher völlig räthselhafte Erscheinungen auf die Wirkung eines und desselben Princips, der zum Ersatz ausgefallener Consonanten eintretenden Dehnung des Vocals (daher der Name) zurückgeführt, von der die Zusammensetzung *ἀλλήλων* — componirt aus *ἀλλο* mit durch Ausfall des einen *λ* und Ersatzdehnung des *α* in *η* verändertem zweiten *ἀλλο* — das Musterbeispiel ist. Eine Menge analoger Erscheinungen aus dem Griechischen und Lateinischen werden sich dem Schüler, sowie er nur einmal angefangen hat darauf zu achten, jenen erwähnten Beispielen an die Seite stellen und die Genesis vieler Erscheinungen der Flexion und Wortbildung auch ohne Nachhülfe des Lehrers klar werden, und namentlich dem Geübteren, welcher, der erste Anlauf zur Erlernung des Wort- und Formenschatzes einmal genommen, zu einem nochmaligen umfassenderen Studium der Lautlehre zurückkehrt, das besprochene und andere Lautgesetze eine Reihe neuer und unerwarteter Aufschlüsse gewähren. Denn es ist der eigenthümliche Vorzug der vielfach im Rufe der ärgsten Trockenheit stehenden Lautlehre vor allen anderen Theilen der Grammatik, dass sie auf die verschiedensten Seiten des Sprachlebens ein oft überraschendes Licht wirft. Es sei daher hier, nachdem ich ein für die Schule und Wissenschaft gleich wichtiges vocalisches Lautgesetz angeführt habe, auch noch ein Beispiel eines consonantischen erwähnt, welches, wie es erst durch die Vergleichung der verwandten Sprachen entdeckt werden konnte, so einen Zusammenhang zwischen einer Reihe scheinbar ganz entlegener und bis dahin unverstandener Lauterscheinungen der griechischen Sprache erkennen lässt. Ich meine das Lautgesetz, oder vielmehr den Complex von Lautveränderungen, welchen der Ausfall eines ursprünglichen, aus der Vergleichung des Sanskrit etc. zu erschliessenden j nach sich zieht; nur durch die Kenntniss dieses Vorgangs kann dem Schüler ein wahrhaftes Verständniss von *μᾶλλον*, *βράσσων* u. a. im Vergleich mit den regelmässigen Comparativbildungen auf *ιων*, von *ἄλλος* zu alius, von der Bildung der Präsensstämme auf *σσ*, z. B. *φράσσω* neben lat. farcio, *λίσσομαι* neben *λίτη* und von der engen Zusammengehörigkeit selbst dem An-

1) Vgl. Ahrens Ueber die Conjugation auf *μι*. Nordhausen 1838; Brugman im IV. Bande von Curtius' Studien.

schein nach so disparater Worte wie *ἕζομαι* und *ἕδος*, *Θρᾷσσα* und *Θρᾷξ* (verhält sich genau wie *δότειρα* zu *δοτήρ*) erschlossen werden. Eine bedenkliche Zumuthung freilich an den historischen Sinn, oder eigentlich an den Autoritätsglauben der Schüler scheint es, dass sie in einer so grossen Zahl von Fällen die Nachwirkungen von dem Ausfall eines Lautes erkennen sollen, der sonst dem griechischen Alphabet ganz fremd ist; hier hat aber Curtius die passende Auskunft getroffen, dass er die fraglichen Lautgesetze im Zusammenhang mit den durch Ausfall eines Jota eintretenden Lautveränderungen behandelt und, wissenschaftlich ungenau, für die Schule zweckmässig, in allen Fällen ohne Unterschied einfach Ausstossung des *ι* statuirt hat.

Auf der festen Grundlage der Lautgesetze erhebt sich in der Curtius'schen Grammatik, nach wie vor den Mittelpunkt aller grammatischen Lehren bildend, das System des Formenbaus, die Lehre von der Declination und Conjugation. Gerade auf diesem Gebiet ist das Griechische allen übrigen indogermanischen Sprachen entschieden überlegen; denn erreicht es auch den Reichthum grammatischer Biegungen des Sanskrit und Zend nicht, durch den. diese ältesten Abzweigungen von der gemeinsamen indogermanischen Grundsprache eine so hohe Bedeutung für die vergleichende Sprachwissenschaft erlangt haben, so gibt es doch heute keinen noch so enthusiastischen Bewunderer des Sanskrit mehr, welcher nicht an überlegter Verwendung und Verwerthung seiner Flexionsformen dem Griechischen mit seinen geschickt differenzirten und distinguirten Conjunctiven und Optativen, Aoristen und Imperfecten den Vorrang zugestände. Aber freilich wie ist mit dieser schönen und harmonisch entwickelten Formenfülle die ältere Grammatik umgesprungen! Da ziehen sich die Verzeichnisse von Ausnahmen, welche der Schrecken unserer Kindheit zu sein pflegten, durch ganze Seiten hin, und die Abweichungen der Dialekte, der älteren Sprachstufen werden ängstlich in die Anmerkungen versteckt oder ganz übergangen, damit der Schüler ja nicht zu früh mit diesen vermeinten Auswüchsen an dem unverfälschten Idiom der classischen Attiker bekannt werde. Es ist ein völlig verändertes Bild, welches die vergleichende Sprachwissenschaft von dem Formensystem des Griechischen entworfen hat. In wenigen lichtvollen Zügen werden z. B. in den betreffenden Partieen von Schleicher's Compendium der vergleichenden Grammatik die Hauptpunkte desselben dargelegt, dabei mit Vorliebe und Nutzen die homerischen Spracherscheinungen und die Varietäten der späteren Dialekte zur Erklärung attischer Formen herangezogen. Kurz, um Curtius' Worte[1]) zu gebrauchen, dort finden wir eine rudis indigestaque moles, während die

1) „Erläuterungen zu meiner griechischen Schulgrammatik" S. 75 der ersten Auflage.

vergleichende Sprachwissenschaft unablässig bemüht ist, aus dem indogermanischen Formensystem einen κόσμος herzustellen und in diesem Bestreben es schon sehr weit gebracht hat. Und man würde vollkommen irren, wenn man diesen Gegensatz zwischen traditioneller und vergleichender Grammatik in der Auffassung des Formenbaus blos als einen zufälligen ansehen, ihn etwa aus dem allgemeinen Fortschritt der wissenschaftlichen Methode erklären wollte. Es ist kein allmäliges Fortschreiten, sondern eine wissenschaftliche Revolution, welche die Lehre von der Flexion vor anderen Theilen der Grammatik von Grund aus umgestaltet hat, nachdem sich gerade hierin die Methode der griechischen und römischen Grammatiker völlig überlebt, Ziel und Ausgangspunkt gleichmässig verschoben hatten. Ein Streit der Philosophenschulen war es, welcher zur Entstehung und Ausbildung der griechischen und römischen Grammatik den Anstoss gab. Der uralte Gegensatz zwischen φύσις und θέσις, Naturgesetz und menschlicher Willensfreiheit, war schon in der frühesten Epoche der griechischen Philosophie auch auf das Gebiet der Sprache übertragen worden, er hatte, wie der Platonische Kratylos zeigt, in Plato's Zeit ein beliebtes Thema philosophisch angeregter Conversationen gebildet, war unter der veränderten Devise: ἀναλογία oder ἀνωμαλία? in die Schulen der Stoiker übergegangen und bald darauf zum Wahlspruch der sich bekämpfenden alexandrinischen und pergamenischen Grammatiker erhoben worden, die ihn auf alle einzelnen Erscheinungen ihrer Sprache übertrugen und dadurch eigentlich erst fruchtbar machten, er war endlich von den Römern mit der ganzen alexandrinischen Erbschaft übernommen und auf das Gebiet des Latein verpflanzt worden. So ist aus dem Jahrhunderte langen Streit über den Ursprung der Sprache, an dem sich bekanntlich auch Caesar mit dem Werk de analogia zu betheiligen nicht verschmäht hat, allmälig die Grammatik und insbesondere die Formenlehre der Alten hervorgegangen, und noch heute ziehen wir bei Erlernung derselben unbewusst aus den Ergebnissen jener längstvergangenen philosophischen Controverse Vortheil, indem die Regeln in unseren griechischen und lateinischen Grammatiken auf die von den Alexandrinern angenommenen Analogieen d. h. gesetzmässigen Spracherscheinungen, die Ausnahmen auf die Anomalien d. h. die der behaupteten Regelmässigkeit wiedersprechenden Fälle zurückgehen, welche die pergamenischen Krateteer aufgestöbert haben, um daraus das regellose, willkürliche Wesen der Sprache zu erweisen.

Es liegt demnach doch mehr in den trockenen Paradigmen der Grammatik, als man gewöhnlich weiss;[1]) aber wenn sich der Geschichte

1) Der erste, welcher die Bedeutung des Streites der Analogisten und Anomalisten für Geschichte der Grammatik erkannt und denselben

ihrer Entstehung Reiz und Interesse abgewinnen lässt, so zeigt dieselbe doch zugleich auf's deutlichste, wie weit die heutige über den Standpunkt der Sprachwissenschaft im Alterthum hinausgekommen ist. Freilich stellt auch die neuere Grammatik Regeln auf, neben denen auch die Ausnahmen nicht fehlen, obschon sie viel seltener geworden sind; aber diese Regeln beruhen nicht auf subjectiver Willkür des Grammatikers, sondern auf Gesetzen, die den gesammten Formenbau der indogermanischen Sprachen durchdringen und beherrschen. Ebenso beruhen die Ausnahmen, welche die vergleichende Grammatik zulässt, nicht wie die der alten Anomalisten auf der Launenhaftigkeit der griechischen Sprache, sondern sie sind trümmerhafte Ueberreste älterer Regeln, die aus einer vorgeschichtlichen, aber durch die Sprachvergleichung mit Sicherheit erschlossenen Periode des Sprachlebens in den vorliegenden Stand der Sprache hereinragen.

Es bedurfte dieser Andeutungen über Geschichte der Grammatik, um die totale Umgestaltung, welche die Formenlehre in der wissenschaftlichen Grammatik erfahren hat, zu erklären und zu begründen. Dagegen enthält die Curtius'sche Schulgrammatik von diesen Neuerungen nur die allerwesentlichsten und nur solche, welche einen eclatanten Vortheil in der Erlernung der Flexion gewähren, und selbst diese erscheinen sorgfältig und geschickt an die Auffassungen der traditionellen Grammatik angeknüpft. So ist, was zunächst die Anordnung der beiden Haupttheile der Formenlehre betrifft, in neueren nach Wissenschaftlichkeit strebenden Grammatiken unter der Einwirkung des Becker-schen Systems mehrfach die Vorausstellung der Conjugation vor die Declination beliebt worden. Dagegen hält Curtius an der herkömmlichen Reihenfolge fest, obwohl er selbst in seiner Chronologie der indogermanischen Sprachforschung die Ansicht vertreten hat, dass die Ausbildung der Personalendungen des Verbums (freilich nicht der ganzen Conjugation) der Entwicklung der Nominalflexion zeitlich vorangegangen sei. Allein die Nominalflexion kann ohne Kenntniss der Conjugation gelehrt werden, während umgekehrt die Verbalflexion, namentlich der Participia wegen, die Kenntniss der Declinationen voraussetzt. — In der Declination, die demnach in hergebrachter Weise zuerst vorgetragen wird, ist das Hauptgewicht auf die strenge Durchführung des Unterschieds zwischen Stamm und Endung gelegt. In der Auffassung der alten Grammatiker wird überall in der Declination der Nom. Sing., die πρώτη θέσις, als das Gegebene betrachtet. Die übrigen Casus gehen

ausführlich geschildert hat, war Lersch in seiner „Sprachphilosophie der Griechen und Römer“, Bonn 1841, während noch kurz zuvor Classen in den Primord. gramm. Graec. behauptet hatte, derselbe sei vix tanto hiatu dignum gewesen.

daraus durch pure und scheinbar einfache, in der That unbegreifliche Vertauschung hervor, das ος wird mit ου, ῳ etc. vertauscht. Freilich liess sich diese exceptionelle Stellung, welche man so dem Nominativ einräumte, schon in der dritten Declination nicht mehr durchführen; denn während z. B. der Genitiv θηρός gegen θήρ um die Endung -ος vermehrt erscheint, ist νυκτός aus νύξ durch Abwerfung des ξ und Anhängung von -κτος, ἐλπίδος aus ἐλπίς durch Abwerfung der Endung ς und Zusatz von -δος gebildet. Man half sich durch die Auskunft, dass man in der dritten Declination neben dem Nominativ auch den Genitiv mitlernen liess, näherte sich aber damit unbewusst bereits der Stammtheorie, denn nicht weil der Genitiv in der dritten Declination von einer anderen Beschaffenheit ist als in den beiden ersten Declinationen, sondern weil er den Stamm deutlicher als der Nominativ hervortreten lässt, muss man ihn oder den Dativ wissen, um die übrigen Casus von den Stämmen θηρ, νυκτ, ἐλπιδ bilden zu können. So konnte Curtius an bestehende Auffassungen anknüpfen, indem er für alle drei Declinationen den Unterschied zwischen dem Stamm d. h. dem feststehenden und der Endung d. h. dem veränderlichen Theile der flectirten Nomina durchführte. Dagegen nahm in der älteren Grammatik der Nominativ eine völlig unberechtigte und häufige Missdeutungen veranlassende Sonderstellung unter den Casus ein; und wie leicht man sich gewöhnte, die vermeinte Verwandlung, durch welche die übrigen Casus aus dem Nominativ hervorgegangen sein sollten, auch auf andere Gebiete der Grammatik auszudehnen, dafür bietet die Etymologie der Alten eine Fülle trauriger und warnender Exempel Aber, wendet man ein, es ist doch unpädagogisch, die Schüler mit blossen Abstractionen, wie es die Stämme sind, vertraut zu machen. Diesen mehrfach erhobenen Einwurf hat Curtius in den „Erläuterungen“[1]) S 45 f. ausführlich widerlegt und in vollkommen schlagender Weise namentlich auf die vielen Heischeformen wie ΛΑΒΩ als Stamm zu λαμβάνω, λέοντσι als die Grundform von λέουσι und so viele andere „Abstractionen“ hingewiesen, ohne welche schon längst die griechische Grammatik nicht mehr auszukommen vermochte; dazu kommt, dass die Nominalstämme durch die vergleichende Sprachforschung mit grösster Wahrscheinlichkeit für eine sehr frühe Epoche des Sprachlebens als Realitäten erwiesen sind und als solche sogar im Griechischen noch in gewissen Formationen z. B. in dem Vocativ νύμφα = Stamm νυμφα erscheinen.

---

1) Hervorgegangen aus einer Anzahl von Artikeln des Verf. in der Zeitschr. f. österr. Gymn. dient diese kleine Schrift dem Zweck, die Einrichtung und die wichtigsten Regeln der Schulgrammatik für den sprachwissenschaftlichen Studien ferner stehende Lehrer ausführlicher darzulegen und zu begründen.

Durch die Aufstellung von Stämmen wird dann auch die Einsicht in eine für die Schule und die Wissenschaft gleich bedeutsame Thatsache erreicht: die ursprüngliche Einheit der Declination. Denn dass es ein unberechenbarer didaktischer Gewinn ist, wenn der Schüler die drei üblichen Declinationen als Varietäten eines und desselben Grundtypus erkennen gelernt hat, ist ebenso einleuchtend, als man mit Recht die Reduction der in einer noch nicht so lange entschwundenen Zeit in den griechischen Grammatiken angenommenen zehn Declinationen auf die jetzige Dreizahl als einen grossen Fortschritt gepriesen hat. Auch ist in der Curtius'schen Grammatik dem Schüler die Erkenntniss von der Einheit der Declinationen schon dadurch nahe gelegt und wesentlich erleichtert, dass er in der Lautlehre *α* und *ο* als nahe verwandte („harte") Vocale kennen gelernt hat; diejenigen Analogieen wenigstens, welche zwischen der A- und O-Declination bestehen — so hat Curtius die 1. und 2. Declination, mit Recht die farblose Zahlenbezeichnung aufgebend, benannt — wird er demnach selbst ohne ausdrückliche Hinweisung darauf herauszufinden wissen. Uebrigens hat Curtius, da es ja freilich für den Schüler zunächst darauf ankommt, sich die Mannigfaltigkeit der Declination einzuprägen, die Einheit derselben erst in einem auf die Darstellung der einzelnen Declinationen folgenden Paragraphen (§ 173) zur Anschauung gebracht. Die Einzelheiten dieser Darstellung, in welcher die angedeuteten Principien mit strenger Consequenz durchgeführt sind, darf ich hier übergehen, um sogleich auf die Verbalflexion zu kommen.

Die Conjugation ist für den Schüler bei weitem der schwierigste Theil der griechischen Grammatik, dagegen hat die vergleichende Sprachwissenschaft in der Analyse der Conjugationsendungen ihre grössten Triumphe gefeiert und ist darin sogar weiter gelangt als in der Zerlegung der scheinbar einfacheren Nominalflexionen. Dass auch die Schulgrammatik aus diesen wissenschaftlichen Ergebnissen den grössten Nutzen zu ziehen vermöge, bedarf keiner weiteren Begründung, aber freilich kann derselbe nur dann erreicht werden, wenn auch hier die nöthige Vereinfachung und Anpassung an die herkömmliche Weise der Darstellung zuerst vorgenommen wird.[1]) Zunächst hat die Wissenschaft als historischen Ausgangspunkt der Verbalformen die Abwandlung durch die Personalendungen festgestellt; während beim Nomen der Stamm das primitive ist, ist es, wie Schömann in Anlehnung an die Ausdrucksweise der alten Grammatiker das Verhältniss treffend ausdrückt, beim Verbum die Synthesis von Subject und Prädicat zu einer Aussage. In der Schulgrammatik wäre es jedoch sehr verkehrt, von einem Verbal-

1) Die Motive seiner Darstellung der Verbalflexion in der griech. Schulgrammatik hat Curtius ausführlich dargelegt in den Erläut. S. 74 ff.

stamme ausgehend, die Abwandlung voranzustellen, denn es würde dadurch dem Schüler die Einheit der Verbalformen verschiedener Tempora, der λύω, λέλυκα, ἐλύθην, ἐλυσάμην völlig entgehen. Andrerseits ist es ein ebenso grosser oder grösserer Fehler, den mehrere neuere Schulgrammatiken begehen, mit lauter Abstractionen über Stamm, Augmentationen, Reduplication zu beginnen, mit denen der Schüler nichts anzufangen weiss, und hierauf den ganzen Schwall von Verbalformen folgen zu lassen, die das Gedächtniss übermässig belasten, endlich ein alphabetisches Register beizugeben, was die äusserlichste aller denkbaren Arten der Anordnung ist. Curtius hat daher einen Mittelweg eingeschlagen. Auf die allgemeinen Vorbemerkungen §§ 225—230 folgt alsbald das Paradigma λύω im Präsens und Imperfect, jene Vorbemerkungen aber enthalten unter Anderem, was zu wissen am nöthigsten ist, vornemlich eine Uebersicht über die Tempusstämme. Dies ist ein ganz neuer Begriff; denn die ältere Grammatik begnügte sich mit der Annahme eines Verbalstammes und suchte das Verhältniss der Tempora zu einander dadurch dem Schüler zu veranschaulichen, dass sie ihm neben dem Präsens auch das Futurum einprägte und aus diesem, höchst ungereimt freilich — denn wie kann ein Perfect oder Aorist aus dem Futurum entstehen — die übrigen Tempora hervorgehen liess. Dagegen vereinigt Curtius die sämmtlichen Formen, welche um ein bestimmtes Tempus gelagert sind, die Modi also, Participien, Infinitive u. s. w. unter dem Namen Tempusstamm, und unterscheidet so im Ganzen sieben Tempusstämme, denen allen als Gemeinsames der Verbalstamm zu Grunde liegt. Während Curtius hier eine neue Anordnung durchgeführt hat, so ist er dagegen in Betreff der Haupteintheilung der Verba der traditionellen Grammatik gefolgt, und zwar aus didaktischen Gründen. Denn wissenschaftliche Gründe gibt es ja nicht, welche verbieten, die Verba auf μι mit den Verba auf ω zusammenzunehmen; dass ihr Auseinandergehen eine späte, erst auf griechischem Sprachboden eingetretene Entwicklung ist, lässt sich auch vom Standpunkt des Griechischen noch daran klar machen, dass ihre Scheidung sich nur in einem Theil der Tempora, im Präsens- und starken Aoriststamme, theilweise auch im Perfect geltend macht: sehr wohl könnten also diese Eigenthümlichkeiten in der Lehre von den Tempusstämmen abgehandelt werden. Allein diese Anordnung würde, in einer Schulgrammatik zur Anwendung gebracht, zwei ernstlichen Bedenken unterliegen: die Verba auf μι zeichnen sich sammt und sonders noch durch eine Reihe anderer Unregelmässigkeiten aus und treten dadurch als eine eigene Classe von Bildungen den Verba auf ω gegenüber, zweitens dürfen Lehrer und Schüler bei der ohnehin schwierigen Lehre von der Bildung des Praesensstamms, bei dem die Anomalieen der Verba anf μι am meisten hervortreten, nicht zu lange aufgehalten werden. Es müssen also die

Verba auf $\mu\iota$ immer einer gesonderten Darstellung vorbehalten bleiben, aber an welcher Stelle der Lehre vom Verbum ist dieselbe einzufügen, sollen die Verba auf $\mu\iota$ erst nach den sämmtlichen Verba auf ω tractirt werden, oder ist die bisherige Einreihung zwischen den sogen. regelmässigen und den sogen. unregelmässigen Verba beizubehalten? Auch in diesem Punkt muss man dem Herkommen concediren, dass die Kenntniss der Verba auf $\mu\iota$ mit ihrer eigenthümlichen Abwandlung in der That die unerlässliche Vorbedingung für das Verständniss gewisser unregelmässiger Verba ist, also vor diesen dem Lernenden vermittelt werden muss. Aber diese Liste unregelmässiger Verba, in der die erwähnten den Verba auf $\mu\iota$ ähnlich flectirten mit einer grossen Reihe völlig heterogener Verbalbildungen zusammengeworfen werden, ist ein trauriger Nothbehelf, mit dem in jeder rationellen Grammatik auf's Entschiedenste gebrochen werden muss.

Hier tritt nun eine zweite Hauptneuerung der Curtius'schen Grammatik in's Mittel. Auch früher drängte sich ja schon die Nothwendigkeit auf, eine gewisse Gliederung in das bunte Chaos der Verba auf ω zu bringen, wobei man aber keineswegs das Wesen der Sache traf, sondern sich mit demjenigen Eintheilungsgrunde begnügte, welcher bei der Anordnung der Nominalstämme massgebend ist, der Eintheilung nach dem Auslaut des Stammes. Hierauf beruht die alte Eintheilung in verba pura, liquida etc. Allein gerade der Vergleich mit der Nominalflexion zeigt, dass die Sprache sich beim Verbum nicht an den Stammauslaut bindet, der ja allerdings in der Declination das Feststehende, den Charakter der Flexion Bestimmende ist. Vgl. die Verbalstämme mit gleichem Ausgang λυ und πλυ, aber daneben die Praes. λύω, πλέω — ἀγ, πραγ neben den Praes. ἄγω πράσσω, den Aor. ἤγαγον ἔπραξα etc. Also die Eintheilung nach dem Stammauslaut lässt sich zwar bei einem Theil der Tempusstämme durchführen, sie ist z B. angebracht bei der Gruppirung der Aorist- oder Perfectstämme, aber wenn man sie, wie von der älteren Grammatik geschehen ist, auch auf die Bildung des Präsensstammes ausdehnt, so geht dadurch die Einheit des Verbalsystems verloren. Die regelmässigen Modificationen, welche der Stammauslaut z. B. im 1. Aorist durch das antretende charakteristische Zeichen dieses Tempus, des σ, erleidet (z. B. ἔτυψα, ἔπληξα), sind leicht zu begreifen, dagegen sind die von den alten Grammatikern weniger beachteten Unterschiede in der Praesensbildung recht eigentlich eine differentia specifica und daher vorzüglich geeignet, zum Eintheilungsgrund des gesammten Verbalsystems gemacht zu werden. Hierauf beruht denn auch die Curtius'sche Classeneintheilung. Je nach dem Verhältniss, in welchem die Präsensbildung zu dem allen Verbalformen zu Grunde liegenden Verbalstamme (der Wurzel) steht, sind die sämmtlichen Verba in acht Classen eingetheilt. Die Wichtigkeit aber, welche in dieser

Anordnung dem Psäsensstamm für die Gliederung des ganzen Verbalsystems eingeräumt ist, rechtfertigt sich abgesehen von dem soeben angeführten praktischen Motiv auch durch die Analogie des Sanskrit und der verwandten Sprachen überhaupt Schon seit mehr als zweitausend Jahren theilt die indische Nationalgrammatik die Tempusstämme in zwei Hauptclassen ein, von denen die erste, die der Specialtempora, Präs. und Imperf, die zweite der allgemeinen Tempora alle übrigen Zeiten befasst, und dieselbe Unterscheidung hat die vergleichende Grammatik als eine durch alle indogermanischen Sprachen durchgehende, in dem Bau unseres Sprachensystems von Anfang an begründete nachgewiesen. Uebrigens hat von den Grammatikern der älteren Richtung schon Buttmann Ausführl. Gramm. § 12 die Verschiedenheit der Präsensbildung als Quelle „des grössten Theils der Anomalie in den griechischen Verbis" erkannt. — Nachdem in dieser Weise die Grundzüge der Darstellung des griechischen Verbalsystems festgestellt sind, kann es sich nur noch um die Reihenfolge, die bei den Tempusstämmen und bei den Conjugationsclassen zu beobachten ist, handeln. Ich gehe auf das hierin von Curtius beobachtete Verfahren, welches wohl erwogen und auf didaktische Ueberlegungen begründet ist, nicht weiter ein und will auch von den Einzelheiten seiner Darstellung des griechischen Verbums nur auf die Lehre vom Bindevocal Bezug nehmen, weil sein Verhalten hierin ein charakteristisches Zeugniss ablegt für den schonenden Conservatismus, mit welchem er auch in diesem Theile der Grammatik eingewurzelten Vorstellungen der traditionellen Grammatik alle mögliche Rüchsicht widerfahren lässt. Bekanntlich beruht der Hauptunterschied in der Flexion der Verba auf μι von der Abwandlung der übrigen Verba darauf, dass sie die Endungen unmittelbar an den Verbalstamm antreten lassen, während die Verba auf ω einen beweglichen Vocal, bald ε bald ο, zwischen Stamm und Endung einschieben; so bildeten in der μι-Conjugation die Griechen in der 1. Pers. Plur. ἐσ-μέν, aber in der ω-Conjugation τύπτ-ο-μεν. Vom Standpunkt des Griechischen erscheint dieser zwischen ε und ο schwankende Vocal in der That als „Bindevocal", während freilich ein Grund für diesen Einschub, und für die Beschränkung desselben auf die erste Hauptconjugation nicht angegeben werden kann. Geht man über das Griechische hinaus und blickt auf die durch die Vergleichung der verwandten Sprachen erschlossene Entstehungsgeschichte des indogermanischen Formenbaus, so ergibt sich, dass der sogen. Bindevocal ursprünglich zu dem Stamm des Verbums gehört hat; nicht τυπτ, sondern τυπτο oder τυπτε ist als Präsensstamm der Wurzel τυπ anzusetzen. Kein einsichtiger Sprachforscher zweifelt mehr, seit Schleicher zuerst den Blick dafür geöffnet hat, dass der Unterschied zwischen der sogen. bindevocalischen und bindevocallosen Conjugation ein ursprünglicher ist und alle mit dem

vermeinten Bindevocal flectirten Verba von Haus aus a, wie jener im Griechischen bewegliche Vocal im Sanskrit noch in allen Fällen lautet, zum Stammauslaut gehabt haben. Aber obschon Curtius, der früher an den Bindevocal glaubte, neuerdings selbst in seiner Chronol. der indogerm. Sprachforschung (1867) die eingehendste Begründung der Schleicher'schen Behauptung gegeben hat, so hat er doch in seiner Schulgrammatik den Begriff des Bindevocals auch in der später erschienenen 9. Auflage seiner Grammatik beibehalten; gewiss mit Recht, da sich die neue Auffassung nur mit Zuhülfenahme des Sanskrit begründen und deutlich machen lässt.

Nicht auf alle Details der Curtius'schen Grammatik kann hier einzugehen meine Aufgabe sein; ich erwähne daher nur noch, dass in zwei weiteren Kapiteln der griechischen Grammatik, welche in der Wissenschaft eine völlige Umgestaltung erfahren haben, in der Compositions- und in der Wortbildungslehre ebenfalls wieder mit einer grossen, fast zu weitgehenden Mässigung in Aufnahme von Neuerungen verfahren ist. Die Lehre von der Zusammensetzung ist wegen der Homerlectüre von hoher Wichtigkeit für die Schule; es werden sich daher die Resultate der auf diesem Gebiete epochemachenden Leistungen der indischen Grammatiker wohl noch umfassender für die griechische Schulgrammatik verwerthen lassen, als von Curtius geschehen ist, der sie übrigens geschickt in die europäische Auffassung und Terminologie übertragen hat. Noch mehr muss aber die in dem Abschnitt über Wortbildung hervortretende Zurückhaltung überraschen, da ja gerade nach der Seite der Etymologie hin die bahnbrechendsten Forschungen von Curtius liegen. Aus dem gleichen conservativen Princip, nicht, wie Gegner der Curtius'schen Grammatik behauptet haben, aus mangelhafter Kenntniss, ist es auch ohne Zweifel zu erklären, dass die Darstellung der gesammten Syntax nur sehr wenig von der allgemein üblichen Behandlung abweicht. So ist in der Schonung und Rücksicht gegen überlebte, doch durch lange Gewohnheit befestigte Auffassungen überall bis an die äusserste Grenze gegangen und ein weiter Spielraum für künftige Verbesserungen gelassen. Aber gerade dieser überlegten Mässigung ist offenbar die schon Eingangs erwähnte epochemachende Wirkung dieses Schulbuchs in erster Linie zuzuschreiben, durch welches die lange unterbrochenen Beziehungen zwischen Schule und Wissenschaft in einem sehr wichtigen Zweige des Unterrichts in der glücklichsten Weise wieder angeknüpft worden sind. Ueber den weiteren Fortgang dieser Beziehungen und über den gegenwärtigen Stand der durch Curtius' Grammatik eingeleiteten Bewegung, vornemlich auf dem Gebiete der Syntax, soll der nächste und Schlussartikel einige Andeutungen geben.

Zu Theokrit.

Die Anfangsverse des XXVIII. idyllischen Gedichtes, das mit Recht die vielbestrittene Aufschrift *ΗΛΑΚΑΤΗ* führt, lauten nach Fritzsche:

Γλαύκας ὦ φιλέριθ' ἀλακάτα δῶρον Ἀθανάας
γύναιξιν, νόος οἰκωφελίας αἶσιν ἐπάβολος,
θέρσεισ' ἄμμιν ὑμάρτη πόλιν ἐς Νείλεος ἀγλάαν,
ὄππα Κύπριδος ἶρον καλάμῳ χλῶρον ὑπ' ἀπάλῳ.

Nun hat Kodex c, von erster Hand geschrieben, *ὑπαπάλῳ*, während eine zweite verbessern zu müssen glaubte *ὑπ' ἀπάλῳ*. In ähnlicher Weise findet sich in der Handschrift D eine Korrektur *ὑπ' ἀπάλω*, wogegen die ältere Leseart *ὑπαπάλω* bietet. Im Kodex 6 liest man *ὑπαπάλω*, im Kodex 11 *ὑπάπαλώ*. Auch die verschiedenen Ausgaben weichen sehr von einander ab, und wir werden nicht zu weit gehen, wenn wir die vielen Anstrengungen der gelehrten Herren, die wunde Stelle zu heilen, als fruchtlos bezeichnen. Eine gänzliche Verstümmelung des Versschlusses anzunehmen, dürfte wol das Richtigste sein. Meineke, mit seinem sichern Gefühl, glaubte, dass in den letzten Worten die namentliche Bezeichnung eines Berges oder Bühles (montis collisve) sich berge, weshalb er schrieb *χλῶρον ὑπ — —*. Wenn nun auch diese Konjektur auf einer Hypothese beruht, so viel scheint mir sicher, dass die Leseart *ὄππα Κύπριδος ἶρον καλάμῳ χλῶρον ὑπ ἀπάλῳ* schwer sich wird halten lassen. Wordsworth erklärt die Stelle, wie folgt: „*Finge tibi aedem Veneris culmo recens tectam, id quod Vergilius expressit in re diversa, Ecl. VII, 12: hic virides tenera praetexit arundine ripas Mincius. Domos Sardianas describens Herodotus V, 101: αἱ μὲν πλεῦνες,* ait, *οἰκίαι ἦσαν καλάμιναι, ὅσαι δ' αὐτέων καὶ πλίνθιναι ἦσαν, καλάμου εἶχον τὰς ὀροφάς. His specie non multum dissimile fuisse videtur Milesium hoc Veneris templum Niciae fortasse opera nuper, quum scribebat Theocritus, vel exstructum vel tecto arundineo auctum.* Mit dieser Erklärung ist nun freilich der Verfasser der neuesten kritischen Ausgabe nicht durchweg einverstanden, und dies mit Recht. Aber es ist die Stelle, wie sie oben angeführt ist, überhaupt nicht wohl zu erklären. Es müsste nämlich die Präposition *ὑπό* selbstverständlich die Bedeutung von *sub* haben. Was soll nun *χλῶρον*? Der ganze Tempel der Cypris hat doch nicht ein blassgrünes Gewand, weil sein Dach aus zartem Rohrgeflechte besteht? Wenn Lindemann die betreffenden Zeilen lateinisch folgendermassen gibt:

Tu jam fido animo nos sequere ad splendida Nelei
Moenia, horrifera qua Veneris templum in arundine,

wenn ferner Mörike übersetzt: — — komm nunmehr getrost mit mir

Zu Neleus' glanzerfüllter Stadt, allwo
Aus zartem Schilfgrün Kypris' Tempel steigt,

so sprechen diese Uebertragungen ebenfalls gegen die Ansicht, dass

das Heiligtum durch das grüne Schilfdach, unter dem es sich erhebt, als „χλῶρον“ erscheint. Ich vermute in dem korrupten ὑπαπάλω ein Verbum in der 3. nicht 1. Person Präsens, etwa mit der Bedeutung „ragt von unten aufwärts“.

Regensburg. Zettel.

Zur Geschichte des Gymnasiums zu Regensburg.

I. Einleitung.

Aus dem folgenden buchstäblich treu abgeschriebenen Lectionsverzeichnisse des evangel. Gymnasiums zu Regensburg v. J. 1752 (ohne Angabe des Druckers) geht hervor, dass diese Anstalt nicht bloss die Aufgabe eines humanistischen Gymnasiums zu erfüllen suchte, sondern auch eine Art Lyceum besass, wo diejenigen Schüler, welche zwar das Gymnasium absolvirt hatten, aber noch nicht die Universität besuchen wollten, in einem zweijährigen Kurs Vorträge über Philologie (auch hebr. Sprache), Mathematik, Philosophie und Theologie hören konnten, ja es war ihnen sogar möglich, in der Jurisprudenz und Medizin von Fachmännern vorbereitende Lectionen zu erhalten. Auch die Stelle von Realgymnasium und Gewerbsschule vertrat dieses Gymnasium theilweise und für das damalige Bedürfniss hinreichend, indem an ihm nicht nur Geschichte und Geographie gelehrt, sondern auch dafür gesorgt wurde, dass die Schüler Unterricht im Zeichnen und in der franz. Sprache (ja auch in der italienischen war es möglich Lehrmeister zu bekommen) erhielten. Auch die Leibesübungen waren nicht ganz unberücksichtigt gelassen worden; denn die Schüler konnten Anweisung zum Reiten und Fechten erhalten. Für dialectisch-rhetorische Entwicklung sorgten die vielen Disputirübungen, Reden und öffentl. Vorträge bei Schul- und anderen Feierlichkeiten, die lateinisch und deutsch, in gebundener und ungebundener Rede, gehalten wurden, ja es wurden auf einem eigenen Theater im Gymnasialgebäude deutsche und lateinische Schauspiele vollständig (im Costüm) aufgeführt.

II. Kurze Nachricht von dem Evangelischen Gymnasio zu Regensburg. A. C. 1752.

Die Lehrer dieses Gymnasii[1]) werden getheilet in Professores, welche den aus der sechsten Classe promovirten Candidaten der Universitäten die Philosophie und Philologie erklären, und zweytens in Lehrer der Classen.

Herr Johann Georg Wack[2]), Professor, lehret öffentlich die Hebräische Sprache nach den Grundbüchern des sel. Danzen[3]), ferner die Theologie und die moralischen Disciplinen der Philosophie: Er gibt auch in eben diesen Stücken Privatlectionen, und über dieses im Syrischen.

Herr M. Johann Christoph Mayer,[4]) Professor, hält öffentlich Lectionen in allen Theilen der Theoretischen Philosophie: in der Vernunftlehre und Metaphysic nach des Herrn Baumeisters[5]) Schriften, in der Naturlehre, nach des Hrn. Prof. und Hofrath Hambergers[6]) Grundsätzen, und in der Mathematic, nach des Freyherrn von Wolf[7]) Schriften. Er lehret eben dieselben in Privatlectionen, samt allen Theilen der Mathematic und der Experimentalphysic: lässt wöchentlich disputiren.

NB. Die Einrichtung der Philosophischen Lectionen ist also getroffen, dass in zwey Jahren der Cursus zu Ende ist.

Herr Johann Heinrich Drümel,[8]) Professor, lehret öffentlich die Redekunst und die Griechische Sprache. In Privatlectionen erkläret er Heineccii[9]) Antiquitates Rom. ferner die Reichshistorie, samt der dahin gehörigen Genealogie und Geographie: Hält wöchentlich Uebungen im Disputiren und Peroriren.

Die Lehrer der Classen sind folgende:

Herr Johann Heinrich Drümel, Rector, hält Lectionen über die Theologie, Vernunftlehre, Redekunst, Dichtkunst, Universalhistorie, über die Lateinische und Griechische Sprache: erkläret Hesiodum, Aelianum, Virgilium, Horatium, Ciceronis Orationes, Plinii Epistolas: Gibt in Privatstunden Anweisung nach eben diesen Büchern, wie auch zum Briefschreiben im Teutschen und Lateinischen.

Herr Johann Christoph Kammerecker[10]), Conrector, hält Lectionen in der Theologie, Vernunftlehre, Redekunst und Dichtkunst: erkläret in der Lateinischen Sprache Curtium, Ciceronis epistolas, Ovidii libros metamorphoseon, in der Griechischen Sprache Hesiodum, Novum Testamentum Gr., erkläret die Universalhistorie. In Privatstunden werden eben diese Lectionen neben der Geographie getrieben, und noch andere nach Erforderung der Umstände hinzugethan.

Herr Johann Adam Ordner,[11]) Lehrer der vierten Classe, hält ausser den Anfangsgründen der Theologie und Universalhistorie, Lectionen über die Griechischen Sonntagsevangelia, Phaedri fabulas, Cornelium Nepotem, Ovidii libros tristium, samt den nützlichsten Uebungen in dem Stilo[12]): Treibet eben diese Lectionen nebst der Geographie in Privatstunden, wie auch die Verwandlungen des Ovidius, den Cäsar und andere Autores mehr.

Herr Matthias Egender[13]), Lehrer der dritten Classe, erkläret nebst den Lehren des Christenthums Phaedri fabulas, Cornelium Nepotem, mit den nöthigen exercitiis stili, zeiget auch die Universalhistorie. In den Privatstunden werden ausser diesen Lectionen nach den Umständen der Zeit andere vorgetragen. Er hält auch der Schuljugend alle Sonntäge und Festtäge die Catechisation.

Herr Christoph Stoltzenberg[14]), Cantor, Lehrer der zweyten

Classe, lehret nebst den Grundlehren des Christenthums die Anfangsgründe der Lateinischen Sprache, erkläret den Cornelium Nepotem.

Herr Ehrnreich Carl Stoltzenberg[15]) und Herr Kropfgans[16]), Lehrer der ersten Classe, welche in zwey Ordnungen abgetheilet ist, treiben die Anfangsgründe des Christenthums und der Lateinischen Sprache.

Nebenlectionen.

Der Herr Rector und Professor Drümel wird Anstalt machen, dass unter seiner Specialaufsicht ein Ausschuss der sechs Classen von Lehrbegierigen Gemüthern, zur Zeit der Erndferien[17]), im Zeichnen und in der Französischen Sprache Lectionen bekommen, wie auch alle Mittwoch und Sonnabend Nachmittag durch das ganze Jahr, in der Geometrie, wozu der Herr Professor Mayer die Hand biethen will. Auf diese Weise werden die Knaben nicht nur von dem Müssigang befreyet, sondern auch zu mehrern Arten des bürgerlichen[18]) Lebens vorbereitet, und den Eltern Gelegenheit gegeben die Inclination ihrer Söhne in Ansehung der zu wählenden Professionen und Künste zu erkennen. Diejenigen, welche hierzu beförderlich zu seyn gesonnen sind, belieben deswegen mit dem Herrn Rector Drümel zu conferiren.

Von Sprach- und Exercitienmeistern.

Es fehlet hier nie an tüchtigen Personen, welche die Jugend in der Französischen und Italienischen Sprache wohl unterweisen, noch auch an denen, welche im Fechten und Reiten[19]) gute Anweisung geben. Uebrigens sind hier fürstliche und andere stattliche Ställe zu sehen.

Von den Alumnis auf dem Gymnasio.[20])

Unsere preiswürdige Obrigkeit unterhält jederzeit 12 Gymnasiasten, welche die Kirchenmusic zu versehen angenommen werden. Sie geniessen ohne alle Unkosten die Kost, Wäsch, Arzney, Wohnung, die sie auf dem Gymnasio haben, ingleichen die Lectionen: sie haben einen Lehrer des Gymnasii zu ihrem Inspector, der auf ihre Sitten acht hat: sie geniessen jährlich unterschiedliche Legata, haben wöchentlich ein beneficium an Geld, und können durch Informiren auch etwas verdienen. Die Fremden werden so willig aufgenommen als die Bürgerskinder. Wann uns nun die Fremden solche zuschicken wollen, bitten wir uns von der guten Aufführung ihrer Clienten wohl zu versichern, und sich deswegen bey dem Herrn Cantor Stoltzenberg zu melden.

Von anderen Vortheilen für die hier studirende Jugend.

Wer bedenket, dass Regensburg die Reichsstadt ist, wo sich die hohe Reichstagsversammlung befindet, der wird leicht erkennen, was die Jugend hier sehen und erfahren kann. Ein prächtiger Hof eines Reichsfürsten[21]), der ansehnliche Staat hoher Grafen und anderer hoch-

ansehnlicher Minister, zeigt hier viel merkwürdiges, und die hier vorkommenden Ceremonien und Festivitäten sind alle von Wichtigkeit, welche eben nicht zur Zeit der Reisen eintreffen, von der hier studirenden Jugend aber mit grossem Vortheil mehr als einmal mit eigenen Augen betrachtet werden können, da sie sonst aus Büchern nicht so sicher zu erlernen sind.

Von den Lectionen der höhern Facultäten.

Diejenigen, welche ausser der Theologie in der Jurisprudenz[22]) und Medicin[23]) Lectionen zu hören wünschen, ehe sie eine Universität beziehen, finden hier allzeit Männer, welche sie bestens besorgen.

III. Erklärende Anmerkungen des Einsenders.

1) Das zu Regensburg 1538 eröffnete Gymnasium (welches auch Gymnasium poeticum, Poetenschule, lateinische Schule genannt wurde) bestand von 1600 an aus 6 Klassen; der Lehrer der obersten (6) Klasse war der jedesmalige Rector, der Lehrer der 5. der Conrector; die Lehrer der anderen 4 Klassen hiessen Collaboratores oder Praeceptores. Die Lehrer, welche an dem zur Vorbereitung auf die Universität bestehenden zweijährigen Kurse, Auditorium genannt, philologische, philosophische, mathematische, theologische, hebräische, später auch physikalische Lectionen gaben, hatten den Titel Professores. Ihrer waren, wenn es vollständig besetzt war, ausser dem jedesmaligen Rector noch zwei wissenschaftlich gebildete Männer. Die erste vollständige Besetzung desselben fand 1664 Statt; das Auditorium bestand, wenn es auch nicht immer vollständig besetzt war, noch 1809.

2) Wack wurde dahier den 29. Septbr. 1706 geb., war 1752–62 Prof. am Auditor. und st. den 15. Mai 1762.

3) Joh. Andr. Danz, Prof. der Theol. und der orient. Spr. zu Jena, schrieb ausser Anderem die damals besste hebr. Gramm. Compendium Gramm. hebr. et chald. Jenae 1706.

4) Mayer war hier den 29. Juni 1713 geb., von 1752—79 Prof. am Auditor. und st. den 8. Novbr. 1781.

5) Friedr. Christian Baumeister war Rector zu Görlitz und Lehrer der Wolfischen Philos. Er schrieb ausser anderen Werken, Institutiones philos. rationalis. Vitebergae 1736 und Elementa recentioris philos. Lipsiae 1787.

6) Georg Erhard Hamberger war Prof. der Physik zu Jena. Er schrieb a. A. Elementa physices methodo mathematica conscripta. Jenae 4. Auflage 1750.

7) Christian Freiherr von Wolf, Hifter der Leibnitz-Wolfischen Philosophie, st. 1754 als Kanzler der Univers. Halle. Er schrieb ausser seinen berühmten philos. Werken auch ein Compendium der reinen und angewendeten mathemat. Wissenschaften.

8) Drümel, geb. 1707 zu Nürnberg, war 1751—62 Prof. am Auditor. und Rector des Gymn., ging dann als Hofrath nach Passau und kam von da 1767 als Prof. des Staatsrechtes nach Salzburg, wo er 1770 starb. Er schrieb ein lat. Lexikon, das hier lange im Gebrauch war. Die 3. Aufl. gab 1775 der hiesige Prof. Benedict Friedrich Niemberger mit Beiträgen von ihm selber heraus. J H. Drümelii lexic. man. latino-germ. et germanico-lat. Mit Beitr. v. B. Fr. Nieremberger. Ratisb. 1775. 3 Voll. 4.

9) Joh. Gottl. Heineccius st. 1741 als Prof. der Rechte u. Philos. in Halle. Er schrieb u. A. Syntagma antiquitatum Rom. jurisprudentiam illustrantium. Halae. 1718 (u. öfter).

10) Kammerecker wurde dahier den 20. Novbr. 1692 geb. und st den 16. Mai 1767. Er war 1752—62 Conrector am Gymn. u. 1762 bis 67 Prof. der Philos und Beredtsamkeit am Auditorium.

11) Von Ordner war nur noch aufzufinden, dass er 1752 die 4. Klasse hatte, 1762 das Conrectorat erhielt und am 26. Juni 1763 im Alter von 48 Jahren starb.

12) Ausser schriftlichen Stilübungen wurde dahier auch das Lateinsprechen mit grossem Eifer betrieben, und es war den Schülern unter Strafandrohung geboten, mit einander auch zu Hause nur lateinisch zu reden. Bei Festlichkeiten trugen die Schüler selbstgemachte lat. Reden und Gedichte vor.

13) Egender wurde den 20. Sept. 1706 dahier geb., erhielt 1747 die 3 Klasse und st. den 17. Decbr. 1777 als Collaborator tertiae classis emeritus.

14) Christoph Stoltzenberg, geb. zu Wertheim 1690, kam 1714 als Cantor und Lehrer der 1. Klasse oberer Abthlg. hieher. (Die 1. Klasse war 1598—1661, dann 1664—1779 in eine untere und obere Abthlg. getheilt) 1750 wurde er Lehrer der 2. Klasse. Am 5. März 1764 feierte er sein 50jähr. Amtsjubiläum, starb aber noch in demselben Jahre am 17. Juni eines plötzlichen Todes. Dessen Sohn

15) Ehrnreich Carl Stoltzenberg war dahier am 10. Febr. 1721 geb, wurde 1750 Collaborator der oberen Abth. der 1. Klasse, erhielt 1764 das Cantorat dazu und rückte 1776 in die 2. Kl. vor. † 20. Febr. 1785.

16) Johann Christoph Kropfgans, dahier den 16. Jan. 1707 geb, wurde 1739 Lehrer der unteren Abth. der 1. Kl. und Alumneninspector, 1776 quiescirt und st den 15. Octbr. 1777.

17) Die Hundstag- oder Erndferien dauerten vom 22. Juli bis 24. August. An ihnen hatten die Schüler der 4 oberen Klassen Nachmittags frei. Mittwoch und Sonnabend waren die Nachmittage während des ganzen Schuljahres von obligatorischem Unterrichte frei.

18) Besucht wurde das Gymn. poet. nicht bloss von solchen Schülern, welche einst ein Fachstudium auf einer Universität zu be-

treiben beabsichtigten, sondern es schickten auch die Bürger ihre Söhne dahin, selbst wenn sie dieselben zu einem bürgerlichen Berufe bestimmten. Die Schülerzahl war von 1598—1668 im Durchschnitt 200, später nahm sie zeitweise etwas ab, doch wurden 1802 wieder 220 Schüler gezählt.

19) Für Gelegenheit zu Fecht- und Reitübungen zu sorgen, hielt das Rectorat für nöthig, weil das Gymn. von vielen adelichen Schülern besucht war, die aus Bayern, der Pfalz, Oesterreich, ja aus Ungarn und Polen hieher kamen. Es befanden sich z. B. um 1580 auf einmal 14 junge Freiherren nebst vielen anderen Vornehmen auf dem Gymnasium. Genannt werden die Freiherren v. Geymann, Hohenfels, Fuchs von Geyer etc., die Herren v. Spiler, Schütter v. Klingenberg, v. Snoilsky u. A. Um 1643 sollen sogar 2 Prinzen die Anstalt besucht haben.

20) Schon vor 1541 wurden 8 arme Schüler vom Almosenamte unterhalten; 1551 bekamen sie eine eigene Wohnung auf dem Gymnas. und die Kost im Bruderhause. Die Zahl dieser Alumnen mehrte sich in wohlfeilen Zeiten bis auf 24. Neben ihren kirchlichen Verrichtungen (beim Kirchengesang, bei der Kirchenmusik, bei Trauungen und Leichen) hatten die Alumnen auch die Geschäfte eines Pedells (z. B. Einheizen, Uhraufziehen, die grösseren, Observasores genannt, sogar das Einsperren und die körperlichen Züchtigungen) zu verrichten. Seit 1570 gab es zu ihrer Unterstützung noch sogenannte umsingende Knaben oder Canenten, deren Zahl allmählich von 8 auf 40 stieg, die aber geringer als die eigentl. Alumnen gehalten und nicht unter sie aufgenommen wurden. Ueber das Alumneum war ein Inspector und ein Kantor gesetzt, welche beide zugleich auch Collaboratoren waren.

21) Das fürstliche Haus Thurn- und Taxis residirte seit 1784, wo der kaiserl. General-Erbpostmeister Fürst Alexander Ferdinand am 1. März auch kaiserl. Principal-Commissär wurde, mit einer grossen Hofhaltung dahier.

22) Ausgezeichnete Juristen befanden sich schon der reichstägl. Geschäfte wegen und zur Vertretung der Interessen und Selbstständigkeit der Reichsstadt Regensburg gegen mancherlei Anfechtung und Druck von Seiten der Nachbarn, ja selbst der Kaiser, dahier; z. B. die Rathsconsulenten Glätzl, Wild, Grimm, H. G. v. Selpert, Wider; der Syndicus Plato (sonst Wild genannt); der Stadtschreiber Serpilius.

23) An vortrefflichen Aerzten hatte man hier zu keiner Zeit Mangel; damals waren Oppermann, Strasskirchner, Pfenning, Dietrichs, G. A. v. Selpert berühmt, J. G. Schäffer † 1790 hatte europäischen Ruf.

Chr. Hnr. Kleinstäuber,
qu. k. Conrector und Gymnasialprofessor.

Erinnerungen an Dr. Michael Fertig.

Am 28 Januar d. J. verschied in Landshut der qu. k. Studienrektor Dr. Michael Fertig, korresp. Mitglied der k. b. Akademie der Wissenschaften und Ritter des Verdienstordens vom hl. Michael.

Mit diesem Manne, der in einem Alter von 71 Jahren, nachdem er 17 Jahre hindurch die Leitung der Studienanstalt Landshut geführt, von der öffentlichen Lehrthätigkeit schied, um nur 3 Monate der wohlverdienten Ruhe zu geniessen, endete ein Leben, das nicht blos in hervorragendster Weise den Wissenschaften sich gewidmet, sondern das namentlich 45 Jahre hindurch im Unterrichte in einer Weise anregend, fördernd und begeisternd wirkte, wie es wohl selten einem andern gegeben war.

Dem Verfasser folgender Lebensskizze, einem Schüler des Verblichenen, dem die Erinnerung an denselben zu den schönsten und dauerndsten seines Lebens zählt, möge es daher auf Grund von Mitteilungen der nächsten Anverwandten und im Einverständnisse mit denselben vergönnt sein, in folgenden Zeilen gleichsam einen Immortellenkranz um die Grabesurne des Verlebten zu winden.

Fertig war den 19. Juli 1801 zu Aschaffenburg als Sohn eines Müllers geboren. Seinen Vater verlor er schon in seinem Knabenalter, seine Mutter noch vor seiner Mündigkeit und so stund er mit 5 Geschwistern, vier Schwestern und einem Bruder, allein. War er auch von Kindheit an körperlich schwach, so erhielt ihn doch eine vernünftige häusliche Erziehung immer gesund, da er zu vieler Bewegung im Freien angehalten wurde und im Genusse von Speisen und Getränken äusserst mässig war und dadurch sich eine Lebensweise angewöhnte, die er bis in seine letzten Lebensjahre fortsetzte und die ihn mit gerechter Verachtung auf ein üppiges Leben herabsehen liess, ihn aber auch zu einem innigen Freunde der Natur und ihrer reinen Genüsse machte. Ueber seine Lippen war wohl nie Tabakrauch gekommen, da er, wie ich selbst mich erinnere, einmal ironisch lächelnd bemerkte, den Gebrauch der Tabakpflanze hätten die Europäer von den Indianern gelernt.

Fertig gedachte selbst in spätern Jahren gerne seiner Jugendzeit, indem er bemerkte, er habe seine ersten Studien auf dem grossen Schlossplatze zu Aschaffenburg gemacht, sei aber wenig gesessen und habe bald sein ganzes Schulbuch auswendig gelernt, ehe er es habe vollständig lesen können. Es war ein glücklicher Gedanke, dass ein solches Talent den Studien zugewendet wurde. Im Herbst 1811 begann Fertig dieselben in Aschaffenburg, wo am Lyceum damals der später in Bonn verstorbene Windischmann lehrte, und wo der nachmals so berühmte Sanskritist Franz Bopp, 10 Jahre älter als Fertig, gleichfalls seine ersten Sprachstudien machte. Fertig vollendete seine Gymnasialstudien im Jahre 1820 unter dem Professor und nachmaligen Rektor Dr. Mittermayer mit der ersten Note Mit vollster Begeisterung hatte er sich hier den Klassikern, die an ihm ein offenes Verständniss fanden, und neben diesen namentlich der Geschichte zugewendet. In dieser überragte er beim Absolutorium so sehr seine Mitschüler, dass der anwesende Kommissär erstaunt erklärte, so müsse Geschichte eigentlich studiert und vorgetragen werden, so habe er sie aber noch nie gehört.

Mitten in diesen Studien erschütterte ihn tief der jähe Tod seines einzigen Bruders, der in einem Alter von 16 Jahren beim Baden seinen Tod in den Wellen des Main fand. Fertig wandte sich, vielleicht durch

äussere Umstände veranlasst, nach Beendigung der Gymnasialstudien der Theologie zu, wozu vorbereitende Fächer am Lyceum in Aschaffenburg gelehrt wurden, zu einer Zeit, wo ein Sailer wie ein milder Stern am Himmel katholischer Theologie glänzte und Schellings Philosophie die kommenden Tage einer johanneischen Kirche verkünden zu können glaubte. Doch nach reiflicher Prüfung entsagte er diesen Studien und seine ungeteilte Kraft widmete er nun ganz dem Studium der Philologie. Er bezog die Universität Landshut 1823 und kam bei der Verlegung dieser Hochschule ebenfalls nach München, um im letzten Jahre, 1826, dort unter Thiersch's Leitung seine Studien zu vollenden. Zu diesen gehörte auch Sanskrit, dem er schon in Aschaffenburg mit edler Energie oblag, obschon die Art und Weise, wie man damals Bopp von der Universität Würzburg verdrängte und diesen gefeierten Mann nötigte in Berlin das Feld seiner Wirksamkeit zu suchen und zu finden, solchen Studien keinen äussern Sporn hinzufügte. Und leider sollte dem Verblichenen eine grössere Wirksamkeit in diesem Fache, so nahe es auch einige Male stand, versagt bleiben.

Nicht minder betrieb Fertig schon in seinen Gymnasialjahren das Studium der französischen und der in damaliger Zeit in Deutschland weniger geübten englischen Sprache, deren Kenntniss er sich in hohem Grade eigen machte. Er, der mit Begeisterung von klassischer Literatur sprach, war weit davon entfernt, die Bedeutung moderner Sprachen zu unterschätzen. Die Lektüre namentlich französischer und englischer Historiker und Philosophen wechselte bei ihm stets ab mit klassischen Studien; er hatte sich selbst nicht geringe Kenntnisse der italienischen und spanischen Sprache erworben, um Dante und Cervantes in ihrem eigenen Ausdrucke lesen und verstehen zu können. Er nannte es den höchsten Genuss, die edelsten Literaturprodukte, die jede Nation besitze, aus ungetrübter Quelle zu schöpfen. Es war im hohen Grade anziehend ihn die Literatur eines Volkes beurteilen zu hören. Er kannte sehr wohl das Rhetorische französischer Ausdrucksweise, war aber ebenso gerecht gegen deren Schönheit wie gegen deren im Gebiete des Ueberschwänglichen liegende Fehler. Das nahm ihm nicht, sondern steigerte seine Begeisterung für die Muttersprache, die man nur in vollendetster Diktion und ruhiger Klarheit beim Unterricht sowohl wie im Privatgespräch aus seinem Munde zu hören bekam, und die auch in seinen Briefen so reizend sich ausspricht. Sein Unterricht in dieser Sprache war daher in hohem Grade wirksam. Wie er selbst jene edle Rhetorik geübt hatte, die nur dem edlen idealen Gedanken eine schöne Form verleiht, nicht hohle Phrase oder prunkendes Gepolter wird — leider jetzt auf Tribünen so oft vernehmbar —, so war er vor allem darauf bedacht, zu richtigen Gedanken eine entsprechend schöne Form anschaulich zu machen. Mit Liebe und unermüdeter Ausdauer wandte er sich dieser Aufgabe zu und all seine Schüler werden es bekennen, nicht leicht verstand es einer so wie er zu Gedanken, zu Ideen zu führen, einen gegebenen Stoff nach allen Seiten zu erörtern, das Darstellungsvermögen zu entwickeln, Begriffe für sprachliche Schönheit zu wecken. Und doch war er sich der Schwierigkeit dieser Aufgabe bewusst, er war sich bewusst, dass der Unterricht in der deutschen Sprache des Lehrers eigenste Sache sei. Darum war es ihm unbegreiflich, wie man diesen Unterricht in der Oberklasse den Assistenten übergeben könne, die man so mit dem Allerschwierigsten im Unterrichte den Anfang machen lasse. Schrieb mir Fertig selbst noch vor 3 Jahren „den deutschen Unterricht zu geben und zu ordnen ist die ungelöste

Aufgabe des Gymnasialunterrichts und wird sie immer bleiben, je mehr die Entscheidung vom Subjekte abhängt."

Auch das Studium der Philosophie hatte Fertig in seinen Universitätsjahren, wie durch sein ganzes Leben vielfach beschäftigt. Von den alten Philosophen war Platon sein Liebling, kein Wunder, dass sein edles, allem Gemeinen so abholdes Gefühl, von diesem ihm verwandten Geiste angezogen wurde. Der idealen Richtung blieb er unverrückt zugewandt. Gerne las er in der Oberklasse platonische Dialoge und trotz der Schwierigkeit, welche diese Lektüre bietet, fühlte sich keiner seiner Schüler dabei gelangweilt.

So traf alles zusammen, den Verblichenen zum vorzüglichsten Pädagogen zu schaffen. Gerade die vielfachen Sprachstudien haben ihm das volle Verständniss der Literatur, ein umfassendes Wissen und ein durchläutertes ästhetisches Gefühl gegeben. Dazu besass er in seltenem Grade die Gabe der Mitteilung und die bescheidene Anspruchslosigkeit, die sich in seinem Privatleben aussprach, verlieh seinem Wissen und Lehren die echte Weihe.

Nur wer die bayerischen Studienverhältnisse jener Zeit, namentlich später unter Leitung des Ministers Abel kennt, wird es erklärlich finden, dass ein solcher Mann die besten Kräfte seines Mannesalters in untergeordneten Stellungen verwenden musste. Der erste Ort seiner Thätigkeit war das fränkische Städtchen Miltenberg, wohin Fertig im December des Jahres 1827 als Studienlehrer der 2. Vorbereitungsklasse von Aschaffenburg weg, wo er kurze Zeit als Lehramtsassistent verweilte, berufen wurde. Er erteilte dort auch Unterricht in der französischen Sprache und verdiente sich dadurch auch den Dank solcher, die weiter die Studien nicht mehr fortsetzten und von denen, wenn ich mich recht erinnere, ein bedeutender Hotelbesitzer in spätern Jahren in herzlichst dankender Weise einen grossen Teil seines Glückes dem Unterricht dieses Lehrers zuschrieb. Am 21. Juni 1834 wurde Fertig an die 4. Vorbereitungsklasse nach Münnerstadt berufen. Der Aufenthalt in diesem kleinen Provinzialstädtchen war für seine literarische Thätigkeit sehr fruchtbar. Im März 1841 erschien: „der Raub der Draupadi, der Gattin der fünf Pândawas" aus dem Indischen, in den Versmassen der Urschrift, ein Werk, das auf ihn als gediegenen Sanskritkenner aufmerksam machte. Diese Schrift bildete zugleich den Gegenstand einer Dissertation, wodurch Fertig in dem gleichen Jahre sich den Doktorgrad an der Universität Würzburg mit Auszeichnung errang. Durch diese Schrift war die philosophische Fakultät in Würzburg mit ihm bekannt geworden und glaubte es sich zur Ehre und der Universität zum Gewinne zu schätzen, eine solche Kraft an diesen Lehrkörper zu fesseln. Man ging mit dem Plane um, einen Lehrstuhl für Sanskrit zu errichten und gab sich Mühe, Dr. Fertig dahin zu berufen. Allein zu einer Zeit, wo theologisches Studium so häufig philologisches ersetzte und ersetzen musste, ging man über diesen Antrag hinweg und die Ablehnung fand in dem Mangel an entsprechenden Fonds ihre äussere Begründung! Ein geringer Ersatz für diese Berufung war ein Diplom, wodurch die unter König Ludwig I. Protektorate stehende, jetzt nicht mehr existierende „philosophisch-medizinische Gesellschaft zu Würzburg" am 25. August 1843 Fertig zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Auch später, als Fertig endlich eine Gymnasialprofessur erhalten hatte, ward seine Berufung nach Würzburg wieder in Aussicht genommen. Es sollte zu Anfang der fünfziger Jahre in Würzburg ein Lehrstuhl für Literaturgeschichte, Metrik, Mythologie und alte Kunst-

geschichte geschaffen werden; man blickte wieder auf Fertig, der wegen seiner Sanskritkenntniss sich vorzüglich dazu zu eignen schien. Sein Name war bereits in Zeitungen genannt, doch unterblieb die wirkliche Besetzung.

Aber so sehr der Verlebte eine Zierde jeder Hochschule gewesen wäre, so viel, wenn nicht noch mehr hätten die Mittelschulen durch seine Entfernung verloren. Denn wie wichtig er selbst den Primarunterricht an der lateinischen Schule hielt, zeigt deutlich eine gelegentlich in einem Briefe gemachte Aeusserung, wobei er betonte, dass es nicht fehle „an Aufgaben auch in der untersten Sphäre, welche alle Geisteskraft herausfordern. Ich wenigstens habe noch wenige auf diesem Elementarboden mit Meisterschaft sich bewegen sehen und ich selbst würde mir kaum noch den Unterricht in der I. Klasse zutrauen, wenn ich auch noch jüngere Schultern hätte: — er verlangt ausserordentliche Sicherheit, Geduld, Leben und Energie und doch bei aller Lebendigkeit Ruhe und Ernst; da ist kein Zweig, worin auch der Tüchtigste nicht noch zu lernen hätte. Am meisten Schwierigkeit macht die Erziehung, der Kampf mit der widerstrebenden Individualität" — gewiss Worte, welche die richtigste pädagogische Einsicht kundgaben.

In den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Münnerstadt, wo er wie in Miltenberg französichen Sprachunterricht an der Anstalt erteilte, wurde Fertig als Studienlehrer bereits mit dem Unterrichte in Gymnasialklassen betraut. In zwei aufeinanderfolgenden Jahren erfolgte dort auch eine bedeutende antiquarisch-kritische Arbeit, die in 2 Programmen der Schuljahre 1844/45 und 1845/46 erschien, damit aber noch nicht ihren Abschluss fand. Es war dies: Caius Sollius Apollinaris Sidonius und seine Zeit nach seinen Werken dargestellt I. und II. Abt. Nach Form und Inhalt ist dies eine höchst anziehende Darstellung mit Liebe und Hingebung an den Autor geschrieben. Hätte Fertig sonst nichts Schriftliches hinterlassen, dieses Lebensbild allein müsste ihm eine ehrenvolle Stellung unter den Schriftstellern von Beruf sichern. Es vereinigt sich hiebei die Gediegenheit des Historikers, die aus Sidonius' Werken das gesammte geschichtliche Material umsichtig ordnend ein lebensvolles Bild der damaligen Weltzustände, so düster im raschen Sinken und Zusammensturze einer einst weltgebietenden Macht, so spannend in der Entwirrung eines Völkerknäuels, der sich auf die Trümmer Westroms wirft, uns vor Augen legt, Staat und Kirche, Gesellschaft und Familie gleichmässig berührend, mit der Genauigkeit eines Philologen, die sich glänzend in vorzüglicher Uebersetzung einzelner oft schwer zu deutender Stellen des Sidonius und namentlich in der Uebertragung vieler Gedichte kundgibt. Wohl hat Gibbon diesen geschichtlichen Zeitraum mit Meisterschaft behandelt, allein während bei diesem manches reizende Detail verschwinden muss vor den allgemeinen Charakterzügen der gesammten abendländischen Welt, bewegen wir uns bei Fertig mehr auf gallischem Boden, wo damals die Krisis germanischer Völker ihre Entscheidung finden sollte. Auch Gibbon hat des Sidonius Bedeutung erkannt, dem er es nur nicht verzeihen kann, dass er den latus clavus mit der Bischofsmütze in gereiften Jahren vertauschte. Fertig bleibt dem Manne immer gerecht und betont mit Recht die politische Lage damaliger Zeit, wenn etwa ein Kritiker in behaglicher Ruhe dem Sidonius Charakterlosigkeit vorwirft, ihm, der während seines Lebens ein Dutzend Kaiser auf dem Tron gesehen hatte und des einen — Avitus — Schwiegersohn gewesen war. Wie Fertig den Sidonius als Schriftsteller beurteilt, ergibt sich am besten aus dessen

eigenen Worten, die in wundervoller Sprache sich im 14. Kapitel finden: „In den Gedichten des Sidonius liegt etwas, was ihnen einen eigentümlichen Reiz verleiht; es brausen darin die Wogen der Völkerwanderung wieder. Wie dem Hirten Homers auf dem einsamen Berge das Tosen des Wassersturzes, so dringen uns hier an das Ohr freilich auch aus weiter Ferne und verworren, aber darum nur desto ungeheurer und unheimlicher, die rauschenden Wogen des Völkergedränges aus Asien und Europa, die mit ihrem Wellenschlage, eine politische Sündflut, das baufällige, morsche Römerreich zertrümmerten, um endlich sich verlaufend neuen kräftigen Staatengestaltungen Raum zu geben. Die Stellen, welche uns die Völker in Massen oder einzeln, in ihrer Bewegung oder in ruhenden Bildern vorüberführen, haben dann Etwas von jenem Eindrucke, den wir bei Betrachtung der grossen Völkerschau des Perserkönigs Xerxes auf Doriskos am thrakischen Hebros in dem lebensvollen Gemälde des Homers der Geschichte, Herodotos, empfinden.

„Zugleich herrscht in diesen Skizzen eine solche Unmittelbarkeit und eine so kräftige Naturauffassung, dass noch Niemand weder die Glaubwürdigkeit noch den Wert derselben bestritten hat, und alle Geschichtschreiber und Freunde der Geschichte wissen dem treuen, ob auch etwas unkünstlerischen Pinsel des Malers für seine Gabe Dank; nur ein Nisard kann ihn deshalb herabwürdigen. Gibbon, der unserm Autor nicht überall gewogen ist, und wie ich später zeigen werde, ihn da und dort ungerecht behandelt hat, sagt hierüber: such pictures, tough coarsely drawn, have a real and intrinsic value. Und in der That, sein grosses Geschichtswerk dankt Sidonius, dem er mehr einräumt, als er selbst gewahr wird, manches Blatt; nur dass der englische Geschichtschreiber den, wie ihm dünkt, verschossenen sidonischen Purpur in frischen englischen Scharlach taucht und manchmal mit etwas willkürlicher Scheere eigenmächtig zuschneidet."

Hätten Bernhardy und Teuffel, die beiden Hauptrivalen der römischen Literaturgeschichte, Fertigs beide Abteilungen und die später folgende 3. Abt., wovon unten die Rede, welche den Schriftsteller Sidonius allein betont, einer gründlichen Durchsicht gewürdigt, es würde ihr Urteil, fast zu sehr auch im Ausdruck übereinstimmend, anders über Sidonius gelautet haben.

Während Fertig die letzten Zeilen der II Abt. dieser Abhandlung schrieb, wurde er im Juli 1846 im Alter von 45 Jahren zum wirklichen Gymnasialprofessor in Passau ernannt. Dort erschien denn auch der Schluss der ganzen Arbeit, der 3 Teil über Sidonius als Programm des Schuljahres 1847/48. Wir finden hier Eingangs ein reichhaltiges Bild der römischen Literatur in Vers und Prosa des 5. Jahrhunderts auf gallischem Boden. Uebersichtlich fasst hierauf Fertig die schriftstellerischen Erzeugnisse des Sidonius, selber die geforderte Kürze bedauernd, mit Betonung der sprachlichen Bedeutung desselben, Lob und Tadel geziemend spendend, zusammen. Richtig wird die Bedeutung der Briefe des Sidonius hervorgehoben c 54: „Wo ist unter unsern Briefsammlungen Eine, die das für unsere Zeit der Nachwelt leistete, was er uns für seine Zeit? — Aber die Wahrheit des berichteten? — Auch daran wäre Zweifel nicht rätlich! Auch er hatte die Maxime, dass Lügen in der Geschichte wie überall schändlich sei." — Endlich ist sein Ausdruck wunderlich und überschwenglich: so gilt es, seine Darstellung auf das Normalmass zurückzuführen, und dazu gehört Nichts als vertrauterer Umgang mit ihm. — Einzelnes ist auch wohl gelungen und Manches mit Recht von Gibbon, als elegant bezeichnet, in das prächtige Geschichts-

werk wörtlich aufgenommen, ohne im Geringsten zu entstellen." Und wenn Fertig viele Geschmacklosigkeiten der Zeit des Sidonius und seiner Dichtung rügt, so weiss er den Waizen von der Spreu zu säubern, indem er schreibt: „Es gibt also bei unserm Dichter kein Stück, ja in den Stücken selbst nicht Vieles, was schön, sinnig, ohne Beigeschmack vergnügte. Doch sprechen wir ihm ein poetisches Talent nicht ab. Es fehlt nicht an scharfer Auffassung des sinnlichen Bildes: die Schilderungen der Hunnen, der Franken u. s. w. sind anschaulich und treffend. Ebenso wenig fehlt richtige Einsicht und eine kräftige Auffassung der Völkerbewegungen und der Geschicke der Zeit: er weiss Gegenwart und Vergangenheit lebendig zu verbinden oder zu contrastiren. Seine Darstellung bleibt dann nicht hinter dem Strome der Ereignisse zurück, sondern wird sogar von ihm getragen Ja bei solchen Scenen bleibt selbst Gibbon und mit ihm Chateaubriand stehen und bewundert z. B. die Macht des Wortes, das so kurz Roms Schicksalswendung andeutet."

Diese Abhandlung hatte jedoch eine höchst ehrende Auszeichnung für den Verlebten zur Folge. Mit Bezugnahme darauf ernannte nämlich die historische Klasse der Akademie der Wissenschaften in München im Jahre 1854 Dr. Fertig zu ihrem korrespondirenden Mitgliede.

Hatte Fertig bisher ausschliesslich den Wissenschaften und dem Unterrichte gelebt, so fand er in der Halbinselstadt Passau, deren herrliche Lage ihn, den Freund der Natur entzückte, obschon das feuchte Klima ihm weniger zusagte, das Glück eines häuslichen Herdes. Im Oktober 1848 führte er eine Tochter des im Jahre 1826 quieszierten, in Passau lebenden Finanzdirektors und Schwester des gegenwärtigen k. Generalstaatsanwaltes und Reichsrates Haubenschmied, M a g d a l e n a H a u b e n s c h m i e d, zum Altare. Fertig hatte in ihr gefunden, was er gesucht, ein inniges Verständniss seiner idealen Natur, jene Harmonie der Seelen, die in der Stille des Hauses die reinsten Freuden, den erheiterndsten Genuss findet.

Zwei Kinder erblühten dieser Ehe, das ältere ein Knabe, das jüngere ein Mädchen. Diese, die Ebenbilder der Eltern, deren Stolz und Freude, sollten des Euripides Gesang in der Medea v. 1077—1083 wahr machen: *ἓν δὲ τὸ πάντων λοίσθιον ἤδη — πᾶσιν κατερῶ θνητοῖσι κακόν. — καὶ δὴ γὰρ ἅλις βιοτόν δ' εὗρον, — σῶμά τ' ἐς ἥβην ἤλυθε τέκνων χρηστοί τ' ἐγένοντ' εἰ δὲ κυρήσαι — δαίμων οὗτος φροῦδος ἐς Ἅιδαν — θάνατος προφέρων σώματα τέκνων.* Doch davon später.

Das Jahr 1854 brachte den bayrischen Mittelschulen bekanntlich eine gründliche Reform, die endlich an Missstände noch aus Abels Zeit säubernde Hand anlegte. In Landshut war der als Domkapitular in München vor mehreren Jahren verstorbene Studienrektor Lichtenauer schon einige Zeit durch öftere Krankheit seinem Berufe entzogen worden. Nach seiner Ernennung zum Domkapitular erfolgte ein mehr als halbjähriges Interregnum nicht gerade zum Wohle der Anstalt. Erst im Juli 1855 ward Fertig zur Leitung der Studienanstalt und des Erziehungsinstitutes nach Landshut berufen, wo der Verlebte im Oktober seine Thätigkeit begann, die ihn 17 Jahre als Rektor und 14 Jahre als Direktor rastlos wirken liess.

Noch erinnere ich mich lebhaft seiner, als er uns zum ersten Male vorgestellt wurde — eine mittelgrosse, schmächtige Gestalt mit bereits halbgrauen Haaren, mit kurzem um Backen und unter das Kinn gezogenen Barte, mit einem Blick voll Feuer und Begeisterung und den freundlichen Zügen der Milde um Mund und Wangen. Er hatte in

der ersten Stunde sich schon die Herzen gewonnen. „Eine Tugend, die der Wache bedarf, ist keine Tugend" waren seine ersten, die Schüler der Anstalt und die Zöglinge des Institutes begrüssenden Worte. Das war damals ein neuer Ton, ein herzlicher Ton, ein Appell an das edle Selbstbewusstsein der Studierenden, deren erster Wächter nicht der Pedell, sondern das eigne Ehrgefühl, die Würde der Sittlichkeit sein sollte. Man würde aber irren, wenn man glaubte, dass Fertig etwa Exzesse ungeahndet liess. Denn wenn man ihn im Zorne sah, so war es nur dann, wann er eine Gemeinheit zu rügen und zu strafen hatte. Da musste aber einer bereits tief gefallen sein, der sich vor ihm, darüber zur Rede gestellt, nicht in den Grund des Herzens hinein geschämt hätte. Und das ist gewiss nicht meine Behauptung allein, das werden alle seine Schüler, von denen keiner mit Abneigung des Verblichenen gedenken wird und kann, bekennen.

Unverdrossen und voll des regsten Eifers für eine Aufgabe, die er als die höchste seines Lebens betrachtete, begann Fertig die Leitung der Anstalt. Er übernahm den Unterricht in der Oberklasse und zwar alle Fächer ohne Beihilfe des Assistenten, der in andern Klassen Verwendung fand, und wenn ich nicht irre, hat Fertig an dieser Uebung bis in die letzte Zeit festgehalten. Ja nicht genug; in den Sommermonaten hielt er gerne zur Vorbereitung für das Absolutorium weitere Unterrichtsstunden und da sein Grundsatz Aurora Musis amica war, so sammelte er dann seine Schüler, von denen sich keiner ausschloss, schon in den Stunden vor dem Gottesdienst um sich, um kursorische Lektüre zu treiben, wobei Homer von ihm mit jugendlicher Frische begeistert und begeisternd vorgetragen wurde.

Ueberhaupt wusste er jedem Gegenstande seines Unterrichtes einen besonderen Reiz zu verleihen. Dass eine Lektüre, wie die der Satiren und Episteln des Horaz oder von Sophokles' grossartigen Dramen nicht vieler Worte bedarf, um deren Vorzüge hervorzuheben, ist klar — Fertig aber machte auch Cicero's Tuskulanen und die schwereren Dialoge Platons z. B. den Phädon jedem Schüler lieb und anziehend. Er stimmte nicht in die masslose Verurteilung eines Mannes (Cicero's), der von einem grossen Gelehrten zum seichtesten aller Literaten erklärt worden war. Noch in späteren Jahren schrieb er mir: „Mommsens Kneipausdrücke haben mir noch kein Jota von der Achtung und Vorliebe für ihn genommen. Cicero mag diese Schmähung wie Staub von seinen Füssen schütteln: er schreitet fort durch alle Zeiten. — Die philosophischen Schriften sind kein Geniewerk, wie Platon, aber sie ziehen mich immer an, wie einen Erasmus, einen Ernesti in der alten Zeit. Das prachtvolle Werk de oratore muss auch der Feind ehren; aber er thut es nicht so nach Verdienst und Wahrheit — er wirft es nur weg wie alles andere. — So geht es mit dem Schönen wie mit dem Hässlichen. Lob und Tadel des Einen oder Anderen können uns in der Ferne einen falschen Schein vormachen; in der Nähe betrachtet aber lieben wir jenes und weisen dies zurück. Man gebe sich erst einmal pure einem Meister hin: er nimmt uns gefangen und wir vergessen alle Anschwärzungen."

Ich habe oben schon von seiner Virtuosität der Behandlung des Unterrichts im Deutschen gesprochen. Seine Geduld, Umsicht und sein Eifer waren hiebei gleich bewundernswert. Er wollte selbst aus hartem Gestein sprudelndes Wasser schlagen. Sein ganzer Vortrag hatte etwas ungemein Lebendiges, jugendlich Frisches, das durch keine Jahre sich brechen liess. Dabei konnte man ihn nie auf dem Katheder sitzen

sehen, er wollte stets bei seinen Schülern sein. Mit welch' unwiderstehlicher Eindringlichkeit wies er auf die Lektüre Schiller's und Göthe's. Seine volle Meisterschaft bewies er, wenn er seine Schüler in das Verständniss der lyrischen Dichtungen des letzteren einzuführen suchte. Es war bei ihm kein Prunken gelernter Citate, aber doch war die Fülle von Stellen aus Schriftstellern, namentlich Dichtern, gleichviel antiker oder moderner, die für sein wohlgeübtes Gedächtniss zeugten, staunenswert. Wie wohl angewendet und doch immer überraschend konnte man diese namentlich beim Unterrichte im Deutschen hören. — Er war aber selbst mehr als ein Freund der Poesie und er hatte recht, wann er schrieb, dass ihm „ein unpoetischer Gymnasialprofessor ein frigidum fomentum curarum für seine Schüler ist, Eisen ohne Stahl, womit man keinen Funken aus den besten Feuersteinen schlagen wird." Wie schön sind von ihm die metrischen Uebersetzungen einzelner Stücke der Dichtungen des Sidonius gegeben. Dieser Musse oblag er aber in noch höherem Grade, als er in zwei Programmen der Studienanstalt Landshut der Studienjahre 1856/57 und 1860/61 Ovid sich zum Gegenstand freier Uebertragung nahm. Das erstere betitelt „Proben einer Uebersetzung von Ovids Metamorphosen" behandelt „Jason und Medea" (Ov. VII, 1—158) in 31 und „Hekabe, Polyxena, Polydorus" (Ov. XIII 408—571) in 37 Stanzen. Das zweite mit der Ueberschrift: „Die schönsten Stellen aus Metamorphosen Ovids" enthält in 3 Abteilungen: „Streit um Achilles Waffen; Tod des Ajas" (Ov. XIII, 1—400) in 83, „Weisheit des Pythagoras" (XV, 60—268) in 37 und „Maleagers Tod" (VIII, 420—541) in 24 Stanzen. Dem zweiten Programme schickte er eine kurze Rechtfertigung der metrischen Form, die er gewählt, voraus. Er bespricht dabei die auch von Böckh gebilligte Idee Homer in Stanzen dem deutschen Leserkreis vorzulegen, der er seinen Beifall nicht geben kann. „Das Gelingen", äussert er, „bleibt abgesehen vom Werte der gegebenen Proben höchst zweifelhaft. Homer ist uns Homer nur in den weiten Falten des Hexameters. Der versündigt sich am ehrwürdigsten Dichterhaupte, der ihn in der Tracht der Neuzeit vorführt. Anders ist's mit Ovid. Er gleicht einerseits dem Aristippus bei Horaz; ihm steht jedes Gewand, wenn nur passend, schön und der deutsche Hexameter könnte eher für seine Leichtigkeit und Gefälligkeit zu schwer befunden werden, andrerseits nähert er sich der Neuzeit und es konnte Ariosto fast unverändert strophenlange Stellen aus ihm in seinen Orlando übertragen. Und so möchte sein Versmass für die Metamorphosen nicht ungeeignet sein." Es liegt in der That auch ein hoher Schwung in den übersetzten Stellen. Man wird bei der Lektüre lebhaft an Schiller's dichterische Uebersetzung des 2. und 4. Gesanges der virgilschen Aeneide erinnert.

Es waren diese literarischen Arbeiten nicht die einzigen aus der Zeit, in der wir Fertig als Rektor thätig sahen. Noch ehe er nach Landshut, das er vor mehr als 30 Jahren als Universitätssitz sah, berufen ward, hatte er im letzten Jahre seines Aufenthaltes in Passau das Programm für das Schuljahr 1854/55 verfasst. Die Studien über Sidonius hatten ihn tief in die Zeit des Endes des 5. und Anfang des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hineingeführt. So griff er den einen Schriftsteller, der an der Schwelle dieser beiden Jahrhunderte gestanden,. heraus und gab uns in „Magnus Felix Ennodius und seine Zeit nach seinen Werken dargestellt" ein charaktervolles Lebensbild jener Epoche. Allerdings wünschte er eine drastischere Gestalt zu haben und in der Einleitung bemerkt er: „Die Lücke zu füllen sehen wir uns nach einem ähnlichen Führer und gewissermassen nach einem

zweiten Sidonius unter den italischen Zeitgenossen um. Aber dasselbe wiederholt sich nicht zum zweiten Male: wir hören keine Stimme aus diesen Tagen und am allerwenigsten die eines Mannes, der sich rühmen könnte ein grosser Theil der Geschichte selbst gewesen zu sein." Doch findet er mit Recht den Ennodius besser, als Literaturgeschichten nach Manso's Vorgange verführt ihn hingestellt haben. Dass man des Ennodius Panegyricus auf Theodorich den Grossen ignoriere, rügen passend seine Worte: „Man hat angefangen die Urkunden für die deutsche Geschichte uns zu übersetzen. Warum legen wir diese Rede zurück? Sie mag so gut oder so schlecht geschrieben sein als sie will, wir werden doch unser Ohr einem Römer leihen, der uns einen deutschen König preist in aller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit seines Herzens." Fertig ist kein übertriebener Lobredner seines Autors, er spricht deutlich genug von den Briefen des Ennodius: „Alles verspricht Etwas, doch die Befriedigung bleibt hinter der Erwartung. Wir betreten einen etwas mühseligen Weg. Wenig Blüten, woran sich einer laben möchte, noch weniger Aehren in die Scheunen des Geschichtsforschers." Die Lektüre dieser Abhandlung ist, wie die über Sidonius, sehr anziehend. Er lässt eben den Schriftsteller nach dem Grundsatze ex ore tuo te judico selbst sprechen. Was Fertig oben über die Gleichgültigkeit anderer der Lobrede auf Theodorich gegenüber rügend gesprochen, suchte er selbst gut zu machen. Und so erschien als Programm des Jahres 1857/58 in Landshut „Magnus Felix Ennodius' Lobrede auf Theodorich den Grossen." Den Wert dieser Uebersetzung werden wohl in ihrer Vorzüglichkeit die am besten würdigen können, welche die Schwierigkeit der Deutung jener gesuchten lateinischen Redeweise, womit sich die absterbende und abgestorbene Sprache der Römer wie mit einem Leichenmantel schmückte oder deckte, sowie den schlecht überlieferten Text kennen. Fertig legt hier eine Lanze ein gegen Manso, der vor fünfzig Jahren, auf falsch interpretierte Stellen den Ennodius einen turpissimus adulator nannte und seine auf das von ihm „opus vile" bezeichnete Werk gewendete Zeit zu bedauern schien. Die Leser werden dem gerechteren Urteile Fertigs beipflichten. Der letzte Teil über Ennodius erschien als Programm der Anstalt Landshut 1859/60 und enthält in abgekürzter Uebersetzung des Ennodius Vita S. Epiphanii, des Bischofs von Ticinum, wo einst später Ennodius gleichfalls die Mitra trug.

Dies sind die mir bekannten Publikationen aus Fertigs Feder. Aber gewiss finden sich noch manche ungehobene Schätze in dem Nachlasse des Verstorbenen, die wohl später bekannt werden mögen. Eine Sammlung dieser wäre Gewinn für die Literatur.

Landshut, diese friedlich heitere Stadt an den Borden der Isar, umsäumt von herrlich belaubten, burggekrönten Höhen, war ihm ein lieber Aufenthalt geworden und er fühlte seine Gesundheit dort kräftiger als in Passau. Man konnte ihn fast jeden Tag seinen Weg in's Freie nehmen sehen, wie er überhaupt körperliche Bewegung liebte und deshalb das Turnen als notwendigen Bestandteil des Unterrichts ansah. Bei diesen Bewegungen um Landshut mochte er gerne auf weitere Reisen verzichten, obwohl er einmal seine Ferien am Schliersee zubrachte und das bayerische Gebirge bewunderte, auch öfters seine Heimat besuchte, wo in dem letzten Jahrzehnt drei seiner Schwestern starben, so dass ihn nur eine mehr überlebte. Sein gewöhnlicher Aufenthalt auch in den Ferien blieb doch der Ort seines Berufes, den er so herrlich in den Farben des Herbstes schildert: „Landshut mit einer

Meile Entfernung war der Kreis aller Bewegung. Und bei aller Einheit des Ortes waren die Scenen doch sehr mannigfaltig und ergötzend; denn kaum war das vegetabilische Leben im August und September je so lachend und ansprechend als heuer (1869) und wundervolle Tage! Tage, die mit ihrem fröhlichen Licht und ihrer in alle Falten und Fugen des Seins einströmenden wohlthuenden Wärme wunderbar freudige Empfindungen regten: ich fühlte es, dass mich der Himmel mit lauterem Sonnenleben selig machte! — Sie sehen ich kann schwärmen mit meiner Armut! — Allein ich gehörte nie zu denen, welche

Hunc solem et stellas et decedentia certis
Tempora momentis — formidine nulla
Imbuti spectent —;

und jetzt, wo ich nur wenige Herbste noch leben werde, jetzt lerne ich täglich mehr die stillen Reize der Natur schätzen und fühlen, manchmal auch belehrt von Anderen, wie von Homer — oder Wilhelm Humboldt in den Briefen an eine Freundin."

Und doch Landshut sollte ihn die schwersten Prüfungen höherer Fügung ertragen sehen. Im Januar des Jahres 1859 erkrankte sein einziger 9jähriger Knabe Ferdinand, von dessen staunenswert frühgeistiger Entwicklung Vater und Lehrer selbst überrascht waren, am Scharlachfieber und nach wenigen Tagen trug man ihn, den Stolz und die Freude seines Vaters, als Leiche aus dem Hause. Noch suchte das einzige Töchterchen Mina den Schmerz der Eltern um das schwere Opfer in jeder Weise vergessen zu machen. Mit Wehmut erinnere ich mich des holden Kindes, das im Alter von 5 Jahren die Karte Bayerns besser kannte, als mancher 14jährige Lateinschüler. Das Kind zeigte auch ein merkwürdiges Gefühl für Poesie, indem es ohne weitere Anleitung Gedichte mit einer Empfindung vortrug, die in diesem zarten Alter in Staunen setzte. Diese holde Knospe sollte sich nicht zur vollen Blüte entfalten. Ein schweres Unterleibsleiden führte sie im September 1861 nach vierzehntägiger Krankheit im Alter von 9 Jahren ihrem Brüderchen zu, an dem sie mit vollster Innigkeit gehangen hatte. Das waren schwere Schläge, die den bisher glücklichsten Vater getroffen hatten. Der Kampf seines Herzens war furchtbar, er ertrug das Leid mit seltener Kraft. Er eilte bald vom Sarge weg zur Schule mit den Worten, mit denen er auch seine tiefgebeugte Frau zu trösten suchte: „Nun müssen mir meine Schüler alle doppelt meine lieben Kinder sein." In seinem Hause aber fand und suchte er Trost im Umgange und Verkehre mit seiner hochgebildeten Gattin und einer gleichgesinnten Schwägerin, die beide mit innigster Verehrung an ihm hingen.

Trost, wenn auch nicht Vergessen des Erlittenen, schafften ihm auch seine Studien, die ihm die Frische des Herzens bis zu seinen letzten Tagen bewahrten. Gerne nahm er dann früher Gelesenes wieder vor, wie Plato, Shakespeare, Tacitus, da er es liebte frühere Eindrücke nach einer Reihe von Jahren zu kontrollieren. So schrieb er vor wenigen Jahren: „Meine Lektüre war ernsterer Art: Hamlet, Lear u. s. f. erregten, erschütterten und erhoben mich: alte Bekannte, die gerade darum hervorgesucht wurden, weil sie mir in den Herbstferien weiland in meinem Studentenleben einen melancholischen Eindruck zurückliessen, den ich wieder erneuern wollte: dies glückte zwar nicht; ich sah diese Wunder der Genies mit mehr Einsicht — mit mehr Verständniss und reinerem Genusse im Original, während einst die Wieland-Eschenburg'sche Uebersetzung ausreichen musste — aber die zermalmende nachhaltige Wirkung erneuerte sich nicht. Dennoch war es eine Art Ambrosia,

welche zu neuem Leben weckte und das Unerquickliche der zerfahrnen Welt von der Brust ablöste. — Daneben wandelte ich in dem Haine des Akademos, oder einfacher ich las Theätetos, den Sophistos, den Politikos und Phädon und auch da sah ich Vieles mit andern Augen. Es ist mit literarischen Werken wie mit Gegenden, welche uns das erstemal gesehen am meisten entzücken, aber immer wieder neu erfreuen.“ So an einer andern Stelle: „Ich selbst habe die Ferien wieder einmal den Ersteren (Tacitus) in seinem Hauptwerke durchgegangen: er machte, wie sonst, ja mehr noch als sonst, mit seiner Reihe der abwechselndsten Gemälde einen gewaltigen Eindruck. Alle Bilder in der knappesten und inhaltreichsten Fassung, voll Stoff für den denkenden Geist wie für die Phantasie, ziehen immer fesselnd und spannend vorüber: und man weiss nicht, ob er mehr Sorge auf die Ausmalung des Einzelnen oder die Anordnung und Haltung des Ganzen gewendet hat. Unendlich zu bedauern ist der Verlust der Katastrophe Sejan's. Jede Zeile zu bedauern, welche verloren ging.“ —

Fertig's Wirken für die Schule wurde auch an höchster Stelle anerkannt. Schon im Jahre 1863 wurde ihm wegen seiner „bewährten und hervorragenden Leistungen“ als Klasslehrer und Rektor eine Remuneration von 100 fl. jährlich zuerkannt. War er schon im Juni 1856 als erster Ersatzmann in's Kreisscholarchat berufen, so wurde er im Jahre 1864 zum wirklichen Kreisscholarchen ernannt. Im Jahre 1868 zum Mitglied der Ministerialkommission zur Prüfung der Lehramtskandidaten der Philologie bestimmt, bat er wegen geschwächten Augenlichtes um Enthebung von dieser Funktion, welche ihm auch bewilligt wurde.

Eine besondere Gelegenheit dem geliebten Lehrer und väterlichem Freunde die Zeichen der dauernden Liebe und Verehrung kundzugeben, war seinem Kollegium, das mit ungeheucheltster Hochachtung auf ihn blickte, und seinem zahlreichen Schülerkreis gegönnt, als zu Anfang des Jahres 1869 die Brust des bescheidenen Mannes von allerhöchster Stelle mit dem Ordenskreuz des hl. Michael I. Klasse geschmückt wurde. Ein glänzender Fakelzug verherrlichte dieses Fest, an dem nicht blos die Anstalt, sondern die ganze Stadt, die den würdigen Mann mit Stolz zu den Ihrigen zählte, innigen Anteil nahm. Und doch schreibt er: „Der Strahl des Ordenskreuzes und selbst die rote Glut des Fakelzuges leuchtet und erhebt nicht so sehr als das stille Bewusstsein, da und dort aus alter und neuer Zeit ein frommes Gemüt mit Gewissheit sein nennen zu können. So etwas bewegt und erwärmt als eine bleibende Seligkeit, in fortdauerndem Leben der Erinnerung das Lehrerherz. Geliebt möchte man sein: was hilft sonst alle Ehre.“

Die Last der Jahre aber, bisher noch zurückgedrängt von einem energischen Willen, machte sich trotzdem fühlbar und forderte strenge Schonung der Augen, welche Fertig nicht mit Krücken, d. h. Brillen belasten wollte. Auch fühlte er, dass von Jahr zu Jahr der ideale Sinn der Jugend verblasste und er spricht wahrlich nicht als blosser laudator temporis acti, wenn er sich im Jahre 1868 äussert: „Wir arbeiten wieder an der jüngeren Generation und wundern uns, dass sie trotz aller Staatsanstalten mit Staatsprüfungen der Lehrer und Visitationen der Schüler nicht besser, wo möglich weniger gediehen ist, als die früheren. Der Himmel weiss, wie es kommt, dass uns die Seelen der Jüngeren immer matter, lahmer, kälter vorkommen; zwar nicht die unten eintretenden, wohl aber die oben hinausdrängenden. Die Frucht achtjähriger Arbeit von wenigstens 10 Lehrern ist doch sehr unscheinbar.“ Die erbetene Enthebung von dem Direktorate des Er-

ziehungsinstitutes, welche im Herbste 1869 erfolgte, war daher für Fertig eine für seine Lehrthätigkeit erwünschte Erleichterung. Ihr folgte die ebenfalls nachgesuchte Enthebung vom Scholarchate. Ein zu Eigen erworbenes freundliches Haus sollte ihm jetzt zum stilleren Musensitze werden.

Fertig konnte übrigens weder sich noch den näher stehenden das Schwinden seiner Kräfte mehr verhehlen. Das spricht klar aus den Zeilen eines Briefes im Oktober 1871 in Erwiderung eines Briefes, „der", so fährt er fort „— sich vor mein Aug legt und mir zum Antritt der herberen Jahreszeit durch freundliche Wünsche und Erwägungen eine einleitende Ansprache hält, dass ich selbst nahe dem Winter des Lebens noch mich aufraffe und zu überwinden gedenke, was mir der Gang der Natur immer schwerer zu machen scheint! — Ja es ist keine Frage: mit dem Steigen der Jahre wächst auch die Empfindlichkeit gegen die scharfen Launen des Winters und bereits bedarf es der Vorsorglichkeit und des immerwährenden Ankämpfens gegen seine Schroffheiten. Aus ist es mit dem lächerlichen Versuch sich an seine Schläge zu gewöhnen. Mit schwächerer Natur ist kaum ein Kampf gegen die Urkraft zu wagen. Doch hoffen wir, es wird uns auch diesmal gelingen mit zerbrechlichem Fahrzeug jenseits unbeschädigt anzukommen im linden lauen Lenze! und in wärmerer Sonne ihn zu vergessen!"

Fertig hatte den Lenz unbeschädigt erreicht, aber es war sein letzter. Kurz nach der Jubelfeier der Universität München, deren Zeuge zu sein seine sinkende Kraft ihm nicht mehr erlaubte, während er im März des Jahres 1859 die 100jährige Jubelfeier der k. b. Akademie mitbeging, suchte er um Versetzung in den Ruhestand nach, da er bereits seit einem Jahre das 70. Lebensjahr überschritten hatte. Diese erfolgte am 1. Oktober 1872 unter vollster Anerkennung seiner der Schule geleisteten Dienste. Und doch mochte man hoffen, dass wenigstens einige Jahre ihm die Existenz einer philosophischen Ruhe beschieden sein würde. Eigentümlich! als ich ihn hiezu beglückwünschte, wenn auch die Schule zu bedauern war, die ihn verlor, war sein Brief, die letzten Zeilen, die ich von ihm erhielt — vom 26. Oktober — gleichsam ein Abschied, ein Lebewohl, wie es wohl selten edler, inniger und doch ferne von allem Trübsinn von einem Sterblichen ausgesprochen wurde — und zugleich ein ergreifender Rückblick auf sein Leben und Streben. Er schreibt:

„Nun es ist wahr, ich kann mich unter die Gottgesegneten rechnen, denen ein langes und gesundes Dasein gegönnt war. Ich bin alt geworden, ohne dass ich mir es gestehen wollte, dass ich alt bin und sagte mir es die Kirche nicht im Taufschein, ich würde es selbst nicht glauben. Leiden, körperliche Leiden habe ich wohl auch gekannt, und in meinen Vierzigern am meisten: aber selbst da habe ich nur soweit Etwas davon erfahren, dass ich so zu sagen keine Stunde dem Unterrichte entzog und dies ging Jahre lang fort; nur 1851 ergriff mich das Schleimfieber und zehrte 7 lange Wochen mich aus zu einem Skelet, da war ich unbrauchbar für die Schule; da war es, wo mir der Rektor Dirschedl den guten Trost gab: Sorgen Sie nur, dass Sie nicht an der Lungensucht sterben — an der Krankheit sterben Sie nicht. Er hatte nämlich gehört von Befürchtungen des Arztes, es möchte mich die Auszehrung mitnehmen. Ich merkte es und lächelte! Zwar wiederholte sich Katarrh und Schleimfieber im Jahre 63, aber trotz der Angst oder Besorgniss des Arztes ermannte ich mich alsbald wieder. Und nun werde ich nicht mehr krank, vorbei alle Sorge und Kümmerniss! Man

gönnt mir meine Ruhe. Glücklich im Hafen angelangt, grüssen mich holde Auspicien, nehmen Sprache und künden mir laut Fortdauer der alten seligen Tage. Geschieden bin ich von dem Ort, den Männern, den Jünglingen, den Knaben, die mir, wenn nicht Alle und zu allen Zeiten doch im Ganzen und auch in den letzten Augenblicken besonders, ein herzliches Wohlwollen entgegentrugen und mir auf die Dauer ihre Anhänglichkeit versicherten. So sei denn meine letzte Stunde im Kreise der lange Zeit als die Meinen Genannten und Geschätzten mit andächtigster Euphemia geschlossen und kein Misslaut entweiht das Andenken an meinen Abschied."

Gleichwohl erfreute sich Fertig die letzten 3 Monate seines Lebens — eine wahrlich kurze Ruhe für 45jährige Thätigkeit — einer guten Gesundheit, da er noch wenige Tage vor seinem Tode seiner lieben Frau gegenüber äussern konnte, er habe seit langem keinen Winter so wohl sich gefühlt. Am letzten Morgen, den 27. Januar, sass er noch „glücklich und still beseligt in seinem ihm so lieb gewordenen Studierstübchen unter seinen Büchern wie unter lieben Kindern", machte nach Tisch einen Spaziergang, um bereits sprachlos nach einer Stunde gegen 4 Uhr zurückzukehren. Eine Lähmung war eingetreten, welcher ärztliche Kunst nicht mehr Meister werden konnte, so dass die Sonne des kommenden Tages auf seine Leiche blickte. Bewusstlos entschlummerte er Morgens 7 Uhr den 28. Januar.

Nur kurze Ruhe war dem Verblichenen gegönnt nach so langer Arbeit des Lebens. Und doch ihm, dem rüstigen, sollte ein längeres Siechtum erspart bleiben. Was aber der Verstorbene der Anstalt, seinen Schülern, der Stadt war, davon gab sein Leichenbegängniss den sprechendsten Beweis und die Liebe, die der Verblichene im Leben sich erworben, sollte ihm auch über das Grab hinaus bleiben. —

Am politischen Parteigetriebe, dessen Wogen die Gegenwart so hoch gehend schaut, fand Fertig weder Freude noch Beruf; er glaubte, dass ein Lehrer eine andere Aufgabe habe als in die Tageskämpfe politischer Meinungen sich zu stürzen. Humanität war das grosse Ideal, das ihm als Lebensaufgabe vorschwebte und diese verträgt sich nicht immer mit den wechselnden Anschauungen des Tages; er brauchte dann auch nicht dem Gotte zu danken, dass er die Menschen veränderlich geschaffen. Trotzdem war und blieb er ein feiner Beobachter aller geschichtlichen Vorgänge. Diese Beobachtungsgabe belebte namentlich seinen Geschichtsunterricht; vor seinem Blicke lagen alle Zeiträume in ihrem Zusammenhange und mit einem reichen historischen, alles Neue aufnehmenden Wissen — Fertig konnte auch von sich sagen: „γηράσκω δ'αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος — verband sich eine Klarheit des Vortrages, welche anzog und fesselte. Gerade sein universaler Standpunkt, seine reiche Sprachenkenntniss, die ihm das volle Verständniss des Geistes der einzelnen Nationen eröffnete, bewahrten ihn vor schiefen Anschauungen, welche den einzelnen zu oft als Partei und Richter zugleich erscheinen lassen. Doch hing Fertig mit Wärme an seinem engen und dem grossen Vaterlande und für dieses warme Gefühl liegt ein schriftlicher Ausdruck vor in den Schlussworten des Programmes von 1848. Wie herrlich lesen sich die Worte: „Ein ungestümes Gefühl zieht mich wie mit dem Gewichte der Pflicht oder Schuld weg von den Betrachtungen bei den Trümmern eines zerfallenen Staates in die entscheidungsvolle Gegenwart meines Volkes und Vaterlandes. Sein mit der Ueberraschung eines plötzlichen Frühlings eingetretenes Wiederaufleben zu einem Ganzen und sein Erstarken in segensvoller Einheit setzt unser

innerstes Herz in Flammen und unsere begeisterte Huldigung schallt laut entgegen dem Einen grossen deutschen Vaterlande“, und wie er im folgenden diese Huldigung dem deutschen Reichsverweser und dem edlen Könige Maximilian darbringt Er sollte in gereiften Jahren die Entwicklung Deutschlands erleben. Er sprach wohl in Freundeskreisen und gelegentlich seine Ansicht über die Bewegungen unserer Zeit aus, allein seine Urteile klangen immer leidenschaftslos und unparteiisch. So erinnere ich mich noch sehr wohl, als ich Ende Juni des Jahres 1866 auf einem kurzen Besuche ihn sprach. Die politischen Fragen Deutschlands kamen auch dabei zur Erörterung. Ich staunte, mit welcher Ruhe er damals schon von einem Siege Preussens sprach und betonte, dass Süddeutschland Preussens militärische Stärke zu wenig kenne. Nicht als ob ihm der Föderalismus Deutschlands Leid gethan hätte; er sprach es auch damals aus, wie so manche Regierungsmittelpunkte nicht wenig zu geistiger Durchläuterung Deutschlands beigetragen haben im Gegensatze des centralistischen Nachbarstaates. Es war ja seine innerste Ueberzeugung, dass die Grösse eines Landes sich nicht nach Quadratfussen messe. Gewaltig ergriffen ihn in der Stille seiner Betrachtungen die Ereignisse, welche die Jahre 1870 und 1871 über Europa brachten. So schrieb er im November 1870 mitten in den Katastrophen, welche über Frankreich hereinbrachen: „Die Gewalt des Krieges reisst Alles mit sich fort und die unwiderstehliche Macht der Waffen lässt kaum einen anderen Blick thun als nach ihr. Die ungeheuern Erfolge, das namenlose Glück und Unglück der Parteien, die mathematische Ueberlegenheit der preussischen Kriegswehr gegenüber den französischen Rüstungen — die Unmöglichkeit wieder aufzustehen, nachdem man geworfen worden — Alles verheisst dem glücklichen „Alten König“ die Allgewalt.“ Aehnlich lautet auch sein Urteil, nachdem der Riesenkrieg sein Ende gefunden, im Oktober 1871: „Die Welt ist so herumgeworfen und Alles so ganz und gar anders geworden, dass man von 1870 an eine neue Aera beginnen könnte. Ein Reich, auf Militärmacht fussend und alle voll Leben und Begeisterung des Sieges gewiss, weil in keinem neuern Kriege besiegt, ist geworfen fast ehe es noch zu einer Schlacht kommt und alle Versuche sich aufzuraffen, sind ebensoviele Ohnmachtsbekenntnisse gegen einen Gegner, der nie besiegt wird und e i n Geschützstück im ganzen Kriege verliert.“

Fertig folgte auch beobachtend den Veränderungen auf dem gesellschaftlichen Gebiete, zumal der in unserer Zeit so ausgeprägt dem Materialismus zuströmenden Richtung, die mit ihren beiden Angelpunkten Gewinn und Genuss trotz aller Grossartigkeit der Entwicklung des industriellen und Verkehrslebens ihn schmerzlich berührte. Er fand es sonderbar, dass man überhaupt einen Streit erheben könne, über die Grundlagen der Gymnasialbildung. Darum liess gerade der Sturm gegen die klassische Bildung der Jugend ihn noch höher die Macht des Idealen schätzen. So konnte er wohl mit vollster Ueberzeugung schreiben: „Die Idee, der Adel der Seele, der hohe Glaube, die heilige Poesie, es ist Nacht ohne Sterne, wo sie nicht leuchten.“

Ja ihn begleiteten diese Sterne durch's Leben, sie leuchteten der ihm anvertrauten Jugend. Dieser hohe Schwung seiner Seele liess aber auch das Andenken seiner Schüler nicht erlöschen, da ja die meisten wussten, welch' innigen Anteil er auch in späteren Jahren an dem Leben und Streben derselben nahm. Und wahrlich schmerzlich traf diese die Kunde von dem raschen Ende des geliebten Lehrers und

mancher von ihnen hat wohl in der Stille gesprochen: „Ach sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!"

Wenn ich gleichsam an dem Grabe des Verblichenen diesen Todtenkranz niederlege, so fällt mein Blick im Geiste auf zwei frische Erdhügel, die in seiner Nähe sich erheben. Auch ihnen habe ich mehr als eine Träne der Trauer als letzte Dankesgabe zu weihen. Schied doch schon kaum ein Monat, nachdem Fertig heimgegangen, rasch und unerwartet der k. Institutsdirektor und Studienlehrer Franz X. Kohl, der mich einst in die Studien einführte, ein liebevoll freundlicher und eifriger Lehrer, aus dem Kreise der Lebenden. Und nicht lange darauf sollte beiden Professor Joh. Ev. Schuster folgen, ein tüchtiger, energischer Schulmann, der wenn auch streng, nur das Wohl seiner Schüler im Auge hatte. Von Eichstädt zu Ende des Jahres 1844 in ebenso kränkender wie unverdienter Weise entfernt, fühlte er sich bald in Landshut heimisch, so dass er, als man ihn zur Sühne des Geschehenen nach 10 Jahren zum Studienrektor von Kempten ernannte, auf diese Stelle verzichtete. Er führte mich durch zwei Klassen des Gymnasiums. Sie ruhen in Frieden!

Regensburg. Dr. J. Reber.

Literarische Notizen.

Die Pädagogik des Johannes Sturm historisch und kritisch beleuchtet von Ernst Laas. Berlin (Weidmann) 1872. — Die Schrift ist zunächst gegen die Abhandlung Kückelhahns über Sturm gerichtet. Indem der Verf. nachweist, dass K. die Quellen teils nicht genau kannte, teils unkritisch benützte, lässt er uns interessante und belehrende Blicke in die Geschichte des Humanismus thun, wobei dem Leser freilich oft ein Schauder vor dem Sturm'schen Formalismus nicht erspart bleibt, während er andererseits manche Fehler des Strassburger Rektors durch den Geist seiner Zeit erklärt. Schliesslich beantwortet Laas die Frage, welche Anforderungen die heutige Zeit an den humanistischen Jugendunterricht stellt. Er verwirft den lateinischen Aufsatz, verlangt grössere Berücksichtigung der deutschen Klassiker, gründlichen Unterricht in der französischen oder englischen Sprache (auch französiche Konversationsstunden) und einen massvollen Betrieb der Naturwissenschaften.

Das Wichtigste aus der deutschen Grammatik, Regeln der Orthographie und Interpunktion und orthographisches Wörterverzeichniss. Auszug aus den „Grundzügen der deutschen Grammatik u. s. w. von J. Lattmann. 3. Aufl. Göttingen (Vanderhoeck u. Ruprecht) 1872. — Das Schriftchen enthält ausser der Formenlehre auch einen kurzen Abriss der Kasuslehre und in dem der Orthographie gewidmeten Abschnitt etwas weniges über die Wortbildung. § 5, A. 6 fehlt das Adj. „schwach"; auffallend ist die Schreibung „waren" (bewaren etc). Das vortreffliche Büchlein muss namentlich auch wegen der meisterhaften Behandlung der Interpunktionslehre empfohlen werden, die wohl verdiente, auch in andere Lehrbücher überzugehen.

Lehrbuch der allg. Arithmetik zum Gebrauch an höheren Lehranstalten und beim Selbststudium von Dr. C. Spitz. II. Teil. 2. verb. und vermehrte Aufl. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1873. Das Buch enthält die Kombinationslehre, den binomi-

schen Satz, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die sich auf die menschliche Sterblichkeit gründenden Rechnungsarten, die höheren Gleichungen und die Einleitung zur Lehre von den Determinanten nebst 500 Beispielen und Uebungsaufgaben. Es ist wegen seiner Klarheit, Vollständigkeit und wegen der zweckmässigen Erläuterung der allg. Aufgaben durch Beispiele nicht nur für Lehranstalten, sondern auch zum Selbststudium vollständig geeignet und auch wegen seiner Ausdehnung auf die Theorie der Determinanten zur Auflösung eines Systems linearer Gleichungen bestens zu empfehlen.

Ueber die Quellen Ulrichs von dem Türlîn und die älteste Gestalt der *prise d'Orenge*. Von Herm Süchier. Paderborn, bei Ferd. Schöningh 1873. Pr. 6 Sgr. 44 S. in 8. Der Verf. bespricht und würdigt zuerst die Handschriften, handelt dann von der Zeit der Abfassung (1261—1275), von der Heimat (Kärnten?), entwickelt den Inhalt, untersucht endlich die Quellen, die älteste Gestalt, die Entwicklung der Sage etc.

Von Adolf Gräf's Handatlas des Himmels und der Erde, 5. Aufl. (vgl. S. 75 des IX. Bds. dieser Bl.) sind im bibliogr. Institut von Weimar weiter erschienen Lfg. 2—7 (Preis à 10 Sgr.), enthaltend: die österr.-ungar. Monarchie, Preussen mit Deutschland, Bayern mit Süddeutschland und Elsass-Lothringen, Amerika, Griechenland, Afrika, Spanien, Australien, Grossbritannien, Preussen und Posen mit Polen, Deutschland mit den angrenzenden Ländern, Italien, Niederlande und Belgien.

In der Weidmann'schen Sammlung griech. und lat. Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen sind in neuen Ausgaben erschienen:

Thukydides erklärt von J. Classen. I. Band. 1. Buch. 2. Aufl. Die seit dem Erscheinen der 1. Aufl. erschienenen kritischen und erklärenden Arbeiten wurden berücksichtigt.

Xenophons Anabasis erklärt von C. Rehdantz. Mit einer Karte von H. Kiepert und 2 Tafeln Abbildungen. I. Bd. 1—3 Buch. 3. verbesserte Auflage.

M. T. Ciceronis Cato major von Sommerbrodt. 7. Aufl.

Aus der ästhetischen Pädagogik. Sechs Vorträge von Bruno Meyer. Berlin, Verlag von Gebrüder Pätel. 1873. 256 S. in 8. Pr. 1 Thlr. 24 Sgr. Die Vorträge verbreiten sich nach einer Einleitung, worin die Stellung und Wichtigkeit des Aesthetischen als Erziehungsmittel und Unterrichtsgegenstand besprochen wird, über Sprache und Literatur, Musik, künstlerische Lebensformen, die Werke der bildenden Künste, die Kunst im Handwerke, die selbstthätige Uebung in den Künsten, die ästhetische Pädagogik gegenüber der Praxis. Angehängt sind Anmerkungen und Ausführungen zu missverständlichen oder erörterungswürdigen Stellen des Textes.

Lehrbuch der Psychologie. Von Dr. Friedr Dittes Wien, 1873. Verlag von A. Pichler's Wittwe & Sohn. 176 S. in 8. Pr. 24 Ngr. Nullius addictus jurare in verba magistri geht der bekannte Verf. seinen eigenen Weg.

Mitteilungen aus der histor. Literatur (vgl. S. 188). Berlin, bei Springer. 2. Heft. Enthält Besprechungen von Marquardt und Mommsen, Handbuch der röm. Altertümer I., Müllenhoff, deutsche Altertumskunde I., Pierson, Bilder aus Preussens Vorzeit, Lochner, Geschichte von Nürn-

berg zur Zeit Kaiser Karls IV., Braun, v., die Geschichte der Stadt Altenburg, Kraffert, Chronik von Liegnitz, Schwetschke, der brandenburgische Glücksstern im J. 1572, Ranke, Abhandlungen und Versuche, Wallon, La Terreur.

Gesanglehre für Gymnasien und höhere Bürgerschulen, nebst praktischen Intervall-Uebungen und einigen ein-, zwei- und dreistimmigen Liedern von Ernst Broer, Musikdirektor am kath. Gymnasium in Breslau. 4. Aufl. Liegnitz, Verlag von Max Cohn. 1873. 68 S. in 8.

Samuel Schilling's Grundriss der Naturgeschichte. 11. Bearbeitung. Erster Teil: das Thierreich. Mit 720 in den Text gedruckten Abbildungen. Breslau, bei Ferd. Hirt. 1873. 285 S in 8. Preis 27½ Sgr. In der neuen Auflage ist einzelnes erweitert, anders klassificiert oder geordnet, wie es die Methode und die Fortschritte der Wissenschaft erheischten.

Statistisches.

Ernannt: Studl. Rud. Richter in Schwabach zum Subrektor in Feuchtwangen; der temp. qu. Studl. Hübsch zum Studl. in Schwabach; zum Studl. für Mathematik in Würzburg der Lehrer an der dortigen Gew.-Sch., Polster; Gymnasiallehrer Dr. A. Bischoff in Schaffhausen, früher Studl. zu Fürth, zum Studl. in Schweinfurt; Lehramtskand. Frd. Böhm (Konkurs 1871) zum Studienl. in Kirchheimbolanden; Lehramtskand. Ebrard (Konk. 1867) zum Studl. in Bayreuth; Studl. H. Schöntag in Bayreuth zum Gymn.-Prof. in Hof; Math.-Ass. K. Hoffmann in Zweibrücken (Konk. 1870) zum Studl. daselbst; Ass. Herdel (Konk. 1872) zum Studl. in Bergzabern.

Versetzt: Studl. Backmund von Eichstätt nach Neuburg; Prof. Hiltensberger von Kempten nach Amberg.

Quiesciert: Studl. Loé in Neuburg.

Am 17. Mai verschied in Ansbach Herr Schulrat Dr. v. Elsperger, bis vor wenigen Jahren Rektor des dortigen Gymnasiums, Ritter des Verdienstordens der bayer. Krone und des Ordens vom hl. Michael I. Kl., ein Mann, der nicht nur in seinem Amte alle Pflichten mit grösster Treue in ausgezeichneter Weise erfüllte, sondern auch für die Förderung der Gesammtinteressen der Gymnasiallehrer das beste Verständniss und teilnehmendste Herz hatte. Mit einer Gabe von ihm konnten wir diese Blätter beginnen und gerne hat er auch später Beiträge geleistet, wenn ein Wunsch nach solchen an ihn gebracht wurde, nicht als ob er sich wollte bitten lassen, sondern weil er in Veröffentlichungen stets bescheiden zagte. Als dem Gymnasium Ansbach einst die Aufstellung von Thesen zugemutet war, hat er unverdrossen daran teil genommen und es dürfte sehr zu wünschen sein, dass solches Beispiel wieder Nachahmung finde. Wärmster Dank sei dafür dem Entschlafenen in sein Grab nachgerufen, über welches lange hinaus sein Andenken in Segen bei uns bleiben wird.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Schulgrammatik und Sprachwissenschaft.

Von Dr. Julius Jolly, Priv.-Doc. in Würzburg.

III.

Als in den Jahren der Umwälzung 1848—49 das gesammte österreichische Gymnasialwesen einer Reform im grossen Stile unterzogen wurde, da stand die Grammatik obenan unter den Gegenständen des Unterrichts, deren gründliche Umgestaltung im Plane lag. Alles was Wissenschaft und Didaktik für diesen Zweig der gelehrten Bildung geleistet hatten, sollte in vollem Umfang zur Verwerthung kommen und selbst Vieles, das bis dahin nur als Idee gelebt hatte, nunmehr, ohne Rücksicht auf bestehende Einrichtungen und überlieferte Lehrmethoden, in die Wirklichkeit eingeführt werden. Das war die Zeit, um auch auf den Betrieb der Schulgrammatik einer jungen Disciplin den gebührenden Einfluss zu verschaffen, welche sich in der Wissenschaft nach langjährigen aber fördernden Kämpfen längst das Recht errungen hatte, nicht mehr als ein jugendlicher Trotzkopf angesehen und behandelt zu werden. Eine Autorität in vergleichender Sprachwissenschaft war es daher, an welche sich die österreichische Regierung mit dem Auftrag wandte, eine griechische Schulgrammatik zu schreiben. Wir haben im vorigen Artikel gesehen, wie richtig ihre Wahl getroffen war, wie trefflich gleich der erste Versuch gelungen ist, die mannigfachen Ergebnisse der Sprachwissenschaft für die classischen Sprachen, die bis dahin nur in wissenschaftlichen Werken gelehrtester Art niedergelegt waren [1]), für die Methode des griechischen Unterrichts fruchtbar zu machen.

Ich weiss recht wohl, was ich sage, wenn ich die Grammatik von Curtius, denn er war der von der kaiserlichen Regierung Beauftragte, den ersten Versuch in dieser Richtung nenne. Zwar war nach einzelnen schüchternen und nicht zu rechnenden Anfängen früherer Grammatiker im Jahre 1852, also gleichzeitig mit Curtius' Grammatik, in Göttingen erschienen: Griechische Formenlehre des homerischen und attischen Dialekts zum Gebrauch bei dem Elementarunterrichte, aber auch als Grundlage für eine historisch-wissenschaftliche Behandlung der griech.

1) Bopp's Conjugationssystem — die vergleich. Grammatik erschien erst 1852 — Hartung's Casus, Kuhn De conjugatione in μι, Curtius' Tempora und Modi, Ahrens de dialecto Aeolica und Dorica u. a.

Grammatik von H. L. Ahrens. Also schon der Titel drückt aus, dass diese Grammatik einen doppelten Zweck verfolgte, neben der Einführung der sprachvergleichenden Methode in den Unterricht wollte sie zugleich den wissenschaftlichen Betrieb der griechischen Grammatik nach den Forderungen der neuen Richtung umgestalten. Aber man dient nicht ungestraft zwei Herren zu gleicher Zeit. Gewiss ist das Werk von Ahrens nicht ohne grosses Verdienst, besonders durch die Durchführung des historischen Princips, indem Ahrens zum erstenmal bei der Erklärung aller griechischen Formen die älteste Sprachstufe, den homerischen Dialekt, zum Ausgangspunkt gemacht hat, wobei jedoch die Beschränkung auf die Formenlehre eine bedauerliche, auch seitdem noch nicht ausgefüllte Lücke des auch in diesen selbstgezogenen Grenzen nicht durchaus zuverlässigen Buches bildet. Und dieses Ausgehen von der homerischen Sprache, welches nach der wissenschaftlichen Seite ihren Hauptvorzug ausmacht, wirkte nach der anderen Seite hin gerade wie ein absichtlich gewähltes Mittel, um dieser Darstellung der griech. Formenlehre jede Möglichkeit eines Schulerfolgs von vorneherein abzuschneiden. Denn mit der Ansicht, dass der griechische Unterricht mit Homer zu beginnen habe, steht Ahrens völlig allein. Die Lektüre der grossen Attiker muss immer der Mittelpunkt, ihre Sprache der Ausgangspunkt der Unterweisung im Griechischen bleiben, das ist ein trotz wiederholter Bekämpfung von Seiten Ahrens' wohl bei allen übrigen Schulmännern feststehender pädagogischer Grundsatz. Aus dem Aufgeben desselben erklärt sich zur Genüge der vollständige Misserfolg des Ahrens'schen Werkes, soweit eine didaktische Tendenz damit verbunden war. In der Beibehaltung der subsidiären Stellung des homerischen Dialekts, so sehr dieselbe der rein historischen Richtung widerstrebt, in seiner Schulgrammatik hat Curtius auch in einer wichtigen Principienfrage den tactvollen Conservatismus bewiesen, welchen die ausführliche Analyse seines Verfahrens, der Hauptinhalt des letzten Artikels, in allen Einzelheiten herausstellte.

Mit grosser Mässigung also hatte Curtius das neue Princip in den Unterricht eingeführt. Aber wenn die Art und Weise dieser Einführung geschickt darauf berechnet war, allen Anstoss zu entfernen, lag denn zu der Neuerung als solcher überhaupt ein genügender Anlass vor? Sollte man sich in übertriebener Rücksicht auf die unmittelbar die Schule doch nicht berührenden Fortschritte der Wissenschaft der Vortheile einer zweitausendjährigen Tradition freiwillig begeben? So deutlich sich die Aengstlichkeit oder Bequemlichkeit conservativer Gemüther in diesen principiellen Einwendungen gegen die Curtius'sche Grammatik ausdrückt, so hat es doch nicht an Männern gefehlt, welche sich in diesem Sinne aussprachen und den einen, obschon weniger gefährlichen Theil der Opponenten bilden, an denen es ja freilich neben ihren

zahlreichen Feunden der Curtius'schen Grammatik auch nicht gefehlt hat. Wie einige Decennien früher, als die ersten grundlegenden Forschungen von Bopp an's Licht getreten waren, mehrere der damals hervorragendsten Autoritäten in griechischer und lateinischer Grammatik wie die classischen Philologen überhaupt die „Weisheit vom Ganges" weit von sich gewiesen hatten und z. B. Reyss in seinen „Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft" die Leute, welche in den griechischen und lateinischen Verba indische Wurzeln zu finden glaubten, oben hin und von oben herab in einer Anmerknng abfertigte, so erschollen jetzt aus demselben Lager die Stimmen, welche, obschon mit den wissenschaftlichen Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung einverstanden, doch gegen ihre „Uebergriffe" in die Schule lauten Protest erhoben. Und noch im Jahre 1867 hat Prof. Herzog in Tübingen in der Schrift „Das Recht der traditionellen Schulgrammatik gegenüber der vergleichenden Sprachforschung" der Lateinschule das Recht vindicirt, den revolutionären Tendenzen der Sprachvergleicher ein noli turbare circulos meos entgegenzustellen, während jedoch weitaus überwiegend die Ueberzeugung zur Geltung gelangt ist, dass Curtius gar nicht eine principiell neue Behandlungsart eingeführt, sondern nur die auch bisher schon in griech. Grammatiken üblichen Erklärungen verbessert und gemäss den Fortschritten der Wissenschaft mit strenger Gewissenhaftigkeit umgestaltet hat. In diesem Sinne hat sich ein als Gelehrter wie als Schulmann gleich angesehener Beurtheiler der C.'schen Grammatik, der gleich ihr erstes Erscheinen mit wohl motivirter Zustimmung [1]) begrüsste, ausgesprochen. Noch heute ist es zur Abwehr jener, welche sich gegen das Princip derselben erklären zu müssen glauben, am Platze, auf die überzeugenden Ausführungen von Bonitz hinzuweisen, wie Curtius sich von seinen Vorgängern nur darin unterscheide, dass er sich jede Erklärung versagt hat, welche als blos zufällige Hypothese nicht wissenschaftlich gerechtfertigt oder sichergestellt ist, und dass er unter den so begründeten Erklärungen sich auf diejenigen beschränkt hat, welche dazu dienen können, den sicheren Gebrauch der Formen zu unterstützen. Auch der vorhin erwähnte Herzog scheint übrigens jetzt von seiner Opposition gegen die vergleichende Richtung zurückgekommen zu sein, der er nicht nur in seinem wissenschaftlichen Werke über lateinische Sprachgeschichte huldigt, sondern er hat auch in einem unlängst erschienenen Aufsatze über „Syntax des Infinitivs" [2]) die darin durch die Vergleichung der verwandten Sprachen erzielten

1) Z. f. d. ö. Gymn. 1852, wiederabgedruckt in Curtius' Erläut. S. 190—210, die obige Aeusserung von Bonitz findet sich in zweitem vermehrtem Abdruck in der 2. Aufl. der Erläut.

2) Jahn's Jahrb. f. class. Phil. 1873, S. 1—32.

Ergebnisse zu praktischer Verwerthung in einem kurzen Resumé am Schlusse zusammengestellt. So sind, was das Verhalten der Wissenschaft zu der Grammatik von Curtius betrifft, selbst anfängliche Gegner derselben zu Fürsprechern geworden, während ausser Bonitz auch Männer wie L. Lange und Schenkl gleich ihr erstes Erscheinen mit freudiger Billigung begrüsst haben.

Die entscheidende Stimme bei der Beurtheilung eines Schulbuches haben aber nicht die Männer der Wissenschaft, sondern die Praktiker; ein von dieser Seite kommender Tadel würde also, einerlei welcher Pädagog ungünstige, mit dem Unterricht nach der neuen Methode gemachte Erfahrungen mitzutheilen hätte, die grösste Beachtung von vorneherein beanspruchen dürfen. Nur befangene Urtheile verdienen freilich keine Berücksichtigung und sollten wir didaktischen Bedenken und Einwendungen bei den Verfassern älterer Schulgrammatiken begegnen, so würde einer Opposition dieser Art offenbar nicht das geringste Gewicht beizulegen sein, da es in der Natur jeder Neuerung liegt, dass sie bestehende Interessen verletzt und ihren Urheber den Anfeindungen der Betheiligten, d. h. in diesem Falle der Autoren der bis dahin bräuchlichen Schulbücher aussetzt. Weit entfernt also, den beabsichtigten Eindruck hervorzubringen, können in den Augen Unbefangener die in der Form alles Mass überschreitenden Angriffe, welche, vor anderen Rivalen von Curtius, A. W. Krüger mehrfach gegen dessen Schulgrammatik gerichtet hat, nur zum Beweise dienen, dass der vielverbreiteten und in der Syntax auch verdienstlichen griechischen Grammatik in dem Buche von C. eine gefährliche Concurrenzarbeit erstanden ist, die es galt mit allen Mitteln der Polemik — und in der Wahl derselben ist Krüger nicht delicat gewesen — zu bekämpfen.[1])

Ausser diesem schärfsten und eifrigsten Opponenten, dessen Angriffe aber, besonders da die persönlichen Motive allzu sichtbar waren, ohne allen Erfolg geblieben sind, traten mit der zunehmenden Verbreitung alsbald auch andere Schulmänner gegen das uns beschäftigende Schulbuch in die Schranken, deren Opposition weit gefährlicher war, da sie mit sachlichen Gründen operirte. Zwar in dem grossen Staate, für dessen Gymnasien es zunächst bestimmt war, verlauteten

1) Vgl. sein Vademecum für Herrn G. Curtius und besonders „Ueber Herrn G. Curtius' griechische Formenlehre“ von K. W. Krüger. Berlin, 1867. Ausdrücke wie „eclatantester Ignorant“ von Curtius selbst, „Kraut- und Rübenordnung“ und „abnorme Unvollständigkeit“ von seiner Grammatik, „Panzerfregattenstirn“ und „Ecksteine der Interessenbrüder“ von den Freunden derselben, denen K. sich und die Gönner seiner eigenen Grammatik als intelligente Minorität entgegensetzt, sind wenige, aber ausreichende Proben von den persönlichen Invectiven, welche diese Schrift durchziehen; an sachlichen Momenten berührt dieselbe nur wenige und untergeordnete Punkte.

wenig gegnerische Urtheile, wohl aber von mehreren sehr beachtenswerthen Seiten die beifälligsten Aeusserungen, wovon schon einige Beispiele angeführt sind, während auch die Gegner (s. Z. f. ö. G. III, S. 360 ff., 770 ff.) die Vorzüge der neuen Methode nicht verkannten und nur die Anwendung derselben auf die oberen Classen beschränkt wissen wollten. In dem vielsprachigen Oesterreich war man besonders empfänglich für eine Richtung, welche ausser den früher erwähnten Vortheilen auch noch den bietet, dass sie, wenn sich auch Curtius im Princip darauf beschränkt, die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft mitzutheilen und für die Gruppirung des Stoffs zu verwerthen, doch auch auf die Methode dieser Wissenschaft den Schüler und besonders den Lehrer hinweist. So ergeben sich beim Unterricht in den slavischen Sprachen Anknüpfungen an den griechischen in mehreren nur diesen beiden Sprachtypen gemeinsamen Gebrauchsweisen. Curtius selbst hat in den „Erläuterungen" darauf hingewiesen, wie der Gebrauch der slavischen Aoriste genau mit dem der griechischen übereinstimmt, und wie geborene Slaven ebendesshalb viel weniger Mühe haben, die Anwendung des griechischen Aorists im Unterschied von den übrigen Praeterita sich anzueignen, als z. B. die Deutschen, Franzosen und Engländer, und es lässt sich an den Gymnasien, wo Unterricht im Slavischen ertheilt wird, in diesem und in anderen Punkten eine fruchtbare Wechselbeziehung zwischen der slavischen und der griechischen Grammatik herstellen. Auch der Unterricht im Mittelhochdeutschen befördert die Anwendung der sprachvergleichenden Methode; da er schon seit einer Reihe von Jahren an den österreichischen Gymnasien schwunghaft betrieben worden ist, so hatte sich dadurch eine Tradition für die Methode der historischen Grammatik gebildet, welche mit der vergleichenden enge verwandt ist. So kam es, dass durch das Zusammenwirken günstiger äusserer Momente mit dem eigenen Verdienst dieses Schulbuch sich so rasch an den meisten Gymnasien des Kaiserstaates Eingang verschaffte und die bis dahin üblichen Grammatiken, namentlich die Buttmann'sche, die sich nach einem halben Säculum ihres Bestehens ganz überlebt hatte, so völlig aus dem Gebrauch verdrängte, dass jetzt neben Curtius nur noch das Kühner'sche Elementarbuch eine irgend nennenswerthe Verbreitung geniesst. Auch blieben die Früchte nicht aus, in der Verschiedenheit des Lehrerfolgs, der beim griechischen und lateinischen Unterricht erzielt wird, erkennt ein einsichtiger Beurtheiler[1]) die Wirkung der sehr verschieden qualificirten Lehrbücher; wenn bei dem Unterricht in lateinischer Grammatik erheblich geringere Resultate erreicht werden als bei dem griechischen, so ist in dieser abnormen Erscheinung in der That der Vorzug des Curtius'schen Buches

1) Schenkl, Z. f. ö. Gymn. 1864, S. 525.

über die häufig wechselnden und überall nicht wie jenes für alle Classen ausreichenden lateinischen Grammatiken nicht zu verkennen.

Während in Oesterreich C.' Grammatik fast ohne auf Widerstand zu stossen immer weitere Verbreitung gewann und sich, obschon sie nicht, wie nachher Gegner behauptet haben, von der Regierung vorgeschrieben war, in kürzester Frist eine feste Stellung in dem Gymnasialunterricht eroberte, ist sie dagegen in Preussen nicht ohne den Kampf in die Schulpraxis eingetreten, welcher jede Reform zu begleiten pflegt. Wo die Tagesfragen der Pädagogik mit so viel Eifer und unter allgemeiner Betheiligung der Schulmänner verhandelt werden, da konnte ein für den gesammten Unterricht so wichtiges Ereigniss, wie es die Anwendung der vergleichenden Sprachwissenschaft auf die Schulgrammatik ja unstreitig war, an der pädagogischen Literatur nicht spurlos vorübergehen. Das Für und Wider wurde ausführlich verhandelt, die Erörterungen über die Curtius'sche Grammatik bildeten längere Zeit hindurch einen Hauptpunkt der Tagesordnung, namentlich die Berliner Zeitschrift f. Gymn. war der Schauplatz des Kampfes, in welchem von beiden Seiten mit viel Hingebung an die Sache gestritten und sowohl für das alte als für das neue Princip mannigfache Gründe der Didaktik und persönliche Erfahrungen in's Feld geführt wurden. Nicht hier ist der Ort, mich auf ein Referat über diese weitschichtige Polemik einzulassen, es genügt auf den Erfolg, auf die weite Verbreitung des fraglichen Schulbuches in Norddeutschland hinzuweisen; denn für die Beurtheilung eines solchen, für den Grad seiner praktischen Brauchbarkeit, gibt es unfraglich keinen sichereren Massstab als eben die Zahl der Exemplare, in denen es verbreitet ist. Es mögen daher an dieser Stelle einige statistische Notizen Platz finden, die sich aber nicht auf die Verbreitung in Norddeutschland allein, sondern auf die Gesammtziffer des Absatzes der deutschen Ausgabe, sowie auf das Ausland beziehen; denn überall, wo die gelehrte Bildung sich der Pflege erfreut, hat man auch schon angefangen, aus der durch C. verbesserten Methode des griechischen Unterrichts Nutzen zu ziehen. Nach dem Prospect zur siebenten Auflage (1866) waren bis dahin im Ganzen 52000 Exemplare gedruckt und Curtius an 97 öffentlichen Lehranstalten in 92 Städten eingeführt, die letzte neunte Auflage (1870) ging allein in 15000 Exemplaren in die Welt, während die achte 10000, die siebente 8000 Exemplare zählte, und jetzt ist das Buch bereits in 47 weiteren (also im Ganzen 139) Städten eingeführt. Dazu kommen die Uebersetzungen, theils autorisirte theils nicht autorisirte, in fast alle Cultursprachen: eine englische, zwei amerikanische, vier italienische, eine böhmische, eine ungarische, eine norwegische, eine schwedische der

Formenlehre, eine neugriechische der Syntax, eine holländische ebenso, eine polnische und zwei russische.

Mit Recht bemerkt Clemm[1]), dem ich diese Angaben verdanke: eines ähnlichen Erfolgs hat sich wohl kaum noch ein Schulbuch zu rühmen gehabt; und man darf diese Bemerkung dahin verallgemeinern, dass noch nie ein neues Princip sich im Unterricht so rasch nach seiner Einführung Bahn gebrochen hat. Auch in der baldigen Nachfolge, welche Curtius' Vorgang von mehreren Seiten gefunden hat, drückt sich dieselbe Thatsache aus. Doch sind die neueren Versuche, die Resultate der Sprachforschung für den griechischen Unterricht zu verwerthen, ohne eigenthümliches Verdienst; es sind Nachahmungen, nicht zeitgemässe Fortbildungen des Curtius'schen Princips.

Denn aus dem so glänzenden Gelingen gleich des ersten Versuchs, die neue wissenschaftliche Richtung in die Schulpraxis einzuführen, ergibt sich, da Stillstand mit Rückschritt gleichbedeutend wäre, die Nothwendigkeit, weiter zu gehen. Vor Allem drängt sich die Frage auf, warum denn nicht ebensogut als für den griechischen auch für den lateinischen Elementarunterricht die sprachvergleichende Methode fruchtbar gemacht werden könne. Freilich sind nach dieser Beziehung schon mehrere Versuche, unter denen namentlich Schweizer-Sidler's Darstellung der lateinischen Formenlehre auf Grund der neuen Principien, die latein. Grammatik von Müller und Lattmann, vielleicht auch die Grammatik von Schmitt - Blank Erwähnung verdienen, gemacht und gescheitert. Auch ist dieser Misserfolg, bei dem ersteren Buche wenigstens, kaum dem Ungeschick, keinenfalls mangelnder Kenntniss des Verfassers beizumessen, sondern aus einem doppelten, einem inneren und äusseren Grunde zu erklären. Aus einem inneren Grunde, insofern es nämlich in dem Wesen des Latein, einer durch Lautveränderungen und grammatische Neubildungen viel mehr als z. B. das Griechische von dem ursprünglichen Bestand abgewichenen und etymologisch wenig durchsichtigen Sprache, liegt, dass die Vorzüge der Vergleichung hier weniger hervortreten; dazu kommt, als rein zufälliger, äusserer Umstand, dass das Latein, zwei Jahre früher als das Griechische, in einem Alter gelehrt zu werden pflegt, in dem das Gedächtniss sehr stark und frisch, die Denkkraft dagegen kaum entwickelt ist, so dass also eine Methode, deren eigenthümlichster Vorzug in der Erklärung der Spracherscheinungen besteht, diesen Vorzug hier weniger zur Geltung bringen kann. So steht gegenwärtig die Frage nach der Anwendung der neuen Methode auf die lat. Schulgrammatik auf dem Standpunkt, dass man der von der letzten Hallenser

---

1) in der Antrittsrede über Aufgabe und Stellung der classischen Philologie. Giessen 1872.

Philologenversammlung gebilligten These beistimmen muss, in welcher nemlich diese Frage verneint wird; dagegen wurde, was hier noch zu der Darstellung des Streits über Curtius' Grammatik nachzutragen ist, ebenda, als eine Art Abschluss einer Reihe auf früheren Versammlungen gepflogenen Debatten, die principielle Berechtigung der neuen Methode von Eckstein vollkommen anerkannt. Dass dieselbe aber künftig im Latein ebenfalls noch zur Geltung kommen werde, ist trotz der erwähnten Schwierigkeiten meine feste Ueberzeugung; namentlich in der Syntax, welche bisher noch fast gar nicht in diesem Sinne behandelt ist, werden sich die Resultate der Sprachforschung vortrefflich für den Unterricht verwerthen lassen.

Auch im Griechischen, zu dem wir jetzt zurückkehren, ist in diesem Theile der Grammatik kaum ein Anfang gemacht, die traditionelle Darstellung nach den Ergebnissen der Sprachwissenschaft umzugestalten. Dies darf nicht, wie Widersacher ihm vorgeworfen haben, aus Curtius' vermeinter Unkenntniss in griechischer Syntax erklärt werden; denn sonst müsste man ja den Verfasser der „Grundzüge der Et." auch der Ignoranz in den Fragen der griechischen Etymologie zeihen, weil er sich, wie schon früher angedeutet wurde, in der Aufnahme von neuen Resultaten in die Wortbildungslehre auf ein sehr bescheidenes Mass beschränkt hat. Der Conservatismus scheint hierin in der That zu weit getrieben und eine wesentliche Erweiterung dieses Kapitels ebenso sehr durch die Bedürfnisse der Schule als die Fortschritte der Wissenschaft geboten zu sein. Gewiss war es früher in der Ordnung, die Wortbildungslehre im Schulunterricht zurücktreten zu lassen; so lange man über das haltlose Etymologisiren der Alten noch nicht hinausgekommen war, konnte es nur nachtheilig auf die Entwicklung der Denkkraft einwirken, hätte man versucht die Schüler mit den müssigen und phantastischen Spielereien der Etymologen vertraut zu machen. Aber nachdem auf dem festen Grund der Lautgesetze der stattliche Bau der neueren Etymologie erstanden ist, muss auch in der Schulgrammatik, wenigstens bei dem Unterricht in den oberen Classen, dieser wichtige Zweig der sprachlichen Bildung viel mehr als bisher zur Geltung kommen. Gerade im Griechischen mit seinem so reichen Wortschatz wird es dem Schüler die Erlernung der Vocabeln wesentlich erleichtern, wenn er sich einige der Hauptregeln der Wortbildung angeeignet hat. Dieselbe allzu grosse Aengstlichkeit wie die Lehre von der Wortbildung zeigt die Darstellung, welche C. in seiner Gramatik von der Wortzusammensetzung gegeben hat. Die neuen Resultate auch auf diesem Gebiete umfassender für den Unterricht zu verwerthen, legt namentlich die Homerlectüre nahe; gerade in der Bildung der Composita besteht einer der characteristischen Vorzüge des epischen Dialekts vor der attischen Prosa, dessen Verständniss aber den Anfängern, wenn sie nicht schon

in der Grammatik darauf hingeleitet werden, entgeht oder doch erst viel später durch die Vergleichung mit anderen Sprachen aufgeht.

Wird so der Etymologie und der Compositionslehre in der durch die Sprachvergleichung begründeten Fassung künftig mehr Raum als bisher in jeder schulmässigen Darstellung der griech. Sprache einzuräumen sein, so darf dadurch doch die Syntax nicht geschmälert werden, die ja freilich für den Unterricht immer noch viel wichtiger bleiben wird. Es wird daher wohl die in einem früheren Abschnitt verschobene Ueberlegung lohnen, wie auch auf diesem Gebiet die Resultate der Sprachwissenschaft für den Unterricht zu verwerthen seien. Denn von Curtius ist, wie gesagt, nach dieser Seite hin noch sehr wenig geschehen. Nur in einem principiellen Gesichtspunkt unterscheidet sich, um von den Einzelheiten hier abzusehen, seine griechische Syntax von älteren Darstellungen des nemlichen Gegenstandes: in der sorgfältigen und geschickten Anknüpfung der griechischen an analoge deutsche und lateiniche Gebrauchsweisen; dies ist aber eine nicht aus wissenschaftlichen Gründen, sondern aus einem rein praktischen, gewiss zu billigenden Motiv geflossene Neuerung. Dass er hingegen das sprachwissenschaftliche Princip in der Syntax fast gar nicht zur Geltung gebracht hat, hatte freilich seine guten Gründe; zu der Zeit, als die erste Auflage der Grammatik erschien, hatte die Forschung das syntaktische Gebiet noch kaum gestreift und, soweit sie sich auf das griechische mit bezieht, ist die historisch-comparative Syntax erst eine Schöpfung der allerletzten Jahre. Aber in der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sie doch schon einige so tief eingreifende Resultate erreicht, dass für die bezüglichen Theile der Syntax jedenfalls der erwähnte Grund wegfällt, den Curtius nach der zweiten Auflage der Erläuterungen für den in der Syntax beobachteten Conservatismus geltend gemacht hat; gehen wir dieselben in möglichster Kürze und wieder in der Weise wie oben die Formenlehre durch, um bei jedem Haupttheil der Syntax über das richtige Verhältniss der neu gewonnenen wissenschaftlichen Einsicht zu den Forderungen einer schulmässigen Darstellung ins Klare zu kommen.

Wenige Gebiete der Grammatik sind von jeher ein so beliebtes Thema für philosophische Constructionen gewesen wie die Casuslehre [1]) Unter den zahlreichen Casustheorieen ist eine der ältesten und noch jetzt verbreitetsten die localistische; mag sie aus den byzantinischen Grammatikern (Philemon, Theodosios und Planudes) herstammen oder unabhängig von diesen von Hartung in dem geschätzten Werk über die Casus aufgestellt worden sein, jedenfalls ist sie gegenwärtig, sowohl in

1) Vgl. meine eben erschienene „Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen.“ München 1873, S, 98 ff.

wissenschaftlichen Werken, als namentlich in Schulgrammatiken, von Curtius abgesehen, die herrschende. Nach dieser einfachen Annahme entsprechen die drei cas obl. genau den drei Kategorien des Raums: Woher, Wo, Wohin? *πόθεν, ποῦ, πῇ*; sind die drei Fragen welche man nur nach einer Art natürlicher Reihenfolge herzusagen braucht, um als Antwort darauf den Genitiv, Dativ und Accusativ zu erhalten. Allein so einfach diese Theorie scheint, so willkürlich ist sie. Alles Gewicht wird von den Localisten einerseits auf die Dreizahl der Casus gelegt, geht man aber über das Griech. hinaus, so findet man im Latein. 4, im Sanskrit und Zend sogar 6 casus obliqui; der Localismus steht und fällt ferner mit der Reihenfolge der Casus, diese ist aber nur das Werk der Grammatiker.[1]) So ist der byzantinische Localismus leicht zu widerlegen, schwerer durch eine andere befriedigende Gesammtauffassung über das Wesen der Casus zu ersetzen, wie am deutlichsten die weit auseinandergehenden Ansichten zeigen, die Ahrens, Lange, Steinthal und Curtius in den Debatten der Meissener Philosophenversammlung von 1864 aufgestellt haben. Seitdem haben zwar die Arbeiten von Delbrück und Siecke über den Dativ, Localis, Abl., Instrum. und Gen. durch sorgfältige Darlegung des Gebrauchs dieser Casus im Sanskrit auch über die griechische Casuslehre neues Licht verbreitet; allein die grichischen Casus sind durch den Verlust des alten Locativs, des Instrum. und des Abl. und Uebertragung von deren Bedeutungen auf die dadurch zu „Mischcasus" gewordenen übrigen Casus, Dat. und Gen., allzusehr von dem ursprünglichen, im Sanskrit und Zend zu Tage liegenden Gebrauch abgewichen, als dass die Resultate der erwähnten Forscher, die sich zudem auf den wichtigsten Casus, den Accusativ, noch nicht eingelassen haben, für die griechische Schulgrammatik von erheblichem Werthe sein könnten. Viel eher wird sich durch Ausgehen von dem Ursprung und der chronologischen Reihenfolge der Casus, auf die auch Curtius in dem erwähnten Vortrag hingewiesen hat, auch für die Syntax der griechischen Casus ein einfaches und also für die Schule geeignetes Princip der Darstellung herausstellen. Bis dies gelungen ist, wird sich die Schulgrammatik darauf beschränken müssen, die Klippe des Localismus zu vermeiden; als Nothbehelf dürfte der Curtius'schen Unterscheidung zwischen dem eigentlichen und dem loseren oder freieren Gebrauch der Casus die mehr an das Herkommen sich anlehnende Bezeichnung des Accusativs als des verbalen, des Genitivs als des nominalen, des Dativs als des Casus des indirecten Objects vorzuziehen sein.

Ist also in der Casuslehre, jedoch abgesehen von den präpositio-

1) Vgl. den Vortrag von Curtius über die localistische Auffassung der Casus in den Verhandl. der Meiss. Phil. vers. von 1864.

nalen Casus, der gegenwärtige Stand der Forschung, unbefangen geprüft, nicht derart, um eine positive Neugestaltung derselben auf Grund der vergl. Sprachw. zu ermöglichen, so gestaltet sich das Verhältniss auf allen anderen Gebieten ungleich günstiger als auf diesem, das man mit Recht das dunkelste in dem weiten Bereich des indogermanischen Formensystems genannt hat. In der Lehre von den Präpositionen, von den Pronomina, besonders den relativen, von den Conjunctionen und Adverbien, von den Modi und Tempora, welch letztere Lehre übrigens schon Curtius durch die fruchtbare Unterscheidung zwischen Zeitart und Zeitstufe den Ermittlungen der Sprachwissenschaft angenähert hat, sind eine Reihe gesicherter und leichtfasslicher Ergebnisse gewonnen, deren Aufnahme in die Schulgrammatik eben so leicht als geboten scheint. Aber nicht alles kann ich in diesem Ueberblick berühren und gehe lieber gleich zu einem anderen Kapitel von ganz besonderer Wichtigkeit, der Lehre vom zusammengesetzten Satze, über.

Es sind zwei Hauptpunkte, welche in der Satzlehre die ältere Grammatik ins Auge gefasst hat, die Eintheilung der Sätze in Haupt- und Nebensätze und die Gliederung der letzteren nach den logischen Kategorien der Bedingung, Einräumung, Causalität u. s. w.; beide Eintheilungen hat die historisch-comparative Forschung beseitigt. Zwar der Unterschied von Haupt- und Nebensätzen ist uns so in Fleisch und Blut übergegangen und ist, wie ein Blick auf das Latein. und Griech. zeigt, auch schon so alt, dass man sich gewöhnt hat, ihn als einen feststehenden, gleichsam von der Natur so gewollten anzusehen; dafür hielten ihn schon die griechischen Grammatiker, als sie die Ausdrücke Parataxe und Hypotaxe schufen, mit denen der Gegensatz zwischen Haupt- und Nebensätzen noch heute in der Wissenschaft bezeichnet wird. Untersucht man aber den Satzbau einer älteren, doch noch nicht der ältesten indogermanischen Sprachstufe, so findet man im homerischen Dialect die Relativsätze und einen Theil der Conjunctionssätze von den Hauptsätzen noch nicht deutlich geschieden; das spätere Relativum und die spätere Conjunction ὡς werden häufig noch in demonstrativer Beziehung sogar zur Einleitung von Nebensätzen verwendet, und es erscheint umgekehrt nicht nur im Alt-, sondern auch im Neujonischen der später als Artikel gebrauchte Demonstrativstamm neben der gewöhnlichen demonstrativen auch in relativer Bedeutung. Aus dieser Eigenthümlichkeit der homerischen Syntax, aus der auch in anderen vermeinten Anomalien, wie dem δέ und τέ des Nachsatzes hervortretenden Vermischung der parataktischen mit der hypotaktischen Fügung hatte schon Thiersch den Schluss gezogen, dass die Nebensätze von den Hauptsätzen von Haus aus nicht verschieden, sondern jene überall aus diesen erst hervorgegangen seien. Durch Vergleichung des Sanskrit und Zend und der übrigen verwandten Sprachen ist

dann die indogermanische Sprachwissenschaft zu dem Resultat gelangt, dass in unserem Sprachstamm Anfangs eine völlige Gleichheit unter den Sätzen geherrscht hat und erst mit der fortschreitenden geistigen Entwicklung eine Sonderung zwischen wichtigeren und minder wichtigeren Gedanken, Haupt- und Nebensätzen allmälig hervorgetreten ist.[1]) Die verschiedenen Wege näher zu bezeichnen, auf welchen dieser Uebergang von der Parataxis zur Hypotaxis sich vollzogen hat, ist zwar noch nicht überall gelungen, doch ergeben sich schon aus der Natur der Sache als die möglichen Hauptformen des Uebergangs folgende drei: erstens die Unterordnung des ursprünglich coordinirten Nebensatzes wird durch gar kein eigenes Wort, sondern nur den Ton der Stimme, häufig auch durch den Modus des Verbums ausgedrückt z. B. oro dicas, *βούλει μένωμεν* (im Griech. ist diese Satzart selten); zweitens der Nebensatz wird durch ein satzbindendes Wort an den Hauptsatz angeknüpft, wobei ein weiterer Unterschied darauf beruht, ob dieses Wort eine von dem Relativpronomen der betreff. Sprache abgeleitete Casusform oder Conjunction ist, oder ob dasselbe aus einem anderweitigen Wortstamm gebildet ist, wie z. B. im Griech. die Conjunction *ὡς* auf den Relativstamm *ὅς, ἥ, ὅ*, ursprüglich ja, die Conjunction *μή* auf einen anderen Stamm zurückgeht; die dritte Form ist die auch im Griech. vielfach vertretene der Correlation, welche durch die Wechselbeziehung zwischen einem im Hauptsatz und einem im Nebensatz befindlichen satzverbindenden Wort die engste Verknüpfung zwischen beiden herstellt.

Man wird gegen diese von der Form der Nebensätze hergenommene Eintheilung vielleicht einwenden, dass sie gar nicht auf die so verschiedenen begrifflichen Verhältnisse Rücksicht nehme, in welchen die Nebensätze zu den Hauptsätzen stehen können. Aber darin unterscheidet sich eben die heutige Sprachwissenschaft von der Grammatik der Griechen und Römer, dass sie nicht von fertigen Begriffen, von den Abstractionen der Logik ausgeht, die immer etwas sehr spät Gewordenes sind, sondern sie strebt darnach die allmälige und immer sehr langsam vor sich gehende Entwicklung der begrifflichen Unterschiede in der Sprache, speciell bei den Nebensätzen zu erkennen, ihr Grundzug ist ein historischer; bei diesen geschichtlichen Untersuchungen ist aber, wie in anderen Theilen der Grammatik der einzige verlässige Anhaltspunkt die Form der Nebensätze, die in einer viel älteren Zeit geschaffen worden ist als alle begrifflichen Distinctionen zwischen Causal-, Finalsätzen u. s. w.[2]) Und diese ganze herkömmliche Eintheilung der Sätze in Temporal- und Bedingungs-, Causal-, Final- und Concessivsätze beruht ja auf dem logischen Schematismus der alten Grammatiker, gründet sich also auf die

1) Vergl. J. Jolly. Ein Kapitel vergl. Synt. S. 60 f..

2) S. ebenda S. 8 f.

völlig verkehrte Anschauung, dass das Denken vor der Sprache fertig gewesen, die Satzarten nach den schon entwickelten Gesetzen des begriffsmässigen Denkens, der Logik, gebildet seien, während doch die Sprachgeschichte gerade den umgekehrten Weg genommen hat. Das Volk, mit dem die Sprache heranwuchs, wusste nichts von Temporal- und Causalsätzen; aus den einfachen, vorhin erwähnten Arten der Satzunterordnung haben sich die begrifflichen Unterscheidungen der Nebensätze sehr allmälig und in ganz volksthümlicher Weise herausgebildet. Wie willkürlich die ältere Eintheilung nach den logischen Kategorieen ist, erkennt man im Griech., für das sie doch ursprünglich aufgestellt ist, wenn man z. B. mit der üblichen Unterscheidung zwischen Causal- und Temporal-, Final- und Consecutivsätzen u. s. w. die sprachliche Thatsache zusammenhält, dass ein und dieselbe Conjunction ὡς in all diesen Sätzen figurirt. Also in der Zeit, als der Gebrauch von ὡς festgesetzt wurde, kannte man jene Unterscheidung noch nicht, denn sonst hätte man sie gewiss auch durch ein sichtbares Zeichen ausgedrückt, sondern erst nach und nach hat sich, wie bei unserm dass, welches ja von dem Artikel und Pronomen das von Haus aus nicht verschieden ist, der Gebrauch dieser Conjunction nach seinen verschiedenen Seiten hin entwickelt.

So kann eine historisch-comparative Auffassung der Syntax, wie sie den Unterschied zwischen Haupt- und Nebensätzen nicht als einen ursprünglichen anerkennt, so noch viel weniger die herkömmliche Untereintheilung der letzteren billigen, weil dieselbe auf rein logischen Momenten beruht, welche sprachlich durch nichts ausgedrückt sind. Dadurch entsteht ein Wiederspruch zwischen Grammatik und Logik, der gewiss auch für die Kräftigung des jugendlichen Denkvermögens nicht günstig ist, denn es ist von dem Standpunkt der alten Eintheilung eine höchst auffallende Willkür der Sprache, dass sie in dem obigen Beispiele die Conjunction ὡς in so verschiedenen Satzarten anwendet. Also auch aus Gründen der Pädagogik wie aus solchen der Wissenschaft ergibt sich die Forderung einer neuen Eintheilung der Nebensätze. Hier können nun die vorhin angegebenen drei Uebergangsformen von Parataxis zu Hypotaxis wohl als Ausgangspunkt dienen, geben aber, besonders für eine griechische Schulgrammatik, noch keine ausreichende Gliederung der Nebensätze ab. Denn die einfachste Form, welche ohne satzbindendes Wort entsteht, ist ja im Griechischen wenig verbreitet, die spärlichen Fälle dieser Art wird man am besten in der Lehre vom Conjunctiv und Optativ abhandeln; die Moduslehre wird überhaupt einen grösseren Umfang gegenüber der Lehre vom zusammengesetzten Satz gewinnen müssen, weil der Gebrauch der Modi in abhängigen Sätzen, die ja aber ursprünglich auch selbständig waren, sich am besten aus ihrem Gebrauch in Hauptsätzen erläutert. Noch wichtiger als die

Modi mit ihren schwankenden Bedeutungen sind aber für das ganze Gebiet der Satzunterordnuug die Conjunctionen; auf eine Subdivision der zweiten Form der Hypotaxis wird es also vor Allem ankommen, die aber nicht auf die Bedeutungen, sondern nur auf die Form des satzverbindenden Wortes begründet werden darf, da ja jene erst nachträglich in dasselbe eingezogen sind. Diesem Resultat entspricht zunächst schon eine herkömmliche Eintheilung, die in Relativsätze und anderweitige Nebensätze, man muss sie unter der Bezeichnung „Conjunctionssätze" zusammenfassen. Für diese gibt sodann eine fernere Eintheilung die Etymologie an die Hand, welche lehrt, dass die Conjunctionen theils vom Relativstamm, theils von anderen Pronominalstämmen herkommen; erstere sind nach Ausweis des Zend und Sanskrit in der Regel das ältere Sprachgut, und ihre Bedeutungen unterscheiden sich danach, von welchem Casus des Relativums sie herkommen, wofür die griech. Conjunctionen ὅ, οὗ und ὡς (alter Abl.) ein bekanntes Beispiel sind. Man hat daher vorgeschlagen, diese Species der Conjunctionssätze in dativische, accusativische etc. einzutheilen, dagegen ist jedoch zu erinnern, dass die anfängliche Casusbedeutung in diesen Conjunctionen vielfach ganz verdunkelt ist. Auch die von anderer Seite vorgenommene Eintheilung in postpositive und präpositive Sätze, die von der Stellung des Nebensatzes zum Hauptsatze ausgeht, ist für die Schule nicht zu empfehlen, weil hierin allzugrosse Freiheit herrscht und das Deutsche in der Stellung der Nebensätze vom Griech. bedeutend abweicht. Viel zweckmässiger wird es sein, falls man überhaupt nach den angegebenen Eintheilungen noch eine weitere Sonderung der Nebensätze zu bedürfen glaubt, einen von Delbrück zuerst geltend gemachten, von L. Lange in seiner schönen Untersuchung über die Partikel *Εἰ* bei Homer[1]) durchgeführten logischen Gesichtspunkt zu benützen, der aber auch grammatischen Werth hat. Die Handlung des Nebensatzes kann der des Hauptsatzes entweder als vorangehend oder als nachfolgend oder als gleichzeitig mit derselben gedacht werden, danach kann man die Nebensätze eintheilen in antecessive, subsecutive und coincidente Sätze. Endlich kommt zu all diesen Eintheilungsarten noch der Unterschied zwischen der zweiten und dritten Art der Hypotaxis hinzu; doch möchte ich den Correlativsätzen jetzt keine so weite Ausdehnung auf griechischen Sprachboden geben, als ich früher mit Curtius gethan habe.

Nur die Gesichtspunkte der neueren Forschungen über die griechische und arische Satzlehre[2]) konnte ich im Obigen in Kürze anzu-

1) Vgl. meine Recension derselben im Lit. Centralbl. vom 8. März 1873.

2) Bei gleichem Zielpunkt, nemlich der Lehre von den Conjunctionen und Modi im einfachen, dann im zusammengesetzten Satze, unterschei-

deuten unternehmen, nicht auf die Beweisführung und das Detail eingehen; doch wird aus dem Gesagten hinreichend erhellen, inwiefern sie auch für den Unterricht von Bedeutung, in welcher Weise sie für denselben zu verwerthen sind. Auch ein anderes Gebiet der Syntax, welches meist als ein Appendix der Lehre von den Nebensätzen behandelt wird, sieht einer wesentlichen Umgestaltung nach den Resultaten der Sprachvergleichung entgegen, die Lehre vom Infinitiv und von dem Acc. u. Inf.; hier will ich auch dieses Thema nur berühren, da ich alles dahin Gehörige in meiner soeben erschienenen „Geschichte des Infinitivs im Indogerm." München 1873 eingehend erörtert habe. Der Infinitiv ist eine amphibienhafte Kategorie, welche gewisse Eigenschaften mit dem Nomen, andere mit dem Verbum gemein hat; über sein Wesen herrscht daher ein alter Streit, welcher sich durch die gesammte Geschichte der Sprachwissenschaft im Alterthum hindurchzieht, beim Wiedererwachen der Grammatik in der Renaissancezeit aufs Neue aufgelebt und erst durch die vergleich. Sprachwissenschaft entschieden ist. Diese lehrt, dass der Infinitiv in den indog. Sprachen der erstarrte Casus eines verbal construirten Verbalsubstantivs ist, welcher aber in Folge dieser Erstarrung verschiedene andere Eigenschaften, namentlich die Bezeichnung der Genera und Tempora angenommen hat, welche eigentlich nur den Verba, die Voraussetzung des Artikels, welche sonst nur den Nomina zukommt. Letzteres ist aber nur im Griech. und theilweise auch im Lat. der Fall; in den verwandten Sprachen ist dagegen der erwähnte Erstarrungsprocess lange nicht so weit vorgeschritten, und wie die lateinischen Supina, ebenfalls ursprüngliche Casus, den Unterschied des Genus und Tempus nicht auszudrücken vermögen, so stehen z. B. die slavischen Supina und Infinitive der anfänglichen casuellen Bedeutung noch sehr nahe. Alle „Infinitiv" genannten Bildungen in den indg. Sprachen bilden eine Art von Stufenleiter, von den der Grundbedeutung am nächsten gebliebenen angefangen bis zu den von ihr am meisten abgewichenen Formationen; selbst innerhalb einer einzelnen Sprache, z. B. im vedischen Sanskrit und Zend mit ihren sehr zahlreichen und mannigfachen Infinitivbildungen ist der Grad, bis zu dem die erwähnte Erstarrung oder Abkehr von der etymologischen Grundbedeutung gediehen ist, bei den verschiedenen Arten der Infinitive sehr verschieden, während die keltischen Dialekte niemals Casus von Verbalsubstantiven zu Infinitiven erstarren liessen und die in den keltischen Grammatiken sogenannten Infinitive

---

den sich dieselben durch das Ausgehen von verschiedenen Sprachen; vom Sanskrit und Griechischen gehen Delbrück und Windisch „Syntaktische Forschungen", Halle 1871, vom Zend Jolly Ein Kap. vergl. Synt. München 1872, vom Griech. L. Lange über den Gebrauch von Eι bei Homer in den Verh. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. 1872.

nichts als gewöhnliche Verbalsubstantive sind. Ihrem Verfahren ist dasjenige der griechischen Sprache geradezu entgegengesetzt, obschon auch sie erst späterhin den Infinitivgebrauch nach all seinen bekannten Beziehungen hin entwickelt hat; der mit dem Artikel versehene Infinitiv ist dem homerischen Dialekt noch völlig fremd, der überhaupt den Infinitiv noch mehr seiner ursprünglichen Natur gemäss, als Locativ oder Dativ, anwendet. Ebenso ist die Construction des Accus. cum infin. in der Sprache des homerischen Dialects noch im Werden begriffen, man kann hier noch deutlich verfolgen, wie der mit dem Inf. verbundene Accusativ von dem einfachen Gebrauch als Objectscasus bei verba dicendi und sentiendi aus durch weite Ausdehnung dieser Analogie, und indem die Prolepsis zu Hülfe kommt, auch auf eine Menge anderer Fälle übertragen wird, in denen diese Erklärung nicht mehr zulässig ist. — In der griech. Schulgrammatik wird es hienach, wie a. a. O. näher ausgeführt ist, am besten sein, den Infinitiv als Adverb zu bezeichnen und darzustellen, da der Begriff des erstarrten Casus dem Schüler nicht zugemuthet werden kann. Auch durch die Anknüpfung an deutsche Gebrauchsweisen kann dem Anfänger das Verständniss des griechischen Infinitivs wesentlich erleichtert werden, der dem deutschen viel ähnlicher ist als dem lateinischen, besonders ist die Entstehung des griech. Acc. c. inf. durch Ueberhandnehmen einer Analogie nach einer bestimmten Richtung hin durch die Vergleichung mit deutschen Constructionen leicht zu veranschaulichen. Ebenso wird man in der Satzlehre in der Anknüpfung der griechischen an deutsche Gebrauchsweisen viel weiter als bisher gehen können; es ist ein wichtiger Vorzug der neuen Methode, dass sie diese Anknüpfung sehr erleichtert, während die herkömmliche Richtung vielmehr die zwischen Deutsch und Griech., Latein. bestehenden Abweichungen hervorhebt. Ich brauche kaum ausdrücklich zu bemerken, dass diese Andeutungen über die Umgestaltung der griech. Syntax mutatis mutandis auch auf die lateinische Anwendung finden und würde mich hier, nachdem der grammatische Unterricht im Deutschen, Griechischen und Lateinischen besprochen ist, noch zu einigen Bemerkungen über die Umgestaltung des Elementarunterrichts in den modernen Sprachen nach den Ergebnissen von Diez und seiner Schule wenden, wenn dies nicht durch Rücksicht auf den Raum versagt wäre. Auch liegt die Frage bei der französischen, englischen, italienischen Grammatik wesentlich anders als bei dem Unterricht in einer todten Sprache; nicht eine gründliche grammatische Kenntniss der modernen Sprachen ist der Zweck der Meisten, welche sich mit dem Studium derselben beschäftigen, sondern sie wollen sich so wenig als möglich bei der Grammatik aufhalten, um alsbald zur Conversation zu gelangen. Dieser eigenthümlichen Schwierigkeit ungeachtet haben die englischen Schulen, namentlich das berühmte

Gymnasium von Rugby, schon seit einiger Zeit angefangen, den französichen Unterricht nach den ganz auf die Grammatik und das etymologische Wörterbuch von Diez begründeten Handbüchern von Brachet einzurichten. Auch die Grammatik von Curtius ist in England an der Mehrzahl der Gymnasien eingeführt, und, wie mir ein Freund, der Schulmann in Rugby, ist, mittheilt, es wird jetzt bei der Beurtheilung eines angehenden Lehrers ganz besonders darauf gesehen, inwieweit er sich mit der neuen Methode vertraut gemacht hat und sich zur Einführung seiner Schüler in dieselbe qualificirt.

Und in Süddeutschland, speciell in Bayern? Der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, Franz Bopp, ist, wie man weiss ein Bayer von Geburt; soll sich sein Vaterland in Aneignung und Verwerthung der von ihm gewonnenen Resultate vom Ausland beschämen lassen? Und doch liegt, um zum Schlusse auf ein bisher unberührtes allgemeines Moment hinzuweisen, die sprachwissenschaftliche Methode der Strömung, welche gegenwärtig in der deutschen Wissenschaft vorherrschend ist, offenbar viel näher als der aus dem Alterthum überlieferte Betrieb der Schulgrammatik. Wenn man den Naturwissenschaften unserer Tage unbedingte Achtung vor den Thatsachen und Treue in ihrer Sammlung, ein gewisses Misstrauen gegen den sinnlichen Schein, das Streben überall nach einem Causalnexus zu suchen und einen solchen vorauszusetzen[1]) nachgerühmt hat, so ist auch die moderne Sprachforschung im Vollbesitz dieser Eigenschaften. Man lasse sie durch Einführung von Curtius und anderen Lehrbüchern verwandter Art einem wichtigen Zweige des philologischen Unterrichts zu gute kommen, so werden dadurch die mit so viel Energie erhobenen Forderungen und Klagen der Realisten gegenstandslos werden, ohne dass man den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern noch mehr Unterrichtsstunden zuweist als bisher; auch dem oft gehörten und gewiss berechtigten Verlangen nach Concentration des Unterrichts wird dann Genüge geschehen.

Zur Erklärung und Kritik des Minucius Felix.

(c. c. = commentarius criticus der Halm'schen Ausgabe; Jbb. = Jahrbücher für cl. Phil. 1869, Heft 6, S. 393—437.)

1,3 *) *sic solus in amoribus conscius, ipse socius in erroribus.* Vgl. *Cic. ad Att.* 1,18 qui mihi et in publica re socius et in privatis omnibus conscius. *Tertull. ad natt.* 1,2 porrigenda quaestio in

1) Helmholtz „über das Verhältniss der Naturwissenschaft zur Gesammtheit der Wissenschaften" popul. wissensch. Vorträge I Braunschweig 1865, S. 23.

*) Nach der Halm'schen Ausgabe. Wien 1867.

socios consciosque. Nach Betrachtung dieser Stellen wird man Mähly's Aenderung: sic solus in amoribus socius ipse, solus in erroribus (Jbb.) nicht für nöthig halten.

1,4 *non respuit comitem, sed quod est gloriosius praecucurrit.* Zu respuit ist als Object nicht etwa me zu ergänzen, sondern se; vgl. Hor. od. 1,35, 22 nec comitem abnegat. *Ovid. de arte am.* 1,127 comitemque negarat. Der Gebrauch von respuere in dem Sinne von negare, abnegare ist freilich auffallend.

2,1 *annis innocentibus.* Vahlen (c. c.) conjicirt animis innocentibus und Halm scheint diess zu billigen; doch vgl. Cypr. ep. 16,4 (Hartel); praeter nocturnas visiones per dies quoque impletur apud nos spiritu sancto puerorum innocens aetas. Nägelsb. Stil. § 71,1 am Schluss.

2,3 *sane et ad vindemiam feriae iudiciariam curam relaxaverant.* Sane besonders in der Verbindung mit et streift bisweilen an die Bedeutung von praeterea hin. Vgl. 25,8; 29,8 *Firm. Matern.* 7,4 templum sane et raptori et virgini faciunt. *Liv.* 22,46,5 sane et alius habitus terribilis erat.

2,4 *manum ori admovens osculum labiis impressit.* Eine genauere Beschreibung dieses Gebrauchs die Götter zu begrüssen bei *Apul. Metam.* 4,28 admoventes oribus suis dexteram primore digito in erectum pollicem residente. Die Bildsäule des Harpokrates wurde mit diesem Gestus dargestellt, der aber dann anders gedeutet wurde; vgl. *August de civ. dei* 18,5 et quoniam fere in omnibus templis, ubi colebatur Isis et Serapis, erat etiam simulacrum, quod digito labiis impresso admonere videretur, ut silentium fieret.

3,1 *Non boni viri est . . hominem . . sic in hac inperitiae vulgaris caecitate deserere, ut tam luculento die in lapides eum patiaris inpingere.* Impingere bezeichnet das blinde Hingerathen an etwas. Vgl. *Tert. de resurr. carn.* 45 sed rursus alia caecitate in duos homines impingunt. *De test. an.* 1 in argumenta Christianae defensionis impingunt *Ad mart.* 2 in loca libidinum publicarum oculi impingunt. *Lact I. D.* 2,3 quid ei facies, qui quum errare se sentiat, ultro ipse in lapides impingat?

3,3 *et ut semper mare etiam positis flatibus inquietum est, etsi non canis spumosisque fluctibus exibat ad terram, tamen crispis tortuosisque ibidem erroribus.* Das von Usener (c. c.) vorgeschlagene und von Halm gebilligte identidem wird gestützt durch c. 16,4, wo bei einem vom Hinundherschwanken der Meereswellen hergenommenen Bilde das gleiche Wort verwendet ist.

5,3 . . *nullum negotium est patefacere, omnia in rebus humanis dubia, incerta, suspensa magisque omnia* (somnia Kiessling) *verisimilia quam vera . quo minus mirum est nonnullos taedio investi-*

gandae penitus veritatis cuilibet opinioni temere succumbere quam in explorando pertinaci diligentia perseverare. Itaque indignandum omnibus, indolescendum est audere quosdam, et hoc studiorum rudes, litterarum profanos . . certum aliquid de summa rerum ac maiestate decernere. quo minus ist eine Conjectur des Ursinus; die hschr. Lesart ist quo magis. Die Aenderung mag dadurch veranlasst sein, dass man auf die Worte taedio investigandae penitus veritatis ein zu grosses, auf die folgenden aber ein zu geringes Gewicht legte. Der Ueberdruss an der sorgfältigen Erforschung der Wahrheit ist freilich eine in Anbetracht der Unsicherheit der Erkenntniss nicht befremdende Erscheinung; befremdend aber ist es, wenn ein Forscher sich durch diesen Ueberdruss soweit hinreissen lässt, dass er nun, wie dies Cäcilius von seinen Freunden glaubt, sich irgend einem Wahne unbesonnen unterwirft. Dieser letztere Gedanke, wobei die Worte taedio . . veritatis nur eine untergeordnete Rolle spielen, entspricht völlig der hschr. Lesart, an der nichts zu ändern sein wird. — In dem eben besprochenen Satze wird die Hingabe philosophisch gebildeter Leute an die Dogmen des Christenthums getadelt. Doch ist dieser Tadel noch massvoll ausgesprochen und dadurch gemildert, dass ein erklärliches Motiv, eben jenes taedium investigandae penitus veritatis beigefügt wird. Mit der grössten Bitterkeit aber spricht sich Cäcilius über die ungebildete Klasse der Christen aus, die sich erlaube, über die höchsten metaphysischen Fragen mitzureden. Dieser Gegensatz lässt statt des censecutiven itaque eine adversative Partikel erwarten. Ich schlug früher atqui vor (c. c); vielleicht ist id vero zu lesen. — In den letzten Worten fällt das ac auf. Wenn dasselbe nicht zu streichen ist (vgl. c. 18,7 tu in caelo summam maiestatem dividi credas?), so hat wohl Mähly (Jbb.) das Richtige getroffen mit der Einfügung von vi nach rerum; vgl. *Lact. I. D.* 1,3 quid, quod summa illa potestas ac divina vis ne semel quidem dividi potest. Ebendas. vis potestasque divinae maiestatis.

5,7 *sint principio omnium semina natura in se coeunte densata, quis hic auctor est deus?* Vgl. *August. civit. dei* 7,9 in hanc sententiam etiam quosdam versus Valerii Sorani exponit idem Varro in eo libro, quem seorsum ab istis de cultu deorum scripsit, qui versus hi sunt:

Juppiter omnipotens regum rerumque deumque
Progenitor genetrixque deum, deus unus et omnes.

Exponuntur autem in eodem libro ita, ut eum marem existimarent, qui semen emitteret, feminam, quae acciperet, Jovemque esse mundum et unum omnia semina ex se emittere et in se recipere. *Lact. I. D.* 4,8 quasi . . ipse secum coierit. Ich schreibe diese Parallelstellen aus, weil die Worte des Minucius neuerdings gründlich missverstanden wurden.

5,7 *sidera licet ignis accenderit.* ignis = ignis universus; vgl. *Aug. civ. dei* 13,17 si quis hoc etiam de igne similiter adfirmet ac dicat reddenda esse universo igni corpora, quae inde sumpta sunt.

6,1 *quanto venerabilius et melius antistitem veritatis maiorum excipere disciplinam.* Venerabilis steht hier im activen Sinn wie verecundus. Vgl. *Cypr. tract. ad Demetr.* 1 verecundius et melius existimans errantis inperitiam silentio spernere. *Arnob.* 1,9 quod caput rerum et columen venerabilibus adimus obsequiis.

6,2 *dum obsessi . . colunt deos, quos alius iam sprevisset iratos.* Nicht die Erbitterung der Götter sondern die Erbitterung über sie, d. h. über das Ausbleiben ihrer Unterstützung, war ein naturgemässer Anlass zu ihrer Verachtung. Ich halte es daher für nothwendig, die alte Conjectur iratus (bei Halm nicht bemerkt) zu recipiren.

7,3 *et Deciorum devotio rata testis est: testis et Curtius, qui equitis sui vel mole vel honore hiatum profundae voraginis coaequavit.* Halm (c. c.) hält die Worte et Deciorum . . testis est für ein Glossem, da durch dieselben der anaphorische Bau dieser Perioden gestört werde. Doch genügt es vielleicht zur Herstellung der Harmonie testis est zu entfernen, das eine Dittographie von testis et zu sein scheint. Rata ist dann zu devotio zu ziehen in dem Sinne von „erfolgreich“ (opp. inrita; vgl. spes rata, preces ratae, vota rata). Nicht die Todesweihe der Decier an sich, sondern ihre erfolgreiche Todesweihe kann Zeugniss ablegen für das directe Eingreifen der Gottheit in das Menschenleben. — Ueber die Erklärung des Wortes honore konnte man sich noch nicht einigen. Mir scheint honor hier eine allgemeine Bezeichnung für das die virtus (*Liv.* 7,6) des Curtius ehrende göttliche Wunder zu sein. Es entspricht ganz dem skeptischen Standpunkte des Cäcilius, der sich auch in dem obigen et sic melius errare ausspricht, dass er es dahingestellt sein lässt, ob der Erdspalt auf mechanische oder übernatürliche Weise, durch die Körpermasse des Reiters und Rosses oder durch ein göttliches Wunder ausgefüllt worden sei.

8,4 *templa ut busta despiciunt.* Usener ficht ut busta an und setzt dafür vetusta (Jbb.). Doch vgl. *Tac. ann.* 4,38 quae saxo struuntur (templa), si iudicio posterorum in odium vertit, pro sepulcris spernuntur. *Firm. Mat.* 16,3 busta sunt haec . . appellanda, non templa.

10,5 *Deum illum suum . . in omnium mores, actus omnium . . diligenter inquirere: discurrentem scilicet atque ubique praesentem molestum illum volunt.* Die ältere Interpunction, wonach vor discurrentem ein Komma und vor molestum ein Doppelpunkt gesetzt wurde, scheint mir sinnentsprechender gewesen zu sein. Für den letzteren würde ich lieber einen Punkt setzen. Durch discurrentem scilicet wird die christl.

Anschauung karikirt und mit dem asyndetisch angefügten molestum sqq. aus dem Vorhergehenden das Resultat gezogen.

11,8 *et tamen tanta aetas abiit, saecula innumera fluxerunt: quis unus ullus ab inferis vel Protesilai sorte remeavit, horarum saltem . . permisso commeatu.* Man nimmt an, dass nach saltem ein bestimmtes oder allgemeines Zahlwort (trium oder paucarum) ausgefallen ist. Doch schon horarum, zumal mit dem Zusatz saltem, kann bedeuten „auf einzelne Stunden". Vgl. Gronov zu dieser Stelle und *Liv.* 2,1 conditores partium certe urbis „Gründer wenigstens von einzelnen Theilen der Stadt". — Et tamen steht ganz in dem Sinne von ceterum; vgl. C. 25,12; 36,4; 7; 37,2.

16,4 *quod ne fiat ulterius, convincam et redarguam . quamvis sint diversa quae dicta sunt, una veritate confirmata probataque nec dubitandum ei de cetero est nec vagandum.* Das nach quamvis eingesetzte sint steht ursprünglich nach probataque. Als der beste Heilungsversuch erscheint mir von jeher der des Davisius (in der Halm'schen Ausgabe nicht bemerkt), welcher die hschr. Ordnung der Wörter beibehält und nur sint in sic ändert. Die Stelle ist dann so zu schreiben: quod ne fiat ulterius, convincam et redarguam quamvis diversa, quae dicta sunt, una veritate confirmata probataque. sic nec dubitandum ei de cetero erit (Halm in der Note) nec vagandum. Mit Recht bemerkt Mähly (Jbb.): „Jenes sint scheint seinen Ursprung nur dem falsch verstandenen quamvis zu verdanken, welches einen Conjunctiv zu verlangen schien." — Ueber sic, womit Minucius eine Folgerung, ein Resultat einzuleiten liebt, vgl. c. 6,3; 12,5; 14,4; 18,1; 20,6; 24,2; 37,3.

16,5 *et quoniam meus frater erupit aegre se ferre, stomachari, indignari, dolere, inliteratos, pauperes, inperitos de rebus caelestibus disputare, sciat . .* Mähly (auch Usener) nimmt mit Recht Anstoss an diesen ohne ersichtlichen Grund gehäuften synonymen Infinitiven (Jbb.). Er erklärt aegre se ferre und stomachari für Glosseme zu den beiden anderen Infinitiven und weist auf die entsprechende Stelle c. 5,3 (indignandum omnibus indolescendumque) und auf das bald darauffolgende nihil itaque indignandum vel dolendum (§ 6) hin. Aber man sieht nicht ein, wie die ganz geläufigen Verba indignari und dolere Anlass zu einer Glossirung geben konnten. Wahrscheinlicher ist es, dass sie selbst Glosseme zu dem anderen Paar sind und von einem Leser, der die Beziehung zu c. 5,3 und 16,6 merkte, beigeschrieben wurden.

16,5 *in memorias exierunt.* Die Aenderungsvorschläge Usener's „in memorias se exerunt" (Hschr. von 1. Hand: in memorias exerunt) und Mähly's „in memoria se fixerunt" (Jbb.) erweisen sich als unnöthig durch Vergleichung mit *Tert. de test. an.* 5 (am Ende) exisse haec in usus communis callositatem. *Lact. I. D.* 1,22 res tamen in

memoriam non exisse. *Liv.* 2, 36,3 ne in ora hominum abiret. Schon Cellarius vergleicht ire in saecula. Der Plur. memorias ist freilich auffällig.

16,5 *quin ipsos etiam philosophos . . priusquam sollertia mentis parerent nominis claritatem, habitos esse plebeios, indoctos, seminudos: adeo divites facultatibus suis inligatos magis aurum suscipere consuesse quam caelum, nostrates pauperes et commentos esse prudentiam et tradidisse ceteris disciplinam.* Es wird schwerlich gelingen prudentiam in einer Weise zu erklären, die ebensowohl dem Zusammenhang als der sonstigen Bedeutung dieses Wortes entspricht Auch nostrates ist offenbar hier in einer dem classischen Latein nicht geläufigen Bedeutung gebraucht. Sodann wird die Gleichförmigkeit des Periodenbaus durch die Worte nostrates . . disciplinam gestört. Dem Ingrimm des Cäcilius darüber, dass die armen und ungebildeten Christen sich mit metaphysischen Fragen befassen, stellt Octavius die Bemerkung entgegen, dass Vernunft und Wahrnehmungsvermögen nicht Privilegien der Reichen und Vornehmen, sondern allgemeine Gaben der Natur seien. Diesen Gedanken steigert er noch durch zwei Erfahrungssätze, durch welche im Gegentheil die höhere Intelligenz Unbemittelter und der Mangel an geistigem Interesse bei Reichen als eine gewöhnliche Erscheinung hingestellt wird. Nun folgt in dem Satze nostrates . . disciplinam ein nochmaliges historisches Argument für die höhere Intelligenz Unbemittelter. Es ist undenkbar, dass ein den Ausdruck so künstlerisch abwägender Schriftsteller wie Minucius eine derartige Ordnung oder vielmehr so wenig Ordnung eingehalten haben sollte. Uebrigens leidet das letzte Argument noch an einem besonderen Gebrechen. Es wird darin die Thatsache angeführt, dass arme Christen (nostrates pauperes = Apostel?) ein vernunftgemässes System (prudentia . disciplina) erdacht und der Welt überliefert hätten. Figurirt aber hier nicht als Beleg, was dem Angeredeten gegenüber selbst erst zu erweisen ist? Wie kann Octavius hoffen, dass ihm sein heidnischer Gegner die christliche Lehre als prudentia gelten lassen werde? Muss er nicht im Gegentheil erwarten, dass derselbe sofort gegen die Wahrheit dieses Satzes protestirt? Nun wäre es aber sehr unklug, wenn er sich gleich im Anfang seiner Erörterung eine solche Blösse geben würde. Uebrigens harmonirt dieser Satz gar nicht mit dem Charakter der ganzen Apologie, deren Eigenthümlichkeit es gerade ist, dass sie, zumal in ihrem ersten Theile, nicht vom specifisch christlichen, sondern vom allgemein menschlichen, vom philosophisch-historischen Standpunkt aus argumentirt. Ich glaube nach dem Gesagten Grund genug zur Einklammerung der Worte nostrates . . prudentiam zu haben, die wie der Satz eo altior . . traditum (19,4) jedenfalls ursprünglich die Randbemerkung eines christlichen Lesers waren.

17,9 *mari intende, lege litoris stringitur: quicquid arborum est vide, quam e terrae visceribus animatur: aspice oceanum, refluit reciprocis aestibus: vide fontes, manant venis perennibus: fluvios intuere, eunt semper exercitis lapsibus. quid loquar apte disposita recta montium, collium flexa, porrecta camporum? quidve animantium loquar adversus sese tutelam multiformem?* Sachliche und sprachliche Gründe machen es wahrscheinlich, dass hier die ursprüngliche Ordnung der Gedanken gestört ist. Dr. Matz sucht unter Billigung Useners (Jbb.) dadurch zu helfen, dass er die Worte mari intende . . stringitur als unächt einklammert. Die sachlichen Bedenken sind dadurch freilich noch nicht gehoben. Man sollte erwarten, dass nach Besprechung der auf kosmischen Verhältnissen beruhenden Ordnung der Jahreszeiten auf den Erdkörper übergegangen und hier zunächst dessen anorganischer Theil (Meer und festes Land) und dann das organische Leben auf demselben in aufsteigender Linie (Pflanze, Thier, Mensch) besprochen würde. (Cic. deor. nat. 2,47 ff.) Danach würde der Satz quicquid . . animatur vor quidve animantium sqq. zu stehen kommen. Wir hätten dann in den Worten: mari intende, lege littori stringitur; aspice oceanum, refluit reciprocis aestibus: vide fontes, manant venis perennibus; fluvios intuere, eunt semper exercitis lapsibus eine dopppelte zweigliederige climax ascendens, bei welcher Chiasmus und Parallelstellung in rhetorisch wirksamer Weise zur Verwendung kommen. — Doch die Sache hat ihr Aber. Jenes quidve animantium sqq. schliesst sich sprachlich zu genau an quid loquar apte sqq. an, als dass man quicquid . . animatur dazwischen schieben dürfte. Ich gestehe, dass ich aus dieser Verlegenheit keinen Ausweg weiss und überlasse die Radicalcur einer glücklicheren Hand. — Ueber mari intende vgl. c. 7,5 intende templis und 32,8 in solem . . intende, wo ebenfalls selbständige Sätze folgen. Mit lege litoris stringitur vgl. *Firm. Mat.* 3,5 terram omnem circumfluunt maria et rursus inclusa Oceani ambientis circulo stringitur (stringuntur?).

18,6 *quando umquam regni societas aut cum fide coepit aut sine cruore desiit? omitto Persas de equorum hinnitu augurantes principatum et Thebanorum par, mortuam fabulam, transeo . ob pastorum et casae regnum de geminis memoria notissima est.* Die hschr. Lesart ist thebanorum permortuam fabulam. Halm empfiehlt in der praefatio Vahlens Vorschlag: Thebanorum fratrum intermortuam fabulam. Es wird dort verglichen *Cypr. de idol. van.* 8, wo statt der vulgären Lesart Thebanorum germanitas der sehr alte Veronensis (jetzt nicht mehr vorhanden) thebanorum fratrum ger anitas bot. Auf einen ganz ähnlichen Aenderungsversuch kam selbständig Mähly (Jbb.), welcher schreibt: Thebanorum germanorum intermortuam fabulam. Und doch, glaube ich, wird man bei der recipirten Lesart bleiben müssen. The-

banorum (Thebanum) par scheint eine stehende Bezeichnung für die bekannten beiden feindlichen Brüder gewesen zu sein. Oehler citirt zu dieser Stelle *Petron.* 80 inter miserorum dementiam infelicissimus puer tangebat utrique genua cum fletu petebatque suppliciter, ne Thebanum par humilis taberna spectaret. Wahrscheinlich war „Thebanum par" der volksthümliche Titel einer bekannten Tragödie (der Phönissen Senecas?).

Das Folgende spottet nach der überlieferten Lesart jeder Erklärung. Usener schlägt passend vor (Jbb.): transeo pastorum ex casa regnum, (nam) de geminis memoria notissima est. Ich selbst legte mir die Stelle so zurecht: transeo. ob pastorum et casae regnum (caesum unum) de geminis memoria notissima est. — Mit casa wird auf die jedem Römer wohl bekannte Hütte des Romulus auf dem Capitol angespielt. Vgl. *Liv.* 5,53, 8. *Virg. Aen.* 8,654.

19,11 *eadem fere Chrysippus: vim divinam, rationalem naturam et mundum interim et fatalem necessitatem deum credit.* Die entsprechende Stelle bei Cicero (*deor nat.* 1,15, 39) lautet: Ait enim (Chrysippus) vim divinam in ratione esse positam et universae naturae animo atque mente; ipsumque mundum deum dicit esse et eius animi fusionem universam; . . tum fatalem vim et necessitatem rerum futurarum. Lactanz, der den Minucius fortwährend benützt, schreibt *I. D.* 1,5: Chrysippus naturalem vim divina ratione praeditam, interdum divinam necessitatem deum nuncupat. Beides ist klarer als der überlieferte Text des Minucius. Man erwartet etwa: vim divinam in rationali natura et mundo (positam) oder vi divina rationalem naturam et mundum (praeditum). Jedenfalls scheint es nöthig vor interim (= interdum bei Lactanz) ein Komma zu sesten.

19,13 *nam Socraticus Xenophon formam dei veri negat videri posse.* Für nam vermuthet Halm (c. c.) iam. Doch ist kein Grund vorhanden nam zu ändern. Es ist hier die steigernde Uebergangspartikel („ferner ja, vollends"). Vgl. c. 29,2; 7. Schömann zu *Cic. deor. nat.* 1,11, 27. *Liv.* 27, 50,3; 29, 8,9, wo Weissenborn Ellipsen annimmt. Aehnlich enim; vgl. c. 21,4.

20,3 *Hydram felicibus vulneribus renascentem.* Ich verstehe nicht, warum man an dem ganz sinnentsprechenden felicibus rüttelt. Mähly (Jbb.) schlägt fertilibus vor, als wenn nicht felix auch den Begriff der Fruchtbarkeit in sich schlösse wie unser „gesegnet." Vgl. *Virg. Aen.* 6,230. *Ecl.* 5,37, Hor. Epod. 2,14 und Preller, röm. Mythol. S. 394 über Venus Felix.

20,5 *erga deos quoque maiores nostri inprovidi, creduli rudi simplicitate crediderunt.* Da man schwerlich annehmen darf, dass Minucius erga deos credere in demselben Sinne gebraucht hat wie später

christliche Schriftsteller in Deum, in Christum credere, so ist es auffallend, dass kein Object bei crediderunt steht. Ferner erregt die Zusammenstellung von creduli und crediderunt Anstoss. (Vgl. Mähly zu dieser Stelle, Jbb S. 435 f.) Nun hatte aber die Hschr. statt creduli ursprünglich credulis, hinter welchem, zumal da das vorhergehende Wort mit i schliesst, vielleicht incredibilia steckt. Natürlich wäre dann das Komma nach inprovidi zu streichen. Erga deos ist in dem Sinne von de deis (περὶ τοὺς θεούς) zu fassen; vgl. Hands Turs. erga, 4 (am Schluss). Der Gedankengang ist dann folgender: Unsere Vorfahren waren sehr leichtgläubig; nahmen sie doch die Sagen von fabelhaften Ungeheuern und gegenseitige Metamorphosen von Menschen, Thieren, und Pflanzen für baare Münze, deren Unwahrheit auf platter Hand liegt. Aehnlich haben sie auch bezüglich der Götter ohne alle Kritik Unglaubliches in naiver Einfalt geglaubt.

21,7 *Terrae enim vel Caeli filius* (*Saturnus*), *quod apud Italos esset ignotis parentibus proditus, ut in hodiernum inopinato visos caelo missos, ignobiles et ignotos terrae filios nominamus.* Usener (Jbb.) dringt mit Recht auf Beibehaltung der alten Aenderung des vel in et. Weniger gelungen scheint mir sein Vorschlag, proditur für proditus zu lesen und davor ein Komma zu setzen; denn da proditur nur als reines (nicht als historisches) Präsens aufgefasst werden könnte, würde die consecutio temporum eine Störung erleiden. Wie vorher zu homo „fuit", so ist zu filius „habitus est" zu ergänzen; proditus aber steht in dem Sinne von editus, natus. Vgl. *Lact. I. D.* 1,11 terrae autem (filium dictum), quod ignotis parentibus natos terrae filios nominemus. Auffallend ist allerdings die Stellung von apud Italos, das man nach ignotis erwarten sollte. Es ist vielleicht ein späterer Zusatz.

21,9 *Otiosum est ire per singulos et totam seriem generis istius iexplicare, cum in primis parentibus probata mortalitas in ceteros . . nfluxerit, nisi forte post mortem deos fingitis, et perierante Proculo deus Romulus, et Juba Mauris volentibus deus est, et divi ceteri reges, qui consecrantur.* Das Komma vor nisi forte ist wohl nur ein Druckfehler; man erwartet einen Punct, da die folgenden Worte mit den unmittelbar verhergehenden in keinem genauen Zusammenhang stehen. Mit nisi forte wird ein Einwand eingeführt, nicht dagegen, dass die bei den Stammvätern der Götter nachgewiesene sterbliche Menschennatur sich nothwendig auch auf die übrigen Götter vererbt habe, sondern dagegen, dass der von § 4 an gelieferte Nachweis für die Menschennatur jener Stammväter gegen ihre Göttlichkeit zeuge; denn sie könnten ja erst nach ihrem Tode zu Göttern erhoben worden sein. Diesen Einwand, der von heidnischer Seite etwa gemacht werden konnte, präsumirt Octavius, um ihn sofort durch analoge Fälle ad absurdum zu führen. Vgl. § 11; c. 18,5; 23,12; 25,10;

37,7. In allen diesen Stellen steht nisi forte ähnlich wie at enim oder sed enim (C. 32,4; 7) zur Einführung einer Präsumtion, unterscheidet sich aber von den letztgenannten Partikeln durch seine mehr ironische Färbung. — Im Folgenden scheint es mir ganz nothwendig, mit Meursius (c. c) zu lesen ut perierante; denn nicht der Glaube an die Gottheit des Romulus und der apotheosirten Kaiser („reges" sagt Minucius etwas vorsichtig) soll hier erschüttert werden; das war überflüssig; sondern durch diese der historischen Zeit entlehnten analogen Beispiele soll die entsprechende Anwendung auf die älteren Götter, über deren Menschennatur man Andeutungen habe, nahe gelegt werden.

21,12 *ceterum si dii creare possent, interire non possent, plures totis hominibus deos haberemus, ut iam eos nec caelum contineret nec aer caperet nec terra gestaret.* Statt creare conjicirt Gelenius (c. c.) creari, wie mir scheint, mit Recht. Nicht die active, sondern die passive creatio der Götter hätte im Zusammenhalt mit ihrer Unsterblichkeit nothwendig eine Ueberfüllung der Welt mit Göttern zur Folge; gab es doch auch sterbliche Götterkinder (Aeneas, Sarpedon). Vgl *Lact. I. D.* 1,16. Nascuntur ergo et quotidie quidem dii novi . . Igitur deorum innumerabilium plena sunt omnia . nam quum hominum vis incredibilis, numerus sit inaestimabilis, quos tamen, sicuti nascuntur, mori necesse est: quid deorum tandem esse putemus, qui tot saeculis nati sunt immortalesque manserunt.

24,3 *alia sacra coronat univira, alia multivira.* Ich schlug schon früher vor, simulacra statt sacra zu lesen (Jbb). Inzwischen fand ich noch zwei dafür sprechende Stellen. *Apul. met.* 4,29 incoronata simulacra. *Tert. monog.* 17 Fortunae Muliebri coronam non imponit nisi univira.

24,4 *quid, qui sanguine suo libat et vulneribus suis supplicat, non profanus melius esset quam sic religiosus? aut cui testa sunt obscena demessa, quomodo deum non violat qui hoc modo placat?* Das non vor violat hat Halm nach einer Conjectur des Perizonius eingesetzt; in der Handschrift fehlt es, und mit Recht. Durch die Einfügung desselben wird die gegensätzliche Beziehung von quomodo und hoc modo verwischt. Der Sinn ist: Wenn man so (durch einen so schändlichen Frevel) die Gottheit versöhnt, wie verletzt man sie dann? d. i. welcher Frevel soll dann gross genug sein, um den göttlichen Zorn zu erregen? Dieser Gedanke steht im Parallelverhältniss zu dem unmittelbar vorhergehenden: quid, qui . . religiosus? Wie deum violat dem profanus, so entspricht hoc modo placat dem sic religiosus. — Statt des einen der beiden Relativsätze sollte man freilich einen Condicionalsatz erwarten, entweder si cui für cui oder si (is) für qui. Doch finden sich für Beides Analogien. *Plaut. Aul.* 3,8, 15 namque hoc qui dicat (= si quis dicat): „Quo illae nubent . . ?" quo lubeat nubant.

Rud. 1,2, 27 et inpudicum et inpudentem hominem addecet molestum ultro advenire ad alienam domum, cui (= si ei) debeatur nihil. *Terent. Haut.* 4,2 1 nulla est tam facilis res, quin difficilis siet, quam (= si eam) invitus facias.

25,3 *mox* (Romulus) *alienas virgines . . sine more rapuit* Hartel (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1868, 1. Heft.) schlägt vor: sine mora r.; doch vgl. *Virg. Aen.* 8,635 raptas sine more Sabinas.

25.7 *neque enim potuerunt in ipsis bellis deos adiutores habere, adversus quos arma rapuerunt, sed quos prostraverant, detriumphatos colere coeperunt.* Die Hschr. hat statt sed quos „et quos" (ursprünglich et quod); prostraverant ist die Conjectur eines Recensenten in der „Zeitschr. für Philos. und kath. Theol.", auf welche auch ich verfiel (c. c.); die hschr. Lesart ist postulaverant. Die Stelle scheint jedoch noch nicht in der Ordnung zu sein. Ich halte es für nothwendig, colere coeperunt vom Relativ quos abhängen zu lassen und das hschr. et wieder herzustellen; denn der zweite Relativsatz bildet keinen Contrast zum ersten, sondern schliesst sich demselben in gleichem Sinne an. Zweierlei steht nach der Ansicht des Minucius der Annahme entgegen, dass die Römer von den Göttern der unterworfenen Völker noch während des Krieges hätten unterstützt werden können: 1. dass sie die Waffen (auch) gegen sie ergriffen hatten (Halm vermuthet rapuerant), 2. dass sie dieselben erst nach dem Triumphe über sie zu verehren begannen. Ich liess bisher das hschr. postulaverant ganz aus dem Spiele. Steckt dahinter wirklich eine Verbalform wie prostraverant oder prostraverunt, so muss vor derselben eine Conjunction ausgefallen sein. Vielleicht ist zu lesen: et quos, postquam prostraverunt, detr. c. c. Den gleichen Sinn erreichen wir, wenn wir mit Heumann annehmen, postulaverant sei aus post victoriam verderbt, dieses selbst aber sei eine durch die Erinnerung an das obige post victorias (§ 5) veranlasste Randglosse zu detriumphatos. — Das zweckmässigste scheint mir, die hschr. Lesart beizubehalten und postulaverant einzuklammern.

27,1 *Isti igitur impuri spiritus . . adflatu suo auctoritatem quasi praesentis numinis consequuntur, dum inspirant interim vates, dum fanis inmorantur, dum nonnumquam extorum fibras animant, avium volatus gubernant, sortes regunt, oracula efficiunt.* Während hier in den von dum abhängigen Sätzen sonst lauter einzelne Thätigkeiten der Dämonen aufgeführt werden, welche die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen geeignet sind, ist mitten drinnen das allgemeine fanis inmorari auffallend, das ja auch unbemerkt geschehen könnte. Es ist dies um so weniger am Platz, da das interim des vorhergehenden und das nonnumquam des folgenden Satzes offenbar auf einander hinweisen, während in dem dazwischen stehenden Satze

sich nichts Entsprechendes findet. Ich äusserte deswegen schon früher mein Bedenken gegen denselben. Nun sehe ich überdies, dass er an der correspondirenden Stelle bei Cyprian (de idol. van. c. 7) fehlt. Es heisst dort: hi adflatu suo vatum pectora inspirant, extorum fibras animant, avium volatus gubernant, sortes regunt, oracula efficiunt. Die Worte dum fanis inmorantur scheinen also ein späterer Zusatz zu sein.

28,6 *his enim et huius modi fabulis idem daemones ad execrationis horrorem inperitorum aures adversus nos referserant. nec tamen mirum, quoniam fama, quae semper insparsis mendaciis alitur, ostensa veritate consumitur. sic est negotium daemonum.* Mit his enim sqq. geht Octavius von dem Bekenntniss eigener früherer Schuld gegen die Christen wieder zu dem am Ende des 27. Cap. behandelten Thema, der Anfeindung der Christen durch die Dämonen über. Diese Thätigkeit der Dämonen besteht nach seiner Auffassung noch zur Zeit des Gespräches. Es scheint daher die Beibehaltung des hschr. referserunt nothwendig. Referserant ist eine Conjectur Vahlens. Wäre dieses richtig, so wäre adversus nos ein Anachronismus. — Statt quoniam, einer Vermuthung Vahlens, hat die Hschr. cum omnium, welches Mähly (Jbb.) passender in cum omnino ändert. Damit ist aber die Stelle noch nicht geheilt, da man nach cum einen Conjunctiv erwartet. Zudem ist nach der vulgären Gestaltung der Periode der Gedankengang nicht klar. Mir scheint unabweisbar die Conjectur Gronovs sit et für sic est. Die Periode ist dann so zu schreiben: nec tamen mirum, cum omnino fama, quae semper insparsis mendaciis alitur ostensa veritate consumitur, sit et negotium daemonum. Aehnlich legt sich schon Heumann die Worte zurecht, nur dass er et nach sit streicht.

29,8 *et cum erigitur iugum, crucis signum est, et cum homo porrectis manibus Deum pura mente veneratur.* Lindner bemerkt zu dieser Stelle: haec verba nihil plane ad rem faciunt. Signum crucis homo format qui porrectis manibus deum veneratur, sive id pura sive impura mente fiat. Es ist in der That nicht abzusehen, was hier die Worte pura mente sollen.

31,5 *cupiditatem procreandi aut unam scimus aut nullam.* Die hschr. Lesart cupiditate ist gewiss beizubehalten. Für scimus vermuthete ich früher adimus (Jbb.); Mähly schlägt ducimus vor (Jbb.). Doch vielleicht ist scimus beizubehalten und in dem Sinne von novimus zu nehmen. Vgl. *Tert. monog.* 8 quam unam unus masculus novit. Es erinnert diese decente Wendung an den bekannten Euphemismus bei nosco, cognosco und γιγνώσκω.

35,1 *Et tamen admonentur homines doctissimorum libris et carminibus poetarum illius ignei fluminis et de Stygia palude saepius ambientis ardoris.* Minucius hat ausser Virg. Aen. 6,323; 439 vornehmlich

Platons Phädon vor Augen. Vgl. *Phaed* 112, D. *ἔστι δὲ ἃ παντάπασι κύκλῳ περιελθόντα ἢ καὶ πλεονάκις περιελιχθέντα περὶ τὴν γῆν ὥσπερ οἱ ὄφεις.* 113, B. *περιελιχθεὶς δὲ πολλάκις ὑπὸ γῆς . . οὗτος δ'ἐστὶν ὃν ἐπονομάζουσι Πυριφλεγέθοντα.* C. *καὶ τὴν λίμνην, ἣν ποιεῖ ὁ ποταμὸς (Κωκυτὸς) ἐμβάλλων, (ἐπονομάζουσι) Στύγα.* Wenn man die gesperrt gedruckten Worte mit den oben stehenden vergleicht, wird man sich schwerlich befreunden können mit Useners Aenderung: ignei fluminis et (inferos) saepientis ardoris.

36,5 *nemo tam pauper potest esse quam natus est.* Mähly (Jbb.) conjicirt ratus statt natus; doch vgl. *Senec. provid.* 6,6. nemo tam pauper vivit quam natus est.

40,3 *At ego, inquam, prolixius omnium nostrum vice gaudeo, quod etiam mihi Octavius vicerit, cum maxima iudicandi mihi invidia detracta sit.* Der Superlativus maxima, zumal in seiner Voranstellung, ist auffallend. Ich vermuthe, dass maxime zu lesen ist. Cum maxime = cum praesertim; vgl. C. 14,2, wo maxime cum gleichbedeutend mit praesertim cum ist. Schon bei Cicero findet sich maxime im Sinne von praesertim mit quod, quia und si verbunden. Vgl. Hands Turs. maxime 18.

Zum Schluss sei es mir vergönnt, eine mehr theologische Frage zu berühren, zu deren erschöpfenden Behandlung ich mich nicht genügend gerüstet fühle.

Die katholische Kirche der ersten Jahrhunderte war einig darüber, dass einer gewissen Zahl aus der ältesten christlichen Zeit stammender Schriftwerke biblische Autorität zukomme (*ὁμολογούμενα*), dass dagegen andere derselben als unächt oder sogar schädlich vom kirchlichen Gebrauch auszuschliessen seien (*νόθα*). Doch cursirte noch eine dritte Gruppe, über deren Werth oder Aechtheit man sich nicht einigen konnte und daher dem Ermessen der einzelnen Gemeinden und Personen ziemlich freien Spielraum liess (*ἀντιλεγόμενα*), ohne dass dadurch die kirchliche Eintracht der in ihren Grundanschauungen sich einig fühlenden Christenheit wesentlich gestört worden wäre. Unter die letztgenannte Klasse von Schriften gehörte der 2. Brief Petri, der noch von Eusebius (3,25) unter die *ἀντιλεγόμενα* gezählt wird. Er spricht damit jedenfalls zunächst das Urtheil der orientalischen Kirche aus. Nach den bisherigen Untersuchungen hat es den Anschein, als wenn damit auch die Ansicht der abendländischen Christenheit harmonirte. So erklärt Volkmar im Anhang zu Credners Geschichte des neutestamentl. Canons (S. 374): „Völlig . . fehlt in der Zeit und Kirche Tertullians die Ep. Jacobi, II. Petri und III. Joh.“ und Hermann Rönsch in seinem höchst verdienstlichen Werke „das neue Testament Tertullians“ sagt S. 572 mit Rücksicht auf die obigen, von ihm adoptirten Worte Volkmars: „Hinsichtlich der beiden erstgenann-

ten (Ep. Jac. und II. Petr.) findet sich bei Tertullian nicht die geringste Spur einer Erwähnung oder Bezugnahme." An der Richtigkeit der letzteren Bemerkung kann nicht gezweifelt werden; aber Volkmars Ausspruch wird, wenn ich ihn recht verstehe, bezüglich des 2. Briefes Petri einer Beschränkung bedürfen. Höchst wahrscheinlich ist es allerdings, dass dieser Brief, auf welchen sich bei Tertullian keine Beziehung findet, damals in der africanischen Kirche fehlte, oder wenigstens keine kirchliche Autorität besass. Soll aber das gleiche von der ganzen Zeit Tertullians oder von der ganzen occidentalen Kirche damaliger Zeit behauptet werden, so geht man wohl zu weit. Dass diese Schrift schon den ältesten apostolischen und Kirchen-Vätern bekannt gewesen sein müsse, scheint mir durch Dietlein (der zweite Brief Petri, Berlin 1851) hinreichend erwiesen zu sein. Ich glaube nun aber aus Minucius Felix mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darthun zu können, dass der genannte Brief gegen Ende des zweiten Jahrhunderts *), also jedenfalls zur Zeit Tertullians, bei keiner geringeren Gemeinde als der römischen nicht nur seinem Inhalte nach bekannt, sondern auch als canonisch anerkannt war.

Minucius meidet, wenn es bei ihm auch nicht an biblischen Anklängen fehlt, wörtliche Bibelcitate. Um so auffallender ist die Uebereinstimmung des 11. und des 34. Cap des Octavius mit dem 3. Cap. des 2. Briefs Petri. Eine Gegenüberstellung wird dies einleuchtend machen.

Minucius.

11,1. Quid quod toto orbi et ipsi mundo cum sideribus suis minantur incendium, ruinam moliuntur, quasi aut naturae divinis legibus constitutus aeternus ordo turbetur aut rupto elementorum omnium foedere et caelesti compage divisa moles ista subruatur. 34,1. Ceterum de incendio mundi aut inprovisum (ὡς κλέπτης?) ignem cadere aut

2. Petr.

3,7. οἱ δὲ νῦν οὐρανοὶ καὶ ἡ γῆ τῷ αὐτῷ λόγῳ τεθησαυρισμένοι εἰσὶν πυρί, τηρούμενοι εἰς ἡμέραν κρίσεως καὶ ἀπολείας τῶν ἀσεβῶν ἀνθρώπων. 10. ἥξει δὲ ἡμέρα κυρίου ὡς κλέπτης, ἐν ᾗ οἱ οὐρανοὶ ῥοιζηδὸν παρελεύσονται, στοιχεῖα δὲ καυσούμενα λυθήσεται καὶ γῆ καὶ ἃ ἐν αὐτῇ ἔργα εὑρεθήσεται. 12. τὴν παρουσίαν τῆς τοῦ θεοῦ ἡμέρας, δι' ἣν οὐρανοὶ πυρού-

*) Durch Adolph Eberts „Untersuchung über Tertullians Verhältniss zu Minucius Felix" (Abhandl. der philos.-hist. Klasse der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig 1868) ist die zeitliche Priorität des Octavius vor dem Apologeticum Tertullians (vom Jahr 199) nachgewiesen, so dass die Abfassung des ersteren jedenfalls noch in die letzten Jahrzehnte des zweiten Jahrhunderts fällt.

difficile*) non credere vulgaris erroris est. 12. quorum error augetur et in saeculo libertate remissa et Dei patientia maxima, cuius quanto iudicium tardum, tanto magis iustum est.

μενοι λυθήσονται καὶ στοιχεῖα καυσούμενα τήκεται. 9. οὐ βραδύνεται κύριος τῆς ἐπαγγελίας . . ἀλλὰ μακροθυμεῖ εἰς (δι' Sinait.) ὑμᾶς μὴ βουλόμενός τινας ἀπολέσθαι, ἀλλὰ πάντας εἰς μετάνοιαν χωρῆσαι**).

Auch eine andere Stelle im Octavius erinnert an die gleiche Schrift. C. 37,7 sagt Octavius von den Gewaltigen der Erde, welche, obschon sie von Gott nichts wissen, doch Glück und Macht im Ueberfluss haben: miseri in hoc altius tolluntur, ut decidant altius . hi enim ut victimae ad supplicium saginantur, ut hostiae ad poenam coronantur. Man vergleiche damit 2. Petr. 2,9 οἶδεν ὁ κύριος εὐσεβεῖς ἐκ πειρασμῶν ῥύεσθαι, ἀδίκους δὲ εἰς ἡμέραν κρίσεως κολαζομένους τηρεῖν und 12 οὗτοι δὲ ὡς ἄλογα ζῷα γεγεννημένα φυσικὰ εἰς ἅλωσιν καὶ φθοράν. Wiewohl sich die letzte Wendung ähnlich auch im Briefe des Judas findet (V. 10 οὗτοι δὲ . . ὅσα . . φυσικῶς ὡς τὰ ἄλογα ζῷα ἐπίστανται, ἐν τούτοις φθείρονται) und derselbe Gedanke schon im alten Testament öfter wiederkehrt (vgl. Jerem. 12,1 ff; Hiob 21,30), so kommt doch die Stelle aus dem Petrusbriefe dem Gedanken wie dem Wortlaut des Minucius am nächsten. — Abgesehen übrigens von dem Zusammentreffen in einzelnen Wendungen und Ausdrücken weist die blosse Erwähnung der Lehre von dem einstigen allgemeinen Weltbrande auf den zweiten Petrusbrief hin, da dieselbe in keiner anderen neutestamentlichen Schrift so bestimmt ausgesprochen ist***). Dass aber diese Lehre einerseits von dem Heiden Cäcilius als eine allgemein christliche bekämpft und von Octavius oder Minucius als solche mit besonderem Eifer vertheidigt wird, das lässt annehmen, dass die Quelle dieser Lehre, d. i. der 2. Brief Petri, wenigstens bei der röm. Gemeinde für canonisch galt. Dies ist allerdings der That-

*) Die Vergleichung mit 11,1 macht es wahrscheinlich, dass hier ursprünglich von der Auflösung der Elemente oder des Weltgebäudes die Rede war. Jedenfalls ist difficile verderbt und mehreres ausgefallen (Halm, c. c.)

**) Augustinus (de civ. dei 20,18) gibt davon folgende Uebersetzung: Non tardat dominus promissum . ., sed patienter fert propter vos.

***) Allerdings findet sich diese Lehre auch im Hirten des Hermas (Vis. 4. C. 3. quoniam oportet saeculum hoc per sanguinem et ignem deperire). Aber besass Hermas auch später, besonders im Orient, längere Zeit canonische Geltung, im Occident und besonders in Rom kannte man am Ende des 2. Jahrhunderts die späte Entstehung dieser Schrift zu genau, als dass sie dort und damals dogmenbildende Kraft hätte haben können. Vgl. Credner, Gesch. d. n. C. § 80, S. 173 f. § 76, S. 157 (Fragment Muratoris § 11).

sache gegenüber, dass Tertullian diesen Brief völlig ignorirt, sehr merkwürdig, zumal da zwischen der Kirche zu Rom und der africanischen Christenheit der innigste Verkehr bestand und Tertullian die höhere Autorität Roms für sich und seine Landsleute ausdrücklich anerkennt*). Sollte man aber etwa in diesem Umstand einen Fingerzeig für die zeitliche Priorität Tertullians erkennen wollen, so bedenke man, dass auch Cyprian, der in der ersten Hälfte seiner Schrift de idol. van. den Minucius fast wörtlich ausschreibt, in keiner der unbestritten von ihm stammenden Schriften den zweiten Brief Petri citirt, obwohl er im 3. Buch seiner testimonia N. 89, wo er von dem Weltende handelt und 1. Thess. 5,2 J. anführt, besondere Veranlassung gehabt hätte, das 3. Cap. des 2. Petribriefes mit herbeizuziehen. Wir sehen eben aus dieser Differenz, dass die Unterordnung der africanischen Gemeinden unter Rom ihre Grenzen hatte und dass damals auch frommgläubige Gemüther menschlicher Autorität gegenüber noch ein Recht der eigenen Ueberzeugung kannten.

Erlangen. Dombart.

Zweite Folge kritischer Bemerkungen zu dem ersten Buche des Thukydides

von G. Gebhardt in Hof.

Bereits im Jahre 1864 erschienen von mir in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik „kritische Bemerkungen zum ersten Buche des Thukydides“. In der geraumen Zeit, welche seitdem verflossen ist, bot sich mir nicht selten Gelegenheit, die dort mitgetheilten Aenderungsvorschläge sorgfältig zu prüfen. Doch ist mir bis jetzt nicht viel vorgekommen, was ich entweder selbst geglaubt hätte zurücknehmen oder umändern zu müssen oder zu dessen Umänderung durch Grunde unterstüzte Zurechtweisungen von Seiten Anderer mich bestimmt hätten. Nur in Betreff zweier Stellen I, 61,4 und 128,3 erlaube ich mir noch einige Bemerkungen.

In der letzteren: *ἀφικνεῖται (ὁ Παυσανίας) ἐς Ἑλλήσποντον τῷ μὲν λόγῳ ἐπὶ τὸν Ἑλληνικὸν πόλεμον τῷ δὲ ἔργῳ τὰ πρὸς βασιλέα πράγματα πράσσειν* etc. hatte ich in Gemässheit des Thukydideischen Sprachgebrauchs statt *Ἑλληνικόν* das Wort *Μηδικόν* vorgeschlagen. Dagegen sprach sich Fr. W. Ullrich in seiner gehaltvollen Schrift „die Hellenischen Kriege. Hamburg 1868“ mit Entschiedenheit für Beibehaltung des *Ἑλληνικὸς (π.)* aus, indem er dasselbe in subjectivem Sinne nimmt, wobei an die Ergänzung *πρὸς Μήδους* gedacht werden könne. Zwar

*) *Tert. de praescr. haer.* 36 si potes in Asiam tendere, habes Ephesum; si autem Italiae adiaces, habes Romam, unde nobis quoque auctoritas praesto est. Credner § 30, S. 85 und § 78, S. 168.

habe ich mich bis jetzt von der Richtigkeit einer solchen Erklärung des Wortes 'E. an unserer Stelle noch nicht überzeugen können, bin aber, durch des erwähnten Gelehrten eingehende Behandlung der Sache angeregt, zu der Ansicht gelangt, dass das Wort Ἑλληνικόν in unserem Texte von späterer Hand herrühre, durch dessen Beseitigung die Worte des Thuk. an Kürze sowie an Angemessenheit gewönnen ohne irgendwie an der nöthigen Deutlichkeit zu verlieren, da ja zu τὸν πόλεμον die Worte Μηδικόν oder πρὸς Μήδους aus dem Zusammenhange sich von selbst als Ergänzung darböten.

An der ersten der beiden angedeuteten Stellen hatte ich statt der Worte: ἀφικόμενοι ἐς Βέροιαν κἀκεῖθεν folgende in Vorschlag bringen zu müssen geglaubt: ἀφικόμενοι τῆς περαίας ἐς Αἴνειαν. Damit ist Poppo, dessen vielfache und bedeutende Verdienste um Thuk. ich dankbar anerkenne, keineswegs zufrieden gewesen, wie aus seiner Aeusserung in Betreff dieses Vorschlags hervorgeht: „audaciora et omni probabilitate carentia suadet Gebhardt in Novv. annal.“ Nichts desto weniger wage ich es die Hoffnung auszusprechen, es werde derselbe, insbesondere die Veränderung von Βέροιαν in περαίας, noch einmal zu Ehren kommen, wenn man mit mehr Sorgfalt, als bisher geschehen, auf die Genauigkeit achten wird, mit welcher die besten der griechischen Historiker die topischen Beziehungen, namentlich die Gegensätze des Diesseit nnd Jenseit, des Oben und Unten etc. bei ihren Geschichtsdarstellungen zu berücksichtigen pflegen. Dann werden wohl auch Ausdrücke wie τὰ ἐπὶ Θρᾴκης und Aehnliches eine ihrer Bedeutung entsprechendere Form erhalten.

1,1. *Θουκυδίδης Ἀθηναῖος ξυνέγραψε τὸν πόλεμον τῶν Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων ὡς ἐπολέμησαν πρὸς ἀλλήλους.*

Alle Herausgeber des Thuk. seit Stephanus sowie die meisten Uebersetzer halten fest an der handschriftlich überlieferten Lesart ὡς, als habe Thuk. durch den damit beginnenden Relativsatz noch besonders seine Absicht das Wie der Kriegführung beider kämpfenden Theile darzustellen ausgedrückt. Man hat — wie noch Poppo in der zweiten Auflage seiner kleineren Ausgabe vom Jahre 1866 — sich genügen lassen an der Rechtfertigung des ὡς durch Stephanus: „non ὡς ἐπολέμησαν sed ὃν ἐπολέμησαν legisse Vallam quispiam suspicetur ex ejus interpretatione conjiciens. Vertit enim quod inter se gesserunt; sed nusquam lectio illa comparet. Et sane quum πλεονάζειν ista videri verba possint, ὡς ἐπολέμησαν πρὸς ἀλλήλους, multo etiam evidentior pleonasmus sive περισσολογία esset, si scriberetur ὃν ἐπολέμησαν πρὸς ἀλλήλους. Nam late ved potius latissime patet istud quomodo inter se bellum hoc gesserunt. Ac possit aliquis bellum, quod

inter se gesserint narrare qui tamen quomodo gestum sit id est quomodo singula, ea praesertim, quae alicujus sunt momenti in eo gesta fuerint taceat."

Lässt denn nicht schon der Ausdruck ξυγγράψαι, dessen Thuk. sich hier bedient und welchen bereits ein Scholiast durch „μετ' ἐπιμελείας καὶ σπουδαίως συντάξαι" erklärt hat, auf eine Vollständigkeit der historischen Darstellung schliessen, wodurch jener relative Zusatz mit ὡς entbehrlich erscheinen muss? Hat nicht der Vater der Geschichte die Art und Weise der Kriegführung in dem grossen Kampfe zwischen Persern und Hellenen auf das Eingehendste geschildert, ohne nur mit einem Worte im Anfange seines Werkes Letzteres angedeutet zu haben? Sallust und Livius bedienen sich — jener beim Beginne der Darstellung des jugurthinischen, dieser des zweiten punischen Krieges — des einfachen Ausdrucks scribere in Bezug auf die Ausführung ihrer geschichtlichen Aufgabe und äussern sich nur über die Wichtigkeit der von ihnen darzustellenden Kriege etwas ausführlicher. Und Thuk., welcher eben dieses Letztere gleichfalls nicht unterlässt, sollte jenen neben ξυγγράψαι unnützen Zusatz für nothwendig gehalten haben? Er, der mit so schön gerechtfertigtem Selbstgefühle sagt, er habe ein Werk für alle Zeit geschrieben und noch ausserdem bei verschiedenen und zugleich passenderen Gelegenheiten seine Absicht eine möglichst treue und entsprechende Geschichtserzählung geben zu wollen an den Tag legt!

Ich für meinen Theil habe mich nie mit diesem ὡς befreunden können. Auch in sprachlicher Hinsicht möchte ich zu dessen Gunsten mit Krüger weder auf Thuk. V, 26,5 τὰ ἔπειτα ὡς ἐπολεμήθη ἐξηγήσομαι noch auf Lukian peregr. c. 32: διεξῆλθε τὸν βίον ὡς ἐβίω verweisen. Denn schlägt man die bezeichneten Stellen nach, so heisst es bei Thuk. vollständig: τὴν οὖν μετὰ τὰ δέκα ἔτη διαφοράν τε καὶ ξύγχυσιν τῶν σπονδῶν καὶ τὰ ἔπειτα ὡς ἐπολεμήθη ἐξηγήσομαι, so dass nicht bloss hinsichtlich der Prädikats- sondern auch der Objektsbezeichnung eine nicht unbedeutende Verschiedenheit von unserer fraglichen Stelle sich ergibt und bei Luk. findet sich der Zusatz καὶ τοὺς κινδύνους οὓς ἐκινδύνευσε διηγούμενος, welcher allein schon für ὃν ἐβίω sprechen würde, selbst wenn das ὃν als Variante nicht vorhanden wäre.

Es fragt sich nun, ob der Relativsatz, dessen Beziehung auf das Prädikat des Satzes ξυνέγραψε wir vermieden wissen möchten, mit dem Objekt πόλεμον zu verbinden sei und demnach ὃν ἐπολέμησαν πρὸς ἀλλήλους gelesen werden müsse, wie nach Vallas Vorgang Enenckel und Heilmann thun, welche beide so oft das Richtige treffen; während Stephanus einen solchen Zusatz für gänzlich überflüssig ansieht. Und fast möchte man sich bewogen finden, der Ansicht dieses Gelehrten beizutreten, wenn man daran denkt, dass sowohl Herodot als Pausanias

zu wiederholten Malen diesen Krieg schlechtweg „den Krieg der Peloponnesier und Athener“ genannt haben, sowie mit Classen übereinstimmen, wenn er darauf hinweist, wie die überwiegende Bedeutung des letzten grossen Kampfes zwischen Athen und den peloponnesischen Verbündeten in der Vorstellung des Schriftstellers und seiner Leser so sehr den Gedanken an die früheren Kriege zwischen denselben Gegnern zurückdränge, dass eine nähere Bezeichnung nicht nöthig erschienen sei. Allein gehen wir nur einen Schritt über jene früheren Kriege zurück, so findet sich der Gegensatz, welcher eine derartige nähere Bezeichnung wohl rechtfertigen dürfte. Im 23. Kapitel des ersten Buches erklärt Thuk. selbst den medischen Krieg als das bedeutendste Ereigniss vor dem peloponnesischen. Demselben wird sodann dieser letztere entgegengestellt und dabei zugleich im Gegensatze zu jenem die lange Dauer desselben sowie die Menge und Mannigfaltigkeit der Unfälle hervorgehoben, die während desselben über Hellas hereinbrachen. In jenem hatten die beiden Hauptstaaten Griechenlands zusammengestanden und mit vereinter Anstrengung die Angriffe des Nationalfeindes abgewehrt (*κοινῇ ἀπωσάμενοι τὸν βάρβαρον* c. 18,2). In diesem standen beide mit ihren Verbündeten einander gegenüber und bekämpften sich selbst. Thuk. meint offenbar — wenn nicht am Ende der ganze Relativsatz unächt ist — einen *πόλεμος (τῶν) Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων, ὃν ἐπολέμησαν (οὐ κοινῇ μετ᾽ ἀλλήλων πρὸς τὸν βάρβαρον ἀλλά) πρὸς ἀλλήλους.*

Ich erwähne noch, dass schon ein Scholiast zu den Worten *πρὸς ἀλλήλους* die Bemerkung macht: *καί ὁ πρὸς Ξέρξην πόλεμος τῶν αὐτῶν ἦν, ἀλλ᾽ οὐ πρὸς ἀλλήλους . διὸ καὶ οὐ μάτην πρόσκειται.*

23,3 *ταῦτα γὰρ πάντα μετὰ τοῦδε τοῦ πόλεμου ἅμα ξυνεπέθετο.* Nachdem Thuk folgende Worte vorausgeschickt: *τούτου δὲ τοῦ πολέμου μῆκός τε μέγα προὔβη παθήματά τε ξυνηνέχθη γενέσθαι ἐν αὐτῷ τῇ Ἑλλάδι οἷα οὐχ ἕτερα ἐν ἴσῳ χρόνῳ* zählt er die einzelnen *παθήματα* auf. Zuerst werden erwähnt *ληφθεισῶν πόλεων ἐρημώσεις* oder *οἰκητόρων μεταβολαί,* dann *φυγαὶ ἀνθρώπων* und *φόνος,* ferner *σεισμοί, ἡλίου ἐκλείψεις, αὐχμοί, λιμοί,* endlich *νόσος ἡ λοιμώδης,* worauf dann jene zu oberst angeführten Worte: *ταῦτα γὰρ πάντα* etc. bis zu dem zuletzt gesetzten gemeinschaftlichen Prädikate *ξυνεπέθετο* den Schluss bilden.

Wenn wir in folgendem Satzgefüge des Demosthenes de cor. p. 326 f. (§ 303): *εἰ δὲ ἢ δαίμονός τινος ἢ τύχης ἰσχὺς ἢ στρατηγῶν φαυλότης ἢ τῶν προδιδόντων τὰς πόλεις ὑμῶν κακία ἢ πάντα ταῦτα ἅμα ἐλυμήνατο τοῖς ὅλοις ἕως ἀνέτρεψε, τί Δημοσθένης ἀδικεῖ;* nichts Auffallendes erblicken, da das gemeinschaftliche Prädikat des Bedingungssatzes *ἐλυμήνατο* zu jedem, auch bloss einzeln gesetzten, der vorausgehenden Subjekte passen würde, so ist es nicht der gleiche Fall mit unserer Thukydideischen Stelle.

Denn es kann wohl heissen: eine Krankheit (Pest etc), eine Hungersnoth setzt einem zu (bedrängt, tödtet sequ. acc. obj.) auch mit Weglassung des persönlichen Dativs: Plut. Demetr. c. 47 in *τέλος δὲ καὶ νόσου τῷ λιμῷ συνεπιθεμένης*) auch wohl Dürre; aber wie sollen die vorhergehenden sechs Subjekte zu diesem Prädikat passen? Denn dass sie alle auf dasselbe zu beziehen sind, geht nicht bloss aus dem Zusammenhange hervor, sondern Thuk. lässt dies noch insbesondere durch die streng zusammenfassenden Worte: *ταῦτα γὰρ πάντα μετὰ τοῦδε τοῦ πολέμου ἅμα ξυνεπέθετο* als unzweifelhaft erscheinen.

Hier scheint das was der cod. Par. f. bietet: *ξυνεπέθεντο* bei ziemlich leichter Abänderung auf das Richtige zu führen. Das *ν* weist auf dasjenige Verbum hin, welches zu allen jenen Subjekten passt, nämlich *ξυνεπεγένετο*, dessen Bestätigung in dem der Aufzählung der einzelnen Unfälle vorausgehehenden (*παθήματα ξυνηνέχθη*) *γενέσθαι* sich findet. Dieses letztere Verbum wird von Thuk. selbst mit *φυγή* II, 21,1, mit *φόνος* I, 108,1, mit *σεισμός* I. 101,2, VIII, 6,5, mit *λιμός* I, 112,4, II, 54,3, III, 85,2, mit *λοιμός* II, 47,3 oder dem dafür stehenden Worte *νόσος* II, 47,3 verbunden. Mit *ἡλίου ἔκλειψις* verbindet es Plutarch (Camill. 33 f) mit *αὐχμός* Isokrates (Ev. 14 *γενομένων αὐχμῶν ἐν τοῖς Ἕλλησι καὶ πολλῶν ἀνθρώπων διαφθαρέντων*). Die beiden allerersten, der Gleichförmigkeit wegen aus den entsprechenden Sätzen in Substantivform umgebildeten, Subjekte (*ληφθεισῶν πόλεων ἐρημώσεις* und *οἰκητόρων μεταβολαί*) bedürfen eines solchen Nachweises noch weniger.

Durch Zusammensetzung mit *ἐπί* erhält das Verbum *γίγνεσθαι* die Bedeutung des Dazu- oder Ueber-kommens und kommt so nichts weniger als selten vor. Wenn schon, als eigentliches vocabulum medium (vgl. Thuc. V, 20,2), auch von glücklichen Ereignissen (Hdt. I, 30 a. f. *τοῦτο δὲ τοῦ βίου εὖ ἥκοντι — τελευτὴ τοῦ βίου λαμπροτάτη ἐπεγένετο* VII, 157 f. *τῷ δὲ εὖ βουληθέντι πρήγματι τελευτὴ ὡς ἐπίπαν χρηστὴ ἐθέλει ἐπιγίνεσθαι*) gebraucht, wird dasselbe, wie *ἐπιπίπτειν*, meistentheils in Bezug auf widrige in Anwendung gebracht. Von den in unserer Stelle erwähnten Ereignissen letzterer Art verbindet Thuk. dasselbe zwar nur mit *νόσος* (Pest) II, 64,1 *ἐπιγεγένηται δὲ — ἡ νόσος ἥδε, πρᾶγμα μόνον δὴ τῶν πάντων ἐλπίδος κρεῖσσον γεγενημένον* II, 58,2 *ἐπιγενομένη γὰρ ἡ νόσος ἐνταῦθα δὴ πάνυ ἐπίεσε τοὺς Ἀθηναίους φθείρουσα τὴν στρατιάν*; doch zeugen von der weiten Anwendbarkeit des Ausdrucks folgende Stellen: II, 70,1 *ἐπειδὴ — ὅ τε σῖτος ἐπελελοίπει καὶ ἄλλα (τε) πολλὰ ἐπεγεγένητο* VII, 87,2 *οἵ ἔκ τε τραυμάτων καὶ διὰ τὴν μεταβολὴν καὶ τὸ τοιοῦτον ἀπέθνησκον καὶ ὀσμαὶ ἦσαν οὐκ ἀνεκτοὶ καὶ λιμῷ ἅμα καὶ δίψῃ ἐπιέζοντο — ἄλλα τε ὅσα εἰκὸς ἐν τοιούτῳ χωρίῳ ἐμπεπτωκότας κακοπαθῆσαι οὐδὲν ὅ τι οὐκ ἐπεγένετο αὐτοῖς* VIII, 96,2 *ὅπου γὰρ στρατοπέδου τε τοῦ ἐν Σάμῳ ἀφεστηκότος ἄλλων τε νεῶν οὐκ οὐσῶν οὐδὲ*

τῶν ἐσβησομένων αὐτῶν τε στασιαζόντων — τοσαύτη ἡ ξυμφορὰ ἐπεγεγένητο ἐν ᾗ ναῦς τε καί, τὸ μέγιστον, Εὔβοιαν ἀπολωλέκεσαν κ τ λ.

Das Verbum συνεπιγίγνεσθαι selbst findet sich bei Diod. fr. exc. p. 520,11 τῶν πυρετῶν μεγάλων συνεπιγινομένων, ist aber sicherlich öfter gebraucht worden.

Wenn wir nun unsere Stelle übersetzen: denn dies kam alles zugleich mit diesem Kriege über Hellas, so haben wir Valla: omnia enim illa una cum bello hoc acciderunt sowie Enenckel: haec enim omnia cum hoc bello inciderunt wenigstens nicht gegen uns.

40,4 καίτοι δίκαιοί γ' ἐστὲ μάλιστα μὲν ἐκποδὼν στῆναι ἀμφοτέροις, εἰ δὲ μή, τοὐναντίον ἐπὶ τούτους μεθ' ἡμῶν ἰέναι — καὶ τὸν νόμον μὴ καθιστάναι ὥστε τοὺς ἑτέρων ἀφισταμένους δέχεσθαι.

Schon in der ersten Folge meiner krit. Bemerkungen zum 1. Buche des Thuk. deutete ich, gelegentlich der Stelle Thuc. I, 120,2 ἡμῖν δὲ ὅσοι μὲν Ἀθηναίοις ἤδη ἐνηλλάγησαν οὐχὶ διδαχῆς δέονται ὥστε φυλάξασθαι αὐτούς an, dass ὥστε, da es sich hier nicht sowohl um eine Folge als vielmehr um die Ergänzung des vorhergehenden, an sich unvollständigen Begriffs (διδαχῆς) handle, mit ὡς δεῖ zu vertauschen sein möchte. Aus Thuk. selbst führte ich als zunächst entsprechende Stelle, wo nach demselben Begriff (διδάσκ) die nämliche Veränderung des folgenden ὥστε einzutreten haben werde, nur VIII, 45,3 an: καὶ τοὺς στρατηγοὺς τῶν πόλεων ἐδίδασκεν ὥστε δόντα χρήματα αὐτὸν πεῖσαι Ich verglich damit folgende Stellen: IV, 27,4 παρῄνει τοῖς Ἀθηναίοις... ὡς χρὴ κατασκόπους μὲν μὴ πέμπειν VIII, 76,2 καὶ παραινέσεις ἄλλας τε ἐποιοῦντο ἐν σφίσιν αὐτοῖς ἀνιστάμενοι καὶ ὡς οὐ δεῖ ἀθυμεῖν VII 92,10 ἦν δὲ πρὸς τὸν ὄχλον ἡ παράκλησις ὡς χρὴ . . . ἰέναι ἐπὶ τὸ ἔργον. Für jetzt füge ich noch folgende Beispiele dazu: Thuc. I, 86,4 καὶ ὡς ἡμᾶς προσήκει (so wird mit cod. Par. f. gelesen werden müssen statt πρέπει) βουλεύεσθαι ἀδικουμένους μηδεὶς διδασκέτω . Plut. Caes. c. 44 a. m. διδάξας ἃ χρὴ ποιεῖν ὅταν κ. τ. λ. Id. Artax. c. 18 c. m. παρακαλεῖν αὐτὸν καὶ διδάσκειν ὡς χρὴ . . . πέμψαι. Cat min. διδάξας ὡς ἐκεῖνον αὐτὸν φοβητέον ἐστὶν αὐτοῖς. Pelop. 1 c. f. διδάσκοντες ὅτι τοῦ μὴ παθεῖν κακῶς πρότερον ἢ τοῦ ποιῆσαι τοὺς πολεμίους ἑκάστῳ μέλειν προσήκει, μάλιστα δ' ἄρχοντι πόλεως ἢ στρατεύματος. Xen. An. VII, 6,44 ἐπέστελλον δὲ ταῦτα καὶ ἄλλα πολλοὶ τῷ Ξενοφῶντι ὡς διαβεβλημένος εἴη καὶ φυλάττεσθαι δέοι Cyrop. I, 4,7 ἔλεγον δὲ καὶ τοῦτο τὰς δυσχωρίας ὅτι δέοι φυλάττεσθαι vgl. mit IV, 2,40 II, 3,9. Demosth de Chers. p. 98 p m. (§ 35) καὶ λέγετε ὡς ἐπιβουλεύει Φίλιππος ἡμῖν καὶ ὡς φυλάττεσθαι δεῖ τὸν ἄνθρωπον. Diod. XVII, 32 in ἡ δέ μήτηρ τοῦ βασιλέως ἔγραψε πρὸς Ἀλέξανδρον τά τε ἄλλα τῶν χρησίμων καὶ διότι φυλάξασθαι προσήκει τὸν Λυγκηστὴν Ἀλέξανδρον.

Auch auf unsere obige Stelle (I, 40,4) καὶ τὸν νόμον μὴ καθιστάναι ὥστε πούς ἑτέρων ἀφισταμένους δέχεσθαι verwies ich als auf eine,

die einer ähnlichen Aenderung bedürfe. Die Uebersetzer haben den Sinn richtig getroffen und unter ihnen Enenckel denselben noch am entsprechendsten wiedergegeben: ne eum, quaesumus, introducatis morem, ut deficientes ab altera parte recipiatis. Leider haben die Erklärer auf den Artikel vor *νόμον* zu wenig Rücksicht genommen. Derselbe zeigt an, dass da keine nähere Bestimmung des Inhaltes des Brauchs (oder Gesetzes) vorausgegangen, eine dergleichen folgen müsse. So sagt Thuk. II, 97,4 von den Königen der Odrysen: *κατεστήσαντο γὰρ τοὐναντίον τῆς Περσῶν βασιλείας τὸν νόμον, ὄντα μὲν καὶ τοῖς ἄλλοις Θρᾳξί, λαμβάνειν μᾶλλον ἢ διδόναι.* III, 58,3 *ὁ δέ νόμος τοῖς Ἕλλησι μὴ κτείνειν τούτους.* IV, 98,2 *τὸν δὲ νόμον τοῖς Ἕλλησιν εἶναι ὧν ἂν ᾖ τὸ κράτος τῆς γῆς ἑκάστης τούτῳ καὶ τὰ ἱερὰ ἀεὶ γίγνεσθαι* womit man vergleichen kann VI, 52,2 *λέγοντες σφίσι τὰ ὅρκια εἶναι μιᾷ νηῒ καταπλεόντων Ἀθηναίων δέχεσθαι.* Dagegen mit vorausgehender Inhaltsangabe: V, 105,1 f. 2 in *ἡγούμεθα γὰρ τό τε θεῖον δόξῃ, τὸ ἀνθρώπειον δὲ σαφῶς διὰ παντὸς ὑπὸ φύσεως ἀναγκαίας οὗ ἂν κρατῇ ἄρχειν· καὶ ἡμεῖς οὔτε θέντες τὸν νόμον οὔτε κειμένῳ πρῶτον χρησάμενοι, ὄντα δὲ παραλαβόντες . . . χρώμεθα αὐτῷ.*

In der Ueberzeugung, Thuk. habe hier blos eine Abwechslung der Ausdrucksweise eintreten lassen, schreiben wir *καὶ τὸν νόμον μὴ καθιστάναι ὡς δεῖ τοὺς ἑτέρων ἀφισταμένους δέχεσθαι.* Das Gewöhnlichere und zugleich Kürzere wäre gewesen *κ. τ. ν μ. καθιστάναι τοὺς ἑ α. δέχεσθαι*, für welchen einfachen Infinitiv auch ein doppelter eintreten könnte: *δεῖν . . . δέχεσθαι.*

Auf ähnliche Weise liesse sich wohl auch die vielbesprochene Stelle I, 28,5 in Ordnung bringen. Daselbst scheint mir Thuk. statt der Worte *ἑτοῖμοι δὲ εἶναι καὶ ὥστε ἀμφοτέρους μένειν κατὰ χώραν, σπονδὰς δὲ ποιήσασθαι, ἕως ἂν ἡ δίκη γένηται* folgende gebraucht zu haben: *ἑτοῖμοι δὲ εἶναι καὶ ὡς δεῖ ἀμφοτέρους μένειν κατὰ χώραν σπονδὰς δή* (sofort) *ποιήσασθαι, ἕως ἂν ἡ δίκη γένηται*, so dass *ὡς δεῖ ἀ μένειν κ. χ.* genauere Bestimmung von *σπονδάς* wird und zugleich mit *ἕως ἂν ἡ δίκη γένηται* innig zusammenhängt, gleich als hiesse es mit weniger freier Stellung: *καὶ σπονδὰς δὴ ποιήσασθαι, ὡς δεῖ ἀ. μένειν κ χ. ἕως ἂν ἡ δ γ.* vgl. III 75,1 VII, 86,3 IV, 46,3.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle, den angeführten analoge, Stellen nur aus Thuk. allein hier bezeichnen, in welche *ὥστε* unbefugter Weise sich eingeschlichen zu haben scheint. Ich will nur noch auf einige solche hinweisen, in denen, da sie, mit Ausnahme der ersten, zugleich anderer Art sind, nicht gerade *ὡς δεῖ* (od. *δέοι*) an dessen Stelle zu setzen sein dürfte. So schlage ich I, 49,7 *τὸ μὲν πρῶτον ἀπεχόμενοι ὥστε μὴ ἐμβάλλειν τινί* (mit Rücksicht auf c. 45,3 und 44,1) *ὡς δέον* als Aenderung vor; I, 121,4 *χρήματα δ' ὥστ' ἔχειν ἐς αὐτὰ οἴσομεν, ὅσα δεῖ* (mit Vergleichung von VI, 25,2. 37,2. 88,7);

bei IV, 132,3 *καὶ τῶν ἡβώντων αὐτῶν παρανόμως ἄνδρας ἐξῆγον ἐκ Σπάρτης ὥστε τῶν πόλεων ἄρχοντας καθιστάναι, οὓς ἔδει*; V, 64,2 *ἐκεῖθεν δὲ τὸ ἕκτον μέρος σφῶν αὐτῶν ἀποπέμψαντες ἐπ' οἴκου, ἐν ᾧ τὸ πρεσβύτερόν τε καὶ τὸ νεώτερον ἦν ὥστε τὰ οἴκοι φρουρεῖν, ᾧ* (od. *οἷς*) *ἔδει*; VII. 28,3 *ὥστε ἔτει ἑπτακαιδεκάτῳ μετὰ τὴν πρώτην ἐσβολὴν ἦλθον ἐς Σικελίαν ἤδη τῷ πολέμῳ κατὰ πάντα τετρυχωμένοι, οἵ γε*; I, 90,3 *ἕως ἂν τὸ τεῖχος ἱκανὸν ἄρωσιν ὥστε ἀπομάχεσθαι, πρὸς τὸ* (*ἀπομάχεσθαι*).

Schliesslich erinnere ich noch in Betreff der besprochenen Redeweise (*ὁ*) *νόμος ὡς δεῖ* an die bekannten Ausdrücke *κελεύει ὁ νόμος* und *δεῖ κατὰ* (*τὸν*) *νόμον*,

73,2 *καὶ τὰ μὲν παλαιὰ τί δεῖ λέγειν, ὧν ἀκοαὶ μᾶλλον λόγων μάρτυρες ἢ ὄψεις τῶν ἀκουσομένων; τὰ δὲ Μηδικὰ καὶ ὅσα αὐτοὶ ξύνιστε, εἰ καὶ δι' ὄχλου μᾶλλον ἔσται ἀεὶ προβαλλομένοις ἀνάγκη λέγειν.*

Die letzten Worte haben nach Krüger folgenden Sinn: „wenn es auch lästig sein sollte, dass es euch immer vorgerückt wird“, während Bonitz *ἀεὶ προβαλλομένοις* durch: „euch dies bei jeder Gelegenheit vorrücken zu lassen“ wiedergiebt. Ich glaube, dass weder diese Uebersetzung von *προβαλλομένοις* noch auch dessen gewöhnlich angenommene Beziehung unserer Stelle angemessen ist. Dem Vorrücken, welches doch mehr einen Tadel enthält, dürften besser andere Verba als *ἐπικαλεῖν, ὀνειδίζειν, μέμφεσθαι* entsprechen, zu welchen aber wiederum das Objekt *τὰ Μηδικά* wegen seiner zu allgemeinen Bedeutung nicht ganz passen möchte. Denn die unbestreitbare Theilnahme der Lakedämonier an dem Kampfe mit den Persern, insbesondere ihre heldenmüthige Tapferkeit in den Thermopylen und bei Platää verdiente ja doch vielmehr Anerkennung und Lob. Nicht ihr Verhalten im entscheidenden Kampfe selbst, sondern nur dass sie zweimal, vor dem Anrücken des Xerxes gegen Attika (Thuc. I, 74,2 Plut. Them. c. 9 m.) und später vor dem des Mordonios (Hdt. IX, 6) den Athenern keine Hülfe geleistet, sowie deren Unlust, mit der Flotte bei Salamis Stand zu halten und daselbst einen Kampf zu bestehen (Hdt. VIII, 56,74.) könnte allenfalls als tadelnswerth erscheinen und jenen vorgerückt werden. Doch das wird von dem athenischen Redner nur theilweise und nebenbei gethan; ihm gilt es als Hauptsache, das Verdienst Athens in jenem Kampfe als das bei weitem grössere hervorzuheben. Ferner bezieht sich das Particip *προβαλλομένοις* wohl nicht, wie ziemlich allgemein angenommen wird, auf die angesprochenen Lakedämonier, sondern auf die sprechenden Athener. Nicht die Lakedämonier sind es, welche es stets und immer hören müssen, sondern die Athener bringen es bei jeder Gelegenheit vor, auch wenn sie mit andern und nicht blos mit jenen es zu thun haben. Zu einer solchen Beziehung des Particips sowie zu einer anderweitigen Auffassung und zu einer

Aenderung des προβάλλεσθαι selbst haben mich ausserdem zwei Stellen Plutarchs veranlasst.

An der einen (Sull. 13 f.) wird erzählt dass der Tyrann Athens Aristion sich endlich habe bewegen lassen an den die Stadt bestürmenden Sulla wegen des Friedens einige seiner Zechgenossen abzuschicken· οὐδὲν ἀξιοῦντας σωτήριον ἀλλὰ τὸν Θησέα καὶ τὸν Εὔμολπον καὶ τὰ Μηδικὰ σεμνολογουμένους. An der andern Stelle (Them 22 in.) heisst es von Themistokles: ἤδη δὲ καὶ τῶν πολιτῶν διὰ τὸ φθονεῖν ἡδέως τὰς διαβολὰς προσιεμένων ἠναγκάζετο λυπηρὸς εἶναι (-ὀχληρὸς εἶναι-δι' ὄχλου εἶναι oder γίγνεσθαι vgl. m. Plat. Alcib. I p. 103 A. Paus. IV, 4,8) τῶν αὐτοῦ πράξεων ἐν τῷ δήμῳ πολλάκις μνημονεύων. Sowohl jenes σεμνολογεῖσθαι (vgl. App 6. Mithr. c. 70 p. in ἐδημηγόρησε τῷ στρατῷ περί τε τῶν προγόνων μάλα σεμνολόγως καὶ περὶ αὐτοῦ μεγαληγόρως, ὅτι τὴν ἀρχὴν ἐκ βραχέος ἐπὶ πλεῖστον παραγαγὼν (προαγαγὼν?) οὔποτε Ῥωμαίων ἡττηθείη παρών) welches Xylander ganz passend mit jactare ausdrückt, als dieses μνημονεύειν lassen mich annehmen, Thuk. habe περιβαλλομένοις geschrieben, welches mit dem latein. amplecti, amplexari zu vergleichen sein möchte. Die Ergänzung von ἡμῖν zu ἀνάγκη ergibt sich leicht aus dem Zusammenhange sowie aus einer Vergleichung mit Hdt IX, 27 p. in. ἀναγκαίως ἡμῖν ἔχει δηλῶσαι πρὸς ὑμέας, ὅθεν ἡμῖν πατρώϊόν ἐστι, ἐοῦσι χρηστοῖσι, αἰεὶ πρώτοισι εἶναι μᾶλλον ἢ Ἀρκάσι. Thuc. VI, 16,1 ἀνάγκη γὰρ ἐντεῦθεν ἄρξασθαι, ἐπειδή κ. τ. λ. In der Beziehung des Particips auf die Athener ist Haacke in seiner ersten, grösseren, Ausgabe bereits vorangegangen: Atheniensis enim orator simulat, invitum sed necessario se dicere de rebus bello Persico gestis, quippe quae et notissima omnibus et ab ipsis Atheniensibus tam saepe explicata sint, ut paene taedium faciant dicentibus·

73,4 φαμὲν γὰρ Μαραθῶνί τε μόνοι προκινδυνεῦσαι τῷ βαρβάρῳ καὶ ὅτε τὸ ὕστερον ἦλθεν οὐχ ἱκανοὶ ὄντες κατὰ γῆν ἀμύνασθαι ἐσβάντες ἐς τὰς ναῦς πανδημεὶ ἐν Σαλαμῖνι ξυνναυμαχῆσαι.

Dass κινδυνεύειν dem μάχεσθαι nicht blos in der Bedeutung sondern auch in der Construction so gleich zu stellen sei, dass schon damit der Dativ τῷ βαρβάρῳ gerechtfertigt erscheine, möchte ich noch in Abrede stellen. Wenigstens sprechen Stellen wie Plut. Thes. 9 c. m. τῶν θηρίων τοῖς γενναίοις μάχεσθαι καὶ διακινδυνεύειν noch nicht dafür. Noch weniger thun dies Polyb III, 113,9 und Dio Cass. 176,59, bei denen man eine Nachahmung der Thukydideischen Construction finden will. Liest man nämlich jene Stellen nach, so zeigt sich, dass daselbst ein ganz anderer Dativ, der instrumentale, sich vorfindet, sowie dass von Kriegern die Rede ist, welche im Vordertreffen aufgestellt sind und zuerst zum Kampfe kommen sollen.

Die Erklärung Classens vor allen anderen voraus, ehe diese auf dem Platze erschienen, ist wohl etwas zu gesucht und dem Spre-

chenden — es ist ein Athener — nicht ganz angemessen. So wie es nämlich im Interesse eines solchen lag, bei Erwähnung der Schlacht von Marathon, der Platäer gar nicht, sondern nur der Athener (daher *μόνοι*) zu gedenken, so war es gewiss auch vortheilhafter, von der zugesagten und zu spät eingetroffenen Hülfe Spartas, und eine andere war nicht zu erwarten, zu schweigen. (Schluss folgt.)

Zu Cornel. Alcib. VI, 6.

Postquam in astu venit, concione advocata sic verba fecit, ut nemo tam f e r u s fuerit, quin eius casui illacrumarit inimicumque iis se ostenderit, quorum opera patria pulsus fuerat, proinde ac si alius populus, non ille ipse, qui tum flebat, eum sacrilegii damnasset.

Es war im Juni 408 a. Ch., als Alcibiades, der vor sieben Jahren zum Tod verurtheilte und in feierlichem Bannfluch den Unterirdischen geweihte, im Piraeeus mit der sieggekrönten und beutereichen Flotte landete und vom Volk mit ausserordentlichen Freudenbezeigungen empfangen seinen Triumphzug durch die Stadt zur Pnyx hielt. Dort sprach er zum Volke und seine Worte, gesprochen in solcher Wendung der Verhältnisse, nach solchen Erfahrungen, die er und das Volk gemacht, mussten, auch wenn er nicht jene hinreissende Redegewalt besessen hätte, welche die Alten bezeugen, auf sämmtliche Hörer den tiefsten Eindruck machen.

Sollte nun der in schlichten Worten erzählende Cornel, um jenen herzbewegenden Eindruck zu schildern, sich des ü b e r t r i e b e n e n und in der Umgebung, in der er sich befindet, fast burschikos klingenden (etwa unserem „kannibalisch" entsprechenden) Ausdruckes nemo tam f e r u s fuit quin — illacrumarit bedient haben? Etwas anderes ist es, wenn Terenz in der Andria den Pamphilus sagen lässt (I, 5, 43): adeon porro ingratum aut inhumanum aut f e r u m (sc. me putas), ut neque me consuetudo neque amor neque pudor commoveat, ut servem fidem? Hier erhellt das Passende des Ausdrucks auf den ersten Blick, zugleich ersieht man aus der Steigerung ingratus, inhumanus, ferus, wie stark der Ausdruck den Römern sein musste, wenn er die innere Roheit oder Gefühllosigkeit bezeichnen sollte. Man vgl. auch Cic. Rosc. Am. XIII, 37. 38: Occidisse patrem Sex. Roscius arguitur. — In hoc tanto — maleficio — quibus tandem, C. Eruci, argumentis accusatorem censes uti oportere? Nonne et audaciam eius, qui in crimen vocetur, singularem ostendere et m o r e s f e r o s i m m a n e m q u e n a t u r a m et vitam vitiis flagitiisque omnibus deditam et cett.; ferner die berühmte Stelle im Tacitus, wo Nero von seiner dem Untergang geweihten Mutter Abschied nimmt (Ann. XIV, 4 extr.): Prosequitur abeuntem artius oculis et pectori haerens sive explenda simulatione seu periturae matris supremus aspectus quamvis f e r u m animum retinebat.

*)

Nach diesen und anderen Stellen würde in der Cornel-Stelle ferus als eine augendi causa veritatis superlatio angesehen werden müssen, wozu für den Schriftsteller nicht der mindeste Grund vorlag. Wir halten deswegen das hyperbolische ferus für verderbt und schreiben: ut nemo tam f e r r e u s fuerit, quin eius casui illacrumarit. Der Tropus ferreus von Indolenz jeder Art ist bekannt; vgl. Cic. Lael. XIII, 48: Neque enim sunt isti audiendi, qui virtutem duram et quasi f e r r e a m esse quandam volunt; ib. XXIII, 88: Quis tam esset ferreus, qui eam vitam ferre posset; in Verr. V, 46,121: Quis tam fuit illo tempore f e r r e u s, quis tam inhumanus praeter unum te, qui non illorum aetate, nobilitate, miseria c o m m o v e r e t u r? ecquis fuit quin l a c r i m a r e t? ad Attic. XIII, 30,1: O te f e r r e u m, qui illius periculis non moveris! ad fam. XV, 21,3: f e r r e u s essem, si te non amarem (man vergleiche die dieser Stelle vorausgehenden Sätze); ad Q. fr. I, 3,3: Quid filium venustissimum mihique dulcissimum? quem ego f e r u s a c f e r r e u s e complexu dimisi meo (der ganze Brief ist in leidenschaftlichster Stimmung geschrieben). Wie leicht an unserer Stelle ferreus in ferus verderbt werden konnte, bedarf keines Nachweises.

Erlangen. **Iwan Müller.**

Weitere Beiträge zu den Tragikern.

Aesch. Agam. 184—186.

καὶ τόθ' ἡγεμὼν ὁ πρέσβυς νεῶν Ἀχαιϊκῶν
μάντιν οὔτινα ψέγων
ἐμπαίοις τύχαισι συμπνέων —

Die Worte *οὔτινα ψέγων* sind lange als anstössig erkannt, aber ohne dass eine genügende Aufklärung gefunden wäre. Ich meine, dass an der Stelle gestanden hat: *οὐ ψέγειν ἔχων*: „er konnte den Seher nicht tadeln.“ Dieser Gedanke fügt sich vollkommen in den Zusammenhang; die Verderbniss ist leicht zu erklären. Doch auch der nächste Vers scheint mir nicht richtig überliefert. Aeschylos hat jedenfalls das Wort *ἔμπαιος* in homerischer Bedeutung gebraucht; danach vermuthe ich:

ἔμπαιον τύχαισι συμπνέοντ(α)

„der weise mit dem Geschicke übereinstimmte“ d. h. der weise den göttlichen Rathschluss erkannte.

ibid. v. 213 f.

πῶς λιπόναυς γένωμαι
ξυμμαχίας ἁμαρτών;

Ich kann mich mit dieser jetzt gewöhnlichen Fassung des Textes nicht einverstanden erklären. Denn es ist nothwendig, dass Agamemnon den Gegensatz von 206 ff. hier motivirend ausführt. Auch fehlt die Satzverbindung, und die Lesart des Med.

τί πῶς λιπόναυς τε γένωμαι weist auf eine Verderbniss schwererer Art hin. Es scheinen mir desshalb die Worte des Dichters etwa die gewesen zu sein:

ἀλλὰ τί; λειπόναυς μὴ
ξυμμαχίας ἁμάρτω.

Danach wäre der Zusammenhang:

Schwer ist es nicht zu gehorchen, schwer dem Befehle nachzukommen; aber wie soll ich handeln? Muss ich nicht fürchten, mich als Flüchtiger an meiner Bundesgenossenschaft zu versündigen!

ibid. v. 255.

πέλοιτο δ'οὖν τἀπὶ τούτοισιν εὔπραξις, ὡς θέλει —

Da allem Anscheine nach εὔπραξις in zwei Wörter zu trennen ist, so möchte es sich fragen, ob nicht einfach εὖ βόξις hier gestanden habe.

v. 401.

Dem Metrum der Strophe entsprechend ist vielleicht statt ᾔσχυνε zu schreiben ᾔκισε.

v. 470.

βάλλεται γὰρ ὄσσοις Διόθεν κεραυνός

scheint mir verschrieben aus

βάλλεται δὲ κρόσσαις etc.

v. 452 ff.

οἱ δ'αὐτοῦ περὶ τεῖχος
θήκας Ἰλιάδος γᾶς
εὔμορφοι κατέχουσιν . ἐχθρά δ' ἔχοντας ἔκρυψεν.

Alle Aenderungen des anstössigen Wortes εὔμορφοι sind nicht befriedigend. Nach dem Vorhergehenden ist es klar, dass auch hier der Gegensatz zwischen dem unschuldig geopferten Volke und den schuldbehafteten Führern betont ist. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass auch das καλῶς πεσόντα v. 446 hier nochmals zum Ausdruck kommt. Daher vermuthe ich nach Cho. 345—354, wo eine Vergleichung ähnlicher Art vorliegt, statt εὔμορφοι das Wort εὐφόρους, welches zu θήκας zu construiren.

Ist aber diese Aenderung richtig, so muss statt ἐχθρά accentuirt werden ἔχθρα. Den Tod der Lieben, würde so der Dichter sagen, verträgt man leicht und gerne, die überlebenden Sieger aber hasst man. (v. 451. 456.) Doch halte ich auch ἔχοντας noch für unrichtig.

v. 681 ff.

Die Erklärung von

μή τις ὄντιν' οὐχ ὁρῶμεν etc.

scheint mir, je öfter ich die Stelle lese, um so weniger haltbar. Was soll der Chor mit einer solchen zweifelnden Frage? Auf wen sollte

der Chor hindeuten? Ich halte die Worte für verderbt und glaube, dass der Chor hier eben so bestimmt spricht wie Eteokles in Eur. Phoen. 636 f.

ἀληθῶς δ'ὄνομα Πολυνείκην πατὴρ
ἔθετό σοι θείᾳ προνοίᾳ νεικέων ἐπώνυμον.

Ich ziehe die angeführten Worte zu ἐς τὸ πᾶν ἐτητύμως, schliesse hinter ὁρῶμεν und nicht erst hinter νέμων die Parenthese und schreibe:

οὔτις ὅστις οὐχ ὁρῶμεν:

Keinen gibt es unter uns, der dies nicht sieht. Ein zu οὔτις beigeschriebenes ἡμῶν hat vielleicht den Anlass zur Verderbniss gegeben, indem daraus μή entstand.

Cho. 61 ff.

Ueber diese so oft besprochene Stelle hatte ich schon längere Zeit mir eine besondere Fassung zurechtgemacht; ich wage es, nachdem die Stelle in Otto Hense's Kritischen Blättern, Halle 1872, wiederum ausführlich besprochen ist, meine Konjectur bekannt zu machen; vielleicht trägt auch sie etwas zum Verständniss bei. Aus der erwähnten Schrift ersehe ich zu meiner Freude, dass ich mit einer Aenderung mit K. O. Müller zusammentreffe, dessen Ansicht mir unbekannt war.

Ich schreibe:

ῥοπὴ δ'ἐπισκοτεῖ δίκας
ταχεῖα τοῖσδ'. ὁ δ'ἐν φάει
μεταιχμίῳ σκότου βρύει.
μένει χρονίζοντα δ'ἄχη.
τοὺς δ' ἄκρατος ἔχει νύξ.

Diese Fassung weicht freilich von der handschr. Lesart bedeutend ab; in diesem Chorliede aber, glaube ich, ist nur durch Aenderungen zu helfen. Genau gemäss dem Gedankengange von Agam. 461 ff. wäre die Stelle so zu übersetzen:

„Die einbrechende Wucht der göttlichen Strafen stellt diese (d. i. denen das zeitliche Glück ein Gott ist) schnell ins Dunkel (nach K. O. Müller Zeitschr. f. Alt. 1836); der mitten im Lichte lebende hat Finsterniss genug (entspr. v. 70 νόσου βρύειν); es wartet aber lange nicht von der Stelle weichend das Geschick; sie (die ihm einmal erlegen sind) sind von ewiger Nacht umfangen.“ (Ag. 465 f. ἐν δ'αἴστοις τελέθοντος οὔτις ἀλκά).

Die Beziehungen auf Aegisthus und Klytämnestra müssen im Ausdrucke ganz zurücktreten

Soph. Oed. Col. 703 f.

In dem berühmten Chorgesange über des Dichters Heimath fällt besonders die Stelle auf, wo vom Oelbaum der Athene gesagt ist:

τὸ μέν τις οὔτε νεαρὸς οὔτε γήρᾳ
σημαίνων ἁλιώσει χερὶ πέρσας.

Abgesehen von der grammatischen Schwierigkeit scheint die Beziehung dieser Worte auf Darius und Xerxes sehr unwahrscheinlich. Auch kommt es nicht darauf an, dass gerühmt werde, es sei auch die Kraft eines Jünglings unzureichend den Baum zu vernichten, sondern, dass der Baum, auch wenn man ihn umhaue (wie ja geschehen), stets wieder treibe. Diesen Gedanken, der v. 698 im Worte *ἀγήρατον* angedeutet ist, suche ich hier in weiterer Ausführung. Einer solchen bedürfen auch die Worte:

ἐγχέων φόβημα δαΐων.

Ich wage es daher mit Annahme eines Glossems folgende Fassung vorzuschlagen:

τὸ μὲν τίς οὐκ ἔστ' ἀεὶ νεάζον
δειμαίνων ἀλιῶσαι χερὶ πέρσας;

So wäre wenigstens dem Gedankengang genügt; die Form der Frage wäre wie Oed. Rex 1526 hergestellt wurde:

οὗ τίς οὐ ζήλῳ πολιτῶν ἦν τύχαις ἐπιβλέπων;

ibid. 755 ff.

ἀλλ' οὐ γὰρ ἔστιν τἀμφανῆ κρύπτειν, σύ νυν
πρὸς θεῶν πατρῴων, Οἰδίπους, πεισθείς ἐμοὶ
κρύψον θελήσας ἄστυ καὶ δόμους μολεῖν

Anerkannt ist ein Fehler in *κρύψον;* denn Oedipus soll einfach der Aufforderung Kreons folgen. Ich vermuthe: *στέρξον*: ergib dich darein!

Vielleicht war irrthümlich *στέξον* geschrieben, und dieses wurde mit *κρύψον* erklärt.

ibid. 812.

μαρτύρομαι τούσδ', οὐ σέ, πρὸς δὲ τοὺς φίλους —

In diesem Verse ist vor allem *οὐ σέ* anstössig und keine Vermuthung wird dem Richtigen nahekommen, wenn sie diese Worte zu halten sucht, oder zu *μαρτύρομαι* zieht. Da Kreon hier den Anfang macht schärfer aufzutreten, so scheint mir (wie *v.* 856) eine Bemerkung über seine Stimmung nothwendig; diese wäre in den Worten enthalten;

οὐκέθ' ὡς πρόσθεν φίλος.

„Ich trete nun nicht wie vorhin mehr gütlich auf."

Die Zusammenstellung der beiden Zeitpartikeln ganz ähnlich Eur. J. A. 343.

ibid. 1075 f.

Für

προμνᾶταί τί μοι
γνώμα τάχ' ἂν δώσειν

vermuthe ich

προμαντεύεται
γνώμα τάχ' ἀντάσειν

„dass sie bald erreichen werden."

Ant. 613 f.

Wenn auch die Wiederholungen und die sonderbare Verstrennung in der Handschrift so bedenklich machen kann, dass man mit Dindorf *οὐδὲν ἕρπει* und *ἐκτὸς ἄτας* auswerfen möchte, so nöthigt doch die Gegenstrophe zur Rettung des Textes Versuche zu machen. Diese müssen aber zunächst an das räthselhafte Wort *πάμπολις* anknüpfen. In diesem Worte aber suche ich im Anschluss an die sogleich folgenden Worte und Stellen wie Oed. R. 878 f. und Eur. Hipp. 1292 f. u. a. den Stamm *ποδ* —. Daraus ergibt sich die Vermuthung:

οὐδέν' ἴσχειν
θνατῶν βιότῳ παντὶ πόδ' ἐκτὸς ἄτας.

Die Anführung in indirekter Rede entspricht der Gegenstrophe; *ἕρπει* v. 618 scheint unrichtig wiederholt zu sein.

Schweinfurt. Metzger.

Custos.

Dieses Wort bildete sich aus *cud-tod-s, cudh-tod-s* und steht zunächst in Verwandtschaft mit *κυθ-, κε-κυθ-εῖν* hüllen, bergen, schützen, skr. *kudh-* oder erweicht *gudh-*, woher *kudh-akas* der Verheimlicher, der Hüller, *gudh-êra custodiens.* [1])

Der Uebergang des *-dt* oder *-dht* in *st* ist eine oft wiederkehrende Erscheinung. Ich bringe hier ein paar Beispiele für *st* aus *dht* oder *θτ*. Erstens *castus* aus *cadh-tus*, verwandt zu *καθ-α-ρός*, skr. *çuddha* (f. *çad-dha*) *purus, castus.* [2]) Zweitens *aestas* und *aestus*, aus *aedh-tas*, zu *αἴθω* gehörig, skr. *êdh-a-tus* m., d. h. *aedh-atus* das Feuer. Leo Meyer, („Die goth. Spr." S. 119) setzt *κύσ-θος* zu unserm *kudh- in, custodio*, also statt *κύθ-θος.* [3])

Das lat. *bestia* steht für *bedh-tya*, eig. zu bind-en, anzubinden, zu bändigen; skr. *baddha*, zd. *bashta* gebunden. [4]) Ebenso *πίστις* aus

---

[1]) Für diese Erweichung des *κ* in g vergl. *κυβερνήτης*, verw. zu skr. *kuwara temo*, mit *gubernator*; *clades* der Schlag, verw. *gladius* der Schläger. So *cracentis* = *gracilis*, *gutturnium* = *cutturnium*, (zu skr. *çcut* = *effundo.*) —

[2]) Unser W keusch, althd. *chûsci*, mhd. *kiusche*, altfries. *kûs* = *castus* hat natürlich mit *cas-tus* keine Verwandtschaft, sondern heisst erprobt, er„kor"en, von *k* lies-en, wie das lat. *lectissima* als ständiges Epitheton für eine keusche Hausfrau steht. — [3]) Richtiger aber von Aufrecht zu *çush-i rima* gehalten, woher auch *cunnus* aus *cusnus*. —

[4]) Diese Bedeutung erinnert an *paçu* = *pec-u*, das Vieh *bestia*, verw. zu *pâçâyâmi* = *badhnâmi*. —

πίθτις, verw. zu *fides*, welches aber zuletzt auch auf *bandh-*, *badhnâmi* = *to bind* zurückführt.

Wir Deutsche besitzen auch Wörter nach der Bildungsweise von *custos*.

Zunächst das W. Bast *liber*, verw. zu goth. *bansti* die Scheune, heisst eig. das Flechtwerk, (wie Hürde = *crates)*; gehört zum zd. *basht.*[5]) Das zweite Wort das wir hieher ziehen wollen, ist die „Last", finn. *lasti*[6]) die Schiffsladung; entstand aus Lad-t und gehört zu goth. *lath-ôn* beladen. Ebenso das W. Frist, aus Frid-t, verw. zu goth. *frithôn* befriedigen, *pacare*, (woher *payer* zahlen). Der Sauerteig führt auch den Namen der Beist. Beist aber bildete sich aus *beit-t*, gehört zu goth. *beit-an* beissen, scharf sein, skr. *bhêd-*. Das Wort Hast, d. h. Unruhe, *properatio* erklärt sich trefflich aus skr. *kad-*, *kand-* = bringe in Unruhe. Das Adj. feist heisst eigentlich fett gemacht, denn es formte sich aus fet-t = *saginatus*, *obesus*, verw. zu slav *pit-a-ti saginare*, vergleichlich zu engl. *to astonish* aus *attonare* oder *adtonare.*

In der Kuhnischen Zeitschrift wurde unlängst der Familienname Gneist mit Funke erklärt. Es wurde als verwandt zu althd. *ga-hnaista* hingestellt, altpreuss. *knaistis* der Brand, *titio*. Nun aber *hnaist-*, *knaist-*, steht zunächst für *hnaid-t* . . und ist die gesteigerte Form für *hnid-*, *knid-*, womit zusammenhängt *nitor* f. *cnitor*, *nitidus*, *κνῖσσα* f *κνιδτ*, altslav. *gnět-i-ti* anzünden.[7]) S. Grimm W. B. IV 593.

Diesem *s* in Last, Bast . . kann das gothische *z* entsprechen.

Zu „*cust-*" steht also das goth. *huzda* der Hort, der Schatz; denn das goth. *z* wechselt auch mit dem harten *s*, z. B. *vizôn epulari*, verw. zu *ves-cor*; *hazjan laudare* = skr *pra-çaṁs-âmi laudo; razda* die Sprache, skr. *ras-âmi clamo*; *gazda* der Stachel, f. *ghas-*, verw. zu *has-ta*, skr. *hiṁsâmi*, (f. *haṁsâmi*) *laedo*. Goth. *haizis Genit.* der Fackel, *Nom. hai-s* die Fackel, verw. zu mhd. *hei-e* ich brenne; goth. *fairzna* = skr. *pârshni* die Ferse. Und wie eben das skr. *pârshni-* f *pârsni* bot, so

---

[5]) Daher ein Bastard, *le fils de bast*, der auf dem Saum d. h. angeschnallten Sattel Geborne. — [6]) Hieher der Ballast, isl. *barlast*, eig. Wogenlast, die der Wogen wegen eingelegte Last, *bar* die Woge.

[7]) Ueber die Steigerung *gnait-* aus *gnit-* vergl. skr. *sêka* d. i. *saika effusio*, von *sic' effundo*; *pêça*, d. h. *paiça* = althd. *fêh ποικίλος*, von *piç- ποικίλλειν; sênâ f.* d h. *sainâ* das Heer, eig. die Bande, von *si-n-ômi* ich binde; *khêd-ayâmi* d. h. *khaid-* ich beunruhige, *κήδ-ω*, von *khid-âmi*; *wêdayâmi* ich mache zu wissen, von *wid-* = goth. *vitan*. So auch das goth. *causativum* z. B. in *urraisja* ich mache aufstehen, von *ris-* = *to rise; hnaivja* ich erniedrige, von *hniv-* ich neige mich. Das W. *gaesum hasta* wurde aus *ghi˜s*, *hiṁs- ferio*, *laedo*, woher bair. die Gaisel, die Geis-el.

kann von Schmeller das bair. der Kouscht zu *cust-*, *huzd-* gezogen werden, (für Hurt, verw. zu Hort[8]).

Die Frage aber, ob dem *k* in *kudh-* das *h* in *huzd* entspreche, wird bejaht. Dem skr. *kudh-* steht das ags. *hyd-an* bergen, *to hide* lautlich eben so richtig zur Seite, wie Horn zu *cornu*, *κέραϝος* zu Hirsch, *hana* der Hahn zu *can-tor*, die Haf-t zu *cap-tus*, der Halm zu *calamus*, die Haut zu *cutis*, hart zu *κάρτα* oder *κρατ-*, goth. *huhrus* der Hunger zu skr. *kâñx-âmi desidero*. An diese bekannten Beispiele lassen sich noch anfügen: althd. *huoh-ôn* verlachen, verhöhnen, zu skr. *kakh-âmi καγχαλάω*; altn. *hadh* die Schmähung, skr. *katth-ê* ich schelte, verw. *κωτ-ίλλω*; goth. *hilpan* = skr. *kalpayâmi* verhelfe zu etwas; althd. *hous-to* der Husten = skr. *kâs f. tussis*; mhd. *hiuz-en* lärmen, schreien, verw. zu skr. *kud-*, *kôd-ayâmi* ich lüge, *κυδ-άζω* ich schmähe, *κυδοιμός* der Lärm; das Gehäuse = skr. *kôça*, *kôsha*; ags. *hrût-an* rauschen = *krand-âmi*; ags. *hasu* grau = *cas-cus*, *canus* (f. *casnus*); der Hummer = *κάμαρος*. Das goth. *hi in hi-mma daga* = heute, das engl. *he*, *hi-s suus*, *hi-m* = ihn zieht Bopp zum Pron. *ki-m* (= *quis*), lat. *hi-c*[9]). Goth. *hei-mr* = *κώμη*; althd. *hi-wa uxor* = *ἄ-κοι-τις* die verhei-rathete.

Nun muss aber noch besonders bemerkt werden, dass im Skr. auch *guh-* für *guhd-* steht, also das *d* vor *h* abgeworfen wurde. Analogien bieten sich noch in skr. *gâh-* aus *gâhd-* = tief; in *ruh-* = aufgehen, enstehen, *to rise*, verwandt zu *λυθ-* (f. *ῥυθ-*) = *to rise*, reisen, in *ἔ-λυθ-ον* ich reiste, ging. Skr. *rôhita* roth, röthlich, lautete früher *rudhita* = *ἐ-ρυθ-ρός*, später wandelte es sein *r* in *l* und wurde *lôhita* = *rohita* = *rudhira*[10]). Dessgleichen noch *rahita relictus*, *privatus*, aus *radhita*, woher *rahas n* das Geheimniss, verw. zu *λάθ-ρα* f. *rahdra*; mit *radhita* aber wird mit Recht lit. *leid-mi relinquo*, *desero* verbunden, und von einem *ladh-ita relictus* leitet sich engl. *lith-er* lose, *solutus*, led-ig. Bopp und Leo Meyer erklären das skr. *hu-*, *ǵu-hô-mi* ich opfere, aus *dhu-* = *θύ-ω*. Besonders wichtig aber ist skr. *hita*, gut, eig. gesetzt, geordnet = *εὐ-θη-νῶν* = *εὐ-θή-μων*. *Hita ist Part. pass.* aus *dhita* eig. *θε-τός*, f. *dhâta*, (wie lat. *praestitum* f. *praestatum*, skr. *sthita* = lat. *status*.) Von eben diesem Verbum *dhâ-*, *da-dhâ-mi* = *τί-θη-μι* = ich thu-e stammt die Partikel *dhâ*, verkürzt *dha* und *ha*, eig. gesetzt, ge-tha-n,

---

[8]) Goth. *huzda* wird von *Fick* zu skr. *kôshtha m. n* = die Kammer, Eingeweide gezogen. Der Baier sagt auch Bascht für Bart, hascht für hart, der Gescht von Germ. —

[9]) Benfey, (Gramm. § 373, S. 331) stellt *hi-c* zu skr. *hi* = *γε*. —

[10]) Das *r* und *l* wechseln auf gleiche Weise in skr. *rudh- prodire*, *nasci* = altslav. *rod-i-ti* = *generare*, russ. *na-„rod“ gens*, *natio*, = althd. *liut populus*, *gens*, die Leut-e = *les gens*, (f. *riut*.., goth. *lauth-s homo*).

gelegt,[11]) zusammenhängend mit *dhâ* in *dwi-dhâ* in zwei Theile, zweifach, = *δί-χα* f. *di-dha*[12]). Hieher ist noch zu setzen skr. *saha* = *ved. sa-dha cum*, mit, *ἅ-μα*. S. *unio*. Das skr. *sa-* in *saha* ist ferner das *ved. ha*, woher *ha-dha ibi*; skr. *i-ha* = hier aus *i-dha*, woher *ἰθαιγενής* eig. hier =, d. h. eingeboren. Das Suffix *-dha* in *i-dha* bewahrt das griech. *-θα* in *ἐνταῦ-θα* = *iha*.[13])

Alle diese Formen auf *-ha*, (f. *-dha*) sind mit *dhâ*, *da-dhâ-mi*, zusammenzuhalten. — Ein anderes Suffix ist das *-hi* des Imperat., auch aus *-dhi*. Daher z. B. skr. *çru-dhi* = *κλῦ-θι*, *yuñg-dhi* = *ζεύγνυ-θι;* aber *âpnu-hi recupera*, *dê-hi* = *δίδο-θι*, *êhi* = *ἴθι*, *dhê-hi* = *τίθετι*. Das griech. *δείκνῦ* wohl aus *δεικν-vh* = *δείγνυθι*. Was die Herstammung dieses Suffixes anlangt, so sagt Koch in seiner „histor. Grammatik der engl. Sprache" § 56, dass *-dhi* aus *twa* = du hervorgegangen. — ?

Indem wir uns nun an diese Beispiele halten, werden wir zur Erklärung des wichtigen Zahlwortes *sahasra* = *mille* gelangen. Das *sa-* heisst „ein", (s. Art. *unio*) und *has* wird auch für *-dhas* stehen und eig. *sa-dhas-ra* gelautet haben.

Was heisst nun dann *sa-dhas-ra?* Das *dhas* bedeutet einen Satz, Einsatz u. dgl., gehört zu *da-dhâ-mi* = *τί-θη-μι*, steht also in nächster Verwandtschaft zu skr. *dhă-na n* der Einsatz, der Preis, der Kampfpreis, dann namentlich der Ueberschuss, das Plus. Das Suffix *-dhas* = *-hita* in der Bedeutung gesetzt begegnet im skr. W. *purô-dhas* in der ganz gleichen Bedeutung von *purô-hita* der aufgestellte Priester.[14]) Das Compositum *sa-dhas* wird also „ein Gesetztes" bedeuten. Am stammverwandten *dhâ-man n* mag auch einige Aufklärung über den Gehalt des W. *sadhasra* erzielt werden. Es ist ein Subst. auf *-man* = lat. *-men*, wie *nâ-man n* = *nô-men*, wie *wart-man* der Weg, eig. der betretene; wie *wêç-man n* das Haus, eig. das besuchte, von *wiç-* einkehren. Bopp, (vergl. Gramm. § 796) erklärt *dhâ-man* als das Haus, als gemachtes, gebautes, wie *sê-men* der Saame, etwas gesätes. *Dhâman* bedeutet aber ausser Haus namentlich eine Schaar, einen Haufen, verw. zu gr. *θαμά* in Haufen, häufig, *θαμάκις* schaarenweise, dann mit *θω-μός* = *θη-μών* der Haufe. Unser *dhas* also in *sa-dhas-ra*, zunächst zu *θεσ-μός* der Satz, die Satzung, das Gesetz stehend, bezeichnet:

[11]) Vergl. Bf. Gramm. § 614 IV. — [12]) *dhâ instrum*, *dha neutr. pl.* oder verkürzt aus *dhâ*. S. Benfey II 220. Bf. Gr. S. 238. — Zu *hita* f. *dhita* setze noch skr. *â-hiti* aus *â-dhiti* die Auflegung, das Aufgelegte, = *ἀνά-θη-μα*. —

[13]) *ἐνταῦθα* besteht aus *ἐντ-αυ-θα*, d. h. *ἔντα αϝα* (= *awa* in *aufero*, *au-fugio*) *-θα*. Vergl. K. VII 70.

[14]) Aus *puras* = vor, *prae-* und *hita positus*, so dass also *purôdhas*, *purôhitas* genau unserm Worte Probst (aus *praepositus*) gleich kömmt. (Zu *dhas* in *sa-dhas-ra* *μύριοι* lässt sich *ἀ-θέσ-φατος* = *μυρίος* setzen, *-φατος* wie in *δίφατος* = *διφάσιος* = *bifarius*, zweimal gezählt.

„ein Satz“, „eine Schaar“, „ein Absatz“, bair. G'sätzl, (s Schm. III 295), und da das skr. W. *dhâ-man* in unserm Suffix -thum, z. B. Christenthu-m, Heiden-thu-m d. h. Heidenschaar liegt, so wird in dem Sprachforscher der Wunsch rege, auch „Ein-thum“ = *sa-dhâman*, d h. Einheit sagen zu können.

So viel über *sahasra*, aus *sadhasra* erklärt. Folgendes noch als Nebenbemerkung.

Organisch richtig wäre auch der Ansatz *saghasra* = *sahasra*, wie *aham* = ich f. *agham* = *ἐγών;* wie skr. *hanus* die Wange f. *ghanus* = *γένυς;* wie skr. *haṁsa anser* f. *ghaṁsa* die Gans; wie *har-yâmi* ich liebe, *χαίρω*, f. *ghar-* = goth. *geir-an* ger-n haben, begehren; wie skr. *han* f. *ghan-* schlagen, woher das Suffix *-ghna* tödtend erschlagend, zu *han* gehörig, z. B. *dharma-ghna* das Gesetz vernichtend, = *ghâta* aus *hanta*, z. B. *gôghna* oder *gôhâta* der Kuhschlächter. Nun konnte dieses *ghan han* durch *s* erweitert werden und *haṁs-*, *has*, entstehen[15]). Und wirklich besitzt das Sanskrit das Verbum *hiṁsâmi*, (f. *haṁsâmi*) ich schlage, woher die Geis-el, verw. zu goth. *gaisa* der Speer. Mit diesem Thema *hâṁs*, *has* kann *has* in *hasra*, *sahasra* zusammengehören. Nehmen wir z. B. das verwandte *â-hanas* üppig, strotzend, eig. vollgestopft, (s. Petersb. W. B. I 746). Das von *han* stammende *adj. ghaná* bedeutet fest, fest zusammengeschlagen, dann dick, compact zusammengefasst, voll, all. Als Subst. heisst *ghanam n* eine compacte Masse, daher auch dichte Wolke. Mit dem modificirenden *s* kann nun *ghaṁs*, *sa-ghaṁ-s*, *sa-ghas*, *sahas-* „eine Vollzahl“ bezeichnen.

Im weiteren Suffixum *-ra* des Wortes *sahas-ra* erkennen wir das gr. *-ρός*, das lat. *-rus* oder *-er*, *ra*, *rum*, z. B. *dip-ras* leuchtend, = *λαμπ-ρός;* lat. *gna-rus* kennend, goth. *beit-ra* beissend, woher bitt-er. Oder es verleiht seinem Worte die Bedeutung des Besitzes, des Begabtseins, z. B. *açma-ra* steinig, (*açman* der Stein); *madhu-ra* süss, (verw. zu *μέθυ*); zd. *çrî-ra* glücklich, (*çrî* das Glück). Daher kann *-ρός* die passive Bedeutung enthalten, als *ἐχθ-ρός* verhasst, eig. *ἔχθραν ἔχων;* lat. *sac-er* die Weihe besitzend, geweiht; *δῶ-ρον* = *datum*, *ἄλευ-ρον* das Gemahlene, *τέφ-ρα* die gebrannte Asche.

Sahas-ra also: „eine Fülle besitzende“ Zahl. — Nun wieder zu *custos!*

Die Endung *-ods* in *custo(d)s* führt auf ein Thema *custo-o* zurück, wie *aegrotus* nicht von *aeger aegra* aus, sondern von einem zu supponirden *aegroo* erklärt werden kann.

---

15) Das dem *han* angesetzte *s* in *haṁs*, resp. *hiṁ-s*, ist zu vergleichen mit *βιβά-σ-θω*, lit. *ei-s-mē* = *οἶμος*; goth. *thram-s-tein* die Heuschrecke, eig. *trem-ula; alabrun-s-ti ὁλόκαυστον; maih-s-tu* der Mist, zu *mêhâmi mingo*; *fulh-s-nja* das Verborgene, von *filhan φυλάσσειν;* die Brem-s-e = die Breme; brum-s-en = brummen; win-s-eln zu weinen, grin-s-en = *to grin*; bair. brim-s-eln = brennen; der Much-s-el = Meuchler.

Das *d* ist rein *euphonisch*. Vergl. Curtius S. 566 . .

Was endlich soll von dem Schluss-*S* in *custo-s* zu sagen sein?

Ist dieses das nämliche *-s* wie in dem Nominat. auf *a-s* z. B. skr. *açwa-s* das Pferd, (eig. Pferd-das); *dêwa* = *deus*, Gott, *dêwa-s* aber, aus *dêwa-s(a)*, bedeutet „der" Gott, *ὁ θεός* (eig. Gott „der", *ὁ θεό-*, *god*-„*the*"). Goth. *vulf-* = Wolf, *λυκο-ς* Wolf- der, *vulf-s* aber *λύκο-ς* = „der" Wolf, (eig. Wolf- „der", denn das *-s(a)* ist nichts als das skr. *Demonstrativum sa* = goth. *sa* = „der", *ὁ* (aus *sa* wie *ὁδ-ός* zu *sad-* = gehen), und wurde eben *dêwa-* mit „Gott", *dêwa-s* aber mit „der" Gott, *ὁ θεό-* oder *θεό-„ς"* gegeben, weil der *postpositive* Artikel „*s*" der, *the* heisst. Das *Feminium* des *sa* hat im Skr. *sâ* = sie = *ἁ*, *ἡ* (f. *sā*). Nach Wackernagels Bemerkung liegt dieses *sa*, *sâ* im deutschen die-se-r, die-se, die-se-s, also ganz vergleichlich mit *οὗτος* = dieser, das auch in *ο-υ-τος*, d. h. *ὁ* = *sa-u*) = *-υ* z. B. in *πάν-υ*, skr. *-u* z. B. *kim-u* = (*τί δή*, *quid tandem*), *το-ς* = *-te* in *is-te* zu zerlegen ist. Ausserdem begegnet unser hier als Suffixum verwendetes *-sa*, *-sā* im altlat. *su-m* = *eum*, die-se-n; fem. *sa-m* = *eam*, die-se; *so-s* = *eos*, die-se. Dieses *apocopirte -sa*, d. h. *-s* liegt nun auch im *-s* des Femininum, z. B. *custod-s* die Hüterin, *dos* f. *dâta-sâ*; skr. *mati-s* = *μῆτι-ς*, eig. *mati-sâ* = die-se-r Sinn, diese Meinung.

So viel in Kürze über den Nominat. *Sg.* Der Sanskr. Nominat. *pl.* z. B. von *dêwās deus* heisst *dêwâs dii*, *vedish* aber lautet er *dêwâsas*, also um ein -„*as*" mehr als im Sanskrit. *Sa* heisst „der" oder „er" = *ὅς*, z. B. in *ἣ δ' ὅς* und *dêwâs-as* könnte *etymologisch* zerlegt werden in *θεο-ὅς καὶ ὅς*, nämlich *dêwa-„s"* = *θεό-„ς"* = „der" Gott, *dêwâ„s"-a„s"* aber = „der" Gott und „der", also nicht einer, sondern mehrere.

Wie aber dann wenn fast durchaus der Plural bloss durch Ein Suffixum gebildet erscheint? Diese Beobachtung machten wir so eben im Sanskrit und das griech. *πατέρες* enthält das nämliche Scluss-*S* wie das skr. *pitaras* = *patres*. Das goth. *sunjus* die Söhne, (für *sunivas*), zeigt uns auch wieder dieses einzige *s*, um eine Mehrheit auszudrücken. Im Althd. begegnet uns *Turcelingas* die Turzelinger, *Bawarias* die Baiern, wie man noch die Kerl-s, die Jungen-s, die Mädel-s hören kann. Das Dorf Eching unweit Freising hiess alt *Ehingas*, d. h. die Leute vom Orte, wo Rosse (*ehu*, s. Art. *equus*) gehalten werden.

Sehr ansprechend ist darum Koch's Vermuthung, der S. 394 das *plurale -s* nicht zum Demonstrativum *-sa* = der . ., sondern zur Partikel *-sa* = *si-mul*, *ἅ-μα*, *ὁ-μοῦ*, *ὁ-μιλία* zu ziehen geneigt ist. Dieses Suffixum *-sa* ist das nämliche, wie das *praefixum sa-* = *ἁ-* oder *ἀ-*, welches das *ἁ ἀθροιστικόν* heist, weil es eben den Begriff des *ἅ-μα*, des *ὁ-μοῦ*, der *ὁ-μιλία* enthält. Wenn also dieses *athroistische* Suffixum z. B. zum

Pronomen *ma* = ich (frz. *moi*), tritt, um so zu sagen eine Ich-heit, das Ich *ἀθροιστικῶς* zu bezeichnen, so finden wir skr. *tudâ-ma-s* = *tundi-mu-s* = *τύπτο-με-ς*, gleichsam *tudamâ-„sa"* = *τυπτο-μ-„ά"-μα*.

Zehetmayr.

Grundriss der Geographie für höhere Lehranstalten von Dielitz und Heinrichs. Zweite Auflage, besorgt von J. E. Heinrichs. Berlin 1873. Carl Dunkers Verlag. S. S. X. und 282.

Bei Bearbeitung des vorliegenden Grundrisses der Geographie waren für die Herausgeber die Forderungen massgebend, welche an den geographischen Unterricht in Militärbildungsanstalten, in Real- und höheren Bürgerschulen gestellt werden. Soll der geographische Unterricht in höheren Schulen seinen Zweck erreichen, so ist die Forderung unerlässlich, dass der Schüler auf allen Stufen einen seinem Alter angemessenen Totaleindruck erhalte. Daher sind die Verfasser bemüht gewesen, von jedem Erdteile und Lande ein möglichst in sich abgeschlossenes, klares und deutliches Bild zu geben. Sie stellten besonders bei Angabe der vertikalen Gestaltung der einzelnen Erdteile zuerst die Umrisse des Bildes voran und liessen dann die weitere Ausführung desselben im Einzelnen unmittelbar darauf folgen.

Nur zu billigen ist es, dass die Verfasser alle historischen Skizzen fortgelassen, auch von den bisher so beliebten historischen und literargeschichtlichen Notizen bei einzelnen Oertern Abstand genommen und die Anführung sogenannter Merkwürdigkeiten einzelner Städte unterlassen haben, da dieser blosse Gedächtnisskram unfehlbar die Anschauung der Jugend verwirren muss. In der Behandlung der mathematischen und physikalischen Geographie zeigt sich der pädagogische Takt der Herausgeber in hervorragender Weise. Die beiden Kapitel, welche die astronomische (mathematische) und physikalische Geographie behandeln, können auch in den obersten Klassen als treffliche Grundlage für den weiter ausführenden Vortrag des Lehrers dienen. In der politischen Geographie wurde eine ausführliche Darstellung Preussens gegeben. Wir wünschen bei einer neuen Auflage, dass diese eingehendere Schilderung sich auf das ganze deutsche Reich erstrecke.

Dem sorgfältig bearbeiteten Grundriss der Geographie wünschen wir eine recht weite Verbreitung im deutschen Reiche.

Einzelne unrichtige und ungenaue Angaben werden in der nächsten Ausgabe ihre Berichtigung finden. Statt der Schreibweise: Baiern (p. 247 u. s w.), Würtemberg, (p. 249 u. s. w.) wird die officielle Bezeichnung: Bayern, Württemberg aufzunehmen sein; der Name „Baierwald" (p. 213) als Fortsetzung des Böhmerwaldes ist in Bayern nicht gebräuchlich, daher ist der Name „bayerischer Wald" zu setzen; Wurmsee (p. 166), Algaueralpen (p. 171), Algauer Ill (p. 221) sind in Würmsee, Algäueralpen, Algäuer Ill zu ändern; „die" Eisack (p. 181) ist in „der" Eisack zu verwandeln; statt Pesth (p. 235) ist „Pest" zu schreiben (s. Blätter für das bayerische Gymnasialwesen V. Band, p. 232). Der greuliche Name „Vogesen," der auf deutschen Schulbänken deutscher Gründlichkeit zum Trotz eingewurzelt ist (s. Kirchhoff, Zeitschrift für das Gymnasialwesen XXV. Jahrgang 1871 p. 209), findet sich auch in dem vorliegenden Grundriss p. 217, 247, 253 und muss durch „Wasgenwald" verdrängt werden.

Landshut. Kraus.

Literarische Notizen.

J. Riedel, Französische Lese- und Conversations-Uebungen im Anschluss an die Grammatik in 3 Teilen. I. Teil. Elementar-Cursus Mannheim und Strassburg. Bensheimer 1872.

Graf's Aufgaben zur Uebung des französischen Stils für die obersten Klassen höherer Lehranstalten, durchgehends neu bearbeitet von Dr. A. Bräutigam und Dr. O. Knauer. Erste Abteilung. Lpz. Hartknoch.

Joh. Adelmann. Praktisches Lehrbuch der französischen Sprache zum Schul- und Privat-Unterricht. Nach einer neuen und leichtfasslichen Methode mit besonderer Rücksicht auf Anfänger. II. Cursus, I. Abteilung.

C. Schreiber. Die Lectüre als Grundlage der französischen Grammatik und Conversation. Für höhere Töchter- und Bürgerschulen, die mittleren und unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen für Seminarien und zum Privat-Studium. Braunschweig. Wreden.

Emile Souvestre. Le philosophe sous les toits. Journal d'un homme heureux; ouvrage couronné par l'Académie française. Mit grammatischen und sachlichen Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche für den Schul- und Privat-Gebrauch von Dr. Ed. Hoche. Lpz. Fleischer. 1872.

J. P. Magnin et A. Dillmann. Compendium de grammaire française rédigé au point de vue spécial de l'enseignement de la langue française en Allemagne et destiné aux classes supérieures des établissements d'instruction publics et particuliers. Wiesbaden, Bischkopff. 1872.

Sachs, encyclopädisches Wörterbuch der französisch-deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischem System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Schluss-Lieferung. Hiemit ist ein lexikalisches Werk von ausserordentlicher Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit vollendet Es enthält bedeutend mehr Artikel als die umfangreichsten bisher bekannten Dictionnaires. Für alle Fächer sind sämmtliche Specialitäten enthalten. Ausgezeichnete Angabe der Aussprache, Synonymen und Volkssprache. Aufs beste zu empfehlen.

Sachs' encyclopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Tuossaint-Langenscheidt. Hand- und Schulausgabe. I. Teil: Französisch-Deutsch. Berlin, 1874. Langenscheidt's Verlags-Buchhandlung. Preis 1½ Thlr. Die alte Klage, dass die für den Schul- und Handgebrauch bestimmten französischen Wörterbücher nicht genügen, hat den Verf. des grossen encyclopädischen Wörterbuches der französ. und deutschen Sprache (vgl. VI. Bd. S. 113 und öfter) veranlasst, neben jenem reichhaltigen Werke einen kürzeren, für den Schul- und Handgebrauch ausreichenden Auszug zu veranstalten, in der Weise, dass die seltener vorkommenden, wissenschaftlichen und rein technischen Wörter weggelassen, dagegen alles beibehalten wurde, was der allg. Literatur und Umgangssprache angehört. Die „Hand- und Schulausgabe" ist demnach ein ausreichendes, zweckentsprechendes Unterrichtsmittel für Gymnasien und Realschulen, sowie ein für das gewöhnliche Leben genügendes Fremdwörterbuch. Wie das grössere Lexikon, so enthält auch dieses eine vollständige

Aussprachebezeichnung bei jedem Worte; für diese, wie für die sonstigen zahlreichen Mitteilungen sind die gleichen Abkürzungen wie dort angenommen.

In der Weidmann'schen Sammlung griech. und latein. Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen sind in neuer Aufl erschienen:

M. Fabii Quintiliani institutionis orat. lib. X. Erklärt von E. Bonell. 4. Aufl. Der Text ist von neuem verglichen und schliesst sich an mehreren Stellen noch genauer als bisher an den codex Bambergensis an Auch sonst zeigt sich überall die nachbessernde Hand.

Cicero's ausgewählte Reden von K. Halm. III. Bdchen. (Die Reden gegen Catilina, für. Sulla und für Archias). 8. Auflage In einzelnem berichtigt und verbessert.

Sophokles von Schneidewin-Nauck. VI. Bdchen. Die Trachinierinnen. 4. Aufl. Die neue Aufl. hat namentlich durch Benützung der epochemachenden Bearbeitung der Trach. von Blaydes (London und Edinburgh 1871) gewonnen.

Hand- und Schulatlas über alle Theile der Erde in 22 colorirten Karten von V. F. Klun. Freiburg i. B. Herder'sche Verlags-Handlung, 1873. Preis 1 Thlr. 25 Sgr. Das schon bei seinem ersten Erscheinen in diesen Bl. (V, Jhrg S. 315 f.) empfohlene Kartenwerk ist in der gegenwärtigen dritten Aufl. neu durchgesehen und verbessert

Die Annalen des Tacitus. Schulausgabe von Dr. A. Dräger. I. Bd. Buch I -VI. 2. Aufl. Leipzig bei Teubner 1873. Die neue Aufl. ist im einzelnen vielfach berichtigt, im Ganzen hat sie ihren Charakter beibehalten, wonach die grammatisch-stilistische Seite des Schriftstellers vorzugsweise ins Auge gefasst ist.

Deutscher Liederhain. Auswahl von 134 der schönsten Volksweisen mit Original-, und untergelegten Texten für Schule und Leben. Herausgegeben von C. Kienholz und R. Lindemann, Lehrern in Potsdam. 14. verbesserte und vermehrte (Stereotyp-) Auflage. Pr 5. Sgr. Potsdam 1872. Verlag von Aug Stein. 96 S. in kl. 8.

Sammlung von Liedern und Gesangübungen für den Unterricht in höheren Schulanstalten, bearbeitet von Carl Stein, Musikdirektor am Gymn. zu Wittenberg. Potsdam, 1873. Verlag von Aug Stein. I. Heft, enthaltend ein- und zweistimmige Gesangübungen und Lieder. 4. verbesserte und vermehrte Aufl. 119 S. in kl. 8: II. Heft, enthaltend zwei-, drei- und vierstimmige Gesangübungen und Lieder. 2. verbesserte Aufl. 96 S. in kl 8.

Deutsche Volks- und Vaterlandslieder für Männerchöre komponirt oder bearbeitet und dem einigen Deutschland in seinen Militärchören, Liedertafeln, Seminarien und Gymnasien dargebracht von Carl Stein. Potsdam 1872. Verlag von Aug. Stein. I. Heft: Kriegs- und Friedens-Lieder. Preis 6 Sgr.

Perlen deutscher geistl. Weisen. 34 Melodien von J. W. Franck, Ph. E Bach, Händel, Naumann, Beethoven etc. Für gemischte Chöre mit besonderer Berücksichtigung der Gymnasien und höheren Unterrichtsanstalten bearbeitet und dem kgl. Domchor zu Berlin zugeeignet von C. Stein. Pr. $7^1/_2$ Sgr, Potsdam, 1871. Verlag von Aug. Stein.

Hebräisches Schulbuch von Lic. Dr. W. Hollenberg. 3. Aufl. bearbeitet von Joh. Hollenberg. Berlin; Verlag von L. Steinthal. —

Das Büchlein enthält auf 126 Seiten ein Vocubularium in alphabetischer Folge, den notwendigsten grammatischen Stoff, Uebungs- und Lese-Stücke (pros und poet.) und bietet somit in einem Bändchen alles, was für Anfänger im Hebräischen gewünscht werden kann.

Erzählungen aus der alten Geschichte von Dr. L. Stacke. I. Teil. Griech. Geschichten. 10. Aufl. II. Teil. Römische Geschichten. 9. Aufl. Oldenburg, bei Gerh Stalling. 1873. Das Büchlein darf als bekannt vorausgesetzt werden; es eignet sich zur Lektüre für Schüler der untern Lateinklassen. Die neue Aufl. bietet neben einem unveränderten Texte Karten vom alten Griechenland, vom alten Italien und vom römischen Weltreiche.

Jugendfreund. Lesebuch für Mittelklassen. Herausgegeben von H. F. Munderloh, C. H. Kröger, F. Poppe und M. Bücking. Oldenburg, 1873, bei Gerh. Stalling 240 S. in 8. Das Buch, teils Prosa, teils Poesie, eignet sich für die Elementarschule. Es enthält in 2 aufsteigenden Unterrichtsstufen je 4 nach den Jahreszeiten geordnete Gruppen, worunter reicher Stoff zur Aufsatzbildung ist. Ein Anhang bietet Sprachübungen zum mündlichen und schriftlichen Gebrauche.

Lexikon zu den Reden des Cicero mit Angabe sämmtlicher Stellen von H. Merguet. I Bd. 1. Lfg. Jena, Mauke's Verlag. 1873. Dieses Lex. hat den Zweck, den gesammten in den Reden Cicero's enthaltenen Sprachstoff in der Weise vorzuführen und zugänglich zu machen, dass er mit Leichtigkeit übersehen und benutzt werden kann. Es sind daher bei der Ausarbeitung desselben Vollständigkeit und klare Anordnung des Materials angestrebt worden, so dass für jedes Wort alle Stellen aus den Reden in dem für das Verständniss erforderlichen Zusammenhang angeführt werden und zwar in syntaktisch-phraseologischer Ordnung. Zu Grunde gelegt ist der Text von Kayser; auch werden die wesentlichsten Varianten, wie sie diese Ausgabe bietet, jedesmal in dem Text selbst hinter dem betr. Worte zwischen Klammern angegeben. Das ganze Werk soll etwa 40 Lfgen. à 5 Bogen (Lex.-Form) zum Preise von 20 Sgr. per Lfg umfassen, so dass jährlich durchschnittlich 6 Lieferungen erscheinen.

Tiberius und das Erbe des Augustus. Von M. Beulé. Deutsch bearbeitet von Dr. Eduard Döhler. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. 150 S. in 8. Das Werk ist von demselben Verf. und nach denselben Grundsätzen bearbeitet, wie das S. 110 des IX. Bds. dieser Bl angezeigte: „Augustus, seine Familie und seine Freunde“. In dem Streite über den Charakter des Tiberius tritt Beulé auf Seite derer, die an dem Urteil des Tacitus und Dio Cassius festhalten.

Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter. Von der Gründung des fränkischen Reichs bis zum Untergang der Hohenstaufen. Mit fortlaufenden Quellenauszügen und Literaturangaben. Ein Hülfsbuch für Geschichtslehrer an höheren Unterrichts-Anstalten und Studierende. Von Dr. Gustav Richter, Prof. am Gymn. zu Weimar. I. Abteilung: Annalen des fränkischen Reichs im Zeitalter der Merowinger. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. 230 S. in 8. Das Buch ist für solche Lehrer bestimmt, welche den Geschichtsunterricht neben anderen Berufsarbeiten zu erteilen haben und darum nicht in der Lage sind, umfassende Quellenstudien über weite Gebiete anzustellen. Der Verf. stellt für einen wichtigen Abschnitt der deutschen

Geschichte in knapper Form dasjenige zusammen, was für eine quellenmässige Auffassung der geschichtl. Vorgänge unentbehrlich ist, so dass der Lehrer in den Stand gesetzt wird, da wo er tiefere eigene Studien nicht machen kann, sich über die quellenmässige Grundlage und den Stand der Forschung zu orientieren und vor überlieferten Irrtümern zu bewahren. Hiezu wurde die tabellarische Form der Darstellung gewählt; es stehen die wichtigsten Ereignisse in annalistischer Kürze nach Jahreszahlen geordnet obenan, an sie schliesst sich zur Erläuterung ein Kommentar an, der einerseits die quellenmässige Grundlage der betr. Thatsachen durch Hinweise auf die Quellen und Auszüge aus denselben gibt, andererseits die wichtigste Literatur anführt und bei kontroversen Punkten über den jedesmaligen Stand der Forschung zu orientieren sucht. Ohne diejenige Vollständigkeit zu bieten, welche bei einem Werke, das ausschliesslich der gelehrten Forschung dient, gefordert werden muss, wird, da die Quellenwerke des Mittelalters weniger zugänglich sind als die Schriftsteller des Altertums, der Quellenstoff in grösserer Ausdehnung mitgeteilt als dies z. B in den Peter'schen Zeittafeln für die alte Geschichte geschieht. -- Die Ausstattung ist, wie bei allem aus der Buchhandlung des Waisenhauses hervorgehenden, trefflich.

Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwicklung und Erscheinung als heutiger Geschlechtsnamen von Karl Gustaf Andersen. Mainz, Verlag von C. G. Kunze's Nachfolger 1873. 102 S. in 8. Während andere Namenbücher und -Büchlein die heutigen Geschlechtsnamen in Klassen einteilen und ihre Bedeutung angeben oder zu enträtseln suchen, ist hier nach einer wissenschaftlichen Einleitung über Namen überhaupt und deutsche insbesondere der andere Weg eingeschlagen, dass an die alphabetisch gereihten ältern deutschen Stämme, deren Bedeutung und Ableitungen angegeben werden, sich die neueren Geschlechtsnammen reihen und dabei in zahlreichen Anmerkungen auf Grund der reichen neueren Literatur der Sinn oder in manchen Fällen die Vieldeutigkeit der Namen kurz und gediegen erläutert wird.

Kaiser Konrad II. und Heinrich III. Nach Wipo, Herimann von Reichenau und den Altaicher Annalen, dargestellt von Dr. A. Mücke. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1873. 126 S. in 8. Das Büchlein, welches den sechsten Band der „Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter, herausgegeben von Otto Nasemann“ bildet, eignet sich wie die ganze Sammlung für Schülerlesebibliotheken.

Aischyloserzählungen für die Jugend bearbeitet von K. W. Osterwald. 2. Bdchen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. Ein Teil der „Griech. Sagen als Vorschule zum Studium der Tragiker“, für den angegebenen Zweck sehr geeignet.

Von dem Elementarbuch zu der lat. Grammatik von Ellendt-Seyffert. Entworfen von Dr. J. D. Ch. Hennings (vgl. S. 395 des VIII. Jhrggs. dieser Bl.) ist nun auch die dritte Abteilung, Uebungsstücke zur Kasuslehre enthaltend, erschienen, (Halle, Buchh. des Waisenhauses 1873). Es enthält auf 129 S. in 8 teils einzelne Sätze, teils zusammenhängende Aufgaben, mit Vokabeln unter dem Text und einem deutsch-lat. Wörterverzeichnisse.

Geschichtstabellen zum Auswendiglernen entworfen von Dr. Theod. Hirsch, Prof. der Geschichte an der Universität zu Greifswalde. 7. Aufl. Danzig, Verlag von Th. Anhuth. 1873. 33 S. in 8. Pr. 1 Mark. Die Tabellen bieten eine ausgewählte Zahl chronologischer Notizen,

welche jeder Schüler als ein bleibendes Eigentum seinem Gedächtniss einprägen kann und soll. Die neue Auflage (seit 18 Jahren die 7.) ist mehrfach berichtigt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt

Boymann Joh. Rob. Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien, Realschulen und andere höhere Lehranstalten, II. Teil. Ebene Trigonometrie und Geometrie des Raumes. 3 verbesserte Auflage. Köln nud Neuss, L. Schwann'sche Verlagsbuchhandlung, 1873. Vorliegendes Lehrbuch enthält die ebene Trigonometrie ausführlich, die Beziehungen der trigonometrischen Funktionen dreier Winkel, deren Summe = 180°; ferner die wichtigsten Sätze über das sphärische Dreieck, sowie die Geometrie des Raumes, mehrere Uebungsaufgaben über Maxima und Minima der Oberflächen und Volumina der Körper sowie geometrische Oerter. Da jedem Abschnitte Aufgaben über die vorausgegangenen Sätze, nebst den Resultaten, beigegeben sind, so erspart dasselbe eine eigene Beispielsammlung und ist wegen seiner Klarheit und systematischen Anorduung bestens zu empfehlen.

Friedrichs H., Klusmann A. und Logemann Fr., Rechenbuch für Unterklassen. 11. Auflage. Oldenburg Druck und Verlag von Gerhard Stalling, 1873. Dieses Rechenbuch ist in zwei Kurse und diese wieder in Stufen eingeteilt und zwar umfasst im I. Kurs die I. Stufe den Zahlenraum von 1 bis 5, die II Stufe von 1 bis 10 und hier nur Addition und Subtraktion, während die III. Stufe von 1 bis 20 u. s. w. die 4 einfachen Operationen enthält. Bei vernünftiger Behandlungsweise des darin enthaltenen Stoffes wird dasselbe sehr fruchtbringend sein; mit der vorgeschlagenen Bezeichnungsart der Masse und Gewichte jedoch ist Ref. nicht vollständig einverstanden

Steck H. u. Bielmayr Dr. Lehrbuch der Arithmetik. 3. verbesserte Auflage. Kempten. Verlag d. Jos Kösel'schen Buchhandlung. 1873. Die neue Auflage enthält ausser dem Anhange über die neuen Masse und Gewichte des metrischen Systems einige Aenderungen in den Beispielen z. B statt Eimer nur Hektoliter, sowie auch bei dem abgekürzten Rechnen mit Dezimalbrüchen die Addition und Subtraction, ebenso die Division ausführlicher. Da in demselben die Regeln kurz zusammengestellt sind, so wird es sich auch wie bisher einer günstigen Aufnahme erfreuen, zumal es das zeitraubende Diktieren erspart

Harms Chr. Die erste Stufe des mathematischen Unterrichtes in einer Reihenfolge methodisch geordneter arithmetischer und geometrischer Aufgaben I. Abtheilung. Arithmetische Aufgaben 3 Auflage. Oldenburg. Druck nnd Verlag von Gerhard Stalling 1873. Der Verfasser sucht den Schüler durch Fragen im vorliegenden Buche, welches in 3 Abschnitten die ganze absolute Zahl bis zu den Potenzen mit negativen Exponenten, sowie in einem Anhange die einfachen algebraischen Gleichungen und Proportionen behandelt, gründliche Kenntnisse in diesen Teilen der Mathematik beizubringen und ist ihm guter Erfolg zu wünschen.

Neues Geld, Maass und Gewicht. Aufgaben für das schriftliche Rechnen von W. Koch 6 Hefte, sehr zahlreich bereits aufgelegt, im Verlage von L. Oehmigke zu Berlin. Dazu in weitern 6 Heften die „Resultate zu den Aufgaben für das schriftl. Rechnen", von demselben Verfasser. Der Preis für die „Aufgaben" ist mässig: $2^1/_2$—4 Sgr. per Heft zu ungefähr 2 Bogen kl. 8; die Resultate kosten per Heft zu durchschnittlich $1^1/_2$ Bogen 5 Sgr.

Studien zur latein. Grammatik und Stilistik. Von Dr. H. S. **Anton**. Zweites Heft Erfurt. Verlag von C. Villaret. 1873. 211 S. in 8. Pr. 1 Thlr. 10 Sgr. Der auf dem Gebiete der lat. Gramm. und Stilistik rühmlich bekannte Verf handelt in diesem Hefte zunächst von dem Gebrauche der Partikel ut. Er bestimmt, Nägelsb., Krebs, Allgayer u. a. berichtigend und ergänzend, Gebrauch und Bedeutung von est ut -- und — ut est bekräftigend u. dgl., wobei die Fälle hervorgehoben werden, in denen das Deutsche wirklich nicht ausgedrückt. sondern durch die Stellung des Verb. angedeutet wird. Daran reiht sich ut est u. dgl. in begründendem, beschränkendem oder vergleichendem Sinne, ut mit Particip oder Abl. abs., ut qui, quippe qui, utpote, ut solet, solitus, ut fit, fere, paene, prope, ut mos est und ähnl., ut possum, quod possum, natus, exacta aetas (metaphorisch), ut opinor. Den Schluss bildet eine Untersuchung über den Ausdruck des Wortes unmittelbar im Lateinischen. Ueber alle diese Materien sind teils frühere Untersuchungen wieder aufgenommen, teils neue angestellt und wenigstens zu einem vorläufiggen Abschluss gebracht worden. Man muss die Belesenheit und den Scharfsinn des Verf. anerkennen, wenn auch einzelnes, namentlich in dem Kapitel „ut est und Consorten vergleichend“ und unter den Rubriken „ut solet“, „ut (quod) possum“ zum Widerspruch herausfordert. Ein Index erleichtert die Auffindung des verarbeiteten reichen Materials.

Praktische Schulgrammatik der latein. Sprache für alle Klassen der Gymnasien und Realschulen von Prof. Dr. H. **Moiszisstzig**. 7. vermehrte und verbesserte Auflage Berlin 1873. Verlag von Rud. Gärtner. 392 S. in 8. Ladenpreis 26 Sgr. Die neue Aufl. des bekannten Buches ist im einzelnen berichtigt und nach Bedürfniss erweitert.

Deutsches Sprach- und Uebungsbuch fur die erste Stufe des grammatischen Unterrichtes in höheren Lehranstalten. Von **Glöckner** und **Assfahl**. 2 Aufl. Stuttgart 1873. Ob das auf S. 77 des 8. B. dieser Blätter über die 1. Aufl. dieses Buches abgegebene Urteil modificiert werden kann, entscheide der Leser nach folgenden Andeutungen. Flexionsveränderungen werden § 1 § 6. § 19. § 22 (in den Uebungsaufgaben) verlangt, die (ganz ungenügenden) Regeln folgen aber erst § 24 und § 36; von einer Reihe Fremdwörter soll von 10—11jährigen Knaben das Genus bestimmt werden (Aufg. 130). „Sprich“ ist ein Bruchstück eines Satzes; Aufg. 969 sollen Sätze in die Mehrzahl gesetzt werden; nach den Umständen des Ortes, heisst es p. 131, fragt man: wo?... wie breit? wie lang? der zusammengezogene Satz wird (p. 138) als zusammengesetzter Satz erläutert, der übrigens im Buch nicht behandelt ist u. s. w. Die Aufgaben arten oft in Spielereien aus; häufig behandeln sie Leichtes zu ausführlich und Schwierigeres (cf. Aufg. 149) zu dürftig. Der 1. Anhang (Aufgaben zu Aufsätzen enthaltend) enthält (auch für mündliche Behandlung) viel Brauchbares.

Zweitausend Themen für den deutschen Aufsatz stufenmässig geordnet nebst einer Anweisung über Anfertigung von Aufsätzen von Dr. H. **Mensch**. Löwenberg in Schl. Verlag von Gust. Köhlers Buchhandlung. 1873. 83 S. in 8. Nichts ist leichter als Themen zu sammeln, wenn sie, wie hier, ohne jeden Wink für die Ausarbeitung gegeben werden; sie nützen aber auch nicht viel. Auch die für den Lehrer berechnete „Anweisung zum Unterricht in den deutschen Stylübungen“ ist von untergeordnetem Werte.

Die zehn Hirtenlieder der Virgil in freier Uebertragung von Dr. W. Kopp, Direktor des Gymnasiums zu Freienwalde a. O. Berlin Verlag von Jul. Springer 1873. 53 S. in kl. 8. Der Verf. lässt uns durch diese freie Uebertragung, welche er, vor Jahren in 3 Schulprogrammen erschienen, in schöner Ausstattung neu herausgegeben, die reizenden Landschafts- und Sittenschilderungen Altitaliens in dieser neueren Form schärfer vor Augen treten. Die Nachbildung wird auch eine lebendigere Auffassung des feinen und vollen Ausdrucks, wie ihn der nationale Dichter fand, sowie mancher Eigentümlichkeit dieser Jugenddichtungen vermitteln.

Die Elektra des Sophokles für Freunde der klassischen Literatur übersetzt und ästhetisch erläutert von Dr. Ad. Westermayer. Erlangen. Verlag von Andr. Deichert. 1872 204 S. in 8. Das Schriftchen will Fachgenossen einen praktischen Beitrag zur Methodik des Gymnasialunterrichts liefern, Schüler höherer Gymnasialklassen zu selbständigem Studium des Sophokles und dramatischer Werke überhaupt anleiten, ehemalige Schüler des Gymnasiums zu erneuter Beschäftigung mit Werken der klassischen Literatur anregen, endlich denjenigen gebildeten Kreisen, die, ohne Gymnasialstudien gemacht zu haben, die Bedeutung der Antike für unsere Kultur anerkennen, die Kenntniss eines hervorragenden Werkes der griech. Kunst vermitteln. So schwer es im allg. ist, mehrere Zwecke zugleich zu verfolgen, so muss man doch anerkennen, dass es dem Verf. gelungen ist, den verschiedenen Klassen, für die er sein Werk bestimmt hat, des Lehrreichen und Interessanten so viel zu bieten, dass sie davon befriedigt sein müssen. Er erreicht dies durch eine gute (prosaische) Uebersetzung und durch ebenso umsichtige als eingehende Erörterungen alles dessen, was zum Verständniss und zum Genusse des Dramas beiträgt.

Samuel Schillings kleine Naturgeschichte der drei Reiche. 14 Bearbeitung Illustrirt durch mehr als 800 in den Text gedruckte Abbildungen Breslau, Ferd. Hirt'sche Univ.-Buchhandlung. 1873. Preis 1¹/₆ Thlr. Indem wiederholt auf dieses treffliche Schulbuch aufmerksam gemacht wird, sei bemerkt, dass die neue Auflage, namentlich die Bearbeitung des Pflanzenreiches nach dem natürlichen System, abermals vermehrt und verbessert ist.

Uebungsstück zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische in sechs Stufen für mittlere Klassen von Gymnasien, Industrie- und Sekundarschulen bearbeitet von Dr. Herm. Behn-Eschenburg. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Gottfried Kinkel. Zürich, Verlag von Fr. Schulthess. 1873. 220 S. in 8. Die Abstufung ist praktisch, der Stoff reich und anziehend. Die Vokabeln gehen der Aufgabe voraus

Die Elementar-Mathematik für den Schulunterricht bearbeitet von Dr L. Kambly. 4 Theile. Breslau, Ferd. Hirt'sche Universitäts-Buchhandlung. 1873 In den dem Ref. vorliegenden 3 ersten Teilen ist die Arithm. und Algebra (16 Aufl.), die Planimetrie (30. verbesserte Aufl.) und die ebene und sphärische Trigonometrie (9. verbesserte Aufl.) behandelt. Schon die vielen und rasch aufeinander folgenden Auflagen zeugen für die Brauchbarkeit dieses Leitfadens, der so vollständig den Bedürfnissen der Gymnasien entspricht, dass er zur Einführung bestens emphohlen werden kann.

Zum Andenken an Franz Reuter.

Würzburg, 25. August 1873. Heute Abends haben sie einen braven Mann begraben, der es wohl verdient hat, dass ihm ein einfaches Wort dankbarer Erinnerung nachgerufen werde. Der in der Morgenfrühe des 23 August nach langem Siechthum verschiedene Professor Franz Joseph Hermann Reuter, ehemaliger Vertreter der classischen Philologie an der Würzburger Hochschule, war geboren am 26. Januar 1799 in dem nahe bei Aschaffenburg gelegenen Dorfe Damm als der Sohn wenig bemittelter Eltern. Seine Vorbildung empfing er auf dem Gymnasium und Lyceum zu Aschaffenburg, wo namentlich der erst vor wenigen Jahren in hohem Alter gestorbene Merkel auf ihn wirkte. Auf der Universität zu Heidelberg wurde Reuter Schüler des alten Voss und des um zwanzig Jahre jüngeren Creuzer; doch war Reuters Natur der derben und nüchternen Weise, wie sie Voss eigen war, verwandter als dem phantasievollen Wesen Creuzers. Aber auch eine andere Schule hat Reuter in dieser Zeit durchgemacht, die Schule der Entbehrung, an die er sich noch in den spätesten Jahren ohne jede Bitterkeit, aber nicht ohne gerechten Stolz gerne erinnerte. Im Jahre 1822 zog Reuter nach München, wo er sich in dem von Friedrich Thiersch geleiteten philologischen Seminare neben dem durch mannigfache literarische Leistungen berühmt gewordenen, 1867 als Gymnasialdirector in Erfurt gestorbenen J. A. Hartung so auszeichnete, dass ihm schon 1824 eine Lehrstelle und drei Jahre später eine Professur am Gymnasium zu Augsburg verliehen wurde. Noch bevor diese Lehranstalt dem Benediktinerorden übergeben wurde, trat Reuter, noch nicht sechsunddreissig Jahre alt, als Rector an die Spitze des Gymnasiums zu Straubing. Mit welchem Ernste er die ihm gewordene Aufgabe der Gymnasiarchie erfasste, das lehren die klaren Erörterungen, die er dem Straubinger Jahresberichte 1836 vorausschickte, dafür spricht auch das Vertrauen, das er sich bei der höchsten Stelle erwarb. Ein Ausdruck dieses Vertrauens war es, dass Reuter 1843 die Mission erhielt, an preussischen Gymnasien sich persönlich mit der praktischen Durchführung der damals so viel versprechenden und später als so wenig erfolgreich erkannten Ruthardt'schen Unterrichtsmethode vertraut zu machen. Der Inhalt des ausführlichen von Reuter über seine Erfahrungen erstatteten Berichts ist in Form einer Brochüre auch den Fachgenossen zugänglich geworden und hat freilich auch von mancher Seite her z. B. in v. Raumers Geschichte der Pädagogik entschiedenen Widerspruch erfahren. Auch literarisch ist Reuter während der ganzen Zeit seines Gymnasiallehramts für die Schule thätig gewesen. Er schrieb nicht nur in Augsburg und Straubing mehrere lateinische Schulprogramme über die drei grossen Tragiker der Griechen als Repräsentanten des Geistes ihrer Zeit, über den pädagogischen Werth der Lectüre des Sophokles und über einige auf die Kranzrede des Demosthenes bezügliche Fragen, sondern er edirte auch in mehreren Bänden ausgewählte Reden des Demosthenes und des Cicero. Die Art der von ihm gegebenen Erläuterungen hielt etwa die Mitte zwischen den überladenen Commentaren der jüngeren holländischen Philologen und der nunmehr seit zwei Jahrzehnten durch Haupt und Sauppe in Deutschland üblich gewordenen Erklärungsweise. Der Tendenz dieser neuen Ausgaben schenkte Reuter seinen vollen Beifall und sprach es offen aus, dass die Manier, nach welcher er einst seine Commentare geschrieben habe, veraltet sei. Zehn Jahre führte Reuter das Retcorat des Gym-

nasiums zu Straubing; 1844 wurde er als ordentlicher Professor der classischen Philologie an die Universität Würzburg berufen und erhielt bald auch die Leitung des neugegründeten philologischen Seminares. Seinem Vorgänger auf diesem Lehrstuhle, dem damals nach München berufenen Ernst von Lasaulx, war Reuter weder an Ideenfülle noch an Redegewandtheit ähnlich, aber er übertraf ihn weit an Sicherheit und Gründlichkeit des sprachlichen Wissens und der didaktischen Methode. Als einziger Vertreter seines Faches las Reuter über alle realen Disciplinen der Alterthumswissenschaft und verband damit auch regelmässig Interpretationscollegia, sowie er auch allein die Seminarübungen leitete. Bei einer so umfassenden Lehrthätigkeit, in die Reuter als reifer Mann, ohne sich auf den akademischen Beruf vorbereitet zu haben, versetzt war, konnte an grössere literarische Leistungen nicht gedacht werden. Doch brachte seine amtliche Stellung die Verpflichtung, die Lectionscataloge der Universität von Zeit zu Zeit mit einer wissenschaftlichen Abhandlung zu begleiten; so entstanden unter anderen Arbeiten namentlich einzelne Darstellungen aus den römischen Staatsalterthümern. Was ein hervorragender Kenner auf diesem Gebiete, der auch schon verstorbene Rein, an einer dieser Abhandlungen rühmte, dass sie gewiss für angehende Philologen höchst belehrend und nützlich sei, das gilt für Reuters Wirksamkeit überhaupt. Er war durchaus ein Mann der Schule und blieb es auf dem akademischen Katheder so gut wie in seinen wissenschaftlichen Schriften Für das Schulwesen ist Reuter auch bis in die letzten Jahre seines Wirkens thätig gewesen, nicht nur durch die Antheil an der Bildung von Gymnasiallehrern, sondern auch durch seine Inspectionen, die er als Ministerialcommissär an einer ziemlich grossen Zahl der bayerischen Gymnasien abzuhalten pflegte. Als im Jahre 1854 die bayerische Gymnasialordnung eine durchgreifende Revision erfuhr, erschien für die Bildung philologischer Gymnasiallehrer an der Universität Würzburg die Errichtung einer zweiten philologischen Professur nothwendig. Gegenüber der jugendlichen Kraft, dem freieren Sinne und der exacteren Methode des neuberufenen Fachgenossen, der das siegreiche Princip vertrat, dass die scheinbar unpraktischeste, lediglich auf wissenschaftlich-philologische Schulung abzielende Bildung der Studirenden in der That die eminent praktische Vorbildung für den künftigen Beruf des Gymnasiallehrers sei — dieser Thätigkeit und diesem Princip gegenüber trat Reuters Einfluss zurück. Doch blieb ihm das Ehrenrecht eines ersten Vorstandes am philologischen Seminar gewahrt, und der édle Sinn und feine Tact seines Amtsgenossen störte den Frieden seiner Wirksamkeit nicht. Reuter hatte sich eine Reihe der wichtigsten Vorlesungen vorbehalten, wie lateinische Literaturgeschichte, griechische und römische Antiquitäten. Namentlich diese letztgenannte Vorlesung zog stets nicht nur die Studirenden der Philologie, sondern auch angehende Theologen und Juristen an. Was aber anzog, war nicht der Reiz der Form, nicht die Originalität der Auffassung: man hörte da kein kühn gedachtes, geistreich ausgesprochenes Wort; anziehend war die übersichtliche Klarheit und leichtverständliche Deutlichkeit, mit welcher der Vortrag den auf das Wesentliche beschränkten Stoff mittheilte und förmlich einprägte. Doch früher schon, als der kräftige Körperbau erwarten liess, begann das Sinken der Kräfte; ein Glück, dass Reuter selbst die Abnahme früher fühlte als seine Schüler. Er bat 1867 um Versetzung in den Ruhestand; und wie ihm zehn Jahre früher durch Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael eine Anerkennung seines Wirkens

ausgedrückt worden war, so wurde ihm dieselbe bei seinem Rücktritte vom Amte in ehrender Weise wiederholt. Seitdem lebte Reuter ganz zurückgezogen; die ihn kannten und auf seinen regelmässigen Gängen beobachteten, bemerkten wohl, wie seine Haltung gebeugter, sein Schritt langsamer, sein Blick trüber wurde, wie er dann der Stütze seiner Begleitung bedurfte bis er endlich — seit Monaten schon — nicht mehr auf dem gewohnten Pfade gesehen wurde. Die Studirenden der letzten Jahre kannten den alten Professor wohl nicht mehr; hat ihn doch sogar Ecksteins Nomenclator Philologorum schon vor zwei Jahren als „gestorben" aufgeführt. Aber die früheren Schüler Reuters werden ihn nicht vergessen, den Mann mit der rauhen Stimme und derben Rede, aber mit dem klaren Kopfe und dem ehrlichen Herzen. —

Statistisches.

Ernannt: Ass. Diringer in Regensburg (Konkurs 1869) zum Studl. in Eichstätt; Ass. Welzhofer am Ludw.-Gymnasium in München (Konk. 1871) zum Studl; Ass. Hasenstab (Konk. 1871) zum Studl. in Freising; Prof Chr. Adam am Max-Gymn. in München zum Rektor in Landshut; Studl. Dr. Wecklein am Max-Gymn. in München zum Gymn.-Prof in Bamberg; Studl. Dr. Spengel am Ludw-Gymn z. Prof am Max-Gymn in München; Studl. Dr. G. Mezger von Ansbach zum Gymn. Prof. in Landau; Studl. Binhack in Amberg zum Gymn-Prof in Burghausen; Subrektor Bob in Edenkoben zum Gymn-Prof. in Kaiserslautern; Lehramtskand. Auracher (Konk. 1872) zum Studl. am Max-Gymn. in München; Lehramtskand Karrer (Konk. 1869) zum Studl. in Ansbach; Studl. Hock in Passau zum Schullehrer-Seminarinspektor in Bamberg; Studl. Dr. Eussner in Würzburg zum Gymn.-Prof. in Münnerstadt; Lehramtskand. Dr. Flasch (Konk. 1867) zum Studl. am Ludw.-Gymn. in München; Prof. Sörgel von Mühlhausen, früher in Erlangen, zum Prof in Kempten.

Versetzt: Studl. L. Köppel von Kirchheimbolanden nach Kempten; Studienrektor Wolfg. Bauer von Landshut ans Wilh.-Gymn. in München; Studl Bieringer von Freising nach Amberg; Studl. Sieber von Annweiler nach Frankenthal.

Quiesciert: Studienrektor Hutter am Wilh.-Gymn. in München, mit Verleihung des Titels „Schulrat"; Prof. Mohr in Bamberg; franz. Sprachlehrer Dr Hostombe in Würzburg; Studl. Georg Schmidt am Ludw.-Gymn. in München; Subrector Märker in Grünstadt.

Gestorben: Prof. Barth. Beck in Kempten.

Berichtigung.

In meinem Artikel „Schulgrammatik und Sprachwissenschaft" S. 269 dieses Jahrgangs der „Blätter" habe ich behauptet, Curtius habe seine griechische Schulgrammatik im Auftrage der österreichischen Regierung verfasst. Aus besster Quelle erfahre ich, dass dies ein Irrthum war. C.'s Schulgrammatik ist durchaus ein Privatunternehmen, das weder von der österreichischen Regierung angeregt ist noch sonst in Oesterreich oder anderswo irgend eine Unterstützung oder Förderung erfahren hat, die nicht jedem andern für brauchbar geltenden Schulbuch zu Theil geworden ist. Dr. Jolly.

Seite 251 Zeile 20 v. o. lies: Observatores,
ebendas — 15 v. u. — 1748 statt 1784.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Curtius als Schullectüre.

Eine Ferienschrift.

Wenn die nachfolgenden skizzenhaften Bemerkungen denselben Titel führen, welchen Krah seinen gehaltvollen Beiträgen zur Kenntniss des Curtianischen Sprachgebrauches gegeben hat: so wollen sie doch etwas wesentlich Verschiedenes, überdies viel Bescheideneres leisten. Denn Krah hat mit der von ihm gewählten Aufschrift höchstens die mittelbare Verwendbarkeit der in seinen beiden Abhandlungen (Insterburg 1870 f.) niedergelegten Forschungen für die Schule bezeichnet, jedoch den wahren Werth jener Aufsätze gar nicht angedeutet; dieser liegt nemlich, wie ich früher gezeigt habe, auf dem Gebiete der strengen lateinischen Sprachwissenschaft. Hier dagegen soll nur die Frage beantwortet werden, ob und in welcher Weise Curtius als geeignete Lectüre für die Schule gelten dürfe, — eine Frage, die wie es scheint noch keine selbständige Erörterung gefunden hat.

So reges Interesse in den verschiedensten Epochen der philologischen Studien bei den Gelehrten die literarhistorischen Aporieen erweckt haben, die sich an den Namen Curtius knüpfen, so ist doch dessen Geschichte Alexanders verhältnissmässig wenig in der Schule behandelt und seltner für die Zwecke der Schule erläutert worden. Seit Mützell's trefflichem und noch immer wegen seiner Reichhaltigkeit für den Lehrer brauchbarem Commentar, der übrigens schon allzu breit angelegt war, als dass er dem Bedürfnisse der Lernenden dienen könnte, war für Schüler nur Zumpt's kleinere Ausgabe erschienen, welche trotz des empfehlenden Namens ihres Bearbeiters und trotz des verdienten Lobes, das ihr selbst ein Nägelsbach spendete, dennoch keine besondere Verbreitung gefunden hat. Die unter der Aegide von Haupt und Sauppe erscheinende Bibliothek von Classikerausgaben mit deutschen Noten hat C. erst nach vollen zwanzig Jahren in ihren Bereich gezogen und die alsdann mit Krah angeknüpften Unterhandlungen haben sich leider zerschlagen. In der ausgedehnteren Sammlung erklärender Schulausgaben des Teubner'schen Verlags war längst selbst für Justinus ein (allerdings noch nicht ausgefülltes) Plätzchen verheissen, bevor eine Ausgabe des C. erschien. Nachdem aber durch Hedicke zum ersten Male nach den besten Quellen ein urkundlicher Text hergestellt war, und eine Reihe kritischer Untersuchungen von verschiedenen Verfassern daran sich angeschlossen hatte, ist nunmehr auch von Vogel mit Benutzung dieser Arbeiten und auf Grund sorgfältigster eigener Forschung eine für den Schulgebrauch bearbeitete Ausgabe des Schrift-

stellers dargeboten worden, wie selbst für die gelesensten Autoren nur wenige gleich treffliche Bearbeitungen geliefert sind. Dass mit dem Erscheinen eines so vorzüglichen Hülfsmittels für den Schüler die Frage, ob der Schriftsteller wirklich ein Schulautor sei, noch nicht präjudiciert ist, bedarf wohl keines Beweises. Besitzen wir doch auch für Thukydides an dem Krüger'schen und an dem Classen'schen Commentar Musterausgaben und ist trotzdem die Einführung dieses geschichtlichen Meisterwerkes als stehende Schullectüre noch immer nicht in allen Schulen durchgedrungen und wird sogar von Didaktikern wie Nägelsbach bestimmt widerrathen. Entschieden wird die Frage, ob und in welchem Masse Curtius Schullectüre sei, nur durch die zweifache Betrachtung, ob nemlich der Autor nach Gehalt und Form von Schülern gelesen werden kann und soll, und ob die Schule in der Lage ist, denselben zu behandeln oder nicht.

Durch einen historischen Rückblick ist für die Lösung dieser Fragen so wenig zu gewinnen als durch eine Umschau unter den Pädagogen der Gegenwart, welche dieselben in ihren Schriften berührt haben. In den alten lateinischen Schulen Würtemberg's wie in den sächsischen Fürstenschulen der Reformationszeit erscheint C. nicht in der Linie der hauptsächlich gepflegten Schriftsteller. Auch die grossen Schulmänner jener Zeit, wie Johannes Sturm und Andere, deren Name eine bestimmte Phase in der Entwickelung des humanistischen Unterrichtswesens bezeichnet, haben C. nicht in jene Reihe gestellt, obschon er, wie z. B. Erasmus bezeugt, sporadisch von Schülern gelesen wurde. Was später bis an das Ende des vorigen, ja bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts hierin geschehen ist, kann von vorne herein nicht als massgebend betrachtet werden. Denn das Urtheil einer Periode, die Palaiphatos περὶ ἀπίστων und den πίναξ des Kebes, Cato's Disticha und den wahren oder falschen Aurelius Victor in der Schule las, kann für spätere Zeiten nicht bestimmend sein. F. A. Wolf, der selbst in Ilfeld C. mit seinen Schülern gelesen hatte, bestimmte denselben auch am Joachimsthal'schen Gymnasium als Classenlectüre für Tertia. Unter den Neueren hat Heiland für die Lectüre des C. keine Stelle gefunden, ebenso Thaulow, welcher freilich auch Livius ignoriert; unbedingt gefordert etwa wie die Behandlung des Caesar oder Livius wird die Lesung des C. fast von Niemanden, selbst die Herausgeber nicht ausgenommen; zugelassen wird dieselbe von der überwiegenden Mehrzahl, aber aus verschiedenen Gründen und nicht in gleicher Weise. Wegen des sachlichen Inhaltes empfiehlt Rehdantz C. als geeignete Ergänzung der Anabasis und der Erzählung Herodot's, da der Schüler aus diesen drei Schriften die ganze Geschichte des persischen Volkes — Genesis, Entwickelung und Verfall — zu überschauen lerne. Schmalfeld bevorzugt C. gegenüber Justinus wegen seiner ethischen Haltung. Nägelsbach, dessen Kanon der Schulschriftsteller auch Roth's Billigung gefunden

hat, findet ihn als Brücke zwischen Caesar und Livius geeignet. Schrader sieht in C. einen passenden Stoff zur Uebung im Verstehen und Uebersetzen, setzt ihn aber wegen des rhetorischen Gepräges dem einfachen und schlichten Caesar ausdrücklich nach. Eine ähnliche Würdigung findet C. bei Münscher (Hersfeld), der ihn deshalb ganz aus der Schule verweisen möchte. Während aber Schrader C. für Obertertia zulassen würde, möchte ihn Anton in Secunda rasch gelesen wissen. Doch genug; schon aus diesem flüchtigen Ueberblick neuerer Ansichten erhellt, dass das Urtheil der Sachkundigen in allen Punkten schwankt: ob C in der Schule oder als Privatlectüre zu behandeln ist, ob er nach Tertia oder Secunda gehört, ob er aus materiellen oder formellen Gründen sich für Schüler empfiehlt, — das alles ist noch nicht entschieden und rechtfertigt erneute Betrachtung, auch wenn diese keine neuen Gesichtspunkte aufzufinden, sondern nur die bekannten vielleicht hie und da in ein richtigeres Licht zu stellen vermag.

C. erzählt die Geschichte Alexanders von Macedonien — eine grossartige Aufgabe. Der gebildete König eines halb barbarischen Volkes versteht es, die innere Zwietracht der griechischen Staaten und Völkerschaften durch die gesunde Kraft seiner kernhaften Macedonier, wie sein Vater glücklich begonnen hatte, vollends zu überwinden und unter geschickter Verwerthung der reichen Mittel des bemeisterten Hellenenthums dem an Ueberfülle krankenden Perserreiche mit der kühnen Ahnung sicheren Erfolges entgegenzutreten. Wie einige Jahrhunderte später ein magischer Zug die deutschen Völker immer aufs Neue gegen Rom ins Feld geführt hat, dessen mächtigen Stamm sie nicht fällen, sondern unter dessen weitem Schatten sie die lockenden Gaben der Cultur mitgeniessen wollen, so will auch Alexander nicht die vernichtende Axt an das Reich seines Gegners legen, sondern auf den alternden Stamm desselben das junge und vollkräftige macedonische Reis setzen. Der Orient soll verjüngt werden durch den Occident Als einen solchen welthistorischen Kampf aber hat C. den Krieg Alexanders nicht klar erkannt. Immerhin jedoch muss es eine dunkle Ahnung der wirklichen Grösse des Stoffes gewesen sein, die den Autor zur Wahl desselben leitete, bei der Ausführung erhob und erwärmte und nach der Vollendung auf den Beifall eines weiten Leserkreises, für welchen die Darstellung augenscheinlich berechnet war, mit Zuversicht — freilich ohne Erfolg — hoffen liess. Denn eine bestimmte Tendenz, wodurch die Wahl des Vorwurfes bedingt wäre, lässt sich aus der Haltung des Werkes, dessen Einleitung uns leider verloren ist, durchaus nicht erkennen. Weder wollte C. wie Sallustius Cabinetsstücke historischer Malerei liefern, noch wie Tacitus ein trotz dunkler Färbung dennoch wahres Zeitbild in grossartigem Rahmen vor das Auge der Mit- und Nachwelt stellen, noch auch gleich Livius durch die anheimelnden Klänge aus längst vergangenen Tagen den Sinn dem

lärmenden Parteigetriebe der Gegenwart entrücken. Vor Allem aber konnte C. nicht von dem Gesichtspunkte ausgehen, eine bedeutungsvolle Epoche seinen Zeitgenossen stofflich zur Kenntniss zu bringen; denn die Geschichte Alexanders war namentlich durch die griechischen Darstellungen eines Kallisthenes und Kleitarchos auch den Römern bekannt genug, und überdies hatte in Rom selbst ein mit Livius gleichzeitiger Grieche Timagenes eine panegyrische Erzählung der Grossthaten Alexanders gegeben. Also nicht ein einzelnes dieser Ziele scheint C. erstrebt zu haben, sondern alle Seiten des reichen Stoffes für den Genuss des Lesers auszubeuten, Vieles zu bieten und so Jedem Etwas zu bringen, endlich durch eine glänzende Diction, die sich an einem weit umfassenden historischen Stoff bereits bewährt hatte, zu fesseln — das hat offenbar C. versucht, und das ist ihm auf einem so hundertfältig lohnenden Felde auch gelungen.

Die tiefwirkende und nachhaltige Kraft des in Alexanders Geschichte vorliegenden Stoffes hat selbst die Stürme der Völkerwanderung überdauert und ragt tief in das französische und deutsche Mittelalter herein. Und wie die weit entfernten Zeitalter so vermag dieser Stoff auch den mannichfaltigsten Geschmack der einzelnen Leser anzusprechen. Da steht vor uns die jugendliche Heldenpersönlichkeit des gefeierten Königs selbst; die durch vielfache Schattierungen der Charaktere unterschiedenen, aber mit wenigen wirklichen oder scheinbaren Ausnahmen ihrem Herrn ergebenen Führer der Macedonier gegenüber den persischen Satrapen und Befehlshabern, welche mit unnachahmlicher Geläufigkeit die entsetzliche Scala von sklavischer Unterwürfigkeit bis zu undankbarer Empörung gegen ihren Gebieter durchlaufen; endlich die wahrhaft tragische Gestalt des Darius Codomannus, der durch sein erschütterndes Unglück nicht nur die eigene Schwäche, sondern auch die schreckliche Kette von Sünden seiner Ahnherren büsst. Und nun denke man sich diese an und für sich so hoch interessanten Charaktere an dem gewaltigen Zusammenstosse der beiden Welten des Orients und des Occidents unmittelbar betheiligt und hiedurch in die denkbar verschiedensten, aber gleichmässig spannenden Situationen versetzt: so wird es klar, welche dramatische Wirkung ein Schriftsteller auf empfängliche Leser üben muss, der die im Stoffe ruhenden Kräfte zu beleben weiss.

Und C. hat es verstanden, das edle Metall zur blinkenden Münze zu schlagen. Mit ihm begleiten wir Alexander auf seinen Märschen, wo er es Allen durch Standhaftigkeit und Ausdauer zuvorthut, in seinen Kämpfen, wo er durch Kühnheit den Soldaten, durch Umsicht den Feldherren voranleuchtet. Wir folgen ihm in den Kriegsrath, wo er sich als der entschlossenste, aber auch gegenüber der Einsprache des bedächtigeren Alters nicht unzugänglich zeigt. Wir sehen ihn gegen wehrlose Feinde nachsichtige Grossmuth, gegen hartnäckige Wider-

sacher schonungslose Grausamkeit üben. Wir lernen seine Enthaltsamkeit wie seine Ueppigkeit, seine bescheidene Genügsamkeit wie seinen frevelhaften Uebermuth, seine Liebe und Zuversicht gegen die Freunde, aber auch seinen Jähzorn und Argwohn gegen dieselben in Momenten ausbrechender Leidenschaft gleichsam aus eigener Anschauung kennen. Doch ist die lebendige Erzählung nicht das einzige Mittel, wodurch der Schriftsteller charakterisiert; er lässt uns auch die Reden und die Selbstgespräche der handelnden Personen belauschen und erläutert den Zusammenhang der Thatsachen, erwägt den Werth der Handlungen durch eigene Reflexion. Und hat C diese Kunst an dem Hauptbelden seiner Geschichte mit besonderer Sorgfalt geübt, so wendet er sie doch auch durchgängig zur Zeichnung der übrigen auftretenden Persönlichkeiten an. Aber wie er nach den Schlachtenwettern nicht nur den hellen Schein des Sieges begrüsst, sondern auch für das, was von jenen in den Grund geschlagen worden ist, ein wohlthuendes Mitgefühl bewährt: ebenso hat er im Einzelnen nicht nur den Lieblingen des Glückes seine Liebe zugewandt, sondern mit gleicher Theilnahme die vom Missgeschick betroffenen Gegner begleitet. Er zeichnet Darius nicht allein als den launenhaften und energielosen Despoten; auch die besseren Seiten seines Wesens hebt er gebührend hervor, Sanftmuth und Milde, Ergebung und Dankbarkeit. Nicht minder weiss C. für die unglückliche Königin und die greise Mutter des Darius, sowie für den unmündigen Königssohn, der ohne eine Ahnung seines Unglücks von der Höhe herabgestürzt ist, den Leser durch tiefempfundene, lebenswahre Schilderungen zu erwärmen. Geschickt benützt er hiebei den freilich von selbst auffallenden Contrast zwischen der rauhen Einfachheit der Macedonier und der persischen Ueppigkeit, zwischen der todesmuthigen Schaar Alexanders und den feigen Massen der Asiaten, zwischen dem besonnenen Edelmuthe des siegreichen Königs und dem grausamen Verfahren, welches Darius von seinem Gegner erwarten zu müssen glaubt. Damit aber trotz dieser schneidenden Gegensätze zwischen den kämpfenden Parteien, deren eine unser höchstes Interesse erregt, während die andere uns eher abstossen könnte, Licht und Schatten billig vertheilt sei, sucht C. bei dem Mangel an gewinnenden Charakterzügen und imponierenden Thaten auf Seiten der Perser durch fesselnde Darstellungen ihrer fremdartigen Sitten und Gebräuche, ihrer Kleidung und Rüstung, ihres ungeheueren Aufwandes zur Kriegführung und ihrer überraschenden Erfolglosigkeit immer wieder auch für den unterliegenden Theil zu interessieren. Und ausgleichend zwischen allen diesen Gegensätzen, vermittelnd unter allen diesen Contrasten erscheint die leidenschaftslose aber doch innige Auffassung des Schriftstellers, die sich in der lebhaften Farbengebung bei seinen Erzählungen, in der bewegten Haltung der Schilderungen, aber auch gelegentlich in ausgeführten Betrachtungen oder schlagenden Sentenzen zeigt.

Die Macht, welche Alles lenkt, ist nach der Anschauung des Schriftstellers das unvermeidliche Schicksal; es bestimmt den unwandelbar gesetzmässigen Gang der Dinge; über der durch dasselbe geknüpften Kette von Ursachen und Wirkungen ruht tiefes Geheimniss. Das Geheimnissvolle bildet auch den wahren Zauber der menschlichen Macht, wesshalb kein Mittel mehr auf die Massen wirkt und keines der Tyrannis unentbehrlicher ist als die Pflege des Aberglaubens. Auch beim Kriegsvolk ist der Aberglaube ein wichtiger Factor; die Angst vor nichtigen Phantomen ist im Felde bedenklicher als die Furcht vor wirklicher Gefahr. Darum ist dem Krieger besonnene Hingebung vor Allem nöthig; er soll nicht wie mancher Feigling aus Ueberdruss an sich selbst das Leben hassen und den Untergang suchen, aber er muss den Tod, wenn er drohend ihm naht, verachten, da ja Zaghaftigkeit doch keine Wehr bietet. Furchtlose Soldaten und ihr gutes Schwert sind unwiderstehlich, sie sind das trefflichste Mittel zum Siege, besser als reichliches Geld und feste Mauern. — Auch über dem Einzelnen waltet wie über dem Ganzen jenes unentfliehbare Schicksal, das keinen ganz verschont. Mag des Glückes Gunst auch noch so bestechend sein, so ist der Neid desselben doch stets überwiegend. Und dennoch trauen die Menschen dem Glücke so fest, dass sie selbst nach herben Enttäuschungen noch für die Zukunft vom Glücke Besseres erwarten und durch glänzende Hoffnungen sich aufs Neue betrügen, anstatt sich den Forderungen der gebieterischen Nothwendigkeit des Augenblicks zu fügen und still für sich ihr Leid zu tragen. Schweigen ist ja ohnehin die leichteste Forderung, die an den Menschen gestellt werden kann. Durch Verschweigen wird auch der Schmerz am erträglichsten; das Mitleid Anderer zu erwecken ist zwar lindernd für kurze Frist, aber fernerhin um so schmerzlicher, denn Nichts trocknet schneller als die Thräne des Mitgefühls. Ist ja doch der Antheil des Andern an unserer Beglückung, da er zuletzt auf dem Streben nach eigener Glückseligkeit beruht, ein wesentlich beschränkter; und die Menschen pflegen uns nur so lange zu lieben, als sie Wohlgefallen an uns haben. — Solche und ähnliche Reflexionen sind es, mit welchen C. seine Erzählung durchwoben hat. Einfach und ernst, verständig und verständlich sind sie der Auffassung der Jugend ebenso entsprechend, als der geschichtliche Stoff selbst und die lebensvolle farbenreiche Darstellung, welche derselbe bei C. gefunden hat.

Einen Schwerpunkt der Darstellung bei C. bilden die eingeflochtenen Reden; sie machen schon dem Umfange nach, von den indirecten ganz abgesehen, einen bedeutenderen Bruchtheil des Ganzen aus als die Livianischen Reden; denn während diese nach Kohl's Mittheilung etwaz wölf Hundertstel umfassen, betragen jene sogar fünfzehn Procent der gesammten Darstellung. Die Ausdehnung der einzelnen Reden ist meistens gering: mit Ausschluss derjenigen kurzen Aussprüche,

welche nicht einmal den Raum einer Textzeile überschreiten, finden sich in dem erhaltenen Reste des Werkes von C. 105 directe Reden, von denen 47, also fast die Hälfte, nicht einmal die Ausdehnung von 5 Zeilen erreichen; 21 umfassen zwischen 5 und 10 Zeilen, 14 zwischen 10 und 20, 10 zwischen 20 und 30, 4 zwischen 30 und 40 Zeilen, je eine 40 bis 50, 50 bis 60 und 60 bis 70, 3 zwischen 70 und 80, endlich je eine zwischen 80 und 90, 90 und 100, sowie über 100 Zeilen des Fossischen Textes. Auch die längste derselben ist nur etwa halb so lang als die längste Rede bei Livius. Hiebei sind übrigens die einzelnen Abschnitte der durch eingeschobene Bemerkungen über die Situation vom Schriftsteller unterbrochenen Reden einzeln gezählt und ein Monolog sowie ein Brief Alexanders mitgerechnet. Durch solche Einschaltungen sucht nemlich C. die Scene dramatisch zu beleben, so hat er Alexanders Rede an die Soldaten über Philotas (VI, 9) in fünf an Umfang sehr verschiedene Abschnitte zerlegt. Alexander selbst wird nicht weniger als 36 Mal in directer Rede sprechend eingeführt, natürlich auch oft in minder bedeutenden Dingen, während Wichtigeres z. B. die Ansprache vor der Schlacht bei Arbela in obliquer Rede skizziert wird und nur die Rede des Darius vor diesem Entscheidungskampfe in directer Form erscheint. Unter den grösseren rhetorischen Einlagen ist nur eine Gesandtschaftsrede, während bei Livius gerade dieses Genre stark vertreten ist, ferner ausser der bezeichneten Rede des Darius vor der Schlacht je eine Rede beider Könige im Kriegsrath und fünf Ansprachen Alexanders an die Soldaten bei verschiedenen Anlässen. Den grössten Raum beanspruchen, der natürlich vorzugsweise für das γένος δικανικόν berechneten Vorbildung des Autors entsprechend, die Vertheidigungsreden des Philotas, Amyntas und Hermolaus mit Alexanders Gegenrede. Wie weit C. in diesen rhetorischen Partieen selbständig verfährt, lässt sich im Einzelnen nicht sicher nachweisen, da weder die genaue Betrachtung der ziemlich stereotypen Einleitungsformeln erfolgreich noch auch die eingehende Vergleichung verwandter Autoren überall in ausreichendem Masse möglich erscheint. Doch wird man im Allgemeinen kein peinlich consequentes Verfahren des C. annehmen dürfen; in manchen Fällen können wir den genauen Anschluss des Schriftstellers an seine Quelle noch controlieren, häufiger scheint er sich freier bewegt zu haben. So kehren von der Rede des Hermolaus bei Arrian nur die Hauptgedanken wieder, die Reden des Amyntas und des Philotas, die mit besonderer Liebe und mit wirklichem Glücke gearbeitet sind, dürfen wohl wie manche anderen als freie Composition des C. gelten. Auch die Wiederkehr ähnlicher Gedanken, wie wir sie in den reflectierenden Theilen bei C. finden, scheint darauf hinzudeuten. Durch solche Variationen desselben Themas und umgekehrt durch analoge rhetorische Behandlung verschiedener Themata ergibt sich für den Lernenden passender Stoff zu belehrenden Parallelen.

Die Sprache des C. kann für die Bildung des lateinischen Ausdrucks bei dem Schüler, wenn derselbe durch eine gute Schulausgabe zweckmässig geleitet wird, keineswegs nachtheilig wirken. Wie nach der glücklichen Deutung von Schulthess schon in den Worten X, 9,28 *huius ortus lucem caliganti reddidit mundo* eine Anspielung auf den Namen *Caligula* verborgen ist, wodurch der Anfang der Regierung des Claudius als Abfassungszeit der Geschichte Alexanders neuerdings bestätigt wird: so weist auch die Sprache des C. auf eine vom classischen Zeitalter nicht ferne Epoche hin. Zwar konnte die treue Nachahmung der Phraseologie des Livius, mit welchem C. weitaus den grösseren Theil seines sehr beschränkten Wortschatzes gemein hat, auch einem Späteren im Allgemeinen ähnlich gelingen. Aber die einzelnen Abweichungen vom Livianischen Wortgepräge, die C. nicht ängstlich vermeidet, würden gewiss sowohl zahlreicher als auch ganz anders geartet sein, wenn C. etwa unter den flavischen Kaisern oder gar noch später geschrieben hätte. Durch Vogel's Nachweis ist es festgestellt, dass C. in den erhaltenen Büchern nur fünf Wörter gebraucht, die sich erst bei Schriftstellern nach Claudius und Nero, und dreizehn, die sich erst nach Augustus finden.

Und wie in lexikalischer Hinsicht so steht C. auch in grammatischer Beziehung dem classischen Sprachgebrauche ziemlich nahe, von welchem er sich in der Hauptsache nur quantitativ unterscheidet, indem Structuren, die bei Classikern vereinzelt oder selten vorkommen, bei C. häufig oder regelmässig auftreten und umgekehrt. Besondere Eigenthümlichkeiten aber, die sich allerdings vielfach finden und deren Reproduction in Schülerarbeiten — wie ein kundiger Mitarbeiter dieser Blätter sich ausdrückt — eine aus verschiedenen Zeitperioden zusammengewürfelte Phantasiesprache zu Tage fördern müsste, sind so augenfällig, dass sie der Leser selbst auf dem Standpunkte des Schülers als subjective Manier des Schriftstellers zu erkennen vermag, die sich zur Nachahmung nicht eignet. Dahin gehört, abgesehen von manchen Neuerungen in der Rection, die Vorliebe für das Pronomen *ipse*, für das Tempus Plusquamperfectum, für active und reflexive statt passiver Wendungen, für Appositionen zum ganzen Satze, für einfach copulative oder gar asyndetische Anreihung der Sätze und vieles Aehnliche.

Auch die Stilistik des C. steht durch den treuen Anschluss an das Vorbild des Livius im Wesentlichen auf classischer Grundlage. Nur war allerdings in der Zeit, als C. schrieb, das feine Gefühl für Concinnität und Harmonie der Glieder bereits sehr geschwunden; die Grenze des erlaubten in Ellipsen und ähnlichen Redefiguren war merklich erweitert; der mächtige Einfluss der Dichter des Augusteischen Zeitalters hatte manche poetische Bezeichnung, manche kühne Structur und paradoxe Personification auch in die Sprache der gebildeten Prosa

eingeführt, die dadurch überhaupt blumenreicher geworden ist als die stämmigere Rede des Livius.

Als Geschichtsquelle für die Zeit Alexanders ist C. von durchaus untergeordnetem Werthe. Sein erster Gewährsmann ist der wegen des fabelhaften Aufputzes seiner Berichte schon im Alterthum verrufene Klitarch. Uebrigens hat C., wie ich anderswo gezeigt habe, nur mittelbar aus dieser Quelle geschöpft. Denn er selbst versichert, dass er es nicht wage die Ueberlieferung durch Weglassen zu verkürzen, und doch vermögen wir selbst bei der geringen Zahl der Klitarchischen Bruchstücke manche Berichte anzuführen, die bei C. an den betreffenden Stellen der Erzählung fehlen, also wahrscheinlich von demjenigen Autor, der die Erzählung Klitarchs für C. vermittelt hat, gestrichen worden sind. Die wunderlichen Angaben Klitarchs über eine eigenthümliche Bienenart in Hyrkanien (fr. 8 Müller), die Fabeln über indische Schlangen (fr. 15), Affen (fr. 16) und Vögel (fr. 18, 18a) und über die sich selbst immer wieder füllenden Salzgruben Indiens (fr. 19) finden sich bei C. nicht. Auch was Klitarch (fr. 14) von den Mandern erzählte, ist bei C. unerwähnt geblieben. Ebenso wenig gedenkt C. bei seiner Mittheilung der Einnahme von Byblos (IV, 1,15) jener Erzählung über Myrrha und die Adonisfeste der Bewohner von Byblos, womit Klitarch (vgl. Müller zu fr. 3a) seinen Bericht jenes Ereignisses ausgeschmückt hatte. In der Wahl des Originals, welchem C. in der Anordnung und Ausführung treu folgt, war er demnach nicht glücklich; in der Nacherzählung der überlieferten Thatsachen verfährt er nach seinem eigenen Geständniss unkritisch; in der Charakteristik der Persönlichkeiten schafft er, durch die Fesseln schulmässiger Rhetorik gebunden, eher Typen als Individualitäten; endlich in der Motivierung der Handlungen überspringt er bisweilen die dem Historiker gezogene Schranke, indem er den für die methodische Erforschung innerer Motive stets bleibenden irrationalen Rest mit dichterischer Freiheit zu ergänzen und so die Rechnung rund abzuschliessen sucht. Liest sich C. auch besser als Diodor und Justinus, so übertrifft er diese doch nicht an materieller Wichtigkeit. Neben Plutarch darf sein Bericht kaum gestellt werden, und vergleicht man ihn gar mit Arrian, der durch sichere Methode und nüchterne Auffassung vor der Mehrzahl der griechischen und römischen Historiker sich auszeichnet, so erscheint C. nicht als ebenbürtig. Auch für die Schule hat Arrian den Vorzug, dass er nach Xenophons Anabasis durch das Mass der sprachlichen Schwierigkeit eine geeignete Uebergangsstufe zu Plutarch bildet. Wenn daher Niebuhr von Livius sagt, dass kein Verlust, der uns in der römischen Literatur getroffen, mit dem seiner untergegangenen Bücher zu vergleichen sei, so darf man von C. wohl ohne Uebertreibung behaupten, dass sein Werk, so anregend und unterhaltend es ist, verloren sein dürfte, ohne dass wir dadurch in unserer Kenntniss des Alterthums eine Lücke empfänden.

Darin ist auch zur Genüge ausgesprochen, welche Stellung C. in der classischen Schullectüre einnimmt. Nothwendig nemlich, wie sich dies bei Caesar und Livius, bei Sallustius und Tacitus darthun lässt, ist die Lesung des C. für die Schüler nicht. Sie ist es um so weniger, da sie uns in eine Periode einführt, welche, wie H. Sauppe mit einem trefflichen Bilde es bezeichnet, von der Zeit lebendiger nationaler Entwickelung des Hellenenthums wie durch einen Sarkophagdeckel abgeschlossen ist Und dazu ist doch der Schüler nicht reif, um vom universalhistorischen Standpunkte aus es zu würdigen, dass auch in dem Werke des C., wie Gosche es von den Alexander-Romanen betont, die grosse Kluft zwischen hellenischem und barbarischem Wesen bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen erscheint, etwa wie auf dem berühmten Mosaikbilde der Alexanderschlacht Griechen und Perser auf gleicher Linie neben einander gestellt sind. Ist aber die Lectüre des C. nicht nothwendig für den Schüler zur Erweiterung der sprachlichen und sachlichen Erkenntniss des Alterthums, sondern nur passend und empfehlenswerth, was nach dem Gesagten keines weiteren Wortes bedarf: so ergibt sich daraus für die Schule als naturgemässes Verfahren, dass C. gelesen und erklärt werden kann, wenn dadurch der Kreis der nothwendigen Lectüre nicht eingeengt oder unterbrochen wird, dass er aber im entgegengesetzten Falle von dem Kanon der regelmässigen Schullectüre auszuschliessen ist.

Für die richtige Reihenfolge der Schriftsteller innerhalb dieses Kanon erscheint als didaktische Grundforderung der Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren. Es müsste daher C. auf Caesar folgen und so würde der Schüler C. früher als Livius lesen, oder mit anderen Worten, zuerst die Copie und dann das Original kennen lernen. Diese aus einem rein praktischen Grunde abgeleitete Ordnung bringt demnach den grossen Uebelstand mit sich, dass der in allen Dingen so bedeutungsvolle erste Eindruck für den Lernenden ein irreführender ist. Dem Schüler stellt sich so die Manier des C. als das Prius dar und bildet ihm unwillkürlich den Massstab für die Würdigung der Aehnlichkeiten, die bei späterer Lesung des Livius auffallen. Das thatsächliche Verhältniss beider Schriftsteller zu einander kehrt sich also in den Augen des Schülers natürlich um und muss vom Lehrer erst künstlich zurecht gerückt werden. Um dies zu vermeiden könnte man also C. entweder neben Livius oder erst nach diesem lesen. Für die gleichzeitige Lesung beider Schriftsteller aber werden sich wohl kaum Viele entscheiden; denn bei dem täglich nothwendiger werdenden Streben nach Concentration des Unterrichts bricht sich mehr und mehr die Ansicht Bahn, die einzelnen Schriftsteller möglichst in einem Zuge zu lesen und die Zersplitterung der Zeit und Aufmerksamkeit, die bei gleichzeitiger Lectüre mehrerer Schriftsteller desselben Genre unvermeidlich erscheint, durch aufeinanderfolgende Lesung je eines Autors zu ver-

meiden. Für die philosophische und historische Lectüre aber empfiehlt sich die zusammenhängende Behandlung aus naheliegenden Gründen ganz besonders. Sollte man nun aber C. auf Livius folgen lassen wollen, so müsste — abgesehen davon, dass in diesem Falle das Schwerere vorangehen, das Leichtere nachfolgen würde — jedenfalls erwiesen werden, dass dadurch die für die nothwendige Lectüre geforderte Zeit nicht beschränkt würde. Ein solcher Nachweis aber dürfte schwer zu führen sein.

Nothwendig ist für die beiden oberen Classen Sallustius, den Heiland mit Recht ganz zu lesen empfiehlt, ferner Tacitus, von welchem der Schüler eines der ersten Bücher Annalen und die erste Hälfte der Germania (bis Cap. 27) kennen lernen sollte. Nothwendig ist ferner vor Allem Cicero, von welchem einige Reden, eine philosophische Schrift und wohl auch ausgewählte Briefe dem Schüler bekannt werden müssen. Ob daneben auf der oberen Stufe noch die Lesung des Livius fortgesetzt werden kann, erscheint gewiss mehr als zweifelhaft; deshalb muss diese noch auf der unteren Stufe des Gymnasiums (Secunda) abgeschlossen werden. Aber in diesen Classen ist auch Caesar noch nicht überwunden; an ihm wie an keinem andern Schriftsteller lernt der Schüler rasch zu lesen, wenn er hiezu richtig angehalten wird. Diese Uebung aber wird weit leichter am Gallischen Krieg vollzogen als an den exegetisch gar nicht leichten, kritisch sogar stellenweise verzweifelt schwierigen Büchern vom Bürgerkriege; und sie wird nur dann fruchtbar sein, wenn das Mass der Lectüre ein thunlichst grosses ist, d. h. wo möglich alle sieben Bücher umfasst. Wird dies zugegeben und wird zugleich auch eingeräumt, dass jenes Mass nicht innerhalb eines Jahres sich bewältigen lässt, da sich der Anfänger doch langsam in Caesar hineinlesen muss: so ergibt sich, dass der Gallische Krieg auch in dem folgenden Jahre (Untersecunda) die Schüler noch etwa ein Semester lang beschäftigen wird. Noch übrigen also bis zum Eintritt in den oberen Curs (Prima) drei Semester. In diesen muss Livius und müsste C. gelesen werden, falls dieser wirklich eine Stelle findet. Welches erscheint nun als das geeignete Mass der Lectüre des Livius? Wenn irgendwo, so wäre hier wie bei Homer die Antwort berechtigt: Je mehr, desto besser. In Livius pulsiert wie in keinem andern der uns erhaltenen Autoren das ganze und volle römische Leben; und wenn der Schüler nie genug Homer lesen kann, da die homerische Dichtung das ganze Reich des griechischen Schönheitssinnes umfasst, so sollte Livius der treue Führer durch das Gebiet der römischen Grösse, das heisst der politischen Geschichte Roms werden. Um so zu wirken, muss aber Livius in einem grösseren Theile dem Schüler nahe treten. Und wollen wir uns auch viel enger beschränken als Nägelsbach, welcher fordert, dass jeder Schüler den ganzen zweiten punischen Krieg — aus Livius selbst — kennen lerne, und überdies

noch besonders das erste Buch empfiehlt: so wird doch die Lesung von drei bis vier Büchern als Minimum bezeichnet werden dürfen. Aber auch dieser Umfang der Lectüre dürfte sich kaum in Jahresfrist bewältigen lassen. Bei der Behandlung des Livius wird ja bekanntlich der Anfang dem Schüler ausserordentlich schwer, und es bedarf stets neu wiederholter Analyse der verwickelten Perioden, um den Anfänger allmählich in der Auffindung einer wirklich deutschen Uebersetzung sicher zu machen. Aber auch angenommen — nicht zugegeben —, dass ein Lehrer Zeit fände nach Bewältigung mehrerer Bücher des Livius noch zu C. überzugehen: so bleibt es doch bedenklich genug, die Lernenden, nachdem sie sich glücklich in die Sphäre Livianischer Anschauung und Darstellung hineingelebt haben, plötzlich noch in die fremde Region des C. hinüberspringen zu lassen, anstatt sie da festzuhalten, wo sie hoffentlich schon durch den Reiz des liebgewonnenen Autors gefesselt sind. Hienach würde also die Lectüre des C., da sie nur auf Kosten des Livius gepflegt werden kann, aus dem Schulunterrichte wegfallen, damit nicht um eines kleineren Vortheils willen ein grösseres Gut preisgegeben, damit der Schüler nicht zu desultorischem Naschen statt zu liebevoller Versenkung in e i n Werk angehalten werde.

Aber wenn die Schule darauf verzichten muss, das Werk des C. in ihren unmittelbaren Bereich zu ziehen, so folgt daraus mit nichten, dass auch der einzelne Schüler darauf verzichten solle, sich mit C. bekannt zu machen. Im Gegentheile wird sich kaum eine passendere Privatlectüre für den Secundaner finden lassen als gerade C., in welchem sich alle Erfordernisse, die an ein Object des Privatstudiums zu stellen sind, in glücklichster Weise vereinigen. Der Umfang seines Werkes ist nicht zu gross, um sich im Laufe eines Jahres bewältigen zu lassen; aber er ist gross genug, um den Schüler zu fortgesetzter Aufmerksamkeit anzuspannen, damit er das Werk als ein Ganzes zu fassen vermöge. C. ist mannichfaltiger und in der Wortstellung freier, daher schwerer als Caesar; aber er erscheint leichter als der verwandte Livius, den der Schüler in der Schule liest, und bietet die beste Gelegenheit, um, wie der jüngst verstorbene Seyffert es empfahl, die im Classenunterricht geübte Methode der Uebersetzung mit eigener Kraft in Anwendung zu bringen. Die Composition der einzelnen Theile bei C. ist leicht zu überschauen und eignet sich daher trefflich für selbständige Versuche des Schülers im Disponieren kleinerer Abschnitte, namentlich der Reden, und zum Excerpieren grösserer Partieen. Der Wortschatz ist so beschränkt, dass der Schüler nicht immer wieder an das Lexikon verwiesen und so in zusammenhängender Lesung unterbrochen wird. Die Analogieen der Diction des in der Schule erklärten Livius und des zu Hause gelesenen C. sind so zahlreich und können dem Schüler durch eine gute Ausgabe so leicht zur Kenntniss gebracht werden, dass sich daraus eine instructive Uebung in der Vergleichung syntaktischer

und stilistischer Einzelnheiten ergibt. Die Tropik des C. ist so reich ausgebildet, so kunstvoll ohne gerade gekünstelt zu sein, dass sie dem Schüler eine Fülle von Beispielen für Figuren und Metaphern bietet, die dem Lernenden ja doch bei der Einführung in die durchaus rhetorische Prosa der Römer eben so unentbehrlich sind, als bei der Behandlung römischer Elegiker oder des Vergilius, und daher zu geläufiger Kenntniss gebracht werden müssen. Endlich bieten die Reden bei C. und die Reflexionen ein brauchbares Material an *loci communes* und an Mustern für eigene Versuche in der Topik; ja in diesem Punkte erscheint die praktische Ausbeute, die C. bietet, sogar der verhältnissmässig reicheren aus Sallustius vorzuziehen. Denn die moralischen Maximen des Sallustius sind so tief ernst, die politischen für den der Verfassungsentwickelung minder Kundigen so schwierig, dass der ohne Beihilfe des Lehrers arbeitende Schüler kaum ein solches Verständniss erlangen wird, als es bei den einfachen und klaren Gedanken des C. möglich ist.

So führt also unsere Untersuchung über C. als Schullectüre zu dem schon von Nägelsbach kurz ausgesprochenen Ergebniss: „Am besten ist es, wenn mehrere Schüler Curtius für sich lesen."

Würzburg. A. Eussner.

Die griechischen Deponentia.

(Fortsetzung.)

III. Media mit passiven Formen und umgekehrt.

b) Deponentia mit medialer und intransitiver Bedeutung.

βρέχομαι in seinem Gebrauche meist reines Passivum, *madefio*. Doch lässt sich medial deuten: Hdt. 3,104: *ὥστε ἐν ὕδατι λόγος αὐτούς ἐστι βρέχεσθαι τηνικαῦτα*, von Valla übersetzt mit: *dicuntur illi tum in aqua se abluere* (*sive madefacere*). Verstehen wir es jedoch mit Schweighäuser vom Schweisse, „*de vehementiore sudore*" so ist es rein passive zu fassen, oder intransitive = *sudore madere*, von Sch. triefen. Ausserdem wurden von Athenaeus und Plutarchus die passiven Formen gebraucht für „trinken," sich bezechen; so ist *βεβρεγμένος* (f. *madidus*) nicht ein „Betrunkener", sondern „einer der sich betrunken hat", cf. Eur. El. 120 *μέθῃ βρεχθείς*.

γηρύω findet sich in den passiven Formen meist deponential bei den Tragikern; cf.: Aesch. Prom. 78: *ὅμοια μορφῇ γλῶσσά σου γηρύεται*, rein deponential, *lingua tua garrit similia formae tuae*. Ebenso Suppl. 460: *λέξον τίν' αὐδὴν τήνδε γηρυθεῖσ' ἔσει* = *dic, qualem hanc vocem prolocutura es?*

γανόω im Pass. medial gebraucht = sich freuen, cf. Ar. Ach. 7; Plato. Pol. 411 A. *γεγανωμένος ὑπὸ τῆς ᾠδῆς*.

γράφω findet sich abgesehen von dem *γράφεσθαι* in der Gerichtssprache und dem dazu gehörigen Aor. Med. z. B. Dem. Lept. p. 501,28 *ἐγράψατο τὴν Χαβρίου δωρεάν* — oft *γράφεσθαι* „sich etwas aufschreiben", bildlich, *φρενῶν ἔσω* (Soph.) *ποθὶ φρενός* „ins Herz schreiben", auch *γράφεσθαί τι* = sich etwas aufschreiben oder niederschreiben lassen. Zu merken weiter *γράφεσθαι νόμους* sich Gesetze geben lassen, vom Volk, *νόμους γράφειν* = *leges ferre*. Aber auch *γέγραμμαι* lesen wir mehrmals im medialen Sinne, so Mem. IV, 8,4: *Μελήτου γεγραμμένου αὐτοῦ τὴν δίκην* u. s. w. Plat. Euthyph. 2. B. *καὶ ὡς καινοὺς ποιοῦντα θεούς, τοὺς δ' ἀρχαίους οὐ νομίζοντα, ἐγράψατο τούτων αὐτῶν ἕνεκα.*

δεξιόομαι medial gebraucht (ausserdem transitive, *aliquem salutare*, auch *valedicere alicui, τινά*) z. B. Aesch. Agam. 852 (Schneidewin 819) *ἐλθὼν θεοῖσι πρῶτα δεξιώσομαι*, nicht wie Schütz übersetzt: *veniens primum salutabo deos*, sondern vielmehr: ich werde flehend meine Rechte zu den Göttern erheben.

A. M. Hell. V, 1,3. Cyrop. III, 2,14: *πολλὰ δὲ δεξιωσάμενοι τὸν Κῦρον κ. τ. ἁ.*

A. P. Rep. 468 B.: rein passive: (ohne ein *δεξιόω*) *οὐ πρῶτον μὲν ὑπὸ τῶν συστρατευομένων δοκεῖ σοι χρῆναι στεφανωθῆναι* (*τὸν ἀριστεύσαντα καὶ εὐδοκιμήσαντα ἐπὶ τῆς στρατείας*) *ἢ οὔ; Ἔμοιγε. Τί δαί; δεξιωθῆναι; καὶ τοῦτο.*

διηγκυλωμένοι medial cf. Anab. V, 2,12: *ὁ δὲ τοῖς πελτασταῖς πᾶσι παρήγγελλε διηγκυλωμένους ἰέναι.*

διαιτάομαι als med. pass. (*διαιτάω* synonym mit *θεραπεύω*).

Die passiven Formen mit *fut.* bedeuten a) eine gewisse Lebensweise führen, leben, sich aufhalten (Thuc. *ἐν ἀγροῖς*) b) ein *διαιτητής* sein u. s. w.

Ein impf. lesen wir Isae. 8,9 m. *διῃτᾶτο.*

F. M. z. B. Lys. 16,4. Rep. 372 A. *πρῶτον μὲν σκεψώμεθα, τίνα τρόπον διαιτήσονται οἱ οὕτω παρεσκευασμένοι.*

A. M. *κατα* — D. Boeot. II, 18. Callicl. 2, 6, 34.

Weit gebräuchlicher ist jedoch der Aorist des Passivums, und zwar in medialer und rein transitiver Bedeutung; nämlich

A. P. = A. M.

Thuc. VII, 87 m.: *καὶ ἡμέρας μὲν ἑβδομήκοντά τινας οὕτω διῃτήθησαν ἀθρόοι*, = sie hielten sich auf, *septuaginta fere dies sic vitam egerunt.* cf weiter Isoc. 19,6. Isae. 6,15. *συν-* Isoc. 15,87. Hdt. II, 112; *ὡς ἐδιαιτήθη Ἑλένη παρὰ Πρωτέϊ.*

A. P. mit transitiver Bedeutung:

Dem. Boeot. 31: *ἀδίκως καταδιαιτηθεὶς ἐνέμεινεν.* Ebendas. 40 rein passivisch *τὰ κατὰ τοὺς νόμους διαιτηθέντα λύσας.*

Perf. mit medialer Bedeutung: Thuc. VII, 77 *καίτοι μὲν ἐς θεοὺς νόμιμα δεδιῄτημαι, πολλὰ δὲ καὶ εἰς ἀνθρώπους δίκαια καὶ ἀνεπίφθονα*, mit Hoheneccius: *qui et erga deos plurima pie sancteque feci, et cum hominibus juste innocenterque sum versatus. κατα-* cf. Dem. Call. 31.

P. P. lesen wir: Dem. Meid. 85: *ἣν (δίκην) κατεδεδιῄτήκει, ταύτην ἀποδεδιῃτημένην ἀποφαίνειν.*

Ausserdem ein *ἐξεδεδιῄτητο* Thuc. I, 132 im Sinne von *desciscere a patria disciplina*, mit dem Zusatze: *τῶν καθεστώτων νομίμων.*

διακονεῖσθαι meist Passivum zu *διακονέω*, oder auch = *διακονέω*, jedoch auch medial nicht ungebräuchlich, so Soph. Phil. 287: *κἄδει τι βαιᾷ τῇδ' ὑπὸ στέγῃ μόνον διακονεῖσθαι*, vom Scholiasten erklärt durch *ἐμαυτῷ ἐξυπηρετεῖσθαι.* Mit dem Zusatze *ἐμαυτῷ* cf. Ar. Ach. 1017.

διακρίνομαι hat, medial gebraucht, folgende Bedeutungen: „sich trennen", *digredi*, aus einander kommen und zwar a) in Streit kommen (*congredi*) b) den Streit beilegen.

Ein P. M. lesen wir: Plato Phil. 52 C. mit transitiver Bedeutung.

P. P. Thuc. I, 49 *τότε δὴ ἔργου πᾶς εἴχετο ἤδη καὶ διεκέκριτο οὐδὲν ἔτι* u. s. w. *neque discrimen erat observatum.* Arr. Anab. III, 28,9; 30,16.

A. P. Hdt. IX, 58: *ἐπεὶ σφέας ἔδεε πρὸς τοὺς ἀψευδέως ἀρίστους ἀνθρώπων μάχῃ διακριθῆναι*: da sie sich im Kampfe messen mussten. Thuc. I, 18 *οὐ πολλῷ διεκρίθησαν πρός τε Ἀθηναίους καὶ Λακεδαιμονίους* = *alii ad Ath., alii ad L. concesserunt.* I, 105 = *καὶ μάχης γενομένης ἰσορρόπου πρὸς Κορινθίους διεκρίθησαν ἀπ' ἀλλήλων* = *aequo Marte pro victoribus utrique discesserunt.* So noch öfter namentlich bei Thuc. cf. IV, 14. IV, 25. VII, 34. VII, 38. VIII, 2. Weiter Hell. V, 2,10. Plato Euthyph. 7 C Leg. 767 B. Ar. Thesm. 13.

F. P. Hdt. VII, 206 *οὔκων δοκέοντες κατὰ τάχος οὕτω διακριθήσεσθαι τὸν ἐν Θερμοπύλῃσι πόλεμον* (*bellum tam celeriter compositum iri*).

διαλέγομαι — *colloqui*, auch *agere cum aliquo* (Dem.), bei Plat. oft = *disputare, disserere*; (bei Hom. urspr. „auseinanderlegen", bes. in Gedanken, *animo secum perpendere*).

διαλέξομαι das gewöhnliche Fut., z. B. Isoc. 12,112. Isae. 7,3. Aesch. fals. 18. D. Phil. IV, 33. Cor. 74; mit *περὶ* c. gen. 111 *περὶ τῶν δικαίων* 164. Olymp. 6. Plat. Prot. 334 D. Gorg. 505. Symp. 217 B. Jedoch auch

διαλεχθήσομαι, z. B. Dem. Cor. 252. Isoc. 9,34.

διελεξάμην H. XI, 407. Polyaen. III, 9,20.

διαλύομαι — mediale und intrans. Bedeutungen.

1. **für sich, unter sich** aufheben, *ἔχθρας, πόλεμον*, daher auch *διαλύσασθαι πρός τινα in gratiam cum aliquo redire*, oder *ἐν φίλοις διαλύσασθαι πρός τινα* = in aller Freundschaft sich verständigen mit etc. Oft = *diluere, reluere*, z. B. *τὰ ἐγκλήματα, crimina diluere, διαβολάς, φιλίαν* u. *ξενίην*, i e aufgeben, cf. *amicitiam discindere, dirumpere, dissolvere*.
2. **sich** befreien von —, *τιμωρίας, νείκους* u. s. w.
3. abzahlen, bezahlen, (*solvere*), *χρέος, τὴν δαπάνην*, bestreiten. Auch „sich bezahlen lassen" (*Dio Chrysostomus*), cf. *diluere*.

Bedeutungen und Formen:

Praes. Pass. cf. Thuc. VII, 113 *οἱ δὲ Ἀθηναῖοι διαλυόμενοι ἤδη ἐκ τῶν λόγων ἔφασαν* = *Athenienses* ***solventes*** *jam* ***colloquium*** u. s. w. Hiezu ein

Fut. M. Thuc. II, 12: *ὁ δὲ ἐπειδὴ ἐπὶ τοῖς ὁρίοις ἐγένετο καὶ ἔμελλε διαλύσεσθαι* = *is ubi ad fines perveniens protinus* ***digressurus erat***.

A. M. 1. trans. Thuc. V, 80: *αἱ μὲν σπονδαὶ καὶ ἡ ξυμμαχία αὕτη ἐγεγένητο καὶ ὁπόσα ἀλλήλων πολέμῳ ἢ εἴ τι ἄλλο εἶχον διελύσαντο* — *hoc modo foedus societasque inter hos juncta est. De ceteris quoque rebus, quae vel bello vel alia ratione invicem occuparant,* ***convenit*** *inter ipsos*. Ausserdem Isae. 7, 11, *ἔχθρας*.

A. M. 2. intrans. Aesch. II, 12; III, 88 *πρός τινα*.

F. P. Plut. Them. 12: *ἔνθα δὴ βαρέως ὁ Θ. εἰ τὴν ἀπὸ τοῦ τόπου καὶ τῶν στενῶν προέμενοι βοήθειαν οἱ Ἕλληνες διαλυθήσονται κατὰ πόλεις* = **sich zerstreuen**.

P. M. Isocr. 14,27 tr. Arr. Anab. VII. 10, 6 tr. = *χρέα*.

P. P. Aesch. II, 134

intr. A. P. Thuc. II, 23: *ἀφικόμενοι δὲ εἰς τὴν Πελοπόννησον διελύθησαν κατὰ πόλεις ἕκαστοι* = *unde in Peloponnesum reversi in suas quisque domos* ***abierunt***. Thuc. II, 68: *ἀπεχώρησαν ἐπ' οἴκου καὶ διελύθησαν κατὰ ἔθνη* = giengen nach Völkerstämmen auseinander (*in suos quisque agros singulae gentes reversae sunt*). II. 78: *ἀνεχώρησαν τῷ στρατῷ καὶ διελύθησαν κατὰ πόλεις*. II, 79: *καὶ ἀνελόμενοι τοὺς νεκροὺς τοὺς ἑαυτῶν* (*sublatisque qui suorum caesi erant*) *διελύθησαν κατὰ πόλεις*. II, 102: *ἐπειδὴ τὸ τῶν Πελοποννησίων ναυτικὸν διελύθη* = *postquam classis Peloponnesia discesserat*. III, 1 *ἀνεχώρησαν καὶ διελύθησαν κατὰ πόλεις*. (III, 26) IV, 74 *καὶ ὕστερον ὁ* (*Brasidas*) *μὲν διαλυθέντων τῶν ξυμμάχων sociis in urbes reversis*. V, 50: *σεισμοῦ γενομένου διελύθησαν ἕκαστοι ἐπ' οἴκου* = *domum discesserunt*. V, 83 = *καὶ ὅτι ἡ στρατιὰ μάλιστα διελύθη ἐκείνου διαλυθέντος* = *quod ea expeditio ipsius maxime discessu irrita facta erat*, (mehr rein passivisch

als intr.) VII, 34 *καὶ τοῦ πεζοῦ διαλυθέντος* (*quum*) *et terrestres copiae dimissae essent.* Aesch. II, 85 gesagt von der *ἐκκλησία.* Plat. Gorg. 524 B. intr. Arr. Anab. IV, 25,11.

διανοέομαι. Gewöhnliches Fut. ist das

Fut. M., so Plato Legg. 793 D. Doch lesen wir auch = F. M.

F. P. so Plat. Legg. 837 A., und Plat. Legg. 890 B.

P. P. stets mit medialer Bedeutung; so Thuc. IV, 72: *διανενοημένοι — ὡς οὐκ ἀλλοτρίου ὄντος τοῦ κινδύνου* = *ad se quoque partem* (*aliquid*) *periculi pertinere rati* Xen. Cyr. VI, 2, 16: *προσελαύνειν διανενόηται* (*ἕκαστος*), *ὡς ἐκ χειρὸς τὴν μάχην ποιησόμενος,* im Sinne von *statuere, consilium capere,* u. dgl. Mem. III, 3, 7 c. inf.; 6, 2. Plat. Alc. I, 106 A. tr. Plut. Num. 11: *ταὐτὰ δὲ καὶ Πλάτωνα φασὶ πρεσβύτην γενόμενον διανενοῆσθαι περὶ τῆς γῆς ὡς ἐν ἑτέρᾳ χώρᾳ καθεστώσης, idem Platonem de terra statuisse* = eine Ansicht haben, sich bilden, cf. oben *διανενόηται* = *statuere* im Sinne von *constituere* etc.

A. P. der gewöhnliche mediale Aorist. A. M.? Thuc. I, 18 *καὶ οἱ Ἀθηναῖοι ἐπιόντων τῶν Μήδων διανοηθέντες ἐκλιπεῖν τὴν πόλιν,* im Sinne von (*urbis deserendae*) *consilium ceperunt.* I, 141: *αὐτόθεν δὴ διανοήθητε ἢ ὑπακούειν ἢ εἰ κ. τ. α.,* = *itaque vobiscum deliberate, utrum — an?* I, 143: *μέγα γὰρ τὸ τῆς θαλάσσης κράτος· σκέψασθε δέ. εἰ γὰρ ἦμεν στρατιῶται, τίνες ἂν ἀληπτότεροι ἦσαν; καὶ νῦν χρὴ ὅτι ἐγγύτατα τούτου διανοηθέντας τὴν μὲν γῆν καὶ οἰκίας ἀφεῖναι κ. τ. ἁ.* Das (*τούτου,* nämlich *τοῦ μὴ νησιώτας εἶναι*) = müsst ihr bedenken, das müsst ihr festhalten, diesen Standpunkt müsst ihr einnehmen, in dieses müsst ihr euch im Geiste versetzen und etc. IV, 13: *καὶ οἱ μὲν οὔτε ἀντανήγοντο, οὔτε ἃ διενοήθησαν, φράξαι τοὺς ἔσπλους, ἔτυχον ποιήσαντες* = *illi vero neque contra exibant, nequedum aditus, ut cogitaverant, obstruxerant.* Zu *ἃ* ist epexegetisch *φράξαι τ. ἐς.* gesetzt, daher *in commata* einzuschliessen. VI, 91: *τοιαῦτα μὲν περὶ τοῦ νῦν οἰχομένου στόλου παρὰ τοῦ τὰ ἀκριβέστατα εἰδότος ὡς διενοήθημεν ἀκηκόατε* = *quo consilio sit suscepta, ex eo, qui haec omnia habet comperta, audistis.* VII, 40: *οἱ δὲ Συρακόσιοι δεξάμενοι καὶ ταῖς τε ναυσὶν ἀντιπρώροις χρώμενοι ὡς διενοήθησαν* etc. = *ut constituerant.* VII, 47: *ἅπερ καὶ διανοηθεὶς ἐς τὰς Ἐπιπολὰς διεκινδύνευσεν, quo etiam consilio aggressus Epipolas erat.* cf. weiter Hdt. II, 126: *ἰδίῃ δὲ καὶ αὐτὴν* (*Χέοπος θυγατέρα*) *διανοηθῆναι μνημήϊον καταλιπέσθαι.* Cyr. II, 3,3: *ὅταν δὲ ἕκαστος διανοηθῇ, ὡς ἄλλος ἔσται ὁ πράσσων καὶ μαχόμενος,* hier = *νοέω, νομίζω* etc. = wenn aber ein jeder denkt, es werde ein anderer handeln und kämpfen. cf. weiter: Anab. VII, 7,48 Symp. 4,8. Ant. II, c, 3. Lys. 9.

Isocr. Paneg. 96. Aesch. 3, 91. Plat. Soph. 217 A. Phileb. 21. D. Weiter Dem. Zenoth. 7: *ἵν', ὅπερ διενοήθησαν, τοῦτ' ἐπιτελεσθείη καὶ ἡ ναῦς ἀπόλοιτο κ. τ. ἁ.* Lacr. 19: *τὰ δὲ κεράμια τὰ τρισχίλια οὐδ' ἐμέλλησαν οὐδὲ διενοήθησαν ἐνθέσθαι εἰς τὸ πλοῖον κατὰ τὴν συγγραφήν.* Macart. 18: *τὸ μὲν οὖν πρῶτον διενοήθην, ὦ ἄνδρες δικασταί, γράψας κ. τ. α., οὕτως ἐπιδεικνύειν ὑμῖν καθ' ἕκαστον.* Dass auch ein A. P. mit passiver Bedeutung sich findet, nämlich Legg. 654 C, *διανοηθὲν καλὸν εἶναι, = δοκοῦν εἶναι,* ist bereits Bd. VI, S. 249 erwähnt. Hinzuzufügen ist noch *epist. p.* 328 B: *εἴ ποτέ τις τὰ διανοηθέντα περὶ νόμων τε κ. τ. ἁ.* Ein impf. med. cf. Thuc. VI, 98: *καὶ ἐξελθόντες μάχην διενοοῦντο ποιεῖσθαι καὶ μὴ περιορᾶν = egressi acie decernere statuerunt* etc.

διαπονεῖσθαι — im medialen Sinne, zu *διαπονέω, elaborare,* mit diesem so ziemlich identisch; ausser medial-passiven Bedeutungen wie *διαπονεῖσθαι ταῖς πορείαις* (Xenoph.), i. e. *itineribus faciundis exerceri atque corroborari* „sich abhärten", hat *διαπονεῖσθαι* auch intransitive Bedeutungen, so *τέχνας διαπ.*, im Sinne von *elaborare in aliqua re, aliquid exercere, operam navare rei.* cf. ferner einen Aor. Pass. im intrans. Sinne mit Objekt bei Plut., Pericles IV: *Ἀριστοτέλης δὲ παρὰ Πυθοκλείδῃ τὴν μουσικὴν διαπονηθῆναι* (gelernt haben, cf. *edoceri*) *τὸν ἄνδρα φησίν.*

διαπτοηθῆναι, eig. *pass.* zum *act. διαπτοέω,* eig. *dissipare* (so schon Homer: *ἐπέεσσι διεπτοίησε γυναῖκας*) lesen wir intransitive, im Sinne von *expavescere, perhorrescere,* z. B. Plat. Rep. 336 B: *καὶ ἐγώ τε καὶ Πολέμαρχος δείσαντες διεπτοήθημεν.*

διασκεδασθῆναι „sich zerstreuen".

Phaedo 70 A. (intr.?) *μὴ διασκεδασθεῖσα (ἡ ψυχὴ) ὥσπερ πνεῦμα ἢ καπνὸς οἴχηται καὶ οὐδὲν ἔτι οὐδαμοῦ ᾖ.*

Hdt. I, 63: *βουλὴν ἐνταῦθα σοφωτάτην Πεισίστρατος ἐπιτεχνᾶται, ὅκως μήτε ἁλισθεῖεν* (sich vers.) *ἔτι οἱ Ἀθηναῖοι διεσκεδασμένοι τε εἶεν,* rein passivisch.

διασπάομαι wohl nur im nachweisbaren Gebrauche passivisch.

P. P. cf. Thuc. VI, 98: *ὡς ἑώρων σφίσι τὸ στράτευμα διεσπασμένον τε καὶ οὐ ῥᾳδίως ξυντασσόμενον = divulsam suorum aciem nec jam facile refici posse conspicientes.* VIII, 42: *διεσπασμένου τοῦ ναυτικοῦ = dispersa classe* VIII, 104: *ἀσθενέσι καὶ διεσπασμέναις ναυσὶν = navibus infirmis dissipatisque.* Indess wäre *διασπᾶσθαι* und *διασπασθῆναι* im medialen Sinne von *dispergi* und *dissipari* je nach dem Zusammenhange gewiss ebenso gut griechisch, wie oben *διασκεδασθῆναι.*

διασχίζομαι, discindor, gleichfalls nur rein passiv nachweisbar, jedoch medial und intransitiv gewiss auch denkbar.

A. P. Cyrop. IV, 5, 13: *ἐν δὲ τῇ ὁδῷ πορευόμενοι, διασχισθέντες τρίβῳ τινί, ἐπλανῶντο* = unterwegs, durch einen Fusspfad geschieden, verirrten sie sich. Phaed. 101 B.: *ἑνὸς — διασχισθέντος τὴν σχίσιν οὐκ εἰλαβοῖο ἂν λέγειν, sc. αἰτιάν εἶναι τοῦ δύο γενέσθαι.*

F. P. Plat. Symp. 193 A. *φόβος οὖν ἔστιν, ἐὰν μὴ κόσμιοι ὦμεν πρὸς τοὺς θεοὺς, ὅπως μὴ καὶ αὖθις διασχισθησόμεθα κ. τ. α.*

Im nachweisbaren Gebrauche also *διασχίζομαι* stets reines *passivum.*

δικάζομαί τινι (auch *τινός τι*), *litigo, judicio contendo cum aliquo.*

Praes. cf. Thuc. I, 28: *πρότερον δὲ οὐ καλῶς ἔχειν τοὺς μὲν πολιορκεῖσθαι, αὐτοὺς δὲ δικάζεσθαι* = *aliter iniquum fore, illos obsideri se judicio contendere.* Dagegen ist in dem nämlichen cap. ein rein *pass.* Aor.: *ὁποτέρων δ'ἂν δικασθῇ εἶναι τὴν ἀποικίαν, τούτους κρατεῖν* = *quibus autem colonia adjudicetur, illorum futuram.*

Fut. M. Hdt. I, 96: *τότε ἐπεί τε ἤκουσαν, ἄσμενοι ἐφοίτεον παρὰ τὸν Δηϊόκεα καὶ αὐτοὶ δικασόμενοι* = giengen gerne zu D, um sich auch Recht sprechen zu lassen. Dem. Pant. 37: *φέρε δὴ ὅστις ἂν μέταλλον παρὰ τῆς πόλεως πρίηται* u. s. w., *ἐν ταῖς μεταλλικαῖς δικάσεται*, u. s. w. Dem. Nausim. 16: *οὐδεν κωλύει καὶ τρίτον τι σκοπεῖν μετὰ ταῦτα ὅτου πάλιν δικάσεσθε.*

A. M. Isae. 3, 57. Dem Nausim. 17. 18.

P. P. und P. Mund. Isoc. 15, 144 Dem. *πρὸς Ἀπατούριον*, 27: *ἐδεδίκαστο γὰρ ἂν μοι τῆς ἐγγύης ἐν τῷ χρόνῳ τῷ ἐν τῷ νόμῳ γεγραμμένῳ.* Lys. 21, 28. Dem. Timocr. 152: *ὡς δὲ τὰ δεδικασμένα ἄκυρα ποιεῖν καὶ δεινὸν καὶ ἀνόσιόν ἐστι καὶ δήμου κατάλυσις, πάντας ἂν οἶμαι ὁμολογῆσαι πρὸς Πανθαίνετον* 3: *οὐδένα πω δίκην οὔτ' ἀναιδεστέραν οὔτε συκοφαντικωτέραν οἶμαι φανήσεσθαι δεδικασμένον ἧς νῦν οὑτοσὶ λαχὼν εἰσελθεῖν τετόλμηκεν.* Rep. 614 C: *σημεῖα περιάψαντας τῶν δεδικασμένων ἐν τῷ πρόσθεν* (scil. *τοὺς δικαστάς.*)

A. P. (Thuc. I, 28 cf. supro.) Dem. Timocr. 56: *ὁπόσα δ' ἐπὶ τῶν τριάκοντ' ἐπράχθη ἢ δίκη ἐδικάσθη, ἢ ἰδίᾳ ἢ δημοσίᾳ, ἄκυρα εἶναι* Rep. 558: *Τί δαί; ἡ πραότης ἐνίων τῶν δικασθέντων οὐ κομψή;* 614 D.: *ὁρᾷν δὴ ταύτῃ μὲν καθ' ἑκάτερον τὸ χάσμα τοῦ οὐρανοῦ τε καὶ τῆς γῆς ἀπιούσας τὰς ψυχὰς, ἐπεὶ αὐταῖς δικασθείη κ. τ. α.*

διομολογέομαι — hat auch ein *activum* — „sich unter einander verständigen."

Praes. mit passiver Bedeutung findet sich sich bei *Polybius.*

F. M. Plat. Tim. 57 D.

A. M. Isae. 3, 27 zweimal. Aesch. fals. 48. Dem. Dionys. 5. Plat. Theaet. 196 E.

P. M. Dem. Aph. II, 14: *προςεισεληλυθὼς καὶ ἅπαντα διωμολογημένος πρὸς τὸν πατέρα.*

P. P. Plat. Euthyd. 282 C: *τοῦτο γὰρ ἡμῖν ἔτι ἄσκεπτον καί οὔπω διωμολογημένον ἐμοί τε καὶ σοί.*

Isoc. 4, 137. Plat. Rep. 456 C.: καὶ ὅτι μὲν δὴ δυνατά, διωμολόγηται;
A. P. Plat. Rep. 456 C: ὅτι δὲ δὴ βέλτιστα, τὸ μετὰ τοῦτο δεῖ διομολογηθῆναι;

διυπνισθῆναι (διυπνίζω e somno excitor) intr. = expergisci cf. Ael. V. H. XII, 1, 37; und Fragm. Philemon., auch Luc. Ocyp. 108.

Fürth. F. Scholl.

Zweite Folge

kritischer Bemerkungen zu dem ersten Buche des Thukydides.

Von G. Gebhardt in Hof.

(Schluss.)

In προ— liegt, sagt Böhme: als Vorkämpfer der Uebrigen; eine Auffassung, die überhaupt den allgemeinsten Anklang gefunden hat. Dafür wird hauptsächlich Demosthenes als Gewährsmann angeführt. So aus der zweiten olynthischen Rede p. 25,6 (§ 24) folgende Worte: ἐκεῖνο θαυμάζω εἰ — ἵνα οἱ ἄλλοι τύχωσι τῶν δικαίων τὰ ὑμέτερ' αὐτῶν ἀνηλίσκετε εἰσφέροντες καὶ προεκινδυνεύετε στρατευόμενοι, welche Jacobs mit: dass Ihr — eure eigene Habe in Kriegssteuern zugesetzt und im Felde voran der Gefahr getrotzt habt, Westermann durch: euer Vermögen aufopfertet und im Felde immer voran waret, wiedergeben. Allein hier ist an kein προκινδυνεύειν zu denken, sondern es muss, was schon längst hätte geschehen sollen, καὶ πρὸς ἐκινδυνεύετε στρατευόμενοι gelesen werden, wodurch eine dem Zusammenhange ganz entsprechende Steigerung gewonnen wird: dass ihr nicht blos euer Vermögen zum Opfer brachtet, sondern auch noch dazu durch persönliche Theilnahme am Feldzuge (an den Feldzügen) euer Leben auf das Spiel setztet. Dem nicht unähnlich, nur in etwas anderer Form sagt Dem. adv. Polycl. p. 1224 c. f. (§ 59) οὐ μόνον τὴν οὐσίαν ἀναλίσκων ἀλλὰ καὶ τῷ σώματι κινδυνεύων συνεπιπλέων. Was ferner die aus der Rede vom Kranze p. 297 (§ 208) angeführte Stelle betrifft: μὰ τοὺς Μαραθῶνι προκινδυνεύσαντας τῶν προγόνων. καὶ τοὺς ἐν Πλαταιαῖς παραταξαμένους καὶ τοὺς ἐν Σαλαμῖνι ναυμαχήσαντας καὶ τοὺς ἐπ' Ἀρτεμισίῳ, wo das προ— von denselben beiden Uebersetzern gar nicht berücksichtigt wird, so sagt uns schon das Verbum παρατάττεσθαι, in welchem durch παρα— das dem Feinde gegenüber angedeutet wird, dass, wie nach Reiske's Vorschlag an unserer Stelle des Thuk. προσκινδυνεῦσαι, eben so auch hier mit Veränderung des προ— in προσ— προσκινδυνεύσαντας zu schreiben sei. Man wende nicht ein: der Kampf bei Marathon ging ja dem bei Platää voraus! Das wussten die Athener bei Hdt. IX, 27 recht gut, als sie kurz vor der als unvermeidlich bevorstehenden Schlacht bei Platää mit den Tegeaten in jenen Rangstreit geriethen. Worauf legen sie aber in ihrer Gegenrede das einzige Gewicht? Nicht etwa darauf, dass sie vor den Uebrigen, sondern dass sie allein es gewesen, die mit 46 Völkern des Perserheeres es aufgenommen und dieselben überwunden. Daher der starke Ausdruck: μοῦνοι μουνομαχήσαντες τῷ

Πέρσῃ. Auch an unserer Stelle wird auf diesen Umstand das Hauptgewicht gelegt, wenn es heisst: *φαμὲν γὰρ Μ. μόνοι πρ. τ. β.*, was noch mehr hervorgehoben wird durch das folgende *ἐν Σαλαμῖνι ξυνναυμαχῆσαι*. Denn nicht, wie der von Krüger angeführte Schneidewin erachtet, ist *προκινδυνεῦσαι* der spitze Gegensatz zu *ξυνναυμαχῆσαι* sondern *μόνοι προσκινδυνεῦσαι*.

Abgesehen von vielen andern (z. B. Isocr. Paneg. § 62. 75. 99) will ich hier nur noch einer Stelle aus Lykurgs Leokratea erwähnen. Daselbst (p. 154 c. m. § 50 f.) ist von der hellenischen Kämpfern bei Chäronea die Rede: *ὅθεν καὶ φανερὸν πᾶσιν ἐποίησαν οὐκ ἰδίᾳ πολεμοῦντες ἀλλ' ὑπὲρ κοινῆς ἐλευθερίας προκινδυνεύοντες*. Auch hier ist weder an einen Vorkampf zu denken, dem noch ein anderer gefolgt wäre (es war ja der letzte K.; denn, sagt der Redner kurz vorher: *ἅμα γὰρ οὗτοί τε τὸν βίον μετήλλαξαν καὶ τὰ τῆς Ἑλλάδος εἰς δουλείαν μετέπεσε*) noch an einen Theil des griechischen Heeres, der in der ersten Schlachtreihe gestanden, sondern an das ganze Heer. Demnach wird auch hier *προσκινδυνεύοντες* das richtige sein, zumal Lykurg schon im Beginn desselben zwölften Kapitels hervorgehoben hat, dass dieselben nicht auf die Mauern ihrer Städte ihre Hoffnung gesetzt oder ihr Land den Feinden preisgegeben hätten, sondern zum Kampfe dem Feinde entgegengerückt seien (*ἐκεῖνοι γὰρ τοῖς πολεμίοις ἀπήντησαν ἐπὶ τοῖς ὁρίοις τῆς Βοιωτίας ὑπὲρ τῆς τῶν Ἑλλήνων ἐλευθερίας μαχούμενοι*).

92 f. *οἵ τε πρέσβεις ἑκατέρων ἀπῆλθον ἐπ' οἴκου ἀνεπικλήτως*. Ullrich in seinen Beiträgen zur Kritik des Thukydides 2 p. 20 hält das Adverbium *ἀνεπικλήτως* in dem hier allein passenden Sinne „unangefochten" für das Richtige. Mit Recht erinnert wohl Classen, es würde dieses Wort für dieses Stadium des gegenseitigen Verhältnisses zuviel ausdrücken. Nur mag seine eigene Erklärung des beibehaltenen *ἀνεπικλήτως* „da der Schein des guten Vernehmens gewahrt wurde, so enthielt man sich auch weiterer Vorwürfe, auf der einen Seite über die Täuschung, auf der andern über die Verhinderungsversuche" immer noch etwas enthalten, was durch den Zusammenhang nicht begründet erscheint. Thuk. erzählt im vorhergehenden Kapitel, wie Themistokles von Lakedämon aus insgeheim seine Landsleute aufgefordert habe, die auf seine Veranlassung von den Lakedämoniern nach Athen abgeschickten Gesandten möglichst unbemerkt zurückzuhalten und sie nicht eher abreisen zu lassen, als bis sie selbst (er und seine unterdessen nachgekommenen zwei Mitgesandten) wieder zurück seien (*κελεύων ὡς ἥκιστα ἐπιφανῶς κατασχεῖν καὶ μὴ ἀφεῖναι· ἐφοβεῖτο γάρ*, setzt er hinzu, *μὴ οἱ Λακεδαιμόνιοι σφᾶς, ὁπότε σαφῶς ἀκούσειαν, οὐκέτι ἀφῶσιν* („an der Abreise verhinderten" Campe). Dieses *κατασχεῖν* sowie das zweimal folgende *ἀφεῖναι* sagt uns, dass ganz einfach nur an eine gegenseitige Verhinderung der Abreise der Gesandten zu denken sei.

Durch kein Wort wird aber dies entsprechender ausgedrückt als durch *ἀνεπικωλύτως* „ungehindert“, welches Adverbium ich hier für das rechte Wort halte. Dasselbe konnte leichter noch als *ἀνεπιλήπτως* durch die Abschreiber in *ἀνεπικλήτως* vorderbt werden und kommt z. B. bei Diod. XVII, 84 p. in. vor: *οἱ δὲ μισθοφόροι παραχρῆμα κατὰ τὰς ὁμολογίας ἐκ τῆς πόλεως ἀπελθόντες καὶ σταδίους ὀγδοήκοντα προελθόντες ἀνεπικωλύτως ἐστρατοπέδευσαν*, woselbst das Komma nicht mit L. Dindorf (in seinen Textausgaben von 1826 und 66) vor, sondern nach *ἀνεπικωλύτως* zu setzen ist, da es als nähere Bestimmung noch zu dem vorhergehenden *προελθόντες* gehört, während *ἐστρατοπέδευσαν* mit den darauf folgenden Worten *οὐδεμίαν ἔννοιαν λαμβάνοντες τοῦ μέλλοντας* innig zusammenhängt.

Nachdem Vorstehendes über zwei Jahre niedergeschrieben war, fand ich in Poppo's grösserer Ausgabe die Bemerkung, dass Aug. Ferd. Lindau in seinem spicilegium criticum in Thucydidem et Livium. Vratislav. 1817 gleichfalls *ἀνεπικωλύτως* in Vorschlag gebracht hat. Obschon Poppo mit dieser Ansicht Lindaus keineswegs einverstanden ist, so glaube ich doch darin eine Bestätigung meiner eigenen finden zu dürfen.

121,4 *μιᾷ τε νίκῃ ναυμαχίας κατὰ τὸ εἰκὸς ἁλίσκονται· εἰ δ' ἀντίσχοιεν μελετήσομεν καὶ ἡμεῖς ἐν πλέονι χρόνῳ τὰ ναυτικὰ καὶ ὅταν τὴν ἐπιστήμην ἐς τὸ ἴσον καταστήσωμεν τῇ γε εὐψυχίᾳ δήπου περιεσόμεθα.*

Das an und für sich richtige *νίκη ναυμαχίας* (VII, 50,1 VIII, 106,1; *νικᾶν ναυμαχίαν* II, 85.4 VII, 66,2 VIII, 106,1) würde hier nur dann an seiner Stelle sich befinden, wenn, was der Zusammenhang nicht erlaubt, an einen Kadmeischen Sieg (Hdt. I, 166 m. Paus. IX, 9,3) zu denken wäre. Lévesque hat den Sinn richtig aufgefasst: par une seule défaite navale il est probable qu'ils sont perdus. Durch ein Substantiv ausgedrückt müsste es demnach *ἥσσῃ* heissen, aber auch nicht *μιᾷ ἥσσῃ ναυμαχίας*, sondern da das Zahlwort zu *ναυμαχία* gehört, *μιᾶς ἥσσῃ ναυμαχίας*. Weil dergleichen Nebenbestimmungen indess mit Hülfe von Participien ausgedrückt zu werden pflegen, so ist nichts sicherer als die Annahme, Thuk. habe *μιᾷ τε* (oder wohl angemessener *δὲ*) *νικηθέντες ναυμαχίᾳ* geschrieben, womit sowohl die Uebersetzung Valla's: si vel una navali pugna superentur, als auch die Enenckels: si una navali pugna vincantur so ziemlich übereinstimmt.

Ganz derselbe Fall, dass eine gute d. h. den Gedanken richtig ausdrückende Uebersetzung das Gegentheil von dem bringen muss, was die treffende Stelle des Textes darbietet, kommt bei unserem Historiker II, 13,2 vor: *τὰ δὲ πολλὰ τοῦ πολέμου γνώμῃ καὶ χρημάτων περιουσίᾳ κρατεῖσθαι.* Hier hätte die Zusammenstellung mit I, 120,5 *πολλὰ γὰρ κακῶς γνωσθέντα — κατωρθώθη* und mit VI, 13,2 *γνόντας ὅτι ἐπιθυμίᾳ*

μὲν ἐλάχιστα κατορθοῦται (nicht — *οῦνται*) *προνοίᾳ δὲ πλεῖστα* allein schon hingereicht, um in dem *κρατεῖσθαι* ein verderbtes *κατορθοῦσθαι* erblicken zu lassen. Denn *κρατεῖσθαι* ist, wie *νικᾶσθαι*, besiegt werden, unterliegen, was aus unzähligen anderen Stellen, am deutlichsten aber aus solchen hervorgeht, wo dasselbe seinem Activum entgegengesetzt wird, wie I, 50,2 *οὐ ῥᾳδίως τὴν διάγνωσιν ἐποιοῦντο ὁποῖοι* (doch wohl *ὁπότεροι* nach I, 63,1. 87,1 IV, 731 und insbesondere VI, 49,3 vgl. mit IV, 20,3) *ἐκράτουν ἢ ἐκρατοῦντο.* VII, 34,7 *οἱ γὰρ Κορίνθιοι ἡγήσαντο κρατεῖν εἰ μὴ πολὺ ἐκρατοῦντο.* Selbst an einer zweiten Stelle IV, 18,3 *καὶ μήποτε ὕστερον — νομισθῆναι τύχῃ καὶ τὰ νῦν προχωρήσαντα κρατῆσαι* wäre ich, eben wegen des unmittelbar vorhergehenden *προχωρήσαντα*, geneigt *κατορθῶσαι* für *κρατῆσαι* zu setzen, zumal ja auch *ὀρθουμένῳ* vorausgegangen. Vgl. noch Paus. I, 26,1.

Bei Herodot gibt es gleichfalls einige Stellen, wo statt des dem Begriffe Niederlage entsprechenden Wortes das gegentheilige herzustellen sein wird. Wenn wir bei demselben (VI, 132 in.) folgenden Worten begegnen: *μετὰ δὲ τὸ ἐν Μαραθῶνι τρῶμα γενόμενον Μιλτιάδης καὶ πρότερον εὐδοκιμέων παρὰ Ἀθηναίοισι τότε μᾶλλον αὔξετο*, so müssen wir Larcher Recht geben, wenn er sich die Freiheit nimmt das Wort *τρῶμα* durch défaite des Perses zu übersetzen. Er hätte es leichter gehabt, wenn er in seinem Texte das richtigere *ὄρθωμα* gefunden hätte. Derselbe Fall findet sich noch IX, 90 in *τῆς δὲ αὐτῆς ἡμέρης τῆσπερ ἐν Πλαταιῇσι τὸ τρῶμα ἐγένετο συνεκύρησε γενέσθαι καὶ ἐν Μυκάλῃ τῆς Ἰωνίης* und abermals c. 100; wogegen an sechs anderen Stellen: I, 18 n. IV, 160 a. f. V, 121 in. VII, 233 c. m. VIII, 27 in. das Wort *τρῶμα*, clades, an seinem Platze ist.

Aber auch das Verbum *ἁλίσκονται* an unserer Hauptstelle wird nicht ganz unverändert bleiben dürfen. Es könnte zwar von den beiden Hauptbedeutungen desselben, capi und deprehendi, die erstere, welche bei Thuk. von Städten selbst etwa fünfmal (I, 23,2 III, 29,1 und 2 V, 3,3 VI, 2,3) vorkommt, angenommen werden. Denn nach der Analogie von *Ἀθηναῖοι ἐτειχίσθησαν* (I, 93,5) = *Ἀθηναίων ἡ πόλις ἐτειχίσθη* würde es eben auch mit *Ἀθηναίων ἡ πόλις ἁλίσκεται* einerlei Bedeutung haben.

Längere Zeit dachte ich auch mit Rücksichtnahme auf den Inhalt der zunächst vorhergehenden Sätze an *ἀναλίσκονται* = *Ἀθηναίων τὸ δημόσιον* (od. *κοινὸν*) *ἀναλίσκεται*, in welchem Falle zu *ἀντίσχοιεν* statt *πολεμοῦντες* (od. auch *ναυμαχοῦντες*) *δαπανῶντες* zu ergänzen sein möchte. Und an einer anderen Stelle (VII, 40,3): *ἔπειτα οὐκ ἐδόκει τοῖς Ἀθηναίοις αὐτοῦ ὑπὸ σφῶν αὐτῶν διαμέλλοντας κόπῳ ἁλίσκεσθαι ἀλλ' ἐπιχειρεῖν ὅτι τάχιστα* wird wohl auch *ἀναλίσκεσθαι* gelesen werden müssen. Denn ein den lateinischen Verben confici, consumi, conteri entsprechendes dürfte hier am passendsten sein und Heilmanns Ueber-

setzung: darauf fanden die Athener nicht dienlich bei längerem Zögern sich selbst durch allerlei auszustehende Beschwerden aufzureiben trifft weit besser als Campes: sie wollten sich nicht durch ihre eigene Schuld, wenn sie lange zauderten, in Folge der Erschöpfung eine Niederlage bereiten.

An unserer fraglichen Stelle möchte aber weder die Einnahme der Hauptstadt der Feinde, noch die Erschöpfung ihrer Geldkräfte, sondern die durch deren Besiegung herbeigeführte Unmöglichkeit ferneren Widerstandes, mithin die Vernichtung ihrer Macht der richtige, ja nothwendige Ausdruck sein. Denken wir nämlich an den grossen Kampf selbst, so war derselbe vollkommen entschieden noch ehe der Besiegten Hauptstadt gefallen war und selbst nach fast gänzlicher Erschöpfung des Hauptmittels zur Kriegführung setzten die Bürger Athens den Kampf noch gegen zehn Jahre mit Ausdauer fort. Erst der Verlust ihrer Kriegsflotte im Hellespont machte dieselben wehrlos und gab sie in die Hand ihrer Feinde. Dieses Ziel hatten die Peloponnesier und vor allen die Lakedämonier im Auge und mussten es haben, als sie den Krieg unternahmen (I, 118,2 IV, 85,2); dass sie, die Widerstandsfähigkeit Athens unterschätzend, dasselbe weit früher erreichen zu können wähnten, als dies der Fall wurde, das deutet Thuk. auch an anderen Stellen (insbesondere V, 14,2 IV,85,1) an, so wie er es hier den Korinthischen Redner aussprechen lässt.

Ich glaube von dem Wahren nicht sehr abzuirren, wenn ich annehme, Thuk. habe dies in folgenden Worten gethan: *μιᾷ δὲ νικηθέντες ναυμαχίᾳ κατὰ τὸ εἰκὸς καταλύσονται.* Die ersten drei Buchstaben dieses Verbs sind vielleicht wegen der Aehnlichkeit der drei letzten des unmittelbar vorhergehenden Wortes *εἰκός* weggefallen, in Folge dessen leicht aus dem noch übrigen *-αλύσονται* als Abänderung oder Verbesserung *ἁλίσκονται* sich ergab, wobei das Futur, welches wir erwarten, zugleich mit verschwand. Thuk. bedient sich zwar in diesem Sinne hauptsächlich des synonymen Verbs *καθαιρεῖν.* So mit den Objekten *ἀρχήν, δύναμιν, ἰσχύν* (*τὴν τῶν Ἀθηναίων*); meistens aber sagt er ganz kurz *καθελεῖν Ἀθηναίους* (I, 77,4 III, 13,6 IV, 85,2 VIII, 2,3). Allein mit Bezug auf VIII, 26,1 *ξυνεπιλαβέσθαι τῆς ὑπολοίου Ἀθηναίων καταλύσεως*, auf das *καταλῦσαι τὸν Μῆδον* VII, 31,3 neben *καθελεῖν τὸν βάρβαρον* V, 89,1, das *καταλῦσαι τοὺς τυράννους* I, 18,1 VIII, 68,4 *τ. μονάρχους* I, 122,3 *τὴν τυραννίδα* VI, 53,3 sowie auf die vielen Stellen anderer Schriftsteller trage ich nicht das mindeste Bedenken dasselbe Verb an unserer Stelle als das richtige anzusehen und dem Thuk. zu vindiciren, und ich möchte dies auch noch V, 26,1 *μέχρι οὗ τήν τε ἀρχὴν κατέπαυσαν τῶν Ἀθηναίων Λακεδαιμόνιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι καὶ τὰ μακρὰ τείχη καὶ τὸν Πειραιᾶ κατέλαβον* sowie V, 91,1 *ἡμεῖς δὲ τῆς ἡμετέρας ἀρχῆς ἢν καὶ παυθῇ οὐκ ἀθυμοῦμεν τὴν τελευτήν* thun. Erstere Stelle scheint

mir folgendermassen hergestellt werden zu müssen: μ. οὐ τ. τ. ἀρχὴν κατέλυσαν τὴν Ἀθηναίων Λ. κ. οἱ ξ. κ. τ. μ. τ. κ. τ. Π. κατέβαλον mit dem cod. Par. f. statt κατέλαβον und zwar aus mehr als einem Grunde, worüber einmal späterhin); letztere: ἢν καὶ καταλυθῇ, indem wohl die Präposition des Verbs durch das vorhergehende καὶ absorbirt ist, ähnlich wie V, 21,2 καὶ λυσάντων τὸν πόλεμον, wo zu lesen ist καὶ καταλυσάντων τὸν πόλεμον.

122,3. ἡμεῖς δὲ οὐδ'ἡμῖν αὐτοῖς βεβαιοῦμεν αὐτό, τύραννον δὲ ἐῶμεν ἐγκαθεστάναι πόλιν, τοὺς δ'ἐν μιᾷ μονάρχους ἀξιοῦμεν καταλύειν.

Was bedeutet οἱ ἐν μιᾷ (πόλει) τύραννοι? Schwerlich etwas anderes als „die Tyrannen in einer (einzigen) oder in einer und derselben Stadt." Da aber die Gewalt und Herrschaft eines Tyrannen die eines Einzelnen ist, was schon der synonyme Ausdruck μόναρχος so wie das singulare imperium der Lateiner besagt, so könnte man nur etwa die gerade in einem Staate herrschenden Oligarchen darunter begreifen, vom Standpunkte eines Demokraten aus betrachtet und benannt, wie wir davon an den Dreissig zu Athen ein sprechendes Beispiel haben. Dies kann hier nicht gemeint sein, sondern wohl nur was Heilmann bereits richtig in seiner Uebersetzung ausgedrückt hat: „unterdessen dass wir solche unumschränkte Regenten in einzelnen Städten zu stürzen suchen." Das würde aber griechisch heissen: τοὺς ἐν ταῖς πόλεσι τυράννους, τοὺς κατὰ πόλεις τ., τοὺς ἐν ἑκάστῃ πόλει oder ἐν (μιᾷ) ἑκάστῃ τῶν πόλεων τυράννους.

Bei dieser allgemeinen Fassung des Gedankens konnte freilich jede Stadt in Griechenland gemeint sein, auf welche sich der Einfluss Spartas erstreckte, wie dies vor Zeiten ja selbst in Bezug auf Athen der Fall gewesen war. Da jedoch die Dinge sich geändert hatten, da Spartas Einfluss damals auf die Staaten seiner Symmachie, also vorzugsweise auf die peloponnesischen, eingeschränkt war, so musste auch dem entsprechend der Bereich der möglichen und hauptsächlich durch Sparta zu stürzenden Tyrannenherrschaften als ein engerer bezeichnet werden.

Ich glaube, Thuk. hat geschrieben: τοὺς ἐν ἡμῖν μονάρχους. Das η ist vielleicht durch das vorhergehende ν — beide Buchstaben wurden ja nicht selten von den Abschreibern vertauscht — ausgefallen und dann konnte aus μιν leicht das wunderliche μιᾷ werden und zwar veranlasst durch das kurz vorausgehende πόλιν, obwohl die Beziehung auf dasselbe immer eine sehr harte bleibt. So wird erst der Gegensatz gewonnen, dessen es hier bedarf, um die Peloponnesier auf eine schlagende Weise von der Widersinnigkeit und Unbegreiflichkeit eines längeren unthätigen Verhaltens Athen gegenüber zu überzeugen.

Zu ἀμφί.

In den Phönissen des Euripides, (v. 1516), begegnet uns die Stelle: τίς ὄρνις ἀκροκόμοις ἀμφὶ κλάδοις ἑζομένα . . .; wo die Präposition allerdings vielleicht satzmässig gegeben werden könnte, etwa: Welcher Vogel, so auf dem Zweige sitzend, dass er ihn umfängt, wird . . .? Indess ist es wohl gerathener, ἀμφὶ als in örtlicher Bedeutung gebraucht zu betrachten. Homer hat z. B. ἀμφ' ὤμοισιν ἐδύσατο τεύχεα καλά = ἐπ' ὤμοισιν und nach diesem Beispiele heisst ἀμφὶ κλάδοις ἑζομένα auf den Zweigen ruhend, über dem Gezweige sitzend, auf die Zweige hinsitzend. Ἀμφὶ träfen wir also hier in seiner ursprünglichen Bedeutung, die wenigstens das verwandte sanskr. *abhi* enthält So z. B. *abhidaxam* = ἐπὶ δεξιά, rechtshin; *abhibhu* überlegen, (woher auch *abhimâna* die hohe Meinung); *abhikratu* übermüthig; *abhibhawa* übermächtig; *abhiǵnâ* übernatürliche Erkenntniss.

Diese ursprünglich (mehr oder weniger) locale Verbindung, die das ἀμφὶ bezeichnet und wodurch es dann ἐπί = auf gleich kömmt, erscheint auch in der aphäretischen Form von *abhi*, nämlich im griech. Suffix -φι (aus *a-bhi*) = auf, als: κρατερῆ-φι βίη-φι πεποιθώς = auf seine Kraft bauend, ἐπὶ βίᾳ . . .; θύρη-φι = ἐπὶ θύραις.

Dieses -φι, (aus *abhi*) begegnet noch in αὐτό-φι = αὐτό-θι, auf, demselben Platze. Absichtlich setze ich αὐτό-θι dem αὐτόφι gleich-weil dieses -θι ebenfalls aus *adhi* wurde und ihrer Bedeutung nach dem *abhi* wirklich gleich kömmt. Daher z. B. skr. *abhikrama* oder *adhikrama* das Hinaufsteigen, *adhishtâtar* der Aufseher, ἐπιστάτης; *adhyaxas* der Aufseher, (aus *adhi axas* das Auge), ἐπίσκοπος; *adhyâwâpa* das Aufstreuen, (aus *adhi âwâpa*); *adhy„âs“ana* das Aufsitzen, (τὸ ἐφ-„ῆσ“-θαι). Oder in der Bedeutung „über“, als: *adhidanta* der Ueberzahn, *adhipati* der Oberherr, *adhiwâsâ* der Ueberwurf (= ἐπίβλημα).

Was dann den Wegfall des initialen *a* in *adhi* und *abhi* (= ἐπί) anlangt, so lässt sich *-bhi* und *dhi* auch mit skr. *api* = ἐπί, *pi* vergleichen. Die Sankritsprache hat nämlich z. B. sowohl *apidhâna* als *pidhâna* die Decke, (verwandt zu ἐπιθήκη); sowohl *apinahyâmi* ἐπινήθω als *pinahyâmi ad-nec-to*, ich näh-e auf. Ueber πι-θηκος s. Art. *simia*.

Dazu kömmt das germanische Präfixum *bi-*, *be-* = *-bhi*, -φι. Daher goth. *bi-gitan* auffinden; *bi-svaran* aufschwören, beschwören; *bi-thragjan* = ἐπιτρέχειν; *bi-thê* darauf, ἔπειτα. Englisch *to be-come* aufkommen, ἀναδραμεῖν[1]); *to be-dight* aufputzen, *to be-get* aufbringen, zeugen.

Dabei verleugnet aber dieses *bi-*, *be-* nicht auch in der Bedeutung die Verwandtschaft mit ἀμφί, *umbi*; denn das mit dem gr. Suffix -φι

---

[1]) ἀναδραμεῖν s. Herod. VII 156,6.

verwandte goth. Präfix *-bi* heisst so viel als *ἀμφί* = um z B. *bi-bindan* umbinden, *bi-gairdan* umgürten, *bi-hvairban* umdrängen, *bi-hvaibjan* umwinden, *bi-skeinan* umleuchten. Englisch *to be-cloud* umnebeln, *to be-gird* = goth. *bi-gairdan, to be-gloom* oder *to be-mist* umdüstern. Unser W. be-graben steht zu goth. *bi-graben* umgraben, also „be"- = *circum,* wie begnauen *circumrodere;* die Be-schneidung = *περιτομή,* goth. *bi-maita.*

Diese Bedeutung vom Präfix *bi-* liegt auch im vollen Präfixe *abhi-* als „*abhiċaxanâ* der „Umblick.[2]) Zehetmayr.

Literarische Notizen.

Griechische Literaturgeschichte für höhere Lehranstalten und für weitere Kreise bearbeitet von Dr. W. Kopp. Berlin 1874. Verlag von Jul. Springer. 230 S. in kl. 8. Durch das Büchlein soll der reiferen Jugend eine erfrischende Ergänzung ihrer grammatischen Studien werden, weiteren Kreisen eine neue Anschauung des Altertums und Freude an demselben erwachsen. Es bewegt sich daher, fern von trockener Aufzählung, in einer allg. verständlichen und dem idealen Inhalt angemessenen Sprache und beschränkt sich auf einen dem angegebenen Leserkreis entsprechenden Umfang, wobei Homer und die attische Zeit hervortreten, dagegen in der byzantinischen eine strenge Auswahl getroffen ist.

Erzählungen aus der Geschichte. Für Schule und Haus. Von H. W. Stoll. 5. Bdchen.: Von der franz. Revolution bis zur Erneuerung des deutschen Kaiserreichs. Leipzig, bei Teubner. 1873. 172 S. in kl. 8. Von diesem Bändchen gilt dasselbe was S. 227 des IX. Bds. dieser Bl. über die vorausgehenden 4 gesagt worden ist.

Uebersicht der Weltgeschichte in synchronistischen Tabellen zum Gebrauch für Gymnasien und Realschulen sowie für alle Freunde der Geschichte von C. Winderlich. 4. verb. und bis in die neueste Zeit fortgeführte Auflage. Breslau 1873 J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 119 S. in 8. Preis 15 Sgr. Nach Anlage und Durchführung zur festen Einprägung der geschichtlichen Data, besonders zur Wiederholung des Erlernten brauchbar.

Alte Geschichte für die Anfangsstufe des historischen Unterrichts. Von Dr. Daniel Müller, Prof. am Polytechnikum zu Carlsruhe. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1873. 166 S. in 8. Das Buch gibt nur das, was der Schüler als unentbehrliches Material festhalten muss, aber nicht in Tabellenform oder in halbstilisierten Andeutungen, was dem Verfasser ungenügend erscheint, sondern so, dass es der Schüler lesen und mit Hilfe desselben das Erlernte im Zusammenhange referieren kann. Es beschäftigt sich vorzugsweise mit der Jugendgeschichte der Griechen und Römer und bereitet damit zugleich auf diese Autoren vor.

Der Lateinzwang an der Realschule von Dr. Friedr. Schödler. Braunschweig, bei Vieweg & Sohn. 1873. 32 S. in 8. Die Realschule kann und will, sagt der Verf, nicht dieselbe oder die gleiche Bildung geben wie das Gymnasium; sie wäre ja sonst unnötig; aber für die ge-

[2]) *ċax* eine reduplicirte Form aus *ċa-kçâ ċa-kâç, kaç-ê* aber bedeutet sichtbar werden, erscheinen.

hobenen bürgerlichen Lebenskreise gewähre sie ebenso eine entsprechend genügende Bildung, wie das Gymnasium für die gelehrten Stände. Das Latein gehöre nicht in die Realschule.

Guillaume Tell ou La Suisse libre par M. de Florian. Mit grammatischen und historisch-geographischen Bemerkungen und einem vollständigen Wörterbuche herausgegeben von Dr. Ed. Hoche. 15. verb. Aufl. Leipzig, 1873. Verlag von Ernst Fleischer. Eine handliche Ausgabe: nur der Druck der Noten und des Wörterbuches ist etwas klein.

British and American Standard Authors. With Biographical Sketches, Introductions, and Explanatory Notes for the use of Shools and Private Tuition edited by Dr. F. H. Ahn. IX. Dickens's The Chimes. X. Milton's Comus, Lycidas, L'Allegro and il Penseroso. Leipzig, by E. Fleischer. 1873.

Fräulein von La Seiglière. Lustspiel in 4 Akten von Jules Sandeau. Zum Rückübersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von H. Breitinger. Zürich, bei Fr. Schulthess. Pr. 36 kr. Unter dem Text sind in mässigem Umfang Noten zur Erleichterung angebracht.

Lesebuch aus Shakespeare. Scenen, Stellen, Inhaltsangaben. Mit Einleitung und Wörterbuch, herausgegeben von Dr. K. Bandow. Berlin, Verlag von R. Oppenheim. 1873. 214 S. in kl. 8. Der Verf. will in die hervorragendsten Stücke des Dichters einführen. Da er ein Schulbuch für die Jugend beider Geschlechter schreiben wollte, so hat er alles Anstössige beseitigt. Neben dem Wörterbuche wären vielleicht noch Noten unter dem Text zu wünschen gewesen.

Von demselben Verf. erschien im nemlichen Verlage: History of Charles I, King of England and of the Commonwealth. Aus A history of England by David Hume. 151 S. in kl. 8. Ein kurzgefasster Kommentar ist angehängt.

Trappe Albert, Schul-Physik. 6. verbesserte und vermehrte Auflage, mit 256 in den Text gedruckten Abbildungen. Ferd. Hirt, k. Universitäts- und Verlags-Buchhandlung. Breslau 1873. Der Verf. ist bestrebt in möglichster Kürze dem Schüler die wichtigsten Erscheinungen und Gesetze der Physik vorzuführen; er will dasselbe nicht als Lehrbuch sondern als Unterstützung sowol für den Lehrer als den Schüler betrachtet wissen, und dass ihm dies gelungen, geht daraus hervor, dass es innerhalb 2 Jahren eine neue Auflage erforderte.

Der Menschenfreund auf dem Throne. Leben und Wirken des edlen Kaisers Joseph des Zweiten. Herausgegeben von Franz Otto. Verlag von Spamer in Leipzig. 2. verbesserte und erweiterte Auflage. Mit 30 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Preis 7½ Sgr. Eine passende Lectüre für Schüler der IV. Lat.-Kl.

Unsere Zeit. Bilder aus dem Natur- und Menschenleben. Mit Beiträgen von mehreren, herausgegeben von H. E. Stötzer. Mit 100 Text-Abbildungen und vier Tonbildern. Leipzig. Verlag von Spamer. 1874. Preis 1 Thlr. Enthält interessante Aufsätze gemischten Inhalts und empfiehlt sich zur Privatlektüre für mittlere Gymnasialklassen.

Neue Auflagen in der Weidmann'schen Sammlung griech. und lat. Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen:

Platons ausgewählte Dialoge, erklärt von H. Sauppe. II. Bdch. Protagoras. 3. Auflage.

Cicero's ausgewählte Reden, erklärt von K. Halm. IV. Bdchen. Die Rede für P. Sestius. 4. vielfach verbesserte Auflage.

Cornelius Tacitus, erklärt von K. Nipperdey. II. Bd. Ab excessu divi Augusti XI— XVI. Mit den Varianten der Florentiner Handschrift und der Rede des Claudius 3. verbesserte Auflage.

Sophokles, erklärt von F. W. Schneidewin. 5. Bdchn. Elektra. 6. Auflage, besorgt von A. Nauck.

Auszüge aus Zeitschriften.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen. 4.

I. Die Authadie des Kreon in der „Antigone". Von Dr. Berch. Die Antigone habe eine allg. ethische Tendenz, in der auch die künstlerische Einheit des Stückes gefunden werden müsse. Auch sie lehre, dass die φρόνησις der Güter bestes sei; in diesem Sinne seien beide Hauptcharaktere, Antigone wie Kreon, aufzufassen. Die Authadie sei der Grundzug in dem Charakter des Kreon. — Beitrag zur Kritik und Erklärung der Xenophonteischen Anabasis von P. Weissenfels. Xen. anab. IV. 2. und VI. 6. 3 werden besprochen.

5.

I. Ueber Zweck und Methode des lat. Aufsatzes auf Gymnasien, mit Rücksicht auf die neuesten Angriffe. Von Prof. Dr. W. Hirschfelder in Berlin. Der Verfasser ist ein warmer Verteidiger des lat. Aufsatzes, dessen Nützlichkeit er darthut, unter Hinweis auf die entsprechende Methode.

6.

I. Nochmals die Authadie des Oed. Tyrannus. Von Dr. Berch. Gegen die Angriffe Hertels in Torgau (Bd. 26. Heft 3 und 5) gerichtet.

7. 8.

I. Unsere moderne Schulerziehung ist einseitig. Von Dr. Schild. Der Verfasser macht auf die Vernachlässigung des leiblichen Wohles bei der modernen Schulerziehung aufmerksam. Er will zeigen: 1) wie unsere moderne Erziehung so einseitig geworden ist; 2) was bis jetzt zur Abhilfe geschehen ist und wie es heute damit sich verhält; 3) wie es besser werden soll. Der 1. Punkt ist durch einen histor. Ueberblick über das Erziehungswesen seit den Zeiten der Hellenen erledigt, weiteres in Aussicht gestellt. — Die Wichtigkeit des Spieles für die Erziehung. Von Dr. Volcmar Hölzer. Enthält viel Wahres.

9.

I. Das griech. Scriptum in Prima. Von Dr. Schimmelpfeng. (Tritt für dasselbe ein). — Die lat. Orthographie in der Schule. Von Dr. Lattmann. (Gegen mehrere Neuerungen gerichtet). — Prüfungs-Kommissionen und Provinzial-Schulkollegien. Von Landferman, Prov.-Schulrat a. D. (Eine rein preussische Angelegenheit).

10.

I. Der Lehrgehalt des französ. Unterrichts auf unseren Gymnasien. Von E. v Sallwürk. Enthält beachtenswerte Winke in Bezug auf Zweck, Umfang und Methode des franz. Unterrichts.

II. Enthält unter anderem eine empfehlende Anzeige von Ziegler's Ebener und sphärischer Trigonometrie (von Prof. Dr. Erler).

Zeitschrift für die österreich. Gymnasien. 4.

I. Zu Cicero's philosophischen Schriften. Von J. Vahlen. (Verbesserungsversuche zu de nat. deorum. II, 2, 6; II, 59, 147; III, 14,

35; Tusc. disp. I, 48, 116; Cat. maj. 17, 61; Lael. 23, 68). — Zu Livius fünfter Decade. Von J. Vahlen. (Kritisches zu XLIV, 6, 5; XLV, 24, 14). — Kritisches und Exegetisches zu des Euripides Helena. Von H. Cron. Besprochen und teilweise emendiert worden v. 151; 267 f.; 577 f.; 712 f.; 785; 856, 1056; 1074; 1117; 1180; 1233—1237; 1447; 1650.

5.

I. Ergänzungen zum latein. Lexikon. Von C. Paucker zu Dorpat. 200 Wörter aus späterer Latinität mit neuen Belegstellen, die grösstenteils eine ältere Gewährschaft oder sonst eine grössere Beglaubigung für die Gebräuchlichkeit der Wörter darbieten). — Zu Lucretius (311 ff.). Von Fr. Polle. Gegen Mähly (S. 97 dieser Zeitschrift.)

In den „Mitteilungen aus der histor. Literatur etc. von Prof. Dr. R. Foss. I. Jhrgg. 3. Heft“ wird referiert über: 1) Richter, Annalen des fränk. Reiches (sehr empfehlend; vgl. S. 323 f. dieser Bl.) 2) Rambaud, L'empire grec au dixième siècle. 3) Ulmann, Franz v. Sickingen. 4) Heigel, Ludwig I., König von Bayern (sehr anerkennend). 5) Jansen, Uwe Jens Lornsen. 6) Bünger, die Erhebung Schleswig-Holsteins am 24. März 1848. 7) Sugenheim, Aufsätze und biographische Skizzen zur franz. Geschichte.

Statistisches.

Ernannt: Ass. Behr in Schweinfurt (Konk. 1872) zum Studl. in Kusel; Seminarlehrer Ludw. Fing in Bamberg zum Religionslehrer in Straubing; Assistent Dörschel in Kempten (Konk. 1872) zum Studl. und Subr. in Ludwigshafen; die Lehramtskandidaten Thenn (Konk. 1865) und Pfissner (Konk. 1869) zu Studienlehrern in Annweiler; Stadtvikar Volck zu München zum Religionslehrer an der lat. Schule in Nürnberg; Lehramtskand. Drescher (Konk. 1872) zum Studl. in Winnweiler; Prof. Hartmann in Passau zum Lyc.-Prof.; Studl. Steck in Regensburg zum Gymn.-Prof. in Passau; Ass. Moser in Freising zum Studl. in Regensburg; Privatlehrer J. Adelmann in Bamberg zum franz. Sprachlehrer in Landshut; Lehramtskand. Hiller (Konk. 1865) zum Studl. in St. Ingbert; Ass. Sarreiter in Speier (Konk. 1868) zum Studl. in Edenkoben; Lehramtskand. Plank (Konk. 1857) zum Studl. in Blieskastel; Studl. Spies in Grünstadt zum Subr. daselbst; Studl. Beck in Dürkheim zum Subr. daselbst; Lehramtskand. Hans Mezger zum prot. Religions-Lehrer am Max-Gymn. in München.

Versetzt: Studl. P. Jos. Paul Huber vom Ludw.-Gymn. in München nach Passau: Prof. P. Franz Steigenberger von St. Stephan in Augsburg nach Grünstadt; Studl. Bartenstein von Grünstadt nach Kirchheimbolanden; Studl. Mehlis von Hersbruck nach Dürkheim.

S. 330 Z. 27 v. o. ist zu lesen: Dr. Flasch zum Klassverweser in Würzburg; Subr. Wimmer in Lohr zum Studl. am Ludw.-Gymn. in M.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.